Baltische Monatsschrift

Balt 2011.3

No 8748

Google

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Neunundvierzigster Jahrgang.

LXIV. Band.

Riga 1907.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Andreasstraße Nr 8.

Law 40.7 Balt 2011.3

Harvard College Library
APR 23 1909
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Inhaltsverzeichnis.

Band LXIV.

	Seite
Livland um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Von E. . . .	1
Baltische Bibliothek. Von Dr. J. Groß	21
Liv-, Est- und Kuländer auf der altrn Universität Straßburg. Von Dr. phil. Wilhelm Arnold Christiani . . .	33
Georg von Brevern über eine russische Konstitution	56
In zwei Welten. Von E. v. Schrenck	62
Karl Petersen. Von Viktor Hehn †	65
Literarische Studienblätter. Von H. Mordsoot (Helene Taubner)	92
Ein baltisches Besuch bei Goethe. Nebst Abbildung	110
Berichtigungen	115
Mitteilung an die Leser	116
Livländische Pasquille und Spottverse und ihre Verfasser. Von Theodor v. Riekhoff †. . . . . 121.	152
Ein großer Mangel in der Ausbildung der Prediger und andrer öffentlicher Redner. Von Gustav Haller . . .	141
Eine neue deutsche Literaturgeschichte. Von E. v. Schrenck .	147
Notiz: Die Patkul-Bibel in Elisabeth. Von O. M. St	150
Gedichte. Von E. von Harten.	168
Ferdinand Seraphim 1827—1894. Ein baltisches Juristenleben .	270
Wilhelm Leibl. Von Reinhold von Mueller	215
Kulturgeschichtliche Miszellen:	
Das landwirtschaftliche Institut in Alt-Autzhof.	234
Literarische Rundschau:	
Ein baltisches Liederbuch. Von E. F.	243
Baltische Bürgerkunde. I. — Brausam, Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. — Dr. E. Seraphim, Baltische Geschichte im Grundriß. Von FH.	246
Feld, Paul Th., Der Stammbaum der Familie Lenz in Livland, nach einem neuen System. Von E. G.	260

* * *

Baltische Revolutionschronik. 1905. Mai — Oktober.

Livland um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die livländische Landesgeschichte hat über zwei Perioden von ausgesprochen revolutionärem Charakter zu berichten. Beide gehören den letzten hundert Jahren unsrer Vergangenheit an, beide haben mit Versuchen zu gewaltsamer Russifizierung des Landes in Verbindung gestanden, beide die Merkmale einer zugleich religiösen, nationalen und politischen Umsturzbewegung getragen. Die erste dieser beiden Perioden datierte von den 40er, die zweite von den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Beide Epochen sind durch so zahlreiche Momente mit einander innerlich verbunden gewesen, daß jeder Versuch zur Erklärung des revolutionären Ausbruchs von 1905 und der ihn begleitenden Erscheinungen bei den livländischen Ereignissen des Dezenniums 1840 bis 1850 einsetzen muß. Der bestehenden Rechtsordnung und den überkommenen Bildungs- und Kulturzuständen des Landes drohte diese unglückliche Periode in zwiefacher Rücksicht den Untergang an Verarmung, Unzufriedenheit und Auswanderungslust der landlichen Bevölkerung ließen unzweifelhaft erscheinen, daß das bei Aufhebung der Leibeigenschaft aufgerichtete agrarische System durchaus verfehlt gewesen, — indessen der Massenübertritt lettischer und estnischer Lutheraner zur griechisch-orthodoxen Kirche erkennen ließ, daß es einer Erneuerung des kirchlich-religiösen Lebens bedürfe, wenn die einmal gewonnenen Grundlagen unsrer sittlichen Kultur nicht rettungslos verloren gehen sollten. Diese Erkenntnisse brachen sich so rasch und so unaufhaltsam Bahn, daß Versuche zu tiefgreifenden Umgestaltungen im Gange waren, bevor auch nur die Mitte des Jahrhunderts erreicht worden. Daß das den „77 Punkten“ und den Agrargesetzbüchern von 1849 und 1860 zugrunde liegende System ein Werk der sog. Völkerfahmschen Reformbewegung war,

ist ebenso bekannt, wie daß die damalige kirchlich-religiöse Erneuerung vornehmlich von der Dorpater theologischen Fakultät ausging.

Die Stellung, welche die Mehrzahl der Gebildeten des Landes (man würde heutzutage „die öffentliche Meinung" sagen) zu diesen beiden Reihen reformatorischer Versuche einnahm, war eine für die damaligen Zustände bezeichnende. Es bestand seit der Wende des Jahrhunderts zwischen Stadt und Land (d. h. Adel und Bürgertum) ein Gegensatz, der ein richtiges Verständnis für die Gemeinsamkeit der Interessen unsrer deutschen Stände nahezu ausschloß. Auch bei patriotisch denkenden Männern des gebildeten Bürgertums prävalierte die Meinung, die ländlichen Zustände seien ausschließlich Sache der Nächstbeteiligten, bezw. des Adels, auf dessen Verschulden der Zusammenbruch der agrarischen Organisation so gut wie ausschließlich zurückzuführen sei. Von der durch Fölkersahm und dessen Freunden unternommenen Reformarbeit wurde in Riga und der Mehrzahl der übrigen Städte bis zum Anfang der 60er Jahre so wenig Notiz genommen, daß die von der seit 1860 jugendlich aufflackernden Presse veröffentlichten Auseinandersetzungen über die erzielten Resultate und insbesondere über die Fortschritte des Bauerlandverkaufs vielfach überraschend wirkten — selbst die Namen der Führer der Agrarreform waren ausgedehnten Kreisen unbekannt geblieben.

Ganz anders stand es um den Eindruck, den der in den 40er Jahren erfolgte Massenabfall des Landvolks von der evangelischen Kirche den Gebildeten unsrer Gesellschaft — und nicht diesen allein — gemacht hatte. Bis in die Kreise des Kleinbürgertums hinaus brach sich die Empfindung Bahn, daß eine Verschuldung der herrschenden Klasse vorliege, welche den Untergang aller Ergebnisse deutsch-protestantischer Kulturarbeit eines halben Jahrtausends androhe. Dem Eingeständnis, daß Erschlaffung der öffentlichen und der privaten Moral, Arbeitsscheu und törichte Selbstzufriedenheit der Privilegierten den überkommenen Zustand an den Rand des Verderbens geführt hätten, konnten sich auch die eingefleischtesten Optimisten nicht entziehen. Sollte überhaupt noch geholfen werden, so müßte der Zustand jener „Gemütlichkeit" ein Ende nehmen, welcher sich grade gehen ließ und für das Zeugnis eines guten Gewissens ansah, was in Wahrheit nur ein Produkt moralischer Stumpfheit und eines Behaglichkeitsdusels

à tout prix gewesen war. Wenige Jahrzehnte zuvor war erlebt worden, daß das unter der Herrschaft des Vulgärrationalismus und der Rührseligkeit des philosophischen Zeitalters in Schmach und Elend geratene deutsche Nachbarland sich innerlich erneuert hatte und daß diese sittliche Erneuerung als die Rückkehr zu dem verlassenen frommen Glauben der Väter und der Überlieferungen der Reformation des 16. Jahrhunderts eingeleitet worden war. Der Weg, den wir einzuschlagen hatten, wenn eine sittliche und religiöse Erneuerung uns zur Rettung verhelfen sollte, schien damit bezeichnet und ein Beispiel gegeben worden zu sein, dem nach geeifert werden mußte und mutatis mutandis nachgeeifert werden konnte.

Zum Verständnis der durch diese Stimmung herbeigeführten Verfügung unsres kirchlichen Lebens bedarf es einer Orientierung über die religiösen Zustände, welche das 19. Jahrhundert in Livland vorgefunden hatte. Wie anderswo war auch bei uns dem erstarkten Luthertum des nachreformatorischen Zeitalters durch den des Pietismus neues Blut in die Adern gegossen worden. In Liv- und Estland war dieser Pietismus so gut wie ausschließlich in einer Form aufgetaucht, — derjenigen des Herrnhutertums. Unter Zinzendorfs persönlicher Mitwirkung war die neue ecclesiola in ecclesia mit wunderbarer Schnelligkeit von der unteren Düna bis zum finnischen Meerbusen und zu den Gestaden Oesels und Moons vorgedrungen. Zwei Umstände waren dafür entscheidend gewesen, daß die Sendboten der Brüdersozietät die Herzen unsrer Letten und Esten im Sturm eroberten. Diese Sendboten waren die ersten Deutschen, die nicht als Herren, sondern als Brüder der beiden unterworfenen Völker ins Land gekommen waren, und sie hatten eine Gemeindeorganisation mitgebracht, welche für Selbsttätigkeit und Mitarbeit aller Gläubigen Raum ließ. Als Helfer, Bethaus-Vorsteher, Leiter von sog. Chorversammlungen, als Mitglieder der ersten und der zweiten „Stände", fanden begabte Gemeindeglieder Spielraum für ihren geistlichen Tätigkeitsdrang. Sie kamen in die Lage, nicht nur Empfangende, sondern auch Gebende zu sein, an dem Regiment der ecclesiola einen gewissen Anteil zu nehmen, den deutschen Brüdern als Gleichberechtigte an die Seite zu treten und Würden zu erwerben, die sie aus der Masse ihrer Volksgenossen heraushoben. Ein ferneres Verdienst

hatte die Sozietät dadurch erworben, daß sie sich des verwahrlosten Volksschulwesens annahm und zu Wolmar das erste lettisch-estnische Lehrerseminar gründete. — Was noch fehlte, um Herrnhut wahrhaft populär zu machen und in den Augen des Volkes mit einem Heiligenschein zu umgeben, wurde dadurch fertig gebracht, daß die kirchlichen und weltlichen Autoritäten des Landes sich durch Tatsachen und Ausschreitungen einzelner übereifriger Brüder im Jahre 1743 zu einem Vorgehen gegen die Sozietät bestimmen ließen, das mit unkluger Pedanterie und inhumaner Härte in Ausführung gebracht wurde. Das Martyrium, das man einzelnen Freunden Zinzendorfs bereitete, machte für deren Sache wirksamere Propaganda, als Empfehlungen und Begünstigungen irgend vermocht hätten. Als der erste Verfolgungseifer verraucht und vollends als in der Person des Generalsuperintendenten Christian David Lenz ein Gönner Herrnhuts an die Spitze des Kirchenregiments getreten war, fanden die scheinbar unterdrückten Organisationen sich so rasch und so vollständig wieder zusammen, als ob ihre Tätigkeit niemals unterbrochen gewesen wäre. Nicht nur die einzelnen brüderfreundlich gebliebenen Prediger, sondern auch zahlreiche rationalistisch denkende Geistliche leisteten der Wiederherstellung herrnhutischer Schöpfung Vorschub. Wie anderswo war auch in Liv- und Estland die Schule des strengen Alt-Lutherthums so gut wie ausgestorben. In eine geradezu dominierende Stellung aber trat Herrnhut, als Kaiser Alexander I. die Senddotien der Sozietät im J. 1817 mit einem kaiserlichen Gnadenbrief ausstattete, dessen Ausdehnung auf die lettisch-estnische Gefolgschaft der Brüder nur mühsam abgewendet worden war. In seinem Buche „Fürst Golyzin“ hat Peter von Gaeze ausführlich berichtet, daß der damalige Präsident des Generalkonsistoriums und spätere Unterrichtsminister Fürst Karl Lieven drauf und dran gewesen war, die den eingewanderten Brüdern bewilligte Befreiung vom Militärdienst auch den eingeborenen Anhängern der Sozietät zu bewilligen und dann den baltischen Landeskuchen den Baden unter den Füßen wegzuziehen.

Eine Schranke hatte die Herrnhuterei auch zur Zeit ihres höchsten Einflusses niemals überschritten: sie war auf das Landvolk und eine Anzahl adliger Familien beschränkt geblieben, dem städtischen, insbesondere dem Rigaschen Bürgertum dagegen fremd

geblieben. Hier herrschte der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts modisch gewordene Vulgärrationalismus so gut wie unbeschränkt. Der typische Repräsentant dieser Richtung war der in Stadt und Land gleich verehrte, ebenso geistvolle wie energische und humane Generalsuperintendent Karl Gottlob Sanntag († 1827) gewesen, ein aus Sachsen eingewanderter Jugendfreund Fichtes, der um sein zweites Vaterland Verdienste wahrhaft unvergleichlicher Art erworben hatte. Gerade weil er sich von jedem Eindrang in die religiösen Anschauungen Andersdenkender fern gehalten und jede Propaganda für seine Schule vermieden hatte, erfreute Sanntag sich bei allen Parteien und Ständen einer Autorität und eines Ansehens, das keine Schranken gehabt zu haben scheint. Ein Menschenfreund im höchsten und reinsten Sinne des Wortes, hatte er an dem Zustandekommen des segensreichen Agrargesetzes von 1804, später an der Aufhebung der Leibeigenschaft einen Anteil genommen, dessen keiner seiner Vorgänger und keiner der Anhänger Herrnhuts sich rühmen durfte. Charakteristischerweise hatten weder die Sendboten der Sozietät noch ihre zahl- und einflußreichen adligen Anhänger jemals daran gedacht, auf eine Reform der Agrarzustände, geschweige denn auf eine Beschränkung oder Abschaffung der Leibeigenschaft hinzuwirken und dadurch mit den Ideen der Zeit Kontakt zu gewinnen. Dem Einfluß des Rationalismus auf den reg- und strebsamen Teil der Geistlichkeit hatte das um so größeren Vorschub geleistet, als die Aufklärungstheologie schon an und für sich den Vorzug besaß, den Stimmungen und dem Bildungsstandpunkt derjenigen zu entsprechen, die den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen beseitigt zu sehen glaubten. An der ländlichen Bevölkerung war die rationalistische Auffassung spurlos vorübergegangen. Die nicht herrnhutischen Elemente derselben verfielen einem Indifferentismus, den das Beharren bei den überkommenen Formen des Kirchentums nur scheinbar übertünchte.

Sonntags frühes Hinscheiden (der 62jährige Mann verstand auf dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit) bedeutete für den livländischen Nationalismus den Anfang des Endes. Nicht daß der Rückgang der Aufklärungsschule der entgegengesetzten Richtung sofort und direkt zugute gekommen wäre, es blieb eben eine rationalistische Armee ohne Führer und Generalstab übrig, deren allezeit

beschränkte Leistungsfähigkeit sichtlich zurückging und aller inneren Lebenskraft entbehrte. Auf kirchlichem Gebiet wurde derselbe Zustand faulen Friedens vorherrschend, der in politischer Beziehung die Signatur der zwanziger und dreißiger Jahre bildete. Von den hervorragenden Männern, die während der ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts gewaltet hatten, sank einer nach dem anderen ins Grab, ohne einen Nachfolger gefunden zu haben. Abgesehen von einer relativ bescheidenen Zahl sog. „denkgläubiger", zumeist durch die Schule Schleiermachers gegangener Geistlicher, waren die livländischen Prediger entweder Rationalisten, die weder den Bedürfnissen noch der Glaubensrichtung der ländlichen Bevölkerung zu entsprechen vermochten und dem inneren Leben der Letten und Esten fremd geblieben waren, — oder Anhänger Herrnhuts, denen die Diakonen der Sozietät und sehr häufig auch die nationalen Helfer und Bethausvorsteher die geistliche Führung entwunden hatten, — ein Umstand, der während der Abfalls- und Konversionswirren wenigstens in einzelnen Fällen in höchst bedenklicher Weise fühlbar geworden war. In dem törichten Wahn, daß sie innerhalb der griechisch-orthodoxen Kirche freiere Hand gewinnen und ihre ecclesiola zu einer nationalen Großmacht erheben könnten, hatten ehrgeizige und mit ihren Predigern verfeindete Bethausgrößen dem Abfall von der Kirche der Väter wenn nicht Vorschub, so doch keinen Widerstand geleistet und eine durchaus zweifelhafte Stellung eingenommen.

Es dürfte als providenzielle Fügung angesehen werden, daß just in diesem Zeitpunkt des Zusammenbruchs der alten Zustände die deutsche, gewöhnlich als moderne Orthodoxie bezeichnete lutherisch-konfessionelle Theologie ihren Einzug in unser Land hält. Rückkehr zu den verlassenen Heiligtümern der Väter war auf den verschiedensten Gebieten geistigen Lebens das Losungswort des Befreiungs- und Restaurationszeitalters gewordene: für die evangelische Welt bedeutete es Rückkehr zu der lutherischen Kirche des 16. Jahrhunderts. Einer Erneuerung in diesem Sinne schien die Dorpater Theologie um so dringender zu bedürfen, als gerade diese Fakultät während der auf die Wiederherstellung unsrer Landesuniversität folgenden ersten Dezennien ein Bild kläglicher Nullität und Unfruchtbarkeit geboten hatte. Um die Mitte des dritten Jahrzehnts war durch die Berufung des streitbaren Konfessionstheologen

Sartorius und des gemütswarmen, wenn auch unbedeutenden Pietisten Busch allerdings eine gewisse Wendung zum Besseren eingetreten, der wirkliche Umschwung datierte aber erst vom Jahre 1841. Auf den Lehrstuhl für Dogmatik und systematische Theologie wurde damals ein Mann berufen, den Kurtz' Kirchengeschichte als einen „Gerhard und Quenstädt des 19. Jahrhunderts bezeichnet, dem die Begründung und Befestigung fast der gesamten livländischen Geistlichkeit im strengsten Lutherthum zu danken gewesen sei". Der Einfluß, den Philippi während der Jahre 1841 bis 1852 auf Kollegen und Schüler übte, kann in der Tat kaum übertrieben sein. Von den Eigenschaften, die in unserem Lande die Träger großer Erfolge zu sein pflegen, besaß dieser vom orthodoxen Rabbiner zum streuggläubigen Lutheraner gewordene merkwürdige Mann keine einzige. Die ihn näher gekannt haben, bezeichnen ihn als unbeweglichen, jeder Art von Vermittlung unzugänglichen Vertreter einer Schulmeinung, die von den Auffassungen des 16. Jahrhunderts um keines Haares Breite abwich. Die Starrheit seiner Lehre war mit Starrheit eines abgeschlossenen Charakters gepaart, bei dessen Formierung die Grazien ausgeblieben waren. Ein starkes religiöses Pathos scheint ihm gleichwohl nicht gefehlt zu haben. Wenn er Wirkungen geübt hat, die seine Dorpater Zeit um ein Menschenleben überdauerten und der theologischen Fakultät unserer Landeshochschule dauernd ein bestimmtes Gepräge verliehen, so ist das nicht nur der geistigen Überlegenheit und der unerschütterlichen Konsequenz dieses Lutheraners par excellence, sondern diesem Pathos und der Wärme seiner Überzeugung zuzuschreiben. — Eine glückliche Ergänzung der Art und der Persönlichkeit Philippis wurde der Dorpater Fakultät durch Theodosius Harnack zuteil, der um dieselbe Zeit den Lehrstuhl der praktischen Theologie übernahm. Harnack war, was die Kirchengeschichtler eine „irenische Natur" nennen, ein Mann, der mit festen Anschauungen liebenswürdige Formen verband, und den überdies die Heirat mit einer Tochter Gustav Ewers' (des „Rektors aller Rektoren") in den maßgebenden Kreis der livländischen Gesellschaft geführt und dadurch in die Lage gebracht hatte, auch außerhalb der Fakultät und der Geistlichkeit weitgreifende Einflüsse zu üben. Ohne Übertreibung läßt sich behaupten, daß von den Hunderten durch die Schule dieser Männer gegangenen Theologen neun Zehn-

teile ihr Leben lang bei der Fahne blieben, die im J. 1841 am Embach aufgepflanzt worden war, und daß es dabei keinen Unterschied bedingte, ob diese Jünger der Gottesgelehrtheit in die Künste des Komments und des Hiebers eingeweihte Korporationsstudenten waren oder den damals neuen Typus des allem burschikosen Wesen und aller Weltförmigkeit abgewendeten angehenden Dieners der Kirche repräsentierten. Bereits wenige Jahre nachdem Philippi und Harnack ihre Tätigkeit zu üben begonnen hatten, verspürte man etwas von dem neuen Geiste, der in unsere Pastorealschaft gefahren war und der zu wesentlich veränderter Behandlung der Hauptprobleme der Zeit, der res graeca und des Verhältnisses zu Herrnhut und den herrnhutischen Organisationen geführt hatte.

Zu Anfang der 50er Jahre verließen die beiden Männer, welche diese folgenreichen Veränderungen in die Wege gerichtet hatten, den bisherigen Wirkungskreis, um Berufungen auf deutsche Lehrstühle zu folgen. Neben dem späteren Generalsuperintendenten Christiani, dem würdigen Nachfolger Harnocks, traten zwei junge Männer in die schmerzlich empfundene Lücke, denen niemand vor ausgesagt hätte, daß sie das von ihren gefeierten Lehrern begonnene Werk fortführen und in einer Weise ausgestalten würden, die den speziellen Bedürfnissen des Landes vollständiger entsprach, als für möglich gehalten worden war. Beide entstammten angesehenen Adelsfamilien, waren in deren Traditionen emporgekommen, beide hatten das theologische Studium erst ergriffen, nachdem sie zuvor philosophischen Studien obgelegen. Alexander v. Oettingen war 26 Jahre, Moritz v. Engelhardt 25 Jahre alt, als sie sich habilitierten (1853), der erstere für systematische, der letztere für historische Theologie. Über das Gewicht des von ihnen mitgebrachten wissenschaftlichen Gepäcks gingen die Meinungen ebenso weit auseinander, wie über den Beruf junger Männer solcher Antezedenzien für die theologische Führerschaft. In der Landeskirche wurde das maßgebende Wort freilich schon damals von Repräsentanten der jüngeren Generation gesprochen, welche keine andere Theologie als diejenige der Philippi und Harnocks kannten. An die Vertreter der theologischen Fakultät durften indessen (wie man meinte) andere und höhere Ansprüche gestellt werden, als an die praktischen Seelsorger. — Gegenüber solchen,

vielfach auch von Freunden gehegten Zweifel war die Position der neuen Träger der „Orthodoxie“ keine leichte.

Der Sache der neuen Schule kam wesentlich zugute, daß sich unter den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ins Amt getretenen Predigern eine ganze Zahl talentvoller Männer befand und daß diese Generation in dem Kampfe gegen innere und äußere Feinde ein Maß von Opfermut, Selbstlosigkeit und Begeisterung betätigte, wie es bei Rationalisten und Herrnhuter-Freunden nur ausnahmsweise zu finden gewesen war. Allen theologischen Differenzen zum Trotz trat diese Jungmannschaft direkt an die Seite des löwenmütigen, der Schleiermacherschen Richtung folgenden Pastors primarius zu Wolmar und späteren Generalsuperintendenten Ferdinand Walters und der übrigen Triarier der Konversionszeit. Was die jugendlichen Dozenten anlangt, so verging eine Weile, bevor sie Zuhörern und Geistlichen gegenüber die Autorität erwerben konnten, deren ihre Vorgänger sich von Hause aus erfreut hatten. Dafür waren die Wirkungen, welche Oettingen und Engelhardt auf die livländische Gesellschaft übten, so glückliche, daß sie denjenigen der hervorragendsten Prediger ihrer Zeit an die Seite gestellt werden konnten. Mit der Art und den Bedürfnissen ihrer Landsleute genau bekannt, wußten die jungen Vertreter des Alt-Lutherthums ihre Hebel an der richtigen Stelle einzusetzen und dem kirchlich-religiösen Leben der höheren Klassen neuen Inhalt zu geben. „Die religiöse Beweglichkeit und persönliche Innigkeit des Pietismus“, so heißt es in einer von R. Seeberg entworfenen Charakteristik der in Rede stehenden Periode, „hatte sich mit einer scharf umrissenen Orthodoxie verbunden. Innerlich lebte man aber mehr von der pietistischen Frömmigkeit, als von den Ideen der Orthodoxie.“ Der Pietismus nun, den diese Allernensten vertraten, war von demjenigen der Brüdergemeinde und der ehemaligen Stillen im Lande durchaus verschieden. Von Weltflucht und ängstlicher Scheu vor den Lichtseiten der irdischen Existenz war bei den Männern der neuen Schule nicht die Rede, — was sie lehrten, war eine Lebensbehandlung, welche alle Gebiete des inneren und äußeren Daseins in den Dienst des Gottesreichs zogen. Entsprechend der aristokratischen Struktur des Landes und der diese beherrschenden Gesellschaft wurde dem Bedürfnis noch ästhetischer Gestaltung der äußeren Formen des

Lebenszuschnitts ebenso sein Recht gelassen, wie der Freude an den Blüten einer zugleich harmlosen und eleganten Geselligkeit, welche Tanz und Spiel, Jagd und Sport von Alters her gepflegt hatte. Voller und rücksichtsloser Ernst wurde dagegen mit der Forderung gemacht, diese und alle übrigen Momente des Lebens, die wissenschaftlichen, wie die künstlerischen und geselligen, in christlichem Sinne „verklärt", dem religiösen Gesichtspunkt und der kirchlichen Ordnung ein- und unterzuordnen. Das Kirchenjahr sollte wieder in sein volles Recht treten, die Adventszeit nicht nur der Einrichtung auf das familienhafteste aller nordischen Feste, sondern der Vorbereitung auf den Tag der Fleischwerdung des Herrn und des Danks für die größte aller göttlichen Gnadenbezeugungen gewidmet sein. Ebenso galt für selbstverständlich, daß während der Fastenzeit in Wegfall kam, was die innere Sammlung hätte stören und den Gläubigen daran hindern können, den Erlöser auf dem Gange nach Jerusalem und an die Stätte seines Opfertodes zu begleiten. Zur „Rüstung" auf die kirchliche Sonntagsfeier bestimmt, sollte zum mindesten der Sonnabend **Abend** vor allem frei gehalten werden, was die Gedanken von der Vorbereitung auf den Tag des Herrn hätte abziehen können. An sonnabendlichen Hausgottesdiensten, wie sie auch sonst Regel gewesen waren, ließ man sich nicht genügen, familienhafte Morgen- und Abendandachten sollten jedem Lebenstage die höhere Weihe geben, Junge und Alte, Herren und Dienstboten täglich daran erinnern, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt.

Eine nicht unwesentlich veränderte Gestalt nahmen die öffentlichen Gottesdienste selbst an. Die Wiederherstellung der lebensvollen liturgischen Formen älterer Zeit, Einführung der sogen. Introiten, Verbesserung des Gemeindegesanges und Reinigung der zu rationalistischer Zeit verstümmelten und verwässerten Gesangbuchtexte sollten darauf hinwirken, daß die Predigt nicht mehr den Hauptinhalt der Sonntagsfeier bildete. Der Predigt selbst wurden durch die Einführung von Bibel- und Missionsfesten neue Aufgaben gestellt, — Veranstaltungen, die darauf abzielten, der eingerissenen Monotonie des Gottesdienstes abzuhelfen und ihn zu den mannigfachen Aufgaben in Beziehung zu setzen, die ein wahrhaft lebendiges Christentum an den Gläubigen stellt. In eminenten Sinne des Wortes gilt das von den teltisch-estnischen Gottesdiensten,

denen vielfach nachgerühmt wurde, daß sie die deutschen an Fortunenreichtum noch überträfen und eine Anziehungskraft übten, welche diejenige der herrnhutischen Bethäuser noch übertreffe.

Wie man sieht, umfaßte die Arbeit der neuen Schule alsbald alle Gebiete, die zu dem religiösen Leben in Beziehung standen. Dafür sollte erlaubt sein und erlaubt bleiben, was der Mensch ohne Beeinträchtigung der höchsten seiner Aufgaben ergreifen konnte, um das Leben zu bereichern und zu schmücken. Daß es um den deutschen Charakter unsrer Bildung geschehen sei, wenn wir den künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen des geistigen Mutterlandes fremd blieben, wußten die führenden Männer zu genau, als daß sie irgend Neigung hätten verspüren können, an die mannigfachen Erscheinungen deutschen Lebens kleinliche Katechismus-Maßstäbe zu legen oder Splitterrichterei zu treiben. Es geschah nicht selten, daß gerade diese Männer eine Freiheit der Auffassung betätigten, welche das Erstaunen ihrer Gefolgschaft erregte. So als Alexander Oettingen einem Studenten, der kein Shakespearesches Stück gelesen zu haben bekannte, zur Antwort gab: „dann sind Sie kein gebildeter Mensch und können Sie auf keinen akademischen Grad Anspruch erheben", oder wenn Engelhardt, „der in seinem Ringen nach Wahrheit ein fast ängstliches Bestreben zeigte", den Gegnern gerecht zu werden, — wenn Engelhardt einem über die Heterodoxie Schleiermachers absprechenden Jüngling den ernsten Rat erteilte, den größten Biologen der Neuzeit respektvoll zu studieren und respektvoll zu beurteilen. Und was sollten ängstliche Gemüter vollends dazu sagen, daß einer der gefeiertsten und eifrigsten Vorkämpfer der neuen Richtung einem Kaufmanden, den sein Gewissen die Teilnahme am Tanz (der circumferentia diaboli des alten Pietismus) verbot, zugerufen haben sollte: „Der Stimme des Gewissens müssen Sie unter allen Umständen gehorchen, — ich glaube aber, daß Ihr Gewissen ein Narr ist."

Von der lutherischen konfessionellen Schule, welche das Deutschland der Reaktionszeit beherrschte, war der livländische Konfessionalismus noch in andrer Rücksicht verschieden. Seine Vertreter gehörten nicht nur als Glieder der herrschenden Gesellschaftsschicht und als Männer von freier umfassender Welt- und Lebenskenntnis zu den Hauptträgern der gesamten Bildung ihres

Vaterlandes, — die meisten von ihnen blieben den von ihren Gesinnungsgenossen in Deutschland verfolgten politisch-reaktionären Tendenzen durchaus fern. Die Bedeutung dieses Punktes kann nicht wohl überschätzt werden. Ein Jahrzehnt bevor die Berliner Kreuzzeitungs-Partei Absolutismus, Junkerherrschaft und orthodoxes Kirchentum als Teile eines und desselben Systems proklamierte, hatte Tocqueville in seinem klassischen Buche über die Demokratie in Nord-Amerika prophetisch ausgerufen: „Les hommes religieux combattent la liberté et les amis de la liberté attaquent la religion. . Des citoyens honnêtes et eclairés sont ennemis de tous le progrès, tantôt que des hommes sans patriotisme et sans moeurs se font apôtres de la civilisation et des progrès.“ Dem Livland, von welchem hier die Rede ist, blieb solche verhängnisvolle Verteilung der Rollen erspart. Zu klug und zu gewissenhaft, um ihre Berufstätigkeit durch Teilnahme an politischem Parteiwesen zu kompromittieren, konnten insbesondere Oettingen und Engelhardt nicht verleugnen, daß ihre Brüder und nächsten Freunde der liberalen Landtagspartei angehörten und nach dem frühen Tode ihres Begründers (Fölkersahm starb im März des J. 1856) die Führerschaft übernahmen. Das Programm dieser Liberalen hatte die Besserung der Lage der ländlichen Bevölkerung zu seinem Hauptpunkt. Beseitigung der letzten Reste der Frohne, Verwandlung des bäuerlichen Pachtbesitzes in Grundeigentum, Anbahnung gewisser Selbständigkeit der bäuerlichen Gemeinden, Erweiterung und Verbesserung des ländlichen Schulwesens, Anbahnung eines näheren Verhältnisses zwischen der Ritterschaft und dem Bürgertum waren freilich Dinge, die zu dem, was man technisch „Liberalismus“ nennt, in nur sehr entferntem Verhältnis standen. Gleichwohl hießen die Vertreter dieses Programms bei uns „die Liberalen“ und waren sie als solche die Vertreter der Zeit und des „Fortschritts“ in dem Lande zwischen Düna und finnischem Meerbusen. Daß zwischen zwei Bewegungen, von denen die eine auf Hebung der materiellen Wohlfahrt, die andere auf die sittlich-religiöse Forderung des Bauernstandes abzielte, ein gewisser Parallelismus der Aktion entrat und daß man in der öffentlichen Meinung einen gewissen Zusammenhang zwischen den beiden „Fortschrittsparteien“ zu sehen glaubte, gereichte der neuen theologischen Schule und ihren Wortführern nicht eben zum

Schaden. Insbesondere waren es die Frauen der liberalen Adelsfamilien, welche auf das Zusammengehen der kirchlichen und der politischen Volksfreunde Gewicht legten und die Erfüllung der patriotischen Pflichten ihres Standes mit der Christenpflicht zu geistlicher Förderung des Nächsten idealisierten. Auf dem einen wie dem andern Gebiete galt es den Kampf gegen Trägheit, Bequemlichkeit und falsche Gemütlichkeit. Kein Wunder, daß die Kampfgenossen von hüben und drüben häufig zusammentrafen!

Dank solchem Zusammenwirken innerer und äußerer Umstände wurde die Dorpater Orthodoxie binnen verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer Großmacht im livländischen Leben. Daß die Abfalls- und Konversionsbewegung trotz allen ihr von gewisser Seite geleisteten Vorschubs in Stillstand geriet und daß die Brüdersozietät in der Mehrzahl der Gemeinden die führende Stellung des Dieners der Kirche anerkennen mußte, war bereits um die Mitte der 50er Jahre anerkannte Tatsache. Das war aber nicht alles. — Innerhalb des akademischen Lehrkörpers fiel das Gewicht der theologischen Fakultät in allen auf die äußere und politische Stellung der Landeshochschule betreffenden Fragen mit einer Schwere in die Wagschale, in welcher anderweitige Einflüsse nur ausnahmsweise in Betracht kamen. Der um die Mitte der 50er Jahre ins Amt getretene Kurator Bradke stand alsbald so vollständig unter dem Zauber der Persönlichkeit Alexander Oettingens, daß er den jungen Dozenten zu seinem Berater in allen Dingen machte, die das kirchliche Interesse berührten. Dank diesem Zusammenhang der Dinge wurde die Erbauung einer evangelischen Universitätskirche durchgesetzt und dadurch der protestantische Charakter in aller Form anerkannt. Daß der neue Kurator durch seine theologischen Freunde mit dem Wesen deutschen akademischen Lebens bekannt gemacht wurde, hatte u. a. auch die Folge, daß die seit Menschenaltern bestehenden, trotz der Öffentlichkeit ihres Treibens indessen gesetzlich verbotenen Studentenkorporationen obrigkeitlich anerkannt wurden. In das gesamte Unterrichtswesen schien ein neuer Geist gefahren zu sein. Daß in den Gymnasien kirchlich gesinnte Lehrer den Religionsunterricht übernahmen und daß es mit diesen ernster und genauer als früher genommen wurde, verstand sich unter diesen Umständen von selbst. Von einem dieser Lehrer, dem in Riga tätigen Mecklenburger Overlach, kann behauptet werden, daß er

Digitized by Google

auf das religiöse Leben seiner Schüler einen Einfluß übte, der in ihrem gesamten Lebensgange fortwirkte.

Das entscheidende Merkmal der Zeit bildeten aber nicht diese einzelnen Erweckungserscheinungen. Das gesamte sittlich-religiöse Leben des Landes gewann eine veränderte Gestalt. Niemals früher und niemals später ist das Leben unter Kirche von einem so großen Teil der Bevölkerung mitgelebt worden, wie damals. Schriften, die die religiösen Zeitgedanken zum Ausdruck brachten oder mit diesen in Zusammenhang standen, waren in jedermanns Händen, Erzeugnisse der apologetischen und kirchengeschichtlichen Populärliteratur über weite Kreise verbreitet. Daß in der Unterhaltungslektüre Bücher wie das „Tagebuch eines armen Fräuleins", die „Elisabeth" der Frau von Rathusius, die „Papiere einer Verborgenen" den sichtbarsten Raum einnahmen, wollte vielleicht nicht allzuviel sagen. Um so bemerkenswerter erscheinen, daß kirchengeschichtliche Monographien, wie diejenigen der Hagenbach, Böringer, Wildenhahn und Merle d'Aubigny, in Kreise ihren Weg fanden, denen andere als die nächsten Interessen sonst fern abgelegen hatten. Von einer beständig zunehmenden Zahl von Gebildeten wurden die Verhandlungen der jährlich zusammentretenden Predigersynode wie Dinge behandelt, die das gesamte Land angingen. Dem heranwachsenden Geschlecht bedeutete der Konfirmationsunterricht den wichtigsten Teil der gesamten Lehrzeit. Die Lehrvorträge besonders gefeierter Lehrer gingen abschriftlich von Hand zu Hand, und es kam vor, daß Personen, die längst dem mündigen Teil der Gemeinden angehörten, diese Lehrkurse als Freiwillige noch einmal mitmachten. Sonst auf das Landvolk beschränkt, wurde die sog. Brautlehre zu einem Brauch, dem ernster gesinnte Brautleute sich nur ausnahmsweise entzogen. Und das alles in Zeiten zunehmender materieller Wohlfahrt und geistigen Aufschwungs, — Zeiten, die der Ausbreitung kirchlicher Einflüsse sonst nicht günstig zu sein pflegen. Dabei wurden die der Ausbreitung kirchlicher Einflüsse sonst nicht günstig zu sein pflegende Zionswächterei und Bevormundungseifer von denjenigen, die diese Einflüsse übten, klüglich vermieden. In dem Gefühl vermeintlicher, sehr häufig aber auch wirklicher Überlegenheit glaubten die Anwalte des kirchlichen Interesses, daß diesem bei freier Bewegung der Geister

Google

am besten gedient sei. Auf den konservativen Charakter der Zeit ist zurückzuführen, daß Konflikte der „gläubigen" und der „ungläubigen" Welt- und Lebensanschauung nur ausnahmsweise öffentlich ausgefochten wurden. Auch da, wo man der Vorherrschaft der Orthodoxie grundsätzlich widerstrebte, mußte man anerkennen, daß deren Vorkämpfer sich um die Sache vorschreitender Bildung ebenso verdient machten, wie um die Förderung der Werke christlicher Liebestätigkeit. Dazu kam, daß die Kirche, deren Sache die Männer der neuen Schule führten, eine ecclesia militans war, die der russischen Staatskirche gegenüber ihre Stellung zu behaupten hatte, und daß es eine Schädigung der wichtigsten Interessen des Landes bedeutet hätte, wenn man deren energischsten und mutigsten Vorkämpfern hätte in den Arm fallen wollen.

Faßt man die entscheidenden Charakterzüge des hier besprochenen Zeitabschnitts zusammen, so stellt diese sich als „Epoche des Werdens, des häuslichen Aufeinanderbauens", der Gemütlichkeit und der Vernunft dar, „wo die Einzelnen sich neben einander frei ausbilden." „Zuletzt" — so beschließt Goethe diese Ausführung über „die zwei Momente der Weltgeschichte" — „zuletzt löst dieser Zustand sich in Parteisucht und Anarchie auf." Von Gefahren so ernster und bedrohlicher Natur war zunächst, d. h. in den sechziger und siebenziger Jahren noch nichts zu verspüren. An Einseitigkeiten und Übertreibungen hatte es freilich ebenso wenig gefehlt, wie an Wunderlichkeiten und Geschmacklosigkeiten. Für die geistlichen patres minorum gentium stand fest, daß das herrschende dogmatische System das System an und für sich sei und daß allein die „gläubige Wissenschaft" ein Recht zum Mitreden in geistlichen Dingen besitze. Oder wie A. Seeberg die Sache treffend ausgedrückt hat: „Man kannte eine fertige Wahrheit kennen und wurde angeleitet, Mißverständnisse zu melden. . . . Man begriff nicht, warum so viel Widerspruch gegen das Wahre, wenn es doch so einfach und klar ist, — warum der Widerspruch so viel Anhänger zählt, wenn er doch so schlagend widerlegt werden konnte, — fast konnte es aussehen, als ob nur Übermut und Sünde an abweichenden Theorien Gefallen finden könnten." — In der weiteren Folge mußten die Lehrer sich's gefallen lassen, von ihren ehemaligen Schülern zur Ordnung gerufen zu werden, wenn sie sich beikommen

ließen, „alte Wahrheiten“ in allzu neuer Form zu lehren oder überlebte Theorien, wie diejenigen von der Inspiration der Schrift und der Unfehlbarkeit des Buchstabens aufzugeben. Daß solche Fanatiker der „reinen Lehre“ sich am häufigsten unter denjenigen fanden, die der Weisheit letzten Grund in ihren Kollegienheften und den Kurtzschen Lehrbüchern gefunden zu haben meinten, machte die Sache nicht besser. Wie allenthalben bildeten auch bei uns die unselbstständigen Köpfe die Mehrheit. Wo es auf Erfüllung der Tagesaufgaben und auf die Betätigung von Mut und Hingabe an die gute Sache ankam, standen diese Vorkämpfer der reinen Lehre freilich ihren Mann, — als geistige Leuchten und Führer ihrer Gemeinden versagten sie nur allzu häufig — Wunderkinder, wenn auch sehr viel harmloser war die Verwirrung, welche der angebliche Besitz der reinen Wahrheit in den Köpfen kirchlich interessierter Laien anrichtete. Mit bemerkenswerter Naivität legten sogen. geistreiche Frauen ihrem Seelsorger die Frage vor, warum ein so überflüssiges und gefährliches Ding, wie die Philosophie, überhaupt noch „erlaubt“ und soweit geduldet werde, daß es den Glauben stören und die Gemüter verwirren dürfe. Noch „geistreicher“ nahm es sich aus, wenn das von dem Herrn Pastor überflüssiger Weise herangezogene Wort des heil. Augustin, „daß das Beste, was der natürliche Mensch tue, immer noch Todsünde sei“, diskutiert und von anmutigen Fragestellerinnen gegen die Duldung von Adiaphoris ins Feld geführt wurde. Nicht minder charakteristisch erscheint es, daß nach Veröffentlichung des Oettingenschen Aufsatzes über Shakespeare von schönen Lippen das Bekenntnis abgelegt wurde: „Jetzt werde ich diesen Dichter mit verdoppeltem Interesse lesen“, und daß erst desselben Schriftstellers Vorlesungen über den Faust gewisse Literaturfremdlinge zur Lektüre dieses Buches ermutigten. Der „gläubigen Wissenschaft“, die mit der reinen Lehre zum Segen über alle entgegenstehenden Auffassungen verholfen hatte, schien kein Ding unmöglich zu sein! Selbst das mehr als wunderliche Buch „Bibel und Astronomie“, in welchem s. Z. Kurtz sich an die letzten Rätsel der Kosmogonie heranwagte und über die Pluralität der Welten ebenso bündigen Bescheid gab, wie über die „ethische Stellung der Erde“, fand ein so zahlreiches und so dankbares Publikum, daß dessen Witzbegier durch sieben Auflagen entsprochen werden mußte!

Doch das nur beiläufig. Auch da, wo man sich über den Revers der Medaille keine Illusionen machte, mußte anerkannt werden, daß seit den 40er Jahren eine große und heilsame Veränderung unseres moralischen Zustandes stattgefunden habe. In die Landeskirche war ein neuer Geist gezogen, der sich allen mit dieser in Zusammenhang stehenden Gebieten mitgeteilt hatte. Mit einer ganzen Anzahl tiefgewurzelter Schaden und alter Sünden war aufgeräumt, das Pflicht- und Verantwortungsgefühl der herrschenden Klassen merklich gehoben, dem Streben nach Erweiterung und Vertiefung der Bildung ein neuer Impuls gegeben worden. War man von der richtigen Erkenntnis dessen, was heute soziale Aufgaben genannt wird, auch noch weit entfernt, so hatte man doch die christlichen Liebespflichten gegen Arme und Bedrängte ernsthafter als früher zu nehmen begonnen. So ausschließlich wie früher war die Muße der Gebildeten nicht mehr den Banalitäten des Gesellschaftslebens zugewendet, — die Geselligkeit selbst hatte vielfach eine veredelte Gestalt angenommen, die Teilnahme an kirchlichen und religiösen Dingen um sonst desparate Elemente ein Band geschlungen. Die größten und wichtigsten Fortschritte aber hatten die Kirche und deren Diener in ihren Beziehungen zu der lettisch-estnischen Landbevölkerung gemacht. Der in den Wirren der 40er Jahre verloren gegangene Boden schien nicht nur wiedererobert, sondern beträchtlich erweitert worden zu sein. Mit einem Eifer, der den Gegenstand der Bewunderung von Freund und Feind bildete, hatte das neue Predigergeschlecht sich der Aufgabe zugewendet, in alle Gebiete des Volkslebens einzudringen, allen seinen Bedürfnissen genug zu tun und die Kirche in ihre frühere Stellung wieder einzusetzen. Wenige Jahre reichten hin, damit nicht nur die Abfallsbewegung in Stillstand kam, sondern damit ganze Scharen Abgefallener um Wiederzulassung zu dem verloren gegangenen Heiligtum der Väter flehentlich baten. Der Kampf gegen das unerbittliche Gesetz, das den Austritt aus der Staatskirche unter schwere Strafe stellte und die in gemischten Ehen erzeugten Kinder reklamierte, wurde mit dem Mute der Verzweiflung geführt und die bürgerliche Existenz des Predigers nicht selten seiner Hirlentreue zum Opfer gebracht. Von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der Formen, die man den lettisch-estnischen Gemeindegottesdiensten gab, und von den Erfolgen, die damit

erzielt wurden, ist bereits die Rede gewesen. Zu den Kirchhofs-, Missions- und Bibelpredigten gewisser gefeierter Volkslehrer strömten Teilnehmer von Fern und Nah, — darunter sehr häufig deutsche, die diese Veranstaltungen für die erbaulichsten erklärten, die sie jemals kennen gelernt hatten. Neben der Kirche kam die Schule indessen nicht zu kurz, im Gegenteil bildete die Volksschule den **Hauptgegenstand** der Sorge und Tätigkeit der Geistlichkeit, der Landesvertretung und der großen Mehrzahl der Gutsbesitzer. Die mit erheblichem Kostenaufwande von den Ritterschaften Liv- und Kurlands begründeten Seminare bildeten eine Generation von Volksschullehrern heran, um welche unser Land von manchem „Kulturstaat" des Westens hatte beneidet werden können, wohl habende Gutsbesitzer und sehr häufig auch solche, die in bescheidenen Verhältnissen lebten, gaben unentgeltlich Grundstücke zur Begründung von Schulmeistereien her; geistliche und weltliche „Schulrevidenten" verfolgten die Tätigkeit der Lehrer bis ins Einzelne, ohne daß von einem Entgelt dafür jemals die Rede gewesen wäre. Kirchspiele und Parochialverbände sahen es als Ehrensache an, ihre Schulen auf einen möglichst hohen Standpunkt zu bringen, und noch bevor die beiden ersten Drittteile des Jahrhunderts zu Ende gegangen waren, kamen lettische und estnische Analphabeten nur noch in verschwindend geringer Anzahl vor. Die wissenschaftliche Erforschung der Sprachen und der Geschichte unsrer Esten und Letten war von jeher und ausschließlich deutsche Pastorenarbeit gewesen. Eine gleich große Summe von Arbeit und Sorge für die Ausfüllung der Kluft zwischen den lettisch-estnischen und den deutschen Bewohnern des Landes ist niemals aufgewendet worden. — Mit dem intellektuellen Aufschwung vermochte der wirtschaftliche allerdings erst erheblich später Schritt zu halten. Bis in die 60er Jahre hinein rückte die Verwandlung des bäuerlichen Pachtbesitzes in freies Eigentum nur langsam vor, — auf dieses Ziel gerichtete präparatorische Arbeiten (Vermessung und Arrondierung der Grundstücke, Verbesserung der Wirtschaftsmethoden, Einrichtung von Knechtswirtschaften usw.) wurden indessen mit Eifer und sichtbarem, wenngleich langsamen Erfolg getrieben. Die **eigentliche** Agrarfrage, d. h. die Sicherstellung des Loses der im Dienste der Gutsbesitzer und Pächter stehenden ländlichen Arbeiter blieb bis zu erfolgter Konstituierung des bäue-

lichen Grundbesitzes allerdings außer Betracht, weil die gleichzeitige Lösung zweier Probleme von so tiefgreifender Bedeutung über die Kräfte gegangen wäre, eine allmähliche Besserung des Zustandes dieser Klasse konnte aber schon wegen der Hebung der Volksbildung nicht ausbleiben. So groß war die Befriedigung über die erzielten Fortschritte, so rein der Eifer für alles, was irgend mit der Wohlfahrt der ländlichen Bevölkerung in Zusammenhang stand, daß man die seit Ende der 50er Jahre auftauchenden nationalistischen Bestrebungen der Letten und Esten zwar nicht ignorierte, aber auch nicht so tragisch nahm, als indirekt genehm war. Vornehmste Träger dessen, was in der Folge als Junglettentum und Jungestentum dem gesamten baltischen Leben eine veränderte Richtung gab, sind bekanntlich die eben damals immer zahlreicher werdenden Söhne der Unterbevölkerung des Landes geworden, die es zu höherer Bildung und ansehnlicheren Lebensstellungen brachten. In dem Glauben, daß diese Erscheinung einen weiteren Schritt zur Ausgleichung der ständischen und nationalen Gegensätze bedeute, wurde sie in weiten Kreisen ermutigt, durch Stipendien u dgl gefördert. Nicht minder entgegenkommend war das Verhalten der studierenden Jugend gegen die neuen Kommilitonen: zu Ende der 50er Jahre fehlten in keiner der für aristokratisch geltenden vier alten Studentenkorporationen lettische und estnische Mitglieder, in einer von ihnen kam es vor, daß sie gleichzeitig zwei lettische Senioren an ihre Spitze stellte.

Zieht man die Summe, so wird man behaupten können, daß zu keiner Zeit ein so reiches Maß von Arbeit an die Forderung der öffentlichen Wohlfahrt unsres Landes gewendet worden ist. Im vollsten Sinne des Wortes war dieser Zeitraum eine Epoche des „häuslichen Aufbauens und Werdens".

Sache der künftigen livländischen Geschichtsschreibung wird es sein, den Zeitpunkt und die Umstände festzustellen, welche dazu führten, daß dieser Zustand sich zuletzt in „Parteisucht und Anarchie" auflöste, daß sich — um die Formel Tocquilles zu gebrauchen — „Männer ohne Patriotismus und ohne gute Sitten zu Aposteln der Zivilisation und des Fortschritts aufwerfen konnten."

E.

Baltische Bibliothek.

Von

Dr. J. Groß

Der Wirbelsturm ist vorübergebraust. Die Feuersbrunst ist im Erlöschen. Nur hier und da noch schwalt eine Flamme und vereinzelt knattern noch Flintenschüsse, die einem Aufrührer den wohlverdienten Lohn geben. Bald wird es sehr stille werden im Lande, und mit Bangen fragt sich der Patriot, ob es nicht die Stille des Grabes sein wird, die sich jetzt auf die verwüstete Heimat herabsenkt. Doch nein — schon tonen trostliche, lebenweckende Stimmen hinein in das Schweigen, allenthalben regen sich wackere Hände — Alt-Livland sammelt sich und geht daran, wieder einmal aufzubauen, was Rohheit und Unverstand zerstört haben. Wenn aber das alte Haus aus Schutt und Trümmern wieder stattlich und warm und wohnlich erstehen soll, so wird an mehr als einer Ecke vom Fundament aus neu gebaut werden müssen*.

Das wissen wir alle, das wissen auch die Männer am Landesregiment; und wir dürfen vertrauen, daß sie mit fester und sicherer Hand Richtscheit und Kelle führen werden zum guten und schweren Werke. Aber nicht von großen, politischen Dingen soll hier geredet werden, sondern von viel kleineren, die aber auch Größe in sich bergen. In ein Haus, das Bolten zur Heimstätte dienen soll, gehört auch ein wohlversehener Bücherschrank. Und

*) Diese Abhandlung ist bereits im Frühjahr 1918 geschrieben worden. Obgleich wir meinen, daß die hier gemachten Vorschläge sich schwerlich werden realisieren lassen, ja daß gar keine Aussicht dazu vorhanden sein dürfte, so veröffentlichen wir sie dennoch um des vielen Anregenden willen, das sie trotzdem enthalten. Die Red.

auch dieses segensreichste Hausgerät werden wir neu schaffen müssen. In der Asche der zerstörten Schlösser und Höfe liegen neben andern kostbaren Schätzen auch zahlreiche reiche Büchersammlungen begraben. Sie sind — das bleibt eine bittere Wahrheit — für immer verloren. Eine mit Liebe gesammelte, von Geschlecht zu Geschlecht gewachsene Bibliothek trägt wesentliche Eigenschaften eines Individuums. Sie kann nicht geteilt werden, ohne zu zerfallen. Sie ist ein Einziges und kann, einmal vernichtet, nie mehr als dieselbe wieder hergestellt werden. Tränenden Auges denken wir daran, wie viel köstlicher Besitz der Heimat hier durch zielloses Wüten verblendeter Toren geraubt worden ist. Mit besonderer Trauer erinnern wir uns der vielen verbrannten und vernichteten Baltica. Gerade sie fanden sich, in zum Teil seltenen Ausgaben, ja auch namentlich in den Hausbibliotheken unserer edlen Geschlechter. Der Bestand an Werken baltischer Literatur muß jetzt im ganzen Lande ebenfalls viel schwächer sein, als vor der Katastrophe. Aber hier ist ein Punkt, wo wir uns helfen, ja wo wir sogar Besseres schaffen können, als wir gehabt haben, wenn nur nur ernstlich und alle, ohne Ausnahme, wollen.

Es ist in den letzten Jahren immer und immer wieder geklagt worden, daß das junge Geschlecht so wenig Bescheid wisse in Geschichte und Tradition der Väter. Es drohte der Zusammenhang verloren zu gehn zwischen dem trüben Heute und dem besseren, glückseligen Einst. Und das wäre der Untergang für das Baltentum als besondere kulturgeschichtliche Erscheinung. Nun wenn wir festhalten an dem Erbe der Alten, können wir hindurchretten durch alle Stürme der Zeit, was gut und lebenskräftig ist an unserer Art. Die angedeutete Besorgnis ist gewiß berechtigt und die Vorwürfe gegen unsere Jugend mögen es auch sein. Aber einen schwerwiegenden Milderungsgrund werden wir dieser wohl zubilligen müssen. Viele, und oft gerade die für uns wichtigsten, Erzeugnisse baltischer Feder sind aus dem Buchhandel fast ganz verschwunden und nur noch mit Mühe beim Antiquar aufzutreiben. Die wenigen vorhandenen Exemplare liegen in öffentlichen, Vereins- und alten Familienbibliotheken, oft nur für Wenige zugänglich. Wer nicht so glücklich ist, von seinen Vätern einen Schatz baltischer Bücher geerbt zu haben, kann solche meist nur soweit in seinen Besitz bringen, als sie ihm ein glücklicher Zufall in die Hände spielt.

Wo also soll unsre Jugend, besonders auf dem Lande und in den kleinen Städten, die Mittel hernehmen, sich in Geschichte und Tradition der Heimat hineinzuleben, wie es verlangt wird?

Aber ich glaube, wir können diesen Mißstanden abhelfen. Wir können den beraubten Eigentümern baltischer Bücherssammlungen zu wenigstens teilweisem Ersatz des Vernichteten verhelfen, und wir können die Schätze unsrer heimatlichen Literatur allen Landsleuten weit zugänglicher machen, als es bisher der Fall war. Ich schlage vor, eine Sammlung von neuen Ausgaben solcher Bücher zu veranstalten, die für die Geschichte und kulturelle Eigenart unsres Landes und Volkes, oder zur Charakteristik hervorragender Balten wertvoll und auch heute noch für jeden gebildeten Laien lesbar sind. Rein wissenschaftliche Werke, und solche, die nur noch für den strengen Geschichtsforscher Bedeutung haben, können beiseite gelassen werden. Von ihnen genügen ja die in den Bibliotheken vorhandenen Exemplare. Ich glaube nicht, daß meinem Plane sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen könnten.

Viele der in Betracht kommenden Werke sind ja längst so alt geworden, daß keinerlei Schutzrechte mehr an ihnen haften. Aber auch bei Büchern, die noch nicht frei geworden sind, wäre eine Verständigung mit dem Verleger wohl meist unschwer zu erreichen. Balten sind ja in der Regel keine einträgliche Ware. Gewöhnlich haben sie eine einzige kleine Auflage erlebt und sind dann in Vergessenheit geraten. Und die noch lebenden Verfasser würden wohl immer bereit sein, einen Neudruck ihrer Schriften in der geplanten Sammlung zu gestatten. Das müßte ein schlechter Balte sein, der Bedenken trüge, das Seinige beizusteuern zu einem so patriotischen Werke.

Ebenso würde sich wohl ein tüchtiger baltischer Verleger finden lassen, der das Risiko übernähme. Wenn anfangs mit kleinen Auflagen vorgegangen wird, kann die Gefahr für einen Mißerfolg zudem keine große sein. Ob die Redaktion von einem einzelnen namhaften Schriftsteller, oder — vielleicht besser — von einem Komitee aus Vertretern verschiedener Wissenschaften übernommen werden soll, ist eine Frage zweiten Ranges. Ebenso, ob die ganze Sammlung in einem einheitlichen Gewande erscheinen

oder jedes Werk mehr selbständig behandelt werden soll. In jedem Falle aber muß die Ausstattung eine durchaus würdige sein: dauerhaftes Papier, gute Lettern, geschmackvoller Einband. Auch wäre es wünschenswert, daß dem in unsern Offizinen so mächtig spektakelnden Druckfehlerteufel scharf auf die Finger gesehen wird. Dagegen sollte jeder Luxus streng gemieden und möglichste Schlichtheit angestrebt werden. Denn soll das Unternehmen wirklich seinen Zweck erreichen und dem ganzen Lande Segen bringen, dann muß jeder, auch der unbemittelte Balte, sich die Bände kaufen können. Sollte auf dem gewöhnlichen buchhändlerischen Wege die Festsetzung eines genügend niedrigen Preises nicht tunlich sein, so dürfte es gewiß nicht schwer sollen, eine Subvention für das Werk zu erlangen. Wenn auch unsre Ritterschaften in den nächsten schweren Jahren ihre ganze Kraft werden aufbrauchen müssen, um die Schäden des Aufruhrjahres zu heilen, so haben wir doch Korporationen und Gesellschaften genug im Lande, die es sich zu Ehrenpflicht machen dürften, ein so sehr gemeinnütziges Werk zu unterstützen.

Welche Bücher sollen nun aber Platz finden in der „Baltischen Bibliothek"? Ich meine alle, die dazu angetan sind, dem lebenden Geschlecht und den Nachkommen Kunde zu übermitteln von den Schicksalen unsres Landes, von der Eigenart seiner Bewohner und dem Geist seiner besten Söhne. Besonderer Wert müßte dabei auf solche Schriften gelegt werden, die sich durch edle Form auszeichnen. Zum Glück sind ja die bedeutendsten unter unsern baltischen Schriftstellern auch Meister der Sprache gewesen und haben sich von Verirrungen frei zu halten gewußt, wie sie die Mode der Zeit mit sich bringt. Das Wort, das Viktor Hehn einmal gesagt haben soll: die Livländer sind die Attiker Deutschlands, trägt ein gut Teil Wahrheit in sich, so keck und übermütig es klingt.

Wo irgend angängig, sollten vollständige Ausgaben gebracht werden, Auswahlen nur da, wo Einzelnes dem heutigen Geschmack und Verständnis so fremd geworden ist, daß es den Genuß des Ganzen hindert. Genügend zu vermeiden waren Verbesserungsversuche. Mit Anmerkungen müßte sparsam umgegangen werden. Jedem Werke sollte ein kurzer Lebensabriß des Verfassers beigegeben werden und eine Einleitung, die zum Platz aufleitet, den

Digitized by Google

das Buch einnimmt in unsrer Provinzialliteratur und in dem geistigen Leben des ganzen Zeitalters. Zu verwerfen ist dagegen jeder Versuch, die Stellung des Lesers zu dem Inhalt des Buches von vornherein zu beeinflussen, jenes widerwärtige Vorkauen, das dem geschmackvollen Literaturfreunde doch nur den Genuß der Lektüre vergällt. Selbst lesen soll der Balte seine Klassiker und sich selbst sein Urteil bilden über Wert und Unwert.

Im Speziellen wären natürlich in erster Linie geschichtliche Werke in Betracht zu ziehen, allen voran „Heinrich von Lettlands Chronik“. Es ist traurig, wie wenige Balten heute diesen Heldensang unsres heroischen Zeitalters kennen. Wahrlich, dieses Buch gehört vor allen andern in jedes baltische Haus. Anders steht es um die beiden livländischen Reimchronisten. Ihr poetischer Wert ist ja nur gering. Sie sind heute vornehmlich nur als Quellenschriften von Bedeutung und konnten daher aus einer Sammlung fortbleiben, die sich an die Gebildeten aller Kreise wenden will. Dagegen wäre aus der älteren historischen Literatur vielleicht noch Bolthasar Russows „Chronika“ heranzuziehen, natürlich in einer guten hochdeutschen Ausgabe. Ist Russow auch einseitiger Parteimann, und das Bild, das er von den livländischen Zuständen entwirft, vielfach übertrieben und verzeichnet, so ist die Darstellung doch von so echter Heimatsliebe getragen, und das Werk nimmt in der baltischen Geschichtsschreibung einen so hohen Rang ein, daß es unsre gebildeten Landsleute auch heute noch aus eigner Lektüre kennen sollten. Wichtig ist das Werk für unser Zeitalter noch deshalb, weil die Sittenschilderung in „Die von Kelles“, dem besten livländischen Roman, vielfach auf Russows Chronik fußt.

Von neueren historischen Werken möchte ich vor allen andern Schlätzer's „Livland“ befürworten, namentlich auch als Lektüre für unsre heranwachsende Jugend. Ich kenne keine andre livländische Geschichte, die so dazu angetan wäre, die wärmste Liebe zur Heimat und jene Begeisterung zu entzünden, die Schüler den besten Erfolg der Geschichtsschreibung genannt hat. Zudem hat das Buch den Vorzug, die Geschichte unsres Landes immer in Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen und europäischen Geschichte zu bringen. Auch die jetzt viel zu selten noch gelesene „Geschichte der Ostseeprovinzen“ von A. v. Richter

sollte in der geplanten Sammlung nicht fehlen. Auch sie ist doch ein klassisches Werk unsrer Provinzialgeschichte. Ferner wäre der Versuch zu machen, auch Julius Eckardt's „Livland im 18. Jahrhundert“ für die Sammlung zu erwerben. Es behandelt einen wichtigen Zeitraum, der sonst nie im Zusammenhang dargestellt wurde, und ist zugleich die einzige groß angelegte Kulturgeschichte unsres Landes.

Wenn die genannten Werke und einige andre, die neben ihnen noch in Betracht kämen, in vielen Stücken auch von der fortschreitenden Wissenschaft überholt sein mögen, so macht sie das für unsere Zwecke noch nicht unbrauchbar. Sie sollen ja die neueren Darstellungen Schiemanns, Arbusows, Seraphims u. a. keineswegs verdrängen, sondern vielmehr durchaus neben diesen gelesen werden.

Außer diesen zusammenfassenden historischen Werken gibt es aber eine Reihe von spezielleren und zeitgeschichtlichen Arbeiten, die jeder Balte ebenfalls kennen sollte. So enthalten Julius Eckardts bekannte Bücher: „Die baltischen Provinzen Rußlands“, „Baltische und russische Kulturstudien“, „Jung-Rußland und Altlivländisch“ so manche Studien und Aufsätze, die es nach Form und Inhalt wohl wert sind, bei uns immer und immer wieder gelesen zu werden. Ich erinnere nur an die packende und charaktervolle Lebensskizze Loudons, des größten Feldherrn unter den Söhnen unsres Landes; und an „Livländisches Stilleben“, jenes süße Idyll aus den glücklichen Jahren vor 1840, als alle drei Provinzen noch ein einziges „Gottesländchen“ waren, — die Heimat kerniger, origineller Menschen und der anspruchslosesten, aber feinen und edlen Geselligkeit. Das alte Wolmar, wie es damals unter Ferdinand Walters geistlicher und geistiger Führung blühte, kann auch heute noch jeden Balten lehren, welche Möglichkeiten zu reiner, harmonischer Bildung es in unsern Städten geben kann trotz aller Weltabgeschiedenheit. Und anspornen kann sein Beispiel uns, wieder solche Oasen bescheidener, aber echter Kultur zu schaffen. Wahrlich, es wäre ein großer Gewinn, wenn der verehrte Verfasser bewogen werden könnte, seine Einwilligung zu einer neuen, billigen Ausgabe seiner Schriften zu geben und so der Heimat noch an seinem Lebensabend ein herrliches Geschenk zu machen.

Und jetzt, wo so manche Schranken der Zensur gefallen sind und noch fallen werden, dürfen wir vielleicht sogar hoffen, auch die „Livländische Antwort“ zu neuem Leben erstehen zu sehen, jenes Buch, dessen Stimme einst wie ein Signal: das Ganze sammeln, durch alle drei Brüderlande ertönte, und das wie ein Blitz den ganzen Ernst der Situation erhellte, in die wir geraten waren. Schirrens Werk ist ja gewiß in erster Linie eine Streitschrift gegen Samarins maßlosen Angriff. Aber auch ganz abgesehen von der großen und anhaltenden Wirkung, die es bei seinem Erscheinen allenthalben im Lande tat, und die allein ihm einen wichtigen Platz in unsrer Geschichte sichert, ist sein Inhalt von selbständigem, dauerndem Wert für jeden baltischen Patrioten. Die „livländische Antwort“ gibt in prägnanter Kürze und in durchsichtigster Klarheit eine ganze Philosophie unsrer Heimatsgeschichte. Sie zeigt uns, wie Livland wirklich das alte „Schicksalsland des Nordens“ ist, dessen Besitz seinen Herrscher unbedingt zum mächtigsten macht im ganzen Umkreis der Ostsee. Sie lehrt uns aber auch, wie das Land seine historische Aufgabe, westliche Kultur und Gesittung dem Norden und Osten zu vermitteln, nur dann ganz erfüllen kann, und wie seine Beherrscher nur dann wahren Segen aus seinem Besitz ernten können, wenn das alte Recht des Landes geachtet wird. Jeder Bruch des Rechts brachte Elend und Verderben nicht nur über das Land, sondern auch über seine Herren. Mächtige Reiche sind zugrunde gegangen oder wenigstens von stolzer Höhe zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, weil sie dem Lande die beschworenen Verträge nicht hielten. Polen und Schweden wurden zu Schanden, aber Livland in seinem armseligen Winkel wurde gerettet, wenn es auch hart am Untergange war.

Hier kann der Balte, und namentlich der junge, der erst eintritt in den Kampf des Lebens, aus der Geschichte den besten Trost und starken Mut sich gewinnen für die Kämpfe, die Gegenwart und spätere Jahrhunderte unsrer Heimat bringen und noch bringen werden. Darum muß, wenn irgend möglich, dafür gesorgt werden, daß jeder von uns Schirrens Werk besitzen kann, als einen Schatz, dessen Wert noch ebenso groß ist wie am Tage seines Erscheinens.

An Größe der Wirkung kann sich mit der „livländischen Antwort" wohl nur ein, allerdings ganz anders geartetes Buch unsrer politischen Literatur messen, „Die Letten" von Garlieb Merkel. Auch sie sollten in der geplanten Sammlung der Vergessenheit entrissen werden, in die sie seit langen Jahren versunken sind. Also auch Merkels „Letten", wird mancher Leser dieser Zeilen ausrufen und gar sehr den Kopf schütteln. Und es mag gerade heute gewagt erscheinen, diesem Buch zu neuem Leben und weiter Verbreitung zu verhelfen. Aber warum nicht? Ein jeder nicht ganz ungebildete Lette kennt seinen Merkel, und alljährlich bekränzt das dankbare Lettenvolk sein Grab auf dem Kirchhof zu Katlakalu. Und wir, des Verfassers eigene Landsleute, wissen von seinem Werk gewöhnlich nicht mehr als den Titel, wir können also nicht einmal erwidern, wenn von gegnerischer Seite mit Stellen aus den „Letten" argumentiert wird. Und so entsetzig und unhistorisch Merkels Angriff auf die damalige Gesellschaft auch sein mag, das Buch bedeutet für unser Land nun doch einmal den Anbruch einer neuen Aera. Und eine Tat echten Mannesmutes war seine Veröffentlichung jedenfalls. Das hat gleich bei seinem Erscheinen mehr als ein wackerer livländischer Edelmann bekundet. Wir Balten brauchen uns auch gewiß nicht dessen zu schämen, daß es einer der Unsren war, der zuerst auftrat gegen die obsolet gewordene Bedrückung unsrer lettischen Heimatsgenossen. Gottlob, können wir die Schrift heute ja mit gutem Gewissen lesen. Die Reformen, die Merkel verlangt, sind längst durchgeführt, und sie sind es unter treuer, selbstloser Mitarbeit des angegriffenen Standes selbst. Die Schuld hat der baltische Adel längst getilgt, die der stürmische Mahner von ihm einforderte. Auf jeden Fall ist Merkel einer der originellsten und begabtesten Livländer gewesen, und wir, seine Landsleute, sollten uns erinnern, daß er nicht nur der hämische Verkleinerer Goethes war, als der er in der deutschen Literaturgeschichte fortlebt, sondern vor allem ein warmherziger, baltischer und deutscher Patriot, den die Königin Luise „die letzte Stimme des Vaterlandes" genannt hat, als er in seinem „Freimütigen" noch tapfer gegen Napoleon kämpfte, nachdem alle andern aus Furcht vor dem Gewaltigen verstummt waren. Neben den „Letten" könnte deshalb auch manches andere von Merkel in unsrer Bibliothek Aufnahme finden, so wenigstens

eine Auswahl aus seinen „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben“.

Und wenn ich an Merkel denke, dann fällt mir immer ein Zeitgenosse von ihm ein, der noch weit mehr zu den „verklungenen Namen“ unsres Landes gehört, ein treuer Sohn seiner Heimat, der aber das trübe Schicksal so mancher Balten teilte, denen es zu Hause zu eng wurde. „Es zog ihn fort“, sagt Julius Eckardt, „zu den Brennpunkten europäischen Völkerlebens — und er starb am Heimweh.“ Ich meine Karl Gustav Jochmann. Rastlos durchzog er die Welt, getrieben von unbezähmbarem Bildungshunger; als es aber zum Sterben ging in der Fremde, da ließ er wenigstens sein Herz dem Freunde nach Riga senden, wo es noch heute in einem altangesehenen Hause als treues Vermächtnis bewahrt wird. Wie sein Name, so sind auch seine Schriften bei uns fast ganz verschollen. Und doch enthalten seine „Reliquien“, die sein Freund Heinrich Zschokke nach seinem Tode herausgab, so manches, was auch heute noch eine anregende und gehaltvolle Lektüre bilden kann, mag uns sein Liberalismus auch mitunter veraltet und flach rationalistisch anmuten. Solche Partien, wie sein Aufsatz über Robespierre, werden nie ihren Wert verlieren. Und sein scharfer Blick, sein edler Freimut, seine Menschenliebe verleugnen sich auf keiner Zeile. „So ist“, sagt Zschokke im Vorwort, „in allem, was er mitteilt, selbst in den kleinsten Anekdote, Gehalt und Kern; dabei in der Darstellungsart Feinheit des Geschmacks mit edlem Ernst, epigrammatischer Witz mit Tiefsinn, Freimütigkeit mit Würde gepaart.“ Wir scheint, das sind Eigenschaften, die sich bei den Schriftstellern unsrer Tage nicht allzu oft zusammenfinden. Für manch gestimmte Leser dürften daher noch heute die „Reliquien“ ein Buch werden können, das sie in stillen Stunden gern wieder einmal zur Hand nehmen.

Noch manches ließe sich aus der älteren Lokalgeschichtlichen und Memoirenliteratur hier anführen, ich will aber gleich zu einem Neueren eilen, zu Viktor Hehn, dem Livländer, dessen Name unter allen den reinsten Klang in der deutschen Literatur hat. Seine Hauptwerke: „Die Kulturpflanzen und Haustiere“, die „Gedanken über Goethe“, „Italien“ gehören der Weltliteratur an, werden immer wieder aufgelegt und dürften für unsern Zweck nicht zu haben sein. Aber seine vielen kleineren Aufsätze, namentlich

die in der Baltischen Monatsschrift erschienenen, dürften sich ganz hervorragend eignen. G. Dehio, der Herausgeber der neuesten Auflage von „Italien", erklärt sie für „weitaus das beste, was in der Gattung des Feuilletons je in deutscher Sprache geschrieben ist", und bedauert lebhaft, daß sie nicht wieder abgedruckt worden sind. Mit einer Herausgabe könnte sich die Redaktion der Monatsschrift also sogar den Dank der Literarhistoriker Deutschlands verdienen. Denn allerdings steht Viktor Hehn unter den deutschen Prosaikern seit Goethe so hoch im Range, daß jeder Aufsatz von ihm ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Prosa genannt werden darf.

Und auch seines treuen Freundes Georg Berkholz darf wohl an dieser Stelle gedacht werden. Auch von ihm liegen wertvolle Arbeiten begraben in den älteren Jahrgängen der Monatsschrift. Auch er war ein Schriftsteller, auf den wir stolz sein dürfen, trotz seiner geringen Produktivität.

Am schwersten fällt mir die Entscheidung, was ich für unsre Bibliothek vorschlagen soll, wenn ich an die schöne Literatur komme. Reinhold Lenz, der einzige Livländer, der teil hat an dem klassischen Zeitalter der deutschen Dichtung, hätte gewiß ein Anrecht darauf, auch heute noch im Baltenlande gekannt zu werden. Aber ich fürchte, wenn man seinen „Hofmeister" oder „Meadoza" usw. in unsrer Sammlung neu auflegen wollte, so würde es bei einem leeren Akt der Pietät bleiben, — lesen würde die Sachen doch niemand. Karl Petersenn war einst der wirkliche populäre Dichter unsrer Heimat; aber für die Derbheiten seiner Muse dürfte heute in unsern Häusern kein Platz mehr sein. Bertram, unser größter Humorist, ist eben in neuer, billiger Ausgabe erschienen. Und wenn ich an die übrigen einheimischen Poeten aus älterer Zeit denke, oder im baltischen Dichterbuch blättere, beschleicht mich immer die Erkenntnis, daß von Kunstwerken doch schließlich nur das Anspruch auf Dauer hat, was wirklich ersten Ranges ist. Doch mögen andre hierüber anders denken, und es liegt mir fern, meinen Geschmack für den maßgebenden zu halten. Ich verzichte nur eben auf das Vorschlagsrecht des Urhebers der Idee.

Dagegen glaube ich, daß wir an unsrem größten wissenschaftlichen Genie nicht ganz vorbeigehen dürfen. Aus Karl Ernst von Baers „Reden und kleineren Aufsätzen

vermischten Inhalts" ließe sich recht wohl eine Sammlung veranstalten, die heute noch „manchem etwas bringen" würde. Geistvoll und formvollendet ist alles, was Baer geschrieben hat. Allmählich werden die Naturwissenschaften sich doch auch in unsrem baltischen Kulturleben einen breiteren Platz erobern. Und gerade Baer ist ein Forscher, der in der wissenschaftlichen Welt eben wieder modern wird. Man versucht vielfach wieder an seinen Ideen anzuknüpfen. Das Interesse für ihn dürfte auch bei uns endlich über sein Denkmal in Dorpat hinaus vordringen bis zum Menschen selbst und seinem Lebenswerk.

Und neben Baer gehört Graf Alexander Keyserling wenigstens mit seinen „Tagebuchblättern" in unsre Sammlung. Sie sind allerdings erst vor einem knappen Dutzend Jahren von seiner Tochter Baronin Taube herausgegeben, vielleicht ließen sie sich aber doch für unsre Bibliothek erwerben. Auch Keyserling hat einen festen Platz in der Geschichte der Naturwissenschaften, nennt ihn doch Darwin selbst unter seinen Vorläufern, was auch nicht vielen Balten bekannt sein dürfte. Außerdem ist er wohl sicher der umfassendste Geist, der je auf baltischer Scholle entstanden ist. Liest man seine kleinen Aufsätze und Selbstgespräche, so staunt man immer wieder über diese Weite der Auffassung, über diese Milde und Klarheit des Urteils. Ja, man wird an die Größe Goethescher Weltanschauung erinnert.

Auch von unsren großen Reisenden: Middendorff, Helmersen, Wrangell ließe sich Einiges beisteuern. Gute Reisebeschreibungen — und die von Middendorff und Wrangell gelten unbedingt als klassisch — sind doch auch eine Lektüre, die den Horizont weitet und das Urteil vertieft über Natur und Menschen. Auch können sie dazu beitragen, daß die baltische Geistesart in allen ihren Ausstrahlungen in unsrer Bibliothek gesammelt erscheint, daß dem Spektrum keine Farbe fehlt. Und da ich gerade bei Reisebeschreibungen bin, so will ich gleich Gelegenheit nehmen, hier an des alten J. G. Kohl „Deutsch-russische Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Estland" zu erinnern. Sie sind von keinem Balten geschrieben, aber als bedeutendste Reisebeschreibung über unsere Lande haben sie doch auch ein Anrecht darauf, der „baltischen Bibliothek" einverleibt zu werden. Mit

wirklicher Liebe, und doch ohne jede unmännliche Schönfärberei, schildern sie Land und Leute, wie sie vor mehr als sechzig Jahren dem aufmerksamen Reisenden erschienen

Im weiten Ost, wo allgemach
Des deutschen Volkes Well' erstirbt.

So manche Tugenden und Mängel, die uns noch heute zu eigen sind, werden uns erst recht klar in dem Spiegel, den uns der scharf beobachtende Ausländer vorhält.

Ich bin am Ende mit meiner Desideratenliste. Ein wirklicher Kenner unsrer Literatur, und wohl jeder Landsmann, der so glücklich ist, in der Heimat selbst mit gleichgestimmten Freunden über meinen Vorschlag beraten zu können, wird sie erweitern und vervollständigen können. Mir kam es auch garnicht darauf an, ein wirkliches Programm aufzustellen. Nur einige der wünschenswertesten Bücher wollte ich nicht ungenannt lassen. Und ich bin nur deshalb so ausführlich geworden, weil ich mir dachte, dadurch den Lesern der Monatsschrift deutlicher zeigen zu können, wie reich wir eigentlich sind und was für Schätze wir heben können, als wenn ich mich auf die trockene Herzählung einiger Bücherteile beschränkt hätte.

Zum Schluß möchte ich noch mit ein paar Sätzen auf den Gewinn zurückkommen, den ich mir für die Heimat verspreche von dem Gelingen meines Planes. Das erste, wovon ich ja ausging, ist die Hoffnung, daß so nach und nach in jedem gut baltischen Hause all die Bücher zusammenkommen werden, die uns erst ein Recht geben, von baltischer Kultur zu sprechen. Und unsre Jugend wird Gelegenheit erhalten, sich zu stärken und zu erheben an so manchem guten Wort und mannhaften Spruch, der uns von den Vätern überliefert ist. Jetzt, wo wir endlich hoffen dürfen, daß unsre deutsche Schule wieder erblüht, wird so auch für die Schulbibliotheken die Möglichkeit geschaffen, ihren Bestanden ohne zu großen Aufwand unsre klassischen Autoren einzuverleiben. Denn wenn die Bande der „baltischen Bibliothek" zu allererst auch in die Häuser gehören, den Schulen dürfen sie natürlich auch nicht fehlen. Durch die Herausgabe der einzelnen Werke kann außerdem so manchem jüngeren Gelehrten der uns ein wirklich lohnender Wirkungskreis erschlossen werden, und er sich üben im

Gebrauch der Feder, um vielleicht daraus den Mut zu schöpfen zu eigener schriftstellerischer Arbeit.

Am höchsten schätze ich aber den Gewinn, den wir alle für unser Selbstbewußtsein aus unsrer Bibliothek ziehen werden. Wenn erst noch einigen Jahren eine stattliche Sammlung beisammen ist, werden wir auch erst merken, daß wir Balten nicht nur im geselligen Verkehr, sondern auch in der Literatur einen originellen und wahrlich nicht schlechten Teil der großen germanischen Rasse ausmachen. Unsre eigene Art wird uns selbst viel klarer werden, wenn wir unser Schrifttum besser kennen. Und auch vor dem Auslande, das jetzt wieder mehr Interesse für uns zeigt, werden wir mit unsrer Bibliothek vielleicht größeres und dauerhafteres Ansehen erwerben, als mit einem schnell veranstalteten Sammelwerk über unsre Provinzen, wie es neulich in einer Tageszeitung geplant wurde.

Und nun noch eines. Wir leben in einer Zeit, in der das ideale Reich der Bildung zu zerfallen droht in lauter einzelne Territorien. Von der Schule an treibt die Not des Lebens den einen diesem, den andern jenem Bildungsziele zu. Und auch die Grundlagen sind nicht mehr für alle dieselben wie einst, da das alte humanistische Gymnasium noch unbeschränkt herrschte. Immer höher steigen die Anforderungen, die der zukünftige Beruf an den Lernenden stellt. Odes Fachwissen droht immer mehr jede harmonische Ausbildung zu überwuchern und zu verdrängen. Immer enger ziehen sich die Kreise zusammen, in denen noch gleiche Bildung und gemeinsame Interessen zu Hause sind. Schon heute bilden sich in jeder Berufsgruppe eine besondere Bildung und eine eigene Lebensauffassung aus. Das Verständnis über die Schranken von Beruf und Stellung hinweg wird immer schwieriger. Nun wohlan, in unsrer Bibliothek, wenn wir sie nur recht zu nützen wissen, werden wir Balten ein Gebiet haben, auf dem wir alle gleichermaßen zu Hause sind. Allen zersetzenden Kräften des modernen Lebens zum Trotz werden wir uns hier immer wieder finden und verstehen können. Und so verschieden Schicksal und Bildungsgang die Persönlichkeit des einzelnen Landsmannes auch ausgestalten mögen, an dem einen wird man jeden von uns erkennen können, eine Macht wird uns alle tragen und einen — **die Liebe zur Heimat.**

Digitized by Google

Liv-, Eſt- und Kurländer auf der alten Univerſität Straßburg.

Von

Dr. phil. **Wilhelm Arnold Chriſtiani**, Petersburg.

Den erſten Verſuch, die Namen der Livländer feſtzuſtellen, die auf auswärtigen Univerſitäten ſtudiert haben, hat Julius Eckardt in ſeinem „Livland im achtzehnten Jahrhundert“ (Leipzig 1876) gemacht. Er hat in dieſem Werk u. a. Verzeichniſſe der Oſtſeeprovinzialen gegeben, die in den Jahren 1710—1765 in Halle, Wittenberg, Roſtock, Königsberg, Göttingen, Leipzig und Jena ſtudiert haben. Auf dieſen ſieben Univerſitäten haben nach Eckardts Matrikelauszügen, der für vier Univerſitäten die Kurländer nicht mit regiſtriert hat, 1126 Perſonen ſtudiert. In der von H. J. Böthführ verfaßten Feſtſchrift der Geſellſchaft für Geſchichte und Altertumskunde der Oſtſeeprovinzen Rußlands zur Feier ihres fünfzigjährigen Beſtehens am 6. Dezember 1884, „Die Livländer auf auswärtigen Univerſitäten im vergangenen Jahrhundert“ (Riga 1884), werden die Namen von mehr als 1500 Balten mitgeteilt, die vom 14.—18. Jahrhundert in Prag, Köln, Erfurt, Roſtock, Heidelberg Wittenberg, Marburg, Leyden und Erlangen immatrikuliert worden ſind. Auch Böthführs Matrikelauszüge ſind nur ein Bruchſtück, da ſie nur neun Univerſitäten und ſomit nicht alle umfaſſen, auf welchen Livländer im vergangenen Jahrhundert ſtudiert haben. Er mußte ſich auf die damals im Druck erſchienenen Matrikel und auf die älteſte Roſtocker Matrikel, deren Auszug von ihm aus dem Originalkodex angefertigt wurde, beſchränken und das Weitere der Zukunft überlaſſen.

Später hat die in den Jahren 1887—1891 erfolgte Ausgabe der Frankfurter Universitätsmatrikeln Prof. Dr. W. Stieda veranlaßt, 1892 ein Verzeichnis der Liv-, Est- und Kurländer, die von 1507—1807 in Frankfurt a./O. immatrikuliert wurden, in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands" (Bd. XV, Heft 2) zu veröffentlichen. In Frankfurt haben sich 177 Balten in die Matrikel eintragen lassen, darunter einer doppelt.

Seit dem Erscheinen der Böthführschen Festschrift sind außer der Frankfurter Matrikel noch eine ganze Reihe von alten Universitätsmatrikeln veröffentlicht worden, so die von Tübingen, Herborn, Gießen, Greifswald, Kassel, Leipzig, Bologna und Straßburg im Elsaß. Die Matrikeln der alten Universität Straßburg von 1621 bis 1793 hat der Straßburger Lyzealoberlehrer Prof. Dr. G. Knod 1897 in zwei Bänden herausgegeben. Veranlaßt wurde die Veröffentlichung durch eine seit dreißig Jahren bestehende besondere Kommission, die mit dem Studium und der Herausgabe der Urkunden und Akten der Stadt Straßburg betraut ist.

Die Universität Straßburg wurde 1621 von Ferdinand II. gegründet. Schon im folgenden Jahre haben sich zwei Balten in die juristische Fakultätsmatrikel eingeschrieben. Im ganzen weisen die Matrikeln rund 20,600 Eintragungen auf (wovon allerdings einige Hunderte nur als Begleiter von adeligen Herren eingeschrieben wurden, oder sonstwie, namentlich die Wundärzte, nicht als eigentliche Studenten zu betrachten sind), und zwar rund 2600 in der theologischen, 8700 in der juristischen, 2900 in der medizinischen und 6660 in der philosophischen Fakultät.

Nicht eingerechnet sind bei den einzelnen Fakultäten die Serenissimi et Illustrissimi, die Studierenden aus adeligen Häusern, die von 1657 ab in einem besonderen Album vereinigt worden sind. Gerade diese Matrikel ist von besonderem kulturgeschichtlichem Interesse. Zu allen Zeiten hat die hohe Schule zu Straßburg eine besondere Anziehungskraft auf die Söhne reicher und vornehmer Familien ausgeübt, schon im 16. Jahrhundert die „Akademie" und dann die „Universität", diese namentlich vom dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ab. Im ganzen weist diese Matricula Serenissimorum et Illustrissimorum etwas über 700 Namen auf, darunter mehrere Dutzend Nichtadelige, die als

„Ephori“ von adeligen Studenten eingeschrieben und mitgezählt sind. Das ausländische Element ist unter den Adeligen sehr stark vertreten, besonders seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Der livländische Adel tritt in dieser Matrikel erst im 18. Jahrhundert auf. Wir finden in ihr im ganzen vierzig baltische Adelige, darunter zwei Grafen Münnich (1764), wohl Brüder, von denen sich jeder als Comes a Munnich ex Livonia eingetragen hat, zwei Grafen Stackelberg (1782), einen Grafen Stenbock (1769) und einen Grafen Medem (1777), ferner zwei Barone Vietinghoff, vier Herren v. Behr, zwei Herren v. Dunten und zwei Herren v. Raulenfeld. In dem weiter unten folgenden Verzeichnis sind die Namen aller in der Matricula Serenissimorum et Illustrissimorum verzeichneten Studenten mit einem Stern (*) vor der Nummer versehen.

Von den 133 in Straßburg immatrikulierten Ostseeprovinzialen stammten:

	aus Livland	aus Kurland	aus Estland	waren Curo-Livonen	Zusammen
im 17. Jahrh.	33	2	9	1	45
im 18. „	47	32	9	—	88
	80	34	18	1	133

Studenten aus Livland waren also, wie bei der größeren Bevölkerung dieser Provinz erklärlich, in namhafterer Zahl vertreten, als die aus Kurland und Estland. Als Curo-Livonus hat sich in Straßburg im 17. Jahrhundert nur ein Student eingetragen, in Frankfurt setzten sich in demselben Jahrhundert drei Studenten als „Curo-Livonen“ ein. Während des 17. Jahrhunderts bezeichnen sich die aus Reval entstammenden Studierenden als „Livonen“, was dazwischen auch noch im 18. Jahrhundert vorkommt. Innerhalb Livlands sind an Städten Riga, Dorpat und Arensburg als Geburtsort namhaft gemacht. Es entstammten:

	im 17. Jh.	im 18. Jh.	Zusammen
Riga	18	14	32
Dorpat	1	1	2
Arensburg . . .	1	1	2
Ohne nähere Angabe	13	31	44
Zusammen	33	47	80

Bei den Kurländern weist die nähere Angabe des Geburtsorts im 17. Jahrhundert nur Pitten auf, im 18. Jahrh. die Städte Mitau, Jakobstadt, Tuckum und Goldingen und das Gut Mesoten. Als Mitauer haben sich vier Studenten bezeichnet, aus den drei andern Städten stammt je ein Studiosus her. Die auf dem Lande geborenen jungen Leute aus den drei Provinzen haben das Gut oder den Ort ihrer Herkunft nicht angegeben, mit Ausnahme des in Mesoten geborenen Grafen Medem.

Der Adel ist im 18. Jahrh. sehr stark vertreten. Unter den 32 Kurländern, die in jenem Jahrhundert in Straßburg immatrikuliert wurden, sind 21 Adlige und 11 Bürgerliche, unter den 47 Livländern 32 Adlige. Im 17. Jahrhundert sind unter den 33 Livländern wenigstens vier Adlige.

Von den 45 Ostseeprovinzialen, die im 17. Jahrhundert in Straßburg studierten, waren 29 Juristen und 13 Theologen. In den Verzeichnissen der philosophischen Fakultät finden sich nur zwei Livländer, und Friedr. Wriedt (1650) aus Arensburg ist der einzige Mediziner. Über die Studien der Balten im 18. Jahrh. konnten wir keine vollständigen Angaben mitteilen, da die Matricula Serenissimorum et Illustrissimorum uns über das Studienfach der Adligen völlig im Unklaren läßt. Graf Medem aus Kurland ist der einzige baltische Student, der sich nicht nur in diese Matrikel, sondern auch in die der juristischen Fakultät eingeschrieben hat. Zweifellos waren auch die meisten der übrigen 39 in jenem Album vereinigten baltischen Edelleute Juristen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts übte die juristische Fakultät wesentlich durch den Ruf von Professor Koch eine große Anziehungskraft aus.

In die theologische Fakultät entsandten die Ostseeprovinzen im 17. Jahrhundert 13, im 18. nur 3 Studenten. Dagegen übte die medizinische Fakultät in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine sehr starke Anziehungskraft aus. Von 1767—1783 trugen sich 15 Balten in die medizinische Fakultätsmatrikel ein. In den sechziger, siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrh. studierten auch viele Deutsche aus Moskau und Petersburg und einige Russen in Straßburg Medizin. Mehrere von ihnen wurden von den Rektoren Spielmann, Lobstein, Hermann und Pfeffinger zu Doktoren promoviert. Dagegen finden sich in der Matricula candidatorum medicinae nur zwei Rigenser, G. P. Weier und Fr. Wolherr,

die nach mehrjährigem Studium disputierten und dann zu Doktoren promoviert wurden — Weier 1774, Wolherr 1783. Der Arzenyer M. E. Styx war schon Dr. med., als er 1782 in Straßburg Medizin studierte. — Die Matricula Civium gorum enthielt die Namen zweier Balten.

Die 1621 erlassenen Universitätsstatuten bestimmen, daß jeder Studiosus publicus sich mit eigener Hand in die Matrikel einzuschreiben habe. Die Führung der Matrikel lag nach einer Bestimmung derselben Statuten dem Rektor ob. Nur die Kandidatenmatrikeln wurden von den betreffenden Dekanen geführt.

Die Einschreibegebühr in die Matrikel bildete neben den Promotionsgeldern zugleich die wichtigste Einnahmequelle für den sonst so schwachen Universitätsfiskus. Die Statuten von 1621 bestimmen:

„Fürs erste ist man pro immatriculatione dem Fisco Academiae zu geben schuldig, wie volgt:

Ein Furst soll geben . . . 3 ℔
Ein Graff . . . . . 2 ℔
Ein Freyherr . . . . . 1 ℔. 10 schill.
Einer vom Adel Geschlechter oder Doctorssohn 10 schill.
Ein gemeiner Studiosus . 5 schill.*)"

Die Armen waren von der Matrikeltaxe befreit.

Wer sich zur Aufnahme in die Kandidatenmatrikel bei dem Dekan seiner Fakultät meldete, mußte einen Schein über die erfolgte Eintragung in die Matricula Academiae vorlegen. Als Einschreibegebühr für die Kandidatenmatrikel hatte er dann in der theologischen und in der juristischen Fakultät einen Goldgulden, in der medizinischen 30 Schilling, in der philosophischen 10 Batzen zu erlegen. Im Lauf der Jahre wurde die Matrikeltaxe in angemessener Weise erhöht. Der philosophischen Fakultät gelang es im J. 1779 die Genehmigung der Scholarchen für die Erhöhung ihrer Einschreibetaxe auf „einen kleinen Thaler" zu erhalten.

Die Formula iurisiurandi seu obligationis, mit welcher die Studiosi in die Zahl der akademischen Bürger vom Rektor aufgenommen wurden, hat, wie Knod in seiner Einleitung mitteilt,

*) 1 ℔ = ½ Pfd = 10 Schilling = 4 Mark heutigen Geldes.

Digitized by Google

in den Statuten von 1621 folgenden Wortlaut: „Fidem tuam alstringes immunque data promittes te verae religionis ac pietatis amantem, studiosum disciplinae et observantem legum academicarum futurum, reipublicae hujus magistratui fidem, obedientiam academiae rectori, observantiam professoribus atque praeceptoribus et humanitatem civibus praestiturum esse ita ut nullae de te, vel ad me, vel ad alios, justae querelae deferantur."

In keiner der noch vorhandenen Matrikeln sind, wie der Herausgeber bemerkt, die überlieferten Namensreihen unbedingt vollständig. Hier und da fehlen, wie der zu nachträglicher Einschreibung freigelassene Raum anzeigt, einzelne Namen; weit häufiger noch werden die Eintragungen ganzer Semester samt den Semesterüberschriften vermißt. Auch die Überlieferung der Namen selbst ist häufig recht mangelhaft. Bei einzelnen fehlt die Heimatsbezeichnung, bei andern das Datum, viele Namen sind, da die Matrikeln nur Originaleinträge enthalten, durch das Ungeschick der einzelnen Hände oder das hier und da hervortretende Bestreben des einzelnen Schreibers, einen möglichst individuellen Namenszug herauszukünsteln, schwer lesbar oder geradezu unleserlich.

Wir lassen nun das Verzeichnis der studierenden Livländer folgen. Die hier gegebenen Nachweise über die Herkunft und die späteren Lebensschicksale der Einzelnen sind nicht ausreichend, vielmehr mangelhaft. Aber es war mir nicht möglich, durch weitere Nachforschungen und Untersuchungen sie zu verbessern und zu vervollständigen. Vielleicht finden sich Liebhaber der provinziellen Biographie, die hier gelassene Lücken in Bezug auf die späteren Lebensschicksale vieler Einzelnen auszufüllen geneigt sind. Bothfuhr gibt in seiner Festschrift zahlreiche Quellen und literarische Hilfsmittel an, die zur Erforschung der Biographien der in seinem Werk genannten Personen gedient haben. Diese Quellen, die in Dorpat und Riga leicht zu beschaffen sind, müßten von späteren Bearbeitern unseres Themas benutzt werden. Auch auf die von Stieda angegebenen Werke sei nochmals aufmerksam gemacht.

Interessant ist es, die Wanderungen der Studenten von Universität zu Universität zu verfolgen. Von Straßburg zogen viele Livländer nach Leyden. Paul Helmes studiert seit August 1627 in Straßburg und wird 1630 in Leyden immatrikuliert (Nr 5).

Digitized by Google

Chr. Strahlborn ist 1647 in Straßburg und läßt sich 1651 in Leyden immatrikulieren (Nr. 12). Der Theologe Michael Rej beginnt seine Studien in Wittenberg und wird dort Magister, 1652 ist er in Straßburg und 1654 in Leyden (Nr. 21). Der Theologe G. Ulrich aus Riga studiert 1656 in Straßburg, im folgenden Jahre setzt er seine Studien in Rostock fort (Nr. 26). G. v. Dunte erscheint im Herbst 1654 in Straßburg, 1660 nach in Leyden (Nr. 25). Georg Willebrand studiert 1658 in Rostock, 1663 wird er in Straßburg immatrikuliert (Nr. 34). Andere Livländer kamen aus Leyden nach Straßburg, so M. zum Pützgen, der 1627 in Leyden, im Dezember 1629 in Straßburg ist und auch zu Königsberg studiert hat (Nr. 6). Hermann Samson (Nr. 10), der 1641 in Leyden und im Oktober 1642 in Straßburg immatrikuliert wird, und Heinr. Hagen aus Riga, der 1638 in Leyden, 1643 in Straßburg ist (Nr. 11). Jakob Friedrichs studiert 1668 in Leyden und kommt im folgenden Jahre nach Straßburg (Nr. 38). Der Rigenser Bruno Hauenfeld erscheint 1681 in Frankfurt, im Sommersemester 1685 in Straßburg (Nr. 41), der Kurländer D. Fehrmann 1745 in Frankfurt, 1748 in Straßburg (Nr. 62). Der Mediziner C. W. Curtius aus Narva beginnt seine Studien 1757 in Rostock, ist 1758 in Leyden, 1759 in Straßburg und erscheint 1761 wiederum in Leyden (Nr. 74). Chr. Ziegenhorn aus Mitau studiert 1758 in Göttingen und 1762 in Straßburg (Nr. 82). Justus Samuel Walther aus Reval beginnt seine medizinischen Studien in Leipzig, wird am 3. August 1770 in Leyden und am 3. August 1772 in Straßburg immatrikuliert (Nr. 102). Die holländischen Barone Loewenwolde und Rosen lassen sich am 6. Oktober 1769 in Erlangen und am 11. Oktober 1771 in Straßburg immatrikulieren (Nr. 100 und 101). Recht ungewöhnlich ist der Bildungsgang des Rulandino Blumenthal (1734—1801), der erst in Rostock Theologie und 15 Jahre später in Leyden und Straßburg Medizin studierte (Nr. 104), und außergewöhnlich ist auch der Lebenslauf des Rigensers J. B. v. Fischer (1720—1760), der in Halle, Straßburg und Leyden studierte, in Leiden Dr. med. wurde und die Medizin später mit der Jurisprudenz vertauschte (Nr. 55).

* * *

Digitized by Google

1. 1622. April 9. M. Conradus Wachmannus Riga-Livonus. Jurist.
2. 1622. April 9. Christophorus ab Hartlauw Curo-Livonus. Jurist.
3. 1626. November 6. Johannes Bordingk Rigâ-Livonus Theologe.
4. 1627. Juni 15. Matthias Arnoldi Livonus Dorpat. Theologe. Ein Matthias Arnoldi Parnoviensis Livonus wird 1611 in Rostock immatrikuliert. Bothführ, Die Livländer, Seite 85.
5. 1627. August 8. Paulus Holmes Riga-Livonus. Philos. Verlesen oder verdruckt für Helmes. Sohn des Rigaschen Ratsherrn Paul Helmes. Geb. den 25. Mai 1603, bezog 1630 die Universität Leyden, wurde 1640 Besitzer des livländischen Hofgerichts, darauf Assistenzrat des Generalgouvernements Livland, 1643 unter dem Namen v. Helmersen geadelt. Gestorben 1657. Nähere Angaben über ihn gibt Bothführ, Die Livländer, S. 156.
6. 1629. Dezember 16. Rotgerus zum Bargen Riga-Livonus. Jurist. Geb. zu Riga am 10 Januar 1603, war 1627 als Rutgerus van Bergen Rigensis in Leyden immatrikuliert worden, studierte auch zu Königsberg und ließ sich 1633 in Königsberg nieder, 1636 wurde er königl. polnischer Sekretär und 1661 churbrandenburgischer Rat, kurz vor seinem Tode. Bothführ, Die Livländer. S. 155.
7. 1636. Juli 19. Johannes Tiemannus Piltensis Curlandus. Jurist.
8. 1640. April. Jacobus Friederich Rigâ-Livonus. Theologe.
9. 1641. Nicolaus Maneken Livonus. Jurist. Wohl ein Nachkomme des Rigaschen Ratsherrn Gert Maneke (1585 bis 1610) und vielleicht der Vater des Landgerichtsassessors Christian Maneke, Besitzers des Gutes Rabben, der 1695 geadelt wurde und 1710 starb.
10. 1642. Oktober 11. Hermannus Samsonius Livonus. Jurist. Sohn des livländischen Generalsuperintendenten Hermann Samson, der 1640 mit dem Zunamen von Himmelstiern in den Adelsstand erhoben wurde. Er studierte 1641 in Leyden, wo er als Hermannus Sampsonius Nobilis

Livonus immatrikuliert wurde. Nach seiner Rückkehr von den Universitäten wurde er Assessor des Hofgerichts zu Dorpat, 1647 Rigascher Ratsherr, 1659 Bürgermeister, später Präses des Konsistoriums usw. Geb. 1619, gest. 1678. Bothführ, Die Livländer, S. 163.

11. 1643. Oktober 11. Henricus Hagenius Rigâ-Livonus. Jurist. War am 26. August 1638 in Leyden immatrikuliert worden. War 1659 Assessor des königl. Landgerichts auf Oesel und Pfandherr des Arensburgschen Stadtgerichts. Vgl. Bothführ, Die Livländer, S. 161.
12. 1647. Mai 10. Christian Strahlborn Livonus. Jurist. Wurde 1651 in Leyden immatrikuliert. Bothführ, Die Livländer, S. 168. In Reval kommt ein Caspar Straelborn vor, der 1651 Ältermann der Kaufmannsgilde ist.
13. 1648. August 18. Georgius Witte Reval-Livon. Jurist.
14. 1648. August 18. Henricus Bröcker Revalia-Livonus. Theologe.
15. 1648. Oktober 10. Hermannus Meiners Livonus. Jurist.
16. 1649. Mai 7. Petrus Holler Rigâ-Livonus. Jurist. Vielleicht ein Großsohn des Rigaschen Ratsherrn Ludolph Holler († 1591).
17. 1649. Mai 16. Joachimus Wolffenschildt Liv. Jurist.
18. 1650. Juni 11. M. Gabriel Elvering Revalia-Livonus. Theologe. Wie dieser Student mit dem Professor Petrus Gabriel Elvering zusammenhängt, der nach Auflösung der Universität Dorpat 1656 sich nach Reval geflüchtet hatte und dort lebte, bleibe dahingestellt. 1677 wird ein Gabriel Elverind Revaliensis Livonus in Leyden als Jurist immatrikuliert. Der Name soll wohl Elvering heißen. Bothführ, Die Livländer, S. 178.
19. 1650. September 14. Fridericus Wriedt Osiliensis Arensburgo Livonus. Mediziner.
20. 1650. Oktober 1. Henricus Weyer Livonus. Jurist. Ein Petrus Weyer ex Livonia wird 1640 in Rostock immatrikuliert. Bothführ, Die Livländer, S. 96.
21. 1652. August 18. M. Michael Mej Rigâ-Livonus. Theologe. Er hatte zuvor in Wittenberg studiert und war dort Magister geworden. 1654 studierte er in Leyden. 1657

wurde er Diakon an der Domkirche zu Riga, erlag aber schon am 23 August desselben Jahres der Pest. Böthführ, Die Livländer, S. 169.

22. 1653 Januar 10. M. Henricus Cleissenius Rigä-Livonus. Theologe. Wohl ein Sohn des Pastors Wilhelm Cleisse, auch Cleissen, der 1623 Pastor zu Uexküll, 1624 Diakon, dann Wochenprediger und 1646 Pastor primarius an der Domkirche zu Riga war und 1647 starb Er studierte 1650 in Gießen.
23. 1654. Mai 27. Vincentius Fuchs Rigensis. Jurist
24. 1654. Juli 1. Dietrich Johan Engelhardt Nob. Liv. Jurist.
25. 1654. Oktober 31. Georgius von Dunte Livonus. Jurist. Ein Sohn des Rigaschen Bürgermeisters Georg v. Dunte oder Dunten 1660 wird ein Georgius von Dont Livonus als Politices Studiosus in Leyden immatrikuliert Wahrscheinlich ist der Name nicht Dont, sondern Dunte zu lesen und mit diesem ist er dann identisch. Böthführ, Die Livländer, S. 174.
26. 1656. Februar 18. Gregorius Ulrich Riga Livonus. Theologe Setzte seine Studien 1657 in Rostock fort, wurde 1660 Pastor zu Uexküll und Kirchholm, 1662 Diakon an der St Johanniskirche und 1681 Pastor an derselben Kirche zu Riga. Geb. 1631, gest. 1691. Sohn des Pastors Herbert Ulrich. Böthführ, Die Livländer, S. 106
27. 1656. Februar 19 Herbertus Ulrich Rigensis. Jurist. Vermutlich ein Bruder des Vorigen. Beide studierten 1652 in Gießen
28. 1656. April 26. Henricus Neuwerth Revalia Livonus. Jurist
29. 1656. Juni 14. Johannes Kahlen Riga Livon. Jurist. Vielleicht ein Bruder von David Calen, der in Wittenberg und Rostock studierte, Diakonus an der St. Johanniskirche in Riga war und am 4. Juli 1657 an der Pest starb. David Calen, der 1646 als Riga Livonus in Rostock inskribiert wurde, war ein Sohn des Pastors Schotto Calen. Böthführ, Die Livländer, S 99. Der Name lautet später Cahlen. Ein Schotte Cahlen aus Riga studiert 1703 in Rostock. Böthführ. Die Livländer, S 121

30. 1657. November 21. Henricus Wilhelmus Leo Livonus. Philosoph.

31. 1658. August 10. Paulus Dolman Riga Livon. Jurist. Wahrscheinlich ein Großsohn des Rigaschen Ratsherrn und späteren Bürgermeisters Berend Dolman, der 1608 Ratsherr, 1623 Bürgermeister wurde und 1641 starb. Ein Casparus Dolmannus Livonus studiert 1630 in Leyden und war damals 21 Jahre alt, kann also der Vater des Straßburger Studenten gewesen sein. Dieser wurde 1656 in Gießen immatrikuliert.

32. 1660. September 22. Henricus Paykull Nobil Livonus. Jurist. Mehrere Glieder dieser in Estland immatrikulierten Familie werden im 16. Jahrhundert in Urkunden genannt. Ein Thu (?) Joannes Payeul Livoneusis studiert 1667 in Leyden Jurisprudenz. Bothführ, Die Livländer, S. 175.

33. 1660. September 22. Mathias Poorten Revalia-Livonus. Jurist. Ein Caspar P aus Reval studiert 1639 in Leyden. Bothführ, Die Livländer, S. 162.

34. 1663. Juli 29. Georg Willebrand Rev(alien) Livonus. Jurist. Er hatte zuvor in Rostock studiert, wo er 1658 inskribiert wurde. Bothführ, Die Livländer, S. 107.

35. 1663. November 23. Henningus Witte Riga-Livonus. Theologe. Ein Sohn des Ältesten der Großen Gilde Johann Witte. Geboren 26. Februar 1634. Er studierte auf vielen Universitäten, so in Helmstädt, 1661 in Gießen, reiste viel und kehrte 1666 nach Riga zurück, wo er seinen Studien lebte, bis er 1678 als Professor der Redekunst und Geschichte am dortigen Gymnasium angestellt wurde. Er starb am 22. Januar 1696. Henning Witte hat zahlreiche Schriften verfaßt, u. a. eine Predigtsammlung, die in Danzig erschien, eine ganze Anzahl Biographien, die meist in Frankfurt a. M. gedruckt worden sind, und ein Repertorium biblicum. Er beherrschte die alten und neuen Sprachen, besaß eine nicht unbedeutende Münzsammlung und unterhielt mit auswärtigen Gelehrten einen regen Briefwechsel.

36. 1666. Oktober 12. Ludolph Bähr Livonus. Jurist.

37. 1666. Oktober 12. Hinrich Abel Livonus. Jurist.

38. 1669. Jacobus Friedrichs Livonus Jurist. Hatte 1668 in Leyden studiert. Wohl identisch mit Jakob Friedrichs, einem Sohne des Rigaschen Ratsherrn Diedrich Friedrichs, geb. 1643, gest. 1695. Er war Major und Arrendator auf Sassenburg. Böthführ, Die Livländer, S. 175.
39. 1674. August 8. Ludovicus Schultz Revalia Livonus. Theologe. Ein Georgius Schulz aus Reval war 1633 Student in Rostock. Böthführ, Die Livländer, S. 95.
40. 1679. November 12. M. Justus Blanckenhagen Revalia Livonus. Theologe. Wohl ein Enkel des 1589 in Pernau geborenen Simon B., der 1617 Pastor der estnischen Gemeinde in Reval wurde und 1640 starb. Simon B. studierte 1609 in Rostock. Böthführ, Die Livländer, S. 84.
41. 1685. Mai 7. Bruno Hanenfeld Riga-Livonus. Jurist. Ein Sohn des gleichnamigen Pastors an der St. Johanniskirche zu Riga. Geboren zu Riga 13. Febr. 1662, studierte er 1681 in Frankfurt a./O., wurde 1693 Sekretär in der Ratskanzlei zu Riga, 1698 Vogteigerichtssekretär, 1699 Ratsherr und starb als Landvogt 1710. Stieda, S. 32—33.
42. 1685. Juni 25. Thomas à Schoten Revalia-Livonus. Jurist.
43. 1685. Juni 26. M. Antonius Güldenstaedt Riga-Livon. Theologe. Wohl ein Vorfahre des Antonius Johannes Güldenstaedt aus Riga, der 1767 in Frankfurt Doktor der Medizin wurde. Stieda, S. 40.
44. 1685. Juli 2. M. Liborius Depkin Riga-Liv. Theologe. Über ihn gibt Dr. Berkholz wahrscheinlich nähere Angaben in seinem von Böthführ zitierten Aufsatz über die alte Pastorenfamilie Depkin, der 1881 in der „Neuen Zeitung für Stadt und Land“ erschien und auch als Separatabdruck vorhanden ist.
45. 1687. Juli 18. Magnus Fraser Curonus Jurist. Ein Jacob Fraser Livonus studierte 1710 in Leyden Jurisprudenz und war ein Sohn des Kaufmanns Georg F. und der Maria Eleis. Böthführ, Die Livländer, S. 187.
46. 1705. August 21. Niclas Carl Ringius Mitovia Curlandus. Theologe.
47. 1708. September 11. Hermann Meiners Riga Livonus. Jurist.

48. 1711. Sept. 26 Dieterich Bojert Riga-Livonus. Jurist. Ein Theodorus B. aus Riga studierte 1701 in Rostock Theologie. Bothführ, Die Livländer, S. 119.

49. 1712. Februar 11 Melchior Caspari Rigensis. Jurist. Vielleicht ein Sohn des Oberpastors der Petrikirche zu Riga und Superintendenten David Caspari, dessen Söhne Johannes (geb. 1680) und Georg (geb 1683) in Rostock studierten Bothführ, Die Livländer, S. 118, 121.

50. 1719. Ja uor 6. Fridericus Christianus ab Albedyll Eques Livonus. Jurist.

*51. 1725. Mai 17. Arendt Diedrich von der Pahlen Baro Livonus.

*52 1726. August 13. Carl Ludwig Baron von Mengden Livonus.

53. 1733 Juni 3. Petrus Johannes Nybergius Revalia-Livonus Theologe.

*54. 1738 Februar 4. Friederich Emich Johann Freyherr von Uxküll. Die Uexküll sind eines der ältesten livländischen Adelsgeschlechter, sie kommen schon in Urkunden des 13 Jahrhunderts vor.

55. S.-S. 1740. Joannes Benjamin de Fischer Livino-Russus. Medizimer. (Vom Rektor eingeschrieben, daher die ungewöhnliche Bezeichnung seiner Herkunft.) Sohn des kaiserl Leibarztes Joh. Bernhard F. Geboren 1720 zu Riga, besuchte die Universitäten Halle und Leyden, wo er 1741 immatrikuliert und 1743 zum Doktor promoviert wurde, vertauschte aber die Medizin mit der Rechtsgelehrsamkeit, kam 1746 nach Riga zurück, wurde hier Sekretär des livländischen Hofgerichts und starb 1760. Bothführ, Die Livländer, S. 189.

*56. 1741. Juni 3. Carl Frey-herr von Sacken aus Curland.

*57. 1742. Februar 16. Johann Diedrich v. Behr Curonus. Vgl. Vogell, Geschlechtsgeschichte des hochadeligen Hauses der Herren Behr im hannoverschen und kurländischen, Celle 1815. Der Stifter des kurländischen Hauses ist Werner, geb. 1565. Sein Sohn Ulrich, Erbherr auf Edwahlen, Poppen, Ugalen und Schleck, ist der Vater von Hermann Friedrich auf Edwahlen, Wangen und Sermal, und Johann Diederich, Erb-

herr auf Schleck und Kabillen, die beide 1656 in Leyden studierten. Bathführ, Die Livländer, S. 170.

58. 1742. März 3. Justus Wilhelmus Reimers Riga-Livon. Jurist. Ein Gotthard Reimers war Prediger zu Bauske (gest. 1607), ein Nicolaus R. daselbst um 1680 Ratsherr. Daniel R., der Sohn dieses Ratsherrn, studierte 1700 in Rostock, war Pastor in Kurland und 1744 Propst zu Bauske. Ob der Straßburger Student etwa sein Sohn ist, bleibe dahingestellt.

59. 1742. Mai 4. Joh. Georg de Zimmermann Eques Liv. Jurist. Vielleicht ein Großsohn des Rigaschen Ratsherrn Lorenz Z., dessen Sohn Christian 1700 in Leyden Jura studierte, 1711 Ratsherr und 1719 Bürgermeister zu Riga wurde und 1737 starb. Böthführ, Die Livländer, S. 185. Der vorstehend Immatrikulierte kann der Sohn des Bürgermeisters gewesen sein.

*60. 1745. August 31. Leonhardus Johannes L. B. de Budberg. Gotthard Wilhelm Budberg, schwedischer Oberst und Kommandant der Festung Dünamünde, wurde mit seinen Brüdern Gotthard Johann, Landrat in Estland, und Leonhard Gustav 1693 in den schwedischen Freiherrnstand erhoben. Die Familie ist erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. nach Kurland gekommen und hat sich von da nach Livland und Estland verbreitet. Ein Gotthard Wilhelm Botberg Courlandus, ohne Zweifel ein Budberg, studiert 1683 in Leyden Politik, ein Gotth. Wilh. Budberg Liv. 1741 in Halle Jura. Gotthard u. B. und Reinhold Wilhelm v. B. werden am 14. April 1785 in Erlangen immatrikuliert. — Böthführ, Die Livländer, S. 181, 199—200.

61. 1747. Dezember 11. Ant. De Bulmenuey (Bulmenueq?) aus Liefland Jurist.

62. 1748. Dezember 1. Daniel Fehrmann Mitavia-Curonus. Jurist. Er ist wohl mit dem Kurländer Daniel F. identisch, der 1745 in Frankfurt a./O. immatrikuliert wird. Stieda, S. 30.

*63. 1750. Mai 22. Bernhardus Gustavus Liber Baro de Stackelberg Livonus. Die Stackelberg sind ein seit dem 14. Jahrh. in Livland ansässiges Geschlecht und Lehnsträger des Bischofs von Dorpat. Theodoricus Stackelberg de

Tarbato ist 1442 in Erfurt Student, ein Georgius Stackelberg Dorpatensis wird 1563 in Rostock immatrikuliert. Vothführ, Die Livländer, S. 19, 62.

*64. 1753. Oktober 11. Nicolaus Ernestus Korff Curonus. Die Familie von Korff wanderte im Anfang des 16. Jahrh. aus Westphalen nach Livland ein und wird in jenem Jahrhundert auch Corve und Korbe genannt. Über die Familie K. vgl. Vothführ, Die Livländer, S. 142—143. Fünf Glieder der Familie studierten im 17. Jahrh. in Leyden, zwei Korffs wurden 1684 in Frankfurt immatrikuliert, wohl Brüder, von denen einer seine juristischen Studien in Leyden 1688 fortsetzte. Vothführ, Die Livländer, S. 158, 165, 183, 184, 185. Stieda, S. 33.

65. 1756. Mai 24. Andreas Lindemann Revalia-Livonus M. D. Medicinae.

66. 1757. Febr. 7. Christopher Luther Deikis Graeven aus Curland. Jurist.

67. 1757. Juni 21. Georg Friedrich de Boekum Eques Curonus. Jurist

68. 1757. Juni 21. Wilhelm Ernst de Grotthus Eq. Cur. Jurist. Drei Glieder der kurländischen Familie Gr. haben im 17. und 18. Jahrh. in Rostock studiert. Vothführ, Die Livländer, S. 80, 82, 131.

69. 1757. Sept. 30. Carl Ulrich de Fircks Eq. Curlandus. Jurist. Über die Familie F. vgl. Vothführ, Die Livländer, S. 73. Die F., in den älteren Zeiten Virkes geschrieben, kommen schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts als königl. dänische Vasallen nach Ritter in Wierland und Estland vor. Im 16. Jahrh. zog Marcus Firks nach Kurland, wo die Familie noch heute ansässig ist. Christophorus Firks Nobilis Livon. war 1582 Student in Rostock. Vothführ a. a. O.

70. 1757. Oktober 25. Carl Otto von Tiesenhausen Livon. Jurist. Die Tiesenhausen sind eines der ältesten und ausgebreitetsten Adelsgeschlechter und haben sich in einem Zweige auch nach Litauen und Polen verbreitet. 1424 wird Bartholomäus v. T. in Rostock immatrikuliert, wo im 16. Jahrh. vier Glieder der Familie studierten. Georgius Disenhausen

Livonus wurde 1682 in die Leydener Matrikel eingetragen. Böthführ, Die Livländer, S. 27, 181.

71. 1757. Oktober 26. Joh. Wilh. de Brockhusen Livonus. Imm. Johann Wilhelm Brockhusen Vindovia Curonus und Ernest Adolph Brockhusen Curonus, wohl Brüder, wurden am 26. Sept. 1709 in Rostock immatrikuliert. Wie der Straßburger Stubenl mit ihnen zusammenhängt, bleibe dahingestellt. Vielleicht ist der Rigaische Bürgermeister Paul B. sein Vorfahre; dessen Sohn Paul, geb 1662, studierte 1684 in Leyden Jura, wurde 1701 Rigascher Ratsherr, 1715 Oberlandvogt und starb 1717. Ein Sohn von ihm studierte in Königsberg. Böthführ, Die Livl., S. 123, 181—182.

*72. 1758. Sept. 7. Johannes Georgius de Dunten Eques Livoniensis.

*73. 1758. Sept. 7. Fridericus Gustafus de Dunten Eques Livoniensis. Wohl ein Bruder des Vorigen. Diese beiden Studenten sind vielleicht Nachkommen des unter Nr. 25 genannten Georg v. D.

74. 1759. Juli 30. Carolus Wernerus Curtius Narva Livon. Mediziner. War 1757 in Rostock und 1758 in Leyden immatrikuliert gewesen, setzte seine Studien 1761 wiederum in Leyden fort, wo er zum Dr. med. promoviert wurde. Geb. zu Narva 1736, gest. zu Lübeck 1796. Böthführ, Die Livländer, S. 131, 190.

*75. 1759. September 14. Fridericus Reinholdus de Berg Livoniensis. Er hatte einen Ephorus, der sich nach ihm in die Matrikel einschrieb.

76. 1759. November 13. Ambrosius Bergmann Livonus. Mediziner.

*77. 1760. März 1. Georg Werner von Behr aus Curland.

*78. 1760. März 14. Evald von Behr aus Curland.

*79. 1761. April 11. Fridericus Johannes de Oelssen Eques Curonus. Ein Christian Ernst v. Oelssen aus Kurland studiert 1749 in Frankfurt. Stieda, S. 39.

*80. 1761. November 23. Otto Hermannus ab Howen Eques Curonus. Er hatte einen Diener bei sich, der in der Matricula discipulorum atque servorum genannt ist.

*81. 1761. Dezember 31. Johannes Georgius Berens de Rautenfeld ex Livonia.

82. 1762. Februar 8. Christophorus Ziegenhorn Mitaviae-Curon. Jurist. Wohl identisch mit Christophorus Jusus Z., Mietavia Curonus, der 1758 in Göttingen Jurisprudenz studiert. Eckard. Livland, S. 393. Christophorus Johannes de Ziegenhorn Curonus, der 1762 in Frankfurt immatrikuliert wird, könnte sein Bruder sein. Stieda, S. 39.

*83. 1763. September 14. Ulricus Georgius de Behr Eques Curlandus.

*84. 1763. September 14. Johann Diederich von Behr aus Curland.

*85. 1763. Sept. 14. Carolus Friedericus de Fircks Eques Curlandus. Vgl. Nr. 69.

*86. 1763. Oktober 14. Friederich von Gerngross aus Livland, Rittmeister in des Grossfürsten von Russland seinen Diensten. Er hatte einen Diener, der in der Matricula discalceatorum atque servorum verzeichnet steht.

*87. 1763. Oktober 21. Johannes Christophorus de Rutenberg Eques Curlandus. Ein Ferdinandus R. Semgallus studiert 1703 in Frankfurt. Stieda, S. 37.

*88. 1764. Oktober 6. Otto Christophorus Baro de Wettberg Curonicus.

*89. 1764. Oktober 28. Hans Georg v. Uxküll J. U. C. aus Liefland. J. U. C. bedeutet wohl Juris Utriusque Candidatus.

*90. 1764. November 3. Burchardus Christophorus Comes a Munnich ex Livonia.

*91. 1764. Nov. 3. Ludovicus Antonius Comes a Munnich ex Livonia. Wohl ein Bruder des Vorigen.

*92. 1764. November 3. Reinholdus Wilhelmus de Liphart ex Livonia.

*93. 1765. April 27. C. G. B. de Rautenfeld ex Livonia. Der zweite N., den die Straßburger Matrikel enthält. Vgl. Nr. 81.

94. 1767. Okt. 31. D. Hermannus Bluhm Revalia-Esthonus. Mediziner.

95. 1768. November 23. Philippus a Schoppingk Eques Curlandiae. Die Schäpping sind ein gegen das Ende des 15 Jahrhunderts aus Westfalen nach Kurland eingewandertes Adelsgeschlecht. Böthführ, Die Livländer, S. 60.

*96. 1769. Mai 15. Magnus Comes Stenbock Livoniensis.

97. 1769. September 20. George Peter Weier Rigensis. Mediziner. Wie die Matricula candidatorum medicinae angibt, wurde er 1774 von J. Pfeffinger zum Dr. med. promoviert, nachdem er 1773 „de partu praeter naturam propter clunes ad os uteri conversas“ disputiert hatte.

*98. 1771. März 8. Johann Diederich v. Holtey Curländer.

*99. 1771. April 30. Magnus Giesebrecht von Reutern de la Livonie.

*100. 1771. Oktober 11. Ludovicus Baro de Loewenwolde Livoniensis. Identisch mit Ad(am) L(udwig) Freiherrn von Lowenwolde aus Livland, der 1769 in Erlangen studierte, einem Sohne des Barons Adam Friedrich von L., Erbherrn auf Ilmazahl und Lugden. Er machte nach Beendigung seiner Studien eine Reise durch Frankreich und Italien und starb in Genf an den Pocken den 15. Juli 1773. — Böthführ, Die Livländer, S. 194.

*101. 1771. Oktober 11. Otto Gustavus Liber Baro de Rosen Livoniensis. Die Rosen sind ein seit dem 13. Jahrhundert in Livland ansässiges Adelsgeschlecht. Er wurde wie in Straßburg so auch in Erlangen mit dem Vorhergehenden an demselben Tage immatrikuliert, den 6. Oktober 1769. Besaß 1780 das Gut Kayafer in Livland. Vgl. Böthführ, Die Livländer, S. 194—195.

102. 1772. August 3. Justus Samuel Walther Revalia-Esthonus. Mediziner. Geboren in Reval am 20. Sept. 1749, studierte zuerst in Leipzig, wurde am 3. August 1770 als Livonus in Leyden immatrikuliert und dort 1772 zum Dr. med. promoviert. Er kehrte 1773 nach Reval zurück, praktizierte daselbst, wurde 1819 Staatsrat und 1824 auf seine Bitte aus dem Kronsdienst mit Pension verabschiedet. Böthführ, Die Livländer, S. 191.

103. 1773. Oct. 9. Ernestus Carolus Philippus de Grotthus Curonus. Jurist.

104. 1773. Oktober 9. Joannes Henricus Blumenthal Curon. Mediziner. Er studierte 1752—55 zu Rostock Theologie, kehrte dann nach Kurland zurück, begab sich 1770 nach Leyden, wo er Medizin studierte und 1773 zum Doktor der Medizin promoviert wurde. Er war in Straßburg als Begleiter eines jungen kurländischen Edelmanns. Dieser wird wohl der vorhergenannte Grotthuß gewesen sein. Blumenthal war 1774 in Mitau und dann in Hasenpoth als Arzt tätig. Geboren zu Mitau 1734, gestorben 1804. Bothführ, Die Livländer, S. 130—131.

105. 1773. November 2. Gotthard Johann von Helffrich aus Esthland.

106. 1773. November 2. Carl Friderich von Rennenkampff aus Esthland. Der Stammvater des adligen Geschlechts dieses Namens ist Joachim R., der 1633 in Rostock und 1642 in Leyden als Jurist immatrikuliert wurde. Er wurde 1644 Professor der Rechte und Politik am Rigaschen Gymnasium und 1657 Glied des Rigaschen Rats. Gest. 1658. Bothführ, Die Livländer, S. 95.

107. 1774. Sept. 3. Jacobus Michal Reinhold Lenz Dorpato Livonus. Theologe. Der bekannte Dichter der Sturm und Drangperiode und Freund Goethes. Geb. 12. Januar 1751 zu Seßwegen in Livland. Lenz hatte vorher in Königsberg studiert und kam schon 1771 als Hofmeister zweier kurländischer Edelleute von Kleist nach Straßburg. Gest. im Mai 1792 bei Moskau.

108. 1775. Januar 11. Abraham Hayly von Reval aus Liefland. Chirurg.

109. 1775. Mai 2. Johann Daniel Lindenberg Riga Livon. Mediziner.

110. 1775. Mai 2. David Friederich Hyppertich Curonus. Mediziner.

*111. 1775. Sept. 13. Otto Ernst v. Vietinghoff Livoniensis. Die V. gehören zu dem ältesten Adel Livlands. Arnold von Vietinghoff ist Comthur zu Marienburg, Goldingen und Reval und Johann von 1360—64 Ordensmeister in Livland. Schon 1485 wird ein V. in Erfurt immatrikuliert; Otto V. studiert 1618 in Rostock und Gotthard Ernst V. aus Kurland

wird 1673 und 1676 in Leyden immatrikuliert. Bothführ, Die Livländer, S. 23, 89, 177, 178

112. 1775. Oktober 25. Fridericus Wolherr Rigensis. Mediziner. Er disputierte 1783 („theses medicae") und wurde darauf von Prof. Lobstein zum Dr. med. promoviert.

*113. 1775. Dezember 28. Charles Louis de Brewern Livoniensis.

*114. 1775. Dezember 28. Erneste Friderie L. B. de Sass Curonus.

*115. 1777. Mai 13. Friedericus Wilhelmus de Korff Liv.

116. 1777. Mai 27. Friedericus von den Brincken Curonus. Die Brincken sind als ein aus Westfalen eingewandertes, schon zur Ordenszeit in Livland aufblühendes Adelsgeschlecht 1620 in die kurländische Adelsmatrikel eingetragen worden. Johannes Ernestus a Brinken Curlandus studiert 1668 in Leyden Philosophie. Bothführ, Die Livländer, S. 176. Fridericus Wilhelmus de Brincken nobilis Curlandus wird 1684 und Wilhelmus Fridericus de Brincken nobilis Curonus 1703 in Frankfurt a./O. immatrikuliert. Stieda, S. 33, 37.

117. 1777. August 5. Hermannus Joannes Walter Rigensis. Mediziner.

118. 1777. August 5. Johann Heinrich Liebstein gebürtig aus Mitau. Mediziner.

119. 1777. Sept 9. Friedrich Ephraim Schneider Jacobopoliensis. Mediziner. Wie eine andere Straßburger Matrikel angibt, stammte er „aus Jacobstadt in Curland".

*120. 1777. November 22. Joannes Fridericus de Medem natus Mesoten in Curlandia. Jurist. Die Familie M. kommt erst im 16. Jahrh. vor und erlangt im 18. Jahrh. den Grafenstand des heiligen Röm. Reiches. 1554 wird Johannes a Medem, Livon. Nobilis in Rostock immatrikuliert. 1658 Wilhelmus de Medem Curlandus als Jurist in Leyden. Bothführ, Die Livländer, S. 59, 174. Der Straßburger Student hat sich sowohl in die Matricula Serenissimorum et Illustrissimorum wie auch in die juristische Fakultätsmatrikel eingetragen, der einzige Fall dieser Art.

121. 1778. Januar 27. Ferdinand Wilhelm Laackmann aus Riga in Liefland. Mediziner.

122. 1779. Oktober 8. Ulrich Heinrich Wolherr Rigensis Livonus. Mediziner.

123. 1782. April 4. Carolus Joannes Nyberg Revalia Esthonus. Mediziner.

124. 1782. August 8. Martin Ernst Styx Riga-Livonus M. D. Mediziner. Das Dorpater Album Academicum führt zwei Träger dieses Namens auf: Friedr. Styx aus Livland (Nr. 2056), geb. 1809, † 1843 in Kaukasien, Husaren-Rittmeister, und Ernst Styx aus Livland (Nr. 2407), geb. 1810, med. 1827—34, Arzt in Astrachan, † 1848. Wie der Straßburger Student mit ihnen zusammenhängt, bleibe dahingestellt. Bei der Seltenheit des Namens darf man wohl an Verwandtschaft denken.

*125. 1782. September 28. Otton Comte de Stackelberg Livonien.

*126. 1782. September 28. Gustave Comte de Stackelberg Livonien.

127. 1782. November 1. Joachim Ramm Riga-Livonus. Mediziner.

128. 1782. November 1. Theophilus Joannes Badendyk Riga-Livonus. Mediziner.

129. 1783. Mai 1. Carolus Friedricus Berntheusel Curonus. Mediziner.

130. 1783. August 20. Polycarp Cristoph Hoyer geburtlig aus Tuckum in Curlandt. Chirurg.

131. 1783. November 13. Heinr. Gamper Goldingensis Curlandus. Mediziner. Wohl ein Nachkomme des Kurländers Martin G., der 1656 in Leyden Jurisprudenz studierte und 1669 Bevollmächtigter der Städte Kurlands bei der Krönung des Königs Michael von Polen war. Bothführ, Die Livländer, S. 171.

132. 1784. März 18. Waldemarus Thomas de Dellingshausen Arensburgo Livonus. Zwei Brüder Dellingkhusen aus Reval, wahrscheinlich die Söhne des Revaler Ratsherrn Heinr. D. (1539—1546) studierten 1543 in Rostock und 1549 in Wittenberg. 1587 wird Caspar Dellinghausen aus Reval in Rostock immatrikuliert.

*133. 1784. April 19. Burchardus Christoffor. L. B. a Vietinghoff Rigensis Livonius Eques.

* * *

Von diesen 133 Studenten sind 132, wie aus den näheren Angaben hervorgeht, zweifellos Balten. Obwohl ich Friedr. Freiherr v. Uxküll (Nr. 54) nicht als Livländer angegeben hat, werden wir ihn hocht wahrscheinlich für uns reklamieren können. Daß mir bei der Durchsicht der Matrikeln die Namen einiger Ostseeprovinzialen entgangen sein können, ist natürlich wohl möglich. Den dritten Band der Straßburger Matrikeln (Personal- und Ortsregister), der 1898 erscheinen sollte, habe ich nicht benutzt, da ich meine Auszüge im Sommer 1897, als ich in Straßburg weilte, anfertigte. Dieser Registerband dürfte die völlige Ausbeutung der Quelle überaus erleichtern.

Während die Ostseeprovinzen im 17. Jahrhundert (von 1622 bis 1687) ein Kontingent von 45 Studenten stellten, fehlen sie von 1688—1704 ganz, und auch in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts weist Straßburg nur wenige studierende Livländer (im weitesten Sinne) auf. Stellen wir zum Schluß die Zahlen zusammen, die den Besuch der Balten auf deutschen Universitäten im 18. Jahrhundert angeben, so ergibt sich folgendes Bild. Es wurden immatrikuliert:

von 1712—56	in Wittenberg	12	Balten
„ 1703—90	in Frankfurt	38	„
„ 1743—96	in Erlangen	70	„
„ 1705—84	in Straßburg	88	„
„ 1710—65	in Göttingen	90	„
„ 1709—65	in Leipzig	97	„
„ 1700—60	in Rostock	124	„
„ 1710—65	in Königsberg	142	„
„ 1710—65	in Halle	235	„
„ 1709—66	in Jena	507	„

Zu den Universitäten, die von unseren Landsleuten besonders gerne aufgesucht wurden, hat Straßburg somit nicht gehört. Die neugegründeten Universitäten lockten dagegen viele Livländer, so die 1743 errichtete Universität Erlangen. Von dem Gründungsjahr

an bis 1796 studierten an ihr 70 Livländer. Im 17. Jahrh. wurde besonders Rostock von Livländern stark besucht, wo 324 Söhne unsrer Heimat immatrikuliert wurden (gegen 315 im 16. Jahrh.) Auch Frankfurt hat im 17. Jahrh. Straßburg den Rang abgelaufen, denn es weist in jenem Jahrhundert 77 studierende Livländer auf, während in Straßburg nur 45 studierten. Eine bedeutende Anziehungskraft übte die 1575 begründete Universität Leyden, die in ihrer ersten Zeit nur eine geringe Frequenz hatte, im 17. Jahrhundert aus, namentlich gegen die Mitte jenes Jahrhunderts. An ihr studierten von 1590—1699 — 246 Livländer, von 1700—1783 etwa 50.

Literarische Rundschau.

Georg v. Brevern über eine russische „Konstitution“.

Am 4. August waren hundert Jahre vergangen seit der Geburt eines Mannes, der es wohl verdient, in seiner baltischen Heimat nicht vergessen zu werden — Georg von Brevern. Zu seinem Gedächtnis ist nun zu Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages von O. M. von Stackelberg-Anwidepäh eine kleine Schrift herausgegeben worden unter dem Titel: „Georg v. Brevern. Erinnerungen aus seinem Leben und an die Anfänge der zweiten Agrarreform in Estland 1839—42.“ (Reval, Kluge u. Ströhm. Leipzig, R. Hartmann, 1907. 224 S.) Das Büchlein enthält neben einer autobiographischen Skizze Brevern's (die der Hrsg. für die Jahre 1885—92, bis zu Brevern's Tode ergänzt hat) seine 1892 erschienenen „Erinnerungen an die zweite Agrarreform in Estland“ und seine 1888 herausgegebene Denkschrift: „Aus der ersten Aeformzeit nach der Emanzipation 1861“, sowie endlich ein Verzeichnis seiner Schriften.

Georg v. Brevern ist am 4. August 1807 zu Hallinap in Estland geboren. Er studierte in Dorpat Jurisprudenz und wurde 1831 Kandidat, 1834 Mag. jur. Nach längeren Reisen im Auslande wurde er 1838 zweiter Sekretär der kurländischen und im folgenden Jahre der estländischen Ritterschaft, was er bis 1844 blieb. Dann trat er in den Staatsdienst, indem er eine Anstellung in der 2. Abteilung der Kaiserlichen Kanzlei erhielt. In Petersburg ist er dann auch für immer geblieben, zuletzt als Senateur und Mitglied des Reichsrats, immer aber in regen Beziehungen zur alten geliebten Heimat, der sein Einfluß in so mancher Beziehung zugute gekommen ist. „Persönlichkeiten von dem Wesen und mit dem Lebensgange Brevern's“, heißt es in einem Gedächtnisartikel zum 4. August d. J., „gehören heute der Vergangenheit an. Persönlichkeiten, denen die warme Anhänglichkeit an die historische Struktur der baltischen Heimat und ihre

deutsche Kultur ein selbstverständliches Stück ihres Lebens ist, werden heute unter den hohen Würdenträgern des Reiches wohl nur noch als Ausnahme anzutreffen sein. Der lange Aufenthalt in anders gearteten und gewordenen Verhältnissen hatte wie andere so auch Brevern manches mit anderen Augen ansehen gelehrt, als es die in der Heimat Lebenden taten und die auf dem geschichtlichen Boden stehenden Männer auch heute tun, aber der Kern seines Wesens wurzelte doch in der Heimat und ihrer Vergangenheit. Es war ein großes Glück, daß die Kombination des warmherzigen deutsch-baltischen Patrioten und des treuergebenen hohen russischen Staatsbeamten in einer Person in der Zeit vor 1881 nicht selten war, — ein Glück für die baltischen Provinzen, die ihre Bedürfnisse an der maßgebenden Stelle wirksam vertreten konnten, — ein Glück für das Russische Reich, dessen Lenker und Leiter über die baltischen Dinge sich von derjenigen Seite beraten lassen konnten und nicht selten vertrauensvoll beraten ließen, die durch jene Männer die Dinge, wie sie wirklich lagen, kennen lernten, und nicht das Zerrbild, das die Phantasie des Hasses und Unverstandes geschaffen."

Brevern starb auf einer Reise nach Ems in Berlin im Alter von 85 Jahren am 23. Juni 1892.

Schon früh hat sich Brevern historischen Studien gewidmet, die sich größtenteils mit der heimatlichen Geschichte beschäftigten. Eine Reihe von bedeutenden Schriften sind die Früchte davon. So veröffentlichte er in den Jahren 1842—45 in Bruges „Archiv" Urkunden zur Geschichte des Bistums Reval und mehrere Abhandlungen, u. a. über den bedeutsamen Landtag zu Nyen-Wolmar 1526, über die politische Stellung der livländischen Stände im Mittelalter, über die Oberbeamten in Estland während der Dänen- und Ordenszeit. Im Jahre 1858 gab er einen Band „Studien" heraus: „Der Liber census Daniae und die Anfänge der Geschichte Harriens und Wierlands (1219—44)"; das Werk wurde von der Kais. Akademie der Wissenschaften mit dem Demidowpreise ausgezeichnet. In den J. 1878—85 folgten vier Bände „Zur Geschichte der Familie von Brevern", die auch für die allgemeine baltische Geschichte von höchstem Interesse sind. Er verfaßte mehrere Abhandlungen zur russischen Geschichte und übertrug die von Bn. Rahden und Graf Sievers russisch herausgegebene „Geschichtliche Uebersicht der Grundlagen und der Entwicklung des Provinzialrechts in den Ostseegouvernements" ins Deutsche.

An Brevern war die liberale Richtung der 30er und 40er Jahre nicht ohne Einfluß geblieben, kamen doch manchem seiner Landsleute damals seine Ansichten in der Frage der Bauerverhältnisse allzu „demokratisch" vor. Aber er ist dennoch allezeit ein historisch geschulter und historisch denkender Mann geblieben, der

sich das Urteil über die Wirklichkeiten des Lebens niemals durch irgend welche Doktrinen trüben ließ. Das tritt auf das allerdeutlichste auch in seiner erwähnten Denkschrift von 1861 hervor, die er, sich bloß als Herausgeber, nicht als Verfasser vorstellend, nur für einige Freunde in wenigen Exemplaren 1888 drucken ließ. Es ist sehr dankenswert, daß der Herausgeber des vorliegenden Büchleins sie aufs neue abgedruckt hat. Denn gerade gegenwärtig ist sie von *aktuellstem Interesse*.

Wir geben nachstehend einige markante Teile dieser Schrift wieder. Was hier gesagt wird, klingt fast, als wäre es heute von einem ruhig und unvoreingenommen die Verhältnisse, nach den Erfahrungen der letzten Jahre, überschauenden Manne geschrieben.

* * *

Nachdem Brevern eingehend dargelegt hat, in welch schwerer Krisis sich Rußland befinde, fährt er folgendermaßen fort:

„Was hat nun zu geschehen? Soll die Staatsgewalt die Dinge ihrer eigenen Entwicklung überlassen, von Tag zu Tag leben mit der Absicht, hier und dort den schreiendsten Uebelständen abzuhelfen? Soll sie sich mit Beweisen wohlwollender Gerechtigkeit, mit der Ueberzeugung von ihren eigenen liberalen Tendenzen beruhigen, für etwaige Notfälle sich stützend auf ihre imposante Militärmacht? — Das wolle Gott nicht, das hieße von vorn herein der Herrschaftsgewalt entsagen, anderen Veranlassung und die Möglichkeit geben, sich als die Retter, die Ordner des Staatswesens hinzustellen. Denn daß die Dinge bereits dahin gediehen, wo eine vollständige Reorganisation desselben unvermeidlich, darüber kann niemand im Zweifel sein. Kommt sie nicht von Oben, so kommt sie von Unten. Die ganze Zukunft der monarchischen Gewalt steht daher in Frage, wenn diese nicht kräftig und entschieden Hand anlegt an das große Werk, bevor das verhängnisvolle „Zu spät" der Geschichte erschallt. Hierüber möchten wohl ziemlich alle einig sein, die nicht im bloßen Vernehmen der Forderungen der Zeit das Heil des Staates erblicken. Ueber den einzuschlagenden Weg werden aber die verschiedenartigsten Ansichten sich geltend machen. Für viele möchte die leichteste, einleuchtendste Antwort auf die schicksalsschwere Frage sein, man solle nun die Repräsentanten der Nation zusammenberufen und sich mit ihnen beraten. Dabei denken dann die einen an eine Versammlung, wie die war, welche den ersten Romanow auf den Thron berief. Die anderen dagegen haben ganz einfach eine konstituierende Versammlung im westeuropäischen Sinne im Auge. Daß aber auch die beste Nachahmung der Versammlungen zur Zeit Michael Fedorowitschs — abgesehen davon, daß die Bedürfnisse der jetzigen

Zeit wohl schwieriger zu bewerkstelligen sein, wohl Leute andrer Art verlangen möchten — notwendig schnell, trotz alles Widerwillens gegen okzidentale Vorbilder, in eine solche konstituierende Versammlung umschlagen müßte, versteht sich von selbst. Ebenso jedoch ist selbstverständlich, daß jede konstituierende Versammlung, wie nun einmal die Verhältnisse in Rußland liegen, zur Anarchie wird führen müssen. Man bedenke nur, daß die mannigfaltigsten Nationalitäten und Religionsparteien, auf den verschiedenartigsten Kulturstufen, mit den verschiedensten Sitten und Anschauungen, wirtschaftlichen, intellektuellen und politischen Bedürfnissen über ihre so vielfach sich widerstreitenden Interessen zu beraten, sich zu verständigen, zu einigen hätten. Man vergesse nicht, daß in Rußland Millionen und aber Millionen Bauern einer im Vergleich zu ihnen nur kleinen Handvoll mehr oder weniger gebildeten Literaten und Edelleuten gegenüberstehen. Gibt es doch noch keinen Mittelstand, da mit sehr wenigen Ausnahmen Bürger und Kaufleute, jedenfalls in Großrußland, mit dem Bauernstande sich so ziemlich auf gleicher Bildungsstufe befinden. Und jene so geringe Minorität, wie wenig verhältnismäßig umfaßt sie an wirklich politisch durchgebildeten Männern, wie zahlreich sind in ihr die radikalsten demokratischen und sozialistischen Ansichten vertreten, wie vielfach sind die Ansichten selbst der Vernünftigsten noch weit entfernt, sich in sich auch nur irgend abgeklärt zu haben.

Dann gibt es aber auch viele, die unter allemigem Einfluß der Ideen westeuropäischen Doktrinarismus in sofortiger Oktroyierung einer nach dortiger Schablone wohlgeordneten Konstitution, — deren vollständigen Entwurf manche schon in der Tasche tragen mögen, — das unfehlbare Heilmittel für alle Notstände des Staates sehen. Sie vergessen oder, daß eine Konstitution in diesem Sinne eine große Gleichartigkeit der verschiedenen Landesteile in Bildung, Industrie, Gesetzen, Sitten, Gewohnheiten voraussetzt, die in Rußland noch für sehr lange undenkbar ist. Kann man ernstlich die Absicht haben, einen Deputierten der Bschkiren über die städtische Verfassung Agras, einen Deputierten der Lappländer über die Höhe des Einfuhrzolls auf französische Hochschule, auf Champagner usw. abstimmen zu lassen? Das Grundprinzip der konstitutionellen Verfassung ist die Herrschaft der Majorität. Die aber müßte in Rußland notwendig die unerträglichste Tyrannei für die nationalen, religiösen und politischen Minoritäten zur Folge haben, und das Streben dieser nach Wiederherstellung der absoluten Gewalt oder nach Losreißung vom Reiche. Nur in einer, von keinen Majoritäten beeinflußten, über den Parteien stehenden Monarchie konnten jene Minoritäten eine reiche Würdigung ihrer gerechten Bedürfnisse, eine Befriedigung derselben zu finden hoffen. Außerdem aber dürfte schon die erste, infolge der Oktroyierung

zusammenberufene Nationalversammlung notwendig zu einer konstituierenden werden und damit aus den oben bemerkten Gründen zur Anarchie führen. Die Folge wäre eine nach Asien schmeckende Militärdespotie, möglicherweise auch ein Zerfallen des Reiches, oder aber eine der russischen Nation kaum wünschenswertere Adelsoligarchie, da es vielleicht nicht ganz unmöglich wäre, daß der Adel durch seine Intelligenz, seine Kapitalien und vor allem seine Verbindung mit der Armee der demokratischen Literaten Herr zu werden vermöchte. Denn diese Letzteren würden vermutlich, da einer konstituierenden Versammlung notwendig allgemeines Stimmrecht zugrunde läge, fast allein die Repräsentanten des unmerisch so ungemessen die andern Stände überwiegenden Bauernstandes sein. Oder wird man die ungeheure Majorität der Deputierten Rußlands aus wirklichen Bauern bestehen und eine solche Majorität über die großen Fragen äußerer und innerer Politik entscheiden lassen, die manchem gewiegtesten Staatsmann zu schwer erscheinen? Freilich würde die Organisation einer Adelsoligarchie bei Vorhandensein solcher bäuerlichen Deputierten sich viel leichter machen.

Endlich mögen viele das alleinige Rettungsmittel in dem sogenannten aufgeklärten Despotismus sehen, gestützt auf eine straff zentralisierte Verwaltung, eine fest geschlossene Bureaukratie und ein gut verpflegtes Heer. Alles würde gut gehen, meinen sie, wenn man der Bureaukratie nur freie Hand lasse, da sich in ihr die Intelligenz des Landes konzentriere, in ihr auch ihrer jetzigen Zusammensetzung die demokratische Tendenz vollständig vorwalte. Von ihr allein daher sei mit Recht die energische und weitgehendste Vorsorge für die Interessen des eigentlichen Volkes zu erwarten, auf dessen Wohlsein es doch vor allem ankomme. Mit einem Federzuge könnten die emanzipierten Bauern zu Eigentümern des Grund und Bodens gemacht, aller Verpflichtungen gegen die früheren Grundherren entledigt, dem Bauernstande überhaupt die freieste Gemeindeverfassung gegeben werden. Der grundbesitzliche Adel als Stand wäre damit vollständig aufgelöst — die möglichste Zersplitterung des noch übrigen großen Grundbesitzes müßte dann der Bildung eines neuen Standes großer Grundbesitzer, der notwendig aristokratische Tendenzen hätte, entgegenwirken. So würde jeder Widerstand gegen die volksbeglückenden Maßregeln einer intelligentesten, durch und durch demokratischen Bureaukratie gebrochen werden. Ueberdies wäre nur so eine völlige Nivellierung aller nationalen und anderen Besonderheiten möglich, deren Existenz in einem demokratischen Staatswesen durchaus unzulässig sei. So werde im Wege allmählicher, ruhiger Entwicklung, ohne alle Revolution und Anarchie das erreicht werden, was jetzt die ganze fortschrittliche Jugend Rußlands wünscht und hofft.

Dieser bureaukratischen Partei ist selbstverständlich jede Idee einer Konstitution verhaßt, einmal, weil sie allerdings mit Recht Ordnung und innere Ruhe will, dann aber auch, weil jede konstitutionelle Versammlung notwendig die Herrschaft der Bureaukratie brechen dürfte, daher selbst schon die jetzigen Adelsversammlungen ihr so zuwider sind. Doch fragt es sich sehr, was für die Zukunft des Reiches schlimmer, eine Konstitution oder eine solche Bureaukratie auf breiter demokratischer Grundlage, selbst wenn dieselbe Bureaukratie wirklich so intelligent wäre, als sie es schon zu sein glaubt oder doch gewiß zu werden hofft? Ist doch nichts tötender für die geistige und sittliche Entwicklung einer Nation, als dieses stete Bevormunden, Regieren, dieses Nivellieren, Erdrücken jedes selbständigen Lebens außerhalb der einmal vorgeschriebenen Normen. Mag auch der kleine Landbauer sich in seiner Dorfgemeinde selbst regieren, für das materielle Wohlsein des Landbauers, der städtischen Arbeitsbevölkerung vortrefflich gesorgt sein, — das ändert in der Sache nichts. Wo das Selfgouvernment nicht weit über die Dorfgemeinde herauf greift, nicht alle, auch die höheren Schichten der Nation belebt, — nicht den einzelnen besonderen nationalen Individualitäten oder historischen Staatsteilen freies Atmen zum Sein und Sich Entwickeln gewährt, — wo nicht neben dem materiellen Wohlsein der unteren Volksschichten auch das geistige Wohlsein der oberen Klassen, die freie Entfaltung der Individualität erstrebt und befördert wird, — dort ist Stagnation in der Volksentwicklung, — dort ist alles Anpreisen demokratischer Freiheit eine hohle Phrase, nur eine Maske für den Beamtendespotismus, diesem Ideal der französischen Sozialistenschule.

Aber wie soll denn nun die Sache angepackt werden? Denn gehandelt und rasch gehandelt muß werden, wenn — wie bereits gesagt — das verhängnisvolle „Zu spät" der Geschichte nicht erschallen soll. Die Vergangenheit, wenn man sie nur in ihrer nackten Wahrheit ins Auge fassen will, kann hier insofern als sicherer Leitstern dienen, als jedenfalls mit ihrer Anschauungsweise, ihren Tendenzen vollständig gebrochen werden muß. Doch hatte dies, aus den angeführten Ursachen, ohne Oktroyierung einer Konstitution sowie ohne Zusammenberufung einer konstituierenden Versammlung zu geschehen. Möglich ist es aber nur, wenn man die ganze Verwaltung reorganisiert mittels Dezentralisation, von unten herauf durchgeführte Selbstverwaltung und bessere Ordnung der Finanzen, — wenn man die persönliche Ehre und Freiheit des Einzelnen, die Rechte der verschiedenen Religionsgesellschaften und besonderen im Reiche vorhandenen historischen Nationalitäten garantiert, die Volksbildung nach allen Richtungen hin sich frei entwickeln läßt.

Rußland ist eine Autokratie, muß es bleiben. Die Garantien für das Volk müssen nicht in Beschränkung der monarchischen Gewalt, sondern in der Selbstverwaltung des Volkes, also in diesem selbst gesucht werden. Von einer Konstitution im okzidentalen Sinne kann uns soll aber nicht die Rede sein. . ."

„In zwei Welten".

In zwei Welten hat der im Jahre 1905 verstorbene, in unsrer Heimat weit bekannte und verehrte Pastor an der Trinitatiskirche zu Mitau, Gurland, gelebt — in einer jüdischen und einer christlichen. Symbolisch zeigen seine Vornamen das an: der jüdische Chaim Gurland wird nach den schwersten inneren und äußeren Kämpfen zum christlichen, ja — wir dürfen wohl hinzufügen — zum christlich-germanischen Rudolf Gurland. Und diese große Wandlung vollzieht sich in einer Reihe bedeutsamer und bis ins Detail interessanter Einzelwandlungen. Der jüdische Knabe gewinnt eine unerklärliche Sympathie für den als Betrüger verschrienen Jesus. Der hochangesehene jüdische Rabbiner entsagt öffentlich dem Talmud, dessen Irrtümer und dessen Minderwertigkeit ihm aufgegangen sind, er legt sein Rabbinat nieder und schlägt sich als armer Kalligraphielehrer durch. Der durch und durch im Judentum wurzelnde, kindlich pietätvolle Sohn seines Volkes tritt, innerlich von der christlichen Wahrheit überwunden, zum Christentum über, wird Judenmissionar, Pastor-Adjunkt, endlich Pastor primarius an der ersten Kirche Kurlands.

Daß ein solches Leben reich ist an Kämpfen, Leiden, Entbehrungen, aber auch an inneren Erfahrungen, Siegen und Eroberungen, leuchtet ein. Wir freuen uns daher aufrichtig, daß es uns jetzt in einer Biographie dargestellt ist*. Gurland hatte als junger Mann Tagebuchaufzeichnungen gemacht. Außerdem lagen nach seinem Tode noch so manche Briefe und Schriftstücke aus früherer und späterer Zeit vor, die einen Einblick in die Kämpfe seines Lebens gewährten. Eine geschlossene Selbstbiographie, um die man ihn öfters gebeten hatte, war das freilich noch lange nicht. Alles vorliegende Material mußte sorgfältig gesichtet, geordnet und vor allem an einen zusammenhängenden Faden der Erzählung gereiht werden. Das hat die Witwe des Verstorbenen getan und so mindestens die Hälfte der nun vorliegenden Biogra-

*) In zwei Welten. Ein Lebensbild des Pastors prim. Rudolf Hermann Gurland. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1907. 448 S. Preis Mk. 4.

Digitized by Google

phie Gurlands selbst geschrieben. Verschiedener Druck macht das von Gurland selber stammende kenntlich.

Worin der Hauptwert des Buches liegt, muß nach den obigen Mitteilungen deutlich sein. Wer sich einmal schon die Frage gestellt hat, warum der Uebertritt edler, gebildeter und religiöser Juden zum Christentum nicht häufiger sei, dem ist dieses Buch dringend zu empfehlen. Denn es schildert nicht bloß die wütenden Angriffe, denen ein „Abtrünniger" von Seiten seiner jüdischen Landsleute ausgesetzt ist, so packend und drastisch, daß wir das Buch mit der größten Spannung lesen, sondern es stellt auch dar, wie selbst der gebildete Jude nicht gerüstet zur Kenntnis dessen gelangt, was eigentlich das Christentum sei. Erst spät und durch einen Zufall ist das Neue Testament in Gurlands Hände geraten.

Gewiß ist das uns vorliegende Lebensbild auch in andrer Hinsicht überaus lehrreich und wertvoll. Denn es zeigt uns einen der religiösesten, einen der liebevollsten und gelehrtesten Pastoren unsrer Heimatskirche. Es zeigt uns einen edlen, warmen, echten Menschen, der, ohne Kampfesnatur zu sein, doch einen der schwersten Kämpfe aufnimmt und siegreich durchfühlt. Führwahr, wir müssen uns herzlich dessen freuen, wenn gerade in unsrer Zeit solche Bücher die weiteste Verbreitung gerade in unsrer Heimat finden und besonders auch unsrer Jugend in die Hände gegeben werden. Kurz, es sind viele Gesichtspunkte, von denen aus das Buch interessant erscheint. Aber die Hauptsache bleibt doch der Einblick in das Seelenleben eines tief religiösen und unbewußt zum Christentum heranreifenden Juden vor seiner Bekehrung. Es kann kein Zweifel darüber sein: der erste Teil dieses Lebensbildes gehört zum Interessantesten unter dem, was die letzten Jahrzehnte aus baltischen Federn gebracht haben. Hier hilft keine Schilderung eines Rezensenten, sondern nur die eigene Lektüre. Was der kleine Chaim dachte und fühlte und litt, das muß man selbst lesen, um es nachzufühlen. Was der eben zum Rabbiner Geweihte, als es Mitternacht geworden, der Jubel des Tages verhallt war und sein Vater in sein Gebetbuch geschrieben: „dieser Tag ist der schönste, ja der seligste meines Lebens", was der junge Rabbiner in sein Tagebuch aufgezeichnet, muß man gleichfalls selbst lesen: „Dienstag d. 8. März, der schrecklichste Tag meines Lebens, ja der unseligste, denn am Altar Gottes habe ich den Vorschmack der Hölle empfunden ..." Oder einen Brief, den der 23jährige an den liebsten Freund also beginnt: „Mein Vater befördert mein Glück nach seiner Art, ohne mir davon zu sagen! Ich kann Dir etwas neues mitteilen — erschrick nur nicht! Ich bin seit 8 Tagen verlobt, d. h. man sagt es mir, und wenn ich daran zweifeln wollte, so legt man mir die Verlobungsschrift vor." (!)

Es wäre leicht, die Beispiele zu häufen, aus denen zu ersehen ist, ein wie helles Licht auf jüdische Zustände und Kämpfe von dieser Jugendgeschichte fällt. Doch man lese das alles im Buche selber nach. Mit Spannung wird man es tun. Begreiflich ist es, daß der zweite Teil des Buches sich an derselben Höhe interessantester Schilderungen nicht halten kann, er muß dem gegenüber ein wenig abfallen. Doch nachdem wir den Juden und den jungen Christen Gurland lieb gewonnen haben, so begleiten wir ihn auch mit Teilnahme als Zögling des Berliner Missionsseminars, als Judenmissionar in Kischinew und Mitau, als geliebten Prediger und Seelsorger in Mitau, als Vater, der sein verlorenes Töchterchen aus jüdischer Zeit sucht und findet, und dem noch im Alter sechs stramme Buben aufwachsen, und endlich als unselig und doch so liebenswürdigen Patienten in Odessa. Ein wirklich scharfes Charakterbild vermag dieser zweite Teil freilich nicht zu bieten. Aber wir wissen, daß dazu eine solche Charakterisierungskunst gehört, daß es ungerecht wäre, es zu verlangen, zumal von so nahestehender Seite. Es genügt, daß wir in das reich gesegnete Amts- und Familienleben Gurlands nach den verschiedenen Seiten hin eingeführt werden und zum Teil fesselnde Bilder entworfen werden. Zu den letzteren rechne ich die Schilderung des Besuches, den die alte jüdische Mutter ihrem Sohne, dem Pastor primarius, in Mitau macht. Mit großer Milde werden Gurlands Gegner behandelt, an denen es ihm leider auch unter den Christen, ja unter den Pastoren nicht gefehlt hat. Durch alles aber gewinnen wir den Eindruck, daß unsre Landeskirche in Gurland eine wahrhaft edle und hochstehende Persönlichkeit besessen hat, in der das vornehmste Gebot des Christentums in seltener Weise erfüllt wurde: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst.

Das Buch „In zwei Welten“ wird eine weite Verbreitung in unseren Landen finden. Manche werden darin ihren geliebten Seelsorger und Freund suchen und finden, manche den hervorragenden Diener unsrer Heimatkirche, manche den Mann fesselnder Schicksale, manche den Juden mit der anima naturaliter christiana. Und „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ So ist es denn auch berechtigt, wenn die einen beim Lesen an die Biographie eines andern bedeutenden kurländischen Predigers denken, an das „Glückliche Leben“ Dr. Bielensteins. Oder wenn andere die Geschichte einer entbehrungsreichen Jugend suchen, wie sie z. B. Grillparzer und Hebbel geschildert haben. Möge es denn auch an denen nicht fehlen, die — wenigstens bei den Höhepunkten dieses Buches — es wie einen Hauch von den anglikanischen Bekenntnissen her empfinden: „Du, Herr, hast uns zu Dir hin erschaffen, und unruhig bleibt unser Herz, bis daß es Ruhe findet in Dir.“

E. v. Schrenck.

Google

Karl Petersen.*

Von

Viktor Hehn †.

In den drei Ostseeprovinzen hat es an Versemachern nicht gefehlt, viele darunter mit weiten Ansprüchen, einige neuere auch in gepreßtem Einbande und mit goldenem Schnitt, sie taten sich auch wohl zusammen, z. B. in der Livonia oder im baltischen Album, sie fanden mit ihren zarten Gefühlen hin und wieder Beifall, das nächste Jahrzehnt hatte sie wieder vergessen. Ein wirklich populärer Dichter ist in den baltischen Landen nur Karl Petersen. Heilern sich nicht alle Stirnen auf, wenn ein Vers von ihm rezitiert wird? Auch wer fernhin

*) Der Wiederabdruck des vortrefflichen Aufsatzes von Viktor Hehn über „Karl Petersen" aus dem Jahrgang 1860 der „Baltischen Monatsschrift" in derselben Zeitschrift bedarf einiger Worte der Erklärung und Rechtfertigung. Die Redaktion ist dabei einer Anregung gefolgt, die Dr J. Graß in seinem Aufsatz „Baltische Bibliothek" im vorigen Hefte der „B. M." gegeben hat. Zugleich soll damit aber auch auf ein Unternehmen aufmerksam gemacht werden, das vom Deutschen Verein in Livland in die Wege geleitet worden ist, nämlich die Neuausgabe einer Reihe literarisch wertvoller und auch heute noch lesenswerter Aufsätze und Abhandlungen älterer baltischer Schriftsteller wie v. Baer, Hehn, Eckardt, Beigner, Schirren usw., die in einzelnen Heften im Verlage von Jansen & Petersohn, Riga, erscheinen sollen, von denen dann etwa 10—12 wieder einen abgeschlossenen Band bilden sollen. Es wird damit alle ein ähnlicher Gedanke, wie ihn Dr Graß in seinem Aufsatz ausgesprochen hatte, in einer wohl realisierbaren Weise zur Ausführung gebracht. Indem wir nun einen schönen Aufsatz hier reproduzieren, hoffen wir auf diese Weise auch unseriens die Leser auf diese älteren baltischen literarischen Schätze aufmerksam zu machen und so auch das dankenswerte Unternehmen des Deutschen Vereins indirekt zu fördern.

Die Red. d. „B. M."

verschlagen ist, an die Wolga oder an den Baikal, unter die Juden von Podolien oder die Tartaren von Orenburg, oder weit hinten auf ein Landgut, da wo man sein Vermögen nach Seelen berechnet und die Wassermelonen fudermeise geerntet werden — den heimelt's wunderbar an, wenn er etwa unter seinen Papieren auf ein Blatt stößt, auf dem er einst ein Gedicht von Petersen sich abgeschrieben. Und schamhaft hüten wir diese Gedichte, wir sagen sie nur her, wenn wir unter uns sind, und zeigen sie keinem Fremden — was würde der von ihnen, was von uns halten? Jahrelang auch wurden Petersens Verse nicht gedruckt, bezogen auch nach dem Druck keine Messe und stehen in keinem Verzeichnis. Verlegt hat sie der fabelhafte Peter Hammer, der in demselben Jahre nach Cöln kam, wie die heil. drei Könige. Und so gebührt sich's für diese Kinder der Gelegenheit. Tradition hat sie fortgepflanzt, in ihr leben sie. Auch des Verfassers hat sich die Sage bemächtigt und manche Phantasien beigemischt. Wer aber „den Dicken" noch persönlich gesehen hat, erzählt gern von ihm, und man merkt es dem Erzähler an, wie er heimlich stolz ist auf jene Bekanntschaft. In Dorpat war Petersen geboren, in Dorpat, diesem neutralen Zentrum der Ostseeprovinzen, lebte er, dort hat jeder Gebildete einige Jahre seines Lebens verbracht, kennt dort Weg und Steg, die Kneipwitte und die Gelegenheiten, und hat dort vom Domberge, über die Gärten und Dächer des nordischen Herdelberg weg, lyrisch und elegisch geschwärmt. Darum ist Keiner, der es nicht verstände, wenn Petersen im „Wallgraben" das desipere in loco übte oder „über Stoppel und Wiese" „zu der Pirgo Liese" fuhr und sich „unter Bouteillen und Nachtigallen" gütlich tat. Ja, und war sein Tod nicht, wie es dem Toten geziemt, der in Livland zur Welt gekommen ist? Diese Gegend nämlich — informem tetris asperam coelo tristem cultu adspectuque — sucht ein so langer und harter Winter heim, daß die großen Landseen fest gefrieren und nun zuweilen, wie unwillig, ihre eisige Decke krachend in langen Spalten auseinanderreißen. Und tief in den Pelz vermummt, das Kinn und die Stirn umwickelt, die Füße bis zum Knie in zottigen Stiefeln, unter und über Kissen liegend, kam Petersen über den See gefahren und stürzte mit dem Fuhrwerk in eine solche Spalte. Er ward aufs Eis gerettet, aber in dem unwirtbarem Lande kam Hülfe erst nach acht Stunden. Einige

Tage darauf starb er auf demselben Dome, den er täglich hinan geschritten war, wo auf dem Wege zur alten bischöflichen Kathedrale noch lange der Stein gezeigt wurde, auf dem er zu rasten gepflegt und der nun ein wahrer Denkstein geworden war.

Werfen wir, ehe wir von dem Dichter sprechen, einen Blick auf Geschichte und Natur des Landes, das ihn hervorgebracht.

Die deutschen Ansiedlungen auf dem Boden Livlands befanden sich bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts in überaus blühendem Zustande. Über das Land zog sich eine Saat von größeren und kleineren Städten und Flecken, jedes adelige Schloß hatte ein Hakelwerk neben sich, d. h. einen Stadtansatz, der, wenn keine gewaltsame Störung kam, sich gedeihlich entwickeln konnte. Der Bischof von Dorpat z. B., der die mächtige Hansestadt zu seinen Füßen hatte, war auf seinem Dome von einem weiten Kranze ihm gehörender Burgen und an die Burgen gelehnter Ortschaften umgeben — nach Norden die Abtei Falkenau, den Embach hinab Oldenthurn und Warbeck, nach Westen hin Kawelecht, Randen, Kougota, Ringen, nach Süden Schloß und Stadt Odenpäh, Sagnitz, Uelzen, Sommerpahlen, Kirumpäh, und als äußerster Schutz des gelegneten Stiftes Neuhausen. Hätten alle diese Orte sich erhalten, es ist kein Zweifel, daß von diesen zahlreichen Mittelpunkten aus die Germanisierung des Landes unanstößigsam und auf natürlichem Wege vor sich gegangen wäre, so daß jetzt vielleicht das Estnische und Lettische, gleich dem Preußischen, aus verborgenen Winkeln und nach spärlichen Resten von dem Sprachforscher wiederhergestellt werden müßte. Auf den Schlössern des Adels und bei den Bürgern der Städte herrschte eine derbe, naturfrische, unerkünstelte Lebenslust. Man kennt den Spruch von dem Fellinschen Sprung, dem Wittensteinschen Trunk und dem Wesenbergschen Vortanz. Es war Kolonialleben in einem fernen Lande, welches, an sich barbarisch und klimatisch roh, den Menschen lehrte, sich wohltätig zu wärmen, sich weich zu betten, sich künstlich zu steigern. Herrschaft über Wilde gab Raum zu Genuß und Muße, der Handelsgewinn kam wie von selbst, wer sich rühren wollte, erwarb. Auf die Schilderungen Balthasar Rüssows und Thomas Brakels von der in Livland herrschenden Unzucht und Völlerei muß man übrigens, wie mich dünkt, nicht allzuviel Gewicht legen — beide waren Strafprediger, die ein großes Landesunglück erlebt hatten und in

der typisch kirchlichen Weise das Zorngericht Gottes aus den Sünden und Lastern der davon betroffenen Menschen ableiteten. Zudem war die ganze Zeit einer groben und unmäßigen Sinnlichkeit zugetan, nicht bloß an der Ostsee, sondern auch an Rhein, Elbe und Donau. Die wahre Sünde, die den Untergang herbeiführte, war vielmehr die streng feudale Gesinnung, die der livländische Staat in ein neues Zeitalter mit herüberbrachte. In dieser Sammlung von Privatrechten und Lokalexistenzen, von Privilegien, Korporationen, Freiheiten, Gerechtigkeiten, Gewohnheiten, Stiftungen usw. konnte von wirklicher Politik, von Zwecken sittlich-politischer Praxis nicht die Rede sein. Der Bürgersmann bedachte sein Gewerbe, der Geistliche die Eintreibung seines Zehnten, der Edelmann freute sich des Schabernacks, den er seinem Nachbar spielte, Alles lebte nur in den Tag hin, gestützt auf das Pergament in der Lade. Die frühere symbolisch-mystische Einheit, die die reell-sittliche ersetzt hatte, war seit der Reformation dahin, die nun geforderte nächste Stufe, die Monarchie auf Grundlage umfassender Säkularisation, blieb aus. Da kam der moskowitische Einbruch und mit ihm die Zeit grausiger Verwüstung. Von dem Schießpulver, diesem Erzeugnis der Chemie, die einst an der Spitze einer neuen realistischen Epoche stehen sollte, sanken die kindischen Befestigungen des Mittelalters, hinter denen die Stände sich gegenseitig geschützt hatten, in Trümmer zusammen. Merkwürdig gering war der Widerstand. Wie ein hohler, von außen noch belaubter Baum stürzte der livländische Staats- und Kulturbau beim ersten Stoße um. Aber es war nicht ein gewöhnlicher Krieg, dieser Krieg, der im Jahre 1558 begann; er glich nicht den Kriegen dieses und des vorigen Jahrhunderts, auch nicht dem dreißigjährigen, so zerstörerisch dieser auch war. Er glich vielmehr den Mongolenzügen durch Vorderasien, die alle matte Kultur jener Gegend bis auf die letzte Spur vertilgten, — eine ähnliche asiatische Kriegführung, Niederbrennen der bewohnten Städte, Wegschleppen der Einwohner, Sengen und Morden verwandelte Livland bald in eine völlige Wüste. Seit jenen Tagen hat das Land seinen früheren Stand nicht wieder erreicht. Das 17. Jahrhundert fand nur Trümmer vor, als Einwohner versprengte Bettler und Abenteurer, in weiten Strecken Wald, Sumpf und Wildnis; die Polen quälten das Land durch Gewissensdruck, die Schweden durch räuberische Reduktion. Nach-

dem dann der nordische Krieg teilweise die furchtbaren Szenen des 16. Jahrhunderts wiederholt hatte, begann seit dem Nystädter Frieden eine lange Zeit äußerer Ruhe, aber keine innere Wiedergeburt, keine bemerkbare Erstarkung — ein schleichendes Siechtum ließ das Land lange zu keiner gesunden Blüte kommen. Die fast ununterbrochenen Kriege unter den Kaiserinnen Anna, Elisabeth und Katharina lockten den Adel unter die Fahnen der Heere; es war Regel, daß der eben erwachsene Junker ins Regiment trat; selbst wenn er zu Schiff nach Deutschland geschickt worden, dort mehrere Universitäten und unter Anleitung eines Mentors fremde Länder besucht hatte, ging er nach der Heimkehr „in den Dienst", in welchem sich ohnehin seine Brüder und Vettern schon befanden. Dazu kam die in Folge der Kriege eintretende Entwertung des Geldes, die immer zunehmende Teuerung, das Steigen aller Preise, was besonders bei den Landgütern auffiel und wozu der Grund in allem Möglichen gesucht wurde, nur nicht da, wo er wirklich lag. Bei der Kindheit der damaligen nationalökonomischen Begriffe wurde die Kornausfuhr je nach dem Ertrage des Jahres bald verboten, bald erlaubt, was wieder ein verderbliches Schwanken der Kornpreise herbeiführte und alle gesunde Spekulation unmöglich machte. Häufige Konkurse arbeiteten den Advokaten und Rabulisten in die Hände, — es gab noch kein Kreditsystem und der jung im Regiment dienende Baron war vielleicht ein Spieler und Schuldenmacher geworden. Zu Hause wohnte die adelige Familie noch bescheidenem, dürftigem Zuschnitt. Die Häuser hatte der Krieg niedergebrannt, die Wohnungen, die wieder erstanden, waren klein, von Holz, mit Stroh gedeckt, mit einem Schornstein in der Mitte. Die adeligen Kinder liefen mit bloßen Füßen umher, der Hausherr trug im Sommer einen linnenen Kittel, im Winter einen grobtuchenen Rock, beide zu Hause gewonnen, gewebt und zugeschnitten, und bei hohen Festlichkeiten kam das Tressenkleid zum Vorschein, das daher auch lange vorhielt. Ausfahrten machte die Familie im Bauernwagen, wo sich's auf dem Heu nicht unbequem saß, auf den Tisch kamen jene Provinzialgerichte, von denen Hippel sagt: ein Weiser nimmt auch sie mit Dank entgegen. Allmählich fand sich im Lauf des Jahrhunderts bei Reicheren ein gemeines Haus ein, eine schwere Familienkutsche, mit der in die Stadt gefahren wurde, ein Klavier, ein Fräulein Französin im Hause, ein Hofmeister aus

Deutschland, einige Bände französischer Klassiker, auch wohl Cantz und Hugendorn, später Gellert und Wieland. Bei den Landpfarrern, auf den sogen Pastoraten, war das Leben ein öhnliches, nur in etwas kleinerem Stil. Die Rotkuchen verwandelten sich in steinerne Gotteshäuser, mit und ohne Turm, der Herr Pastor, meistens ein gemieteter Hauslehrer, lernte, wenn er junge lebte, die Volkssprache oft meisterhaft gut, seine Theologie war Buchstabenglaube. Viel Not machte die eindringende Herrnhuterei. Das Urteil über die neue Sekte, deren Stifter selbst in Livland gewesen war, blieb unsicher und mußte unsicher, zuweilen wurde ein neugewählter Pfarrer nicht bestätigt, weil er der Hinneigung zur Brudergemeinde verdächtig war, ja es kamen Fälle vor, wie der im Jahre 1747, wo drei Herrnhuter, der Prediger Volterhof, der Generalsuperintendent auf Oesel Gutslef und der Doktor Klingstedt zu Dorpat aufgehoben, in die Peterspurger Festung geschleppt und nach Kasan verwiesen wurden. Was den Zustand der Bauern betrifft, so hatte die fortgehende Zeit und Bildung die Fundamente der livländischen Gesellschaft ganz unberührt gelassen. Das Elend des Bauernstandes war das natürliche Ergebnis der geschichtlichen Schicksale, wie der Natur und des Klimas dieser Erdgegend. Die schrecklichen Katastrophen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dann die Verwüstungen der politischen und schwedischen, meistens unmenschlich hausenden Soldateska, die „Schleße“ und „Podtoodden“, die erzwungenen Adelsbewilligungen per Valen, der Nordische Krieg, die Leibeigenschaft und ihre Geschwister, der Branntwein und die Knutenstrafe, hatten das Landvolk auf die tiefe Stufe herabgedrückt, auf der wir es noch am Ende des Jahrhunderts erblicken. Regelmäßig im Frühjahr trat Hungersnot ein, regelmäßig im Herbst herrschte Völlerei. Die dunkle Winterhälfte des Jahres verschlief der Bauer im eigentlichen Sinne; den Ackerbau trieb er in roher, halb nomadischer Gestalt, d. h. Kultusbrennen war seine Lust, und der Haken, dessen er sich bediente, auf ausgerodeten, wurzelreichen Waldboden berechnet. Mißwachs, Vieh und Pferdeseuchen traten häufig ein, dann schoß ihm der Herr Korn auf Borg, d. h. auf harten Zins vor und der Unglückliche verfiel in immer höhere Schulden. Kein Wunder, daß er faul und gleichgültig war: er rührte sich kaum, wenn er in der Saatzeit Schweine auf dem Acker wühlen oder Rindvieh mitten im Kornfelde sah. Zahlreiche

Wölfe, die in Rudeln umherstrichen, holten ihm sein Schaf weg, zerrissen ihm nachts sein Pferd. So voll unabsehbarer Öde war das Land, daß die Ärmsten der ländlichen Bevölkerung, die Bettler, die Loskreiber, die Badstüber oft mitten in den Wäldern, die im Winter der Schnee, im Sommer der Sumpf undurchdringlich machte, trotz der strengen darauf gesetzten Leibesstrafe eine höher gelegene Stelle sich heimlich ersahen, sie abtrieben und mit Korn besäten — eine Poesie des Elends und der Wildnis, von der schon Olearius im 17. Jahrhundert gehört hatte, ganz geeignet einen Einblick in die Natur eines Landes zu gewähren, wo im heißen Sommer der Reisende weit und breit Rauch mit der Luft atmet und links und rechts die Kültusfeuer aus der Erde hervorbrechen sieht, wo im Winter bei Schnee zwischen den Zannen sich aufhäuft und zwei, auch drei Pferde vor einander in langem Zuge den Schlitten verkümmerter Menschen ziehen, wo im Frühling die Wege grundlos werden und jedes kleine Rinnsal zum Strome wird und die Brücken abreißt. Herrliche Tage aber dennoch, diese Frühlingstage des nordischen Livlands, wenn das Land voll Seen und gewaltiger Flüsse braust, ein feuchter Dunst, wie auf der See, die milde Luft verdickt, aus den unabsehbaren Schneetriften die schwarzen Äcker immer deutlicher hervortreten! — Dünn gesäet waren auf diesem weiten Gebiet die aus den Kriegsgreueln noch übrig gebliebenen Städte. Manche, wie Odenpäh, Kakenhusen, Nonneburg, Groß Roop waren spurlos verschwunden, Fellin war ein hölzernes Nest ohne Magistrat, das weitläufige Wolmar war fast zum Nichts zusammengeschmolzen. Daß Dorpat überhaupt noch existierte, konnte ein Wunder heißen. Nachdem die Stadt schon im Jahre 1701 durch eine lange und harte Belagerung zugrunde gerichtet worden, wurden im J. 1708 sämtliche Einwohner, Alt und Jung, Mann und Weib, Vornehm und Gering in die Gefangenschaft nach Pskow usw. geschleppt, die Stadt aber an den vier Ecken angezündet und durch Feuer vernichtet. Als dann nach dem Nystadter Frieden die Verbannten wieder die Erlaubnis zur Rückkehr erhalten hatten, fanden diejenigen, die in dem langen Elend nicht umgekommen, ihre Väter als ob. Steinhaufen wieder, die Straßen mit Disteln und Dornen bewachsen, in deren Schlangen und wilde Brut nisteten, sie lebten ihre Rathäuschen und roh bedeckten Hütten an alte Mauertrümmer und nährten sich elend

und kümmerlich. Die öffentlichen Gebäude waren und blieben Ruinen, so z. B. das Schloß auf dem Dom und das Rathaus am Markt; an die Mauern und Tore rührte eine menschliche Hand nur, um sie gänzlich einzureißen, wenn sie den Einsturz drohten. Noch um die Mitte des Jahrhunderts waren die Einwohner wahre Bettler, und kamen, statt vorwärts zu gehen, immer mehr herunter. Es gibt aus jener Zeit eine Flugschrift, an die Kaiserin Elisabeth gerichtet, unter dem Titel. „Denkmal von Dorpat". (Auf dem zweiten Blatt:) „Die in den letzten Zügen liegende Stadt Dorpat, vorstellende 1) ihre gefährliche Krankheit, oder elenden Zustand, 2) ihre Cur, oder die unvorgreiflichen Arzeneymittel, wodurch ihr konnte geholfen werden; 3) den Nutzen, so aus dieser Genesung zu erwarten. von einem dieser Stadt Wohlwollenden verfasset" Ohne Jahr und Ort 4°. Verfasser ist der Dorpater Prediger Staden, das Jahr der Abfassung, wie sich aus dem Inhalt ergibt, 1747. Als Heilmittel gibt der Autor folgende zwölf an: 1) Befestigung der Stadt, daß sie fürs erste wenigstens wieder mit einer Ringmauer, „die mehrentheils noch stehet", und mit Toren versehen werde. (Wozu? — um die Marktordnung strenger handhaben zu können? oder damit Dorpat sich wieder als Stadt-Individuum fühle?) 2) Die Öffnung der in vorigen Zeiten zwischen Dorpat und Pernau versenkten Wasserfahrt, 3) Freiheit von Einquartierung, Zoll, Akzise usw. auf gewisse Jahre; 4) Geldvorschuß ohne Zins zum Neubau der Stadt; 5) Wiederaufrichtung der Universität; 6) Ruckkehr der hohen Kollegien, als Hofgericht und Obertonsistorium; 7) Verbot des Landhandels; 8) Befehl, alle Landwaren auf den Platz Dorpat zu führen; 9) Verbot an die russischen Kaufleute, mit deutschen Waren zu handeln*; 10) Aufhebung des Jahrmarkts zu heil. drei Königen; 11) Vermahnung zur Einigkeit; 12) „Die Confirmirung derer Bürger-Privilegien, als wozu sie bis dato, weil sie keine Mittel dran zu wenden gehabt, nicht gelangen können." Diese Vorschläge, von denen einige noch bis auf den heutigen Tag bei den ehrsamen Bürgersleuten der kleinen livländischen Städte den politischen Katechismus bilden, trafen doch den eigentlichen Sitz des Übels nicht. Die Öffnung einer kümmerlichen Wasserstraße

*) In dem Exemplar, das wir benutzen, hat ein Leser in alter Zeit die Anmerkung an den Rand geschrieben: „Wurden die teutsche Kaufleute weniger Wein und mehr Quas saufen, konnten sie ihre Wahre auch wohlfeiler verkaufen."

nach Pernau*, wenn dieſe überhaupt möglich war, würde Dorpat nicht wieder zum Stapelort für das innere Rußland, zum Sitz der Gewerbe für weite Gegenden gemacht haben, — das neue Alexandrien, das Peter d. Gr. am Ausfluß der Newa gegründet hatte, drückte die Städtchen der Oſtſeeprovinzen von nun an zur Nichtigkeit herab. Und um ſo mehr, da dieſe einſt mächtigen Orte im Innern an troſtloſer Altersſchwäche litten. Mitten unter zahlreichen Hemmungen, die jeden Aufſchwung hinderten, hielten ſich die zaghaften und engherzigen Bürger für immer noch nicht gedeckt genug, ſuchten immer neue Grenzlinien zu ziehen und bettelten um Hülfe. Unter einander zänkiſch und neidiſch, den Befehlen ihrer eigenen Obrigkeit widerſtrebend, ohne energiſche Erwerbskraft, klagten ſie in ohnmächtiger Verzweiflung die Einquartirungslaſt, die Konkurrenz des Landes uſw. an. Während die Welt im Großen die neuen Bahnen zu betreten anfing, die zu der wunderbaren Entfaltung von Reichthum und Macht im 19. Jahrhundert geführt haben, boten dieſe kleinen mittelalterlich zünftigen Inſeln das unerfreuliche Bild einer in ſich ſtockenden dumpfen Gewohnheit. Da ſie nicht gut und wohlfeil arbeiten konnten, ſuchten ſie ſich durch alte Vorrechte zu ſchützen; du nimmſt Einen wider den Andern war, ſtatt in dem Vortheil des Andern den ſeinigen zu erblicken, ſo mußte die Regierung in Riga oder weiter hinauf in Petersburg immerfort ihre kleinlichen Händel ſchlichten. Wie ſie ſich ſelbſt gegen das feudale und leibeigene Land eiferſüchtig verwahrten, ſo hatten ihre Einrichtungen in den Augen des Adels und der kaiſerlichen Oekonomie etwas Altväteriſches und Lächerliches, das zur Neckerei und zum Widerſtande reizte. Als mit Einrichtung der Statthalterſchaftsregierung es ſich darum handelte, neue Städte zu gründen, da tauchte die Frage auf, ob mit oder ohne Zunftverfaſſung? Ein politiſcher Denker im Hupels Nord. Misc., Stück VIII., behandelte damals dieſen Gegenſtand und kam nach allerlei Betrachtungen zu dem Schluß, die Gewerke müßten erhalten bleiben, trotz

*) Auch die Bürgerſchaft von Pernau träumte von einer ſolchen. Bei Anweſenheit der Kaiſerin Katharina II in dieſer Stadt, im Jahre 1764, war abends bei der Illumination am runden Fenſter des Rathhauſes der Fluß, der von Pernau über Fellin nach Dorpat führt, und ein Mathematicus hat ſeine Reinigungs-Inſtrumente bei ſich hatte, transparent dargeſtellt und unten ſtand die Inſchrift.

Iſt was hier hindert wegzurücken,
So wird es Stadt und Land beglücken.

„der Mode verbundenen freigeisterischen Staatswirtschaft, in deren Gefolge neuere Schriftsteller wider Zünfte und Innungen deklamierten.“ Ein grelles Licht insbesondere auf die inneren Verhältnisse Dorpats fällt durch die Auszüge aus den Ratsprotokollen im letzten Bande von Gadebuschs livländischen Jahrbüchern. Da klagen z. B. die Knochenhauer wiederholt, ihre Kollegen aus Reval, Narva und Riga kauften Vieh im Dörptschen Kreise, umgekehrt beschweren sich die Gilden, die Dorptschen Knochenhauer verkauften ihr Vieh auch nach Riga, dann wieder glauben sich die Fleischer gegen die vom Rat angesetzte Taxe, die ihnen immer zu niedrig ist. Die Sattler streiten mit den Schneidern, der Streit geht bis ans Hofgericht und dieses spricht das Urteil, den Sattlern komme alle Arbeit zu, die Kleister, Hammer und Nägel erfordere. Die Bäcker verklagen einen Koch, der Torten gebacken hat; die Schmiede verlangen, der Uhrmacher solle zu ihrer Zunft treten; ein Lohgerbergesell will eine Person heiraten, die nicht ortsfähig ist und zieht sich dadurch den Unwillen der ganzen kleinen Gilde zu; da er von der unfähigen Person adlitzt, erhält er das Bürgerrecht, ein Kaufgeselle will in Oberpahlen, 10 bis 11 Meilen von Dorpat, einen Gewürzladen anlegen und beide Gilden treten dawider auf. Vergebens wird gegen die Auf- und Vorkäuferei gestritten — dies Ungeheuer lebt immer wieder auf. Der Stadthalter kämpft unausgesetzt mit dem Rat, die Ratsglieder fehden sich unter einander heimlich und offentlich an, der Bürgermeister wird von den Bürgern und von den Brigadieren und Generalen, die in der Stadt im Quartier liegen, gröblich beleidigt, der Streit zwischen Oberpastor und Diakonus wird im Jahre 1759 so heftig, daß beide von der Kanzel wider einander predigen; die Schneider führen einen Prozeß mit ihren Gesellen, darüber ob diese schuldig seien oder nicht, die bei der Lade sitzenden Meister abzuhalten. Nicht immer nehmen die zahlreichen Prozesse ein so glückliches Ende wie in folgendem Fall. Einem Knochenhauer war im Jahre 1740 erlaubt worden, neben der Wage unter dem hölzernen Rot-Rathause einen Fleischladen anzulegen. Darüber entspann sich ein Rechtshandel, der von Instanz zu Instanz endlich ans Reichsjustizkollegium gelangt war, bis das Objekt des Streites, die Fleischbude, im J. 1775, also nach 35 Jahren, in der großen Feuersbrunst zugrunde ging und somit der Rechtshandel von selbst erledigt war.

Je mehr gegen Ende des Jahrhunderts, desto mehr regte sich in beiden Provinzen das Bewußtsein der Versunkenheit, das Streben nach Verjüngung. Zunächst wirkte die Ermutigung, die vom Hofe der großen Katharina, der Freundin d'Alemberts, ausging, dann der allgemeine Geist des Jahrhunderts der Aufklärung, der sich weit verbreitende französische Enzyklopädismus, der durch die Wolfsche Philosophie gegebene Rationalismus, die emanzipativen Tendenzen praktischer Staatsmänner in fast allen Monarchen Europas. — Früher hatte es in den Ostseeprovinzen keine Buchläden gegeben, der Buchbinder hielt gewöhnlich einen Vorrat von Bibeln und Gesangbüchern, womit das Bedürfnis gedeckt war. Da kam in den 60er Jahren J. Fr. Hartknoch ins Land und wurde durch seine Buchhandlung einer der größten Wohltäter desselben. Sein Geschäft in Riga nahm allmählich einen außerordentlichen Umfang an, seine Versendungen gingen bis Reval und Petersburg. Die dadurch gewährte Gelegenheit des Bücherkaufs, die gleichzeitig eingetretene Wiedergeburt der deutschen Literatur weckten das Interesse an Lektüre und Bildungsfragen. Bald fanden sich unter der stumpfen Menge orthodoxer Prediger einzelne, die im Geiste der neuen Popularphilosophie der Dogmatik den Rücken kehrten und dem Volkswohl als praktische Menschenfreunde sich widmeten. In Riga begann Sonntag an der ehrwürdigen Domschule, an der schon Herder gewirkt hatte, seine segensreiche Laufbahn; in Dorpat dichtete ein fünfzehnjähriger Jüngling, J. M. Reinhold Lenz, seinen „Verklärungstod Jesu Christi“ in klopstockischen Hexametern*, — genau um dieselbe Zeit, wo der junge Goethe, sein nachmaliger Freund und Genosse, seine „poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ in Reime brachte. In Reval weckte seit 1783 der junge Kotzebue in andrer Weise ein neues Leben. Er errichtete ein Liebhabertheater, an dem die angesehendsten Personen Teil nahmen und das im Laufe des Winters regelmäßig öffentliche Vorstellungen gab. Man muß sich die Enge bürgerlicher Anstands-

*) Das Gedicht steht in den „Gelehrten Beyträgen zu den Rigischen Anzeigen auf das Jahr 1766 Stück VII.“ Der Pastor Th. Otterkop hatte es eingeschickt und begleitete es mit den Worten: „Ein solches Werkes Genie verdient alle Aufmunterung. Ich hoffe, die Leser werden mit mir wünschen, daß die dichterischen Gaben dieses hoffnungsvollen Jünglings sich immer mehr zur Ehre unsres Vaterlandes entwickelt und erhoben mögen.“ Hier fällt uns der Gebrauch des Works Genie auf, das einige Jahre später, und gerade mit Bezug auf Lenz und Goethe in aller Munde war.

begriffe, nach denen das Schauspielerhandwerk als ein unehrliches galt, sowie den Abscheu, mit dem die pietistische Kirchenmoral das Theater betrachtete, vergegenwärtigen, um die Größe dieses Wagnisses und das Ärgernis, das dadurch gegeben ward, zu ermessen. Die Entschuldigung, deren sich die Unternehmer bedienten, war der wohltätige Zweck, aber sie wären damit vielleicht nicht durchgedrungen, wenn sie nicht im entscheidenden Augenblick die Fürsprache einer mächtigen Person, des Generalgouverneurs Browne, den die Petersburger Hofluft gebildet hatte, für sich gewonnen hätten. Man sehe Fr. Arvelius' anschauliche Darstellung dieses Kampfes in der von Lenz herausgegebenen livländischen Lesebibliothek, Dorpat 1796. Indes, wenn auch durch solche Theaterabende eine freiere Humanität geweckt wurde, was diesen Bürgern hinter ihren mittelalterlichen Mauern weit mehr Not tat, als belletristische Bildung, war Mannhaftigkeit, schaffender Mut, Tätigkeit in neuen Bahnen, mit einem Wort Stärkung des Charakters, aber woher sollte diese kommen? zumal da schon damals eine ununterbrochene Auswanderung gerade die unternehmendsten Köpfe fortführte. Gleichzeitig regte sich die Frage der Bauernemanzipation und beschäftigte bald das ganze Land. Nicht bloß war die Leibeigenschaft dem Jahrhundert der Aufklärung an sich ein Gräuel und dem Patrioten eine Beschämung, auch jede landwirtschaftliche Reform, je neue technische Methode fand an der Stumpfheit und Faulheit der armen Hörigen ein unübersteigliches Hindernis. Der Bürgersmann in den Städten, der kleine Kaufmann, der am Rundriesen den Bauern ihren Flachs abnahm, wußte von dem Elend der Untertanen des Adels Jammergeschichten zu erzählen, und die Zuhörer konnten sich ganz dem Gefühl des Mitleids hingeben, da ihre Privilegien nicht ins Spiel kamen. Es waren aber besonders die aus Deutschland gekommenen Hauslehrer, die das durch Gewohnheit abgestumpfte Auge der Landjunker über den Zustand der Sklavenbevölkerung öffneten. Bald kamen dann auch hin und wieder Fälle vor, daß unter dem an den adeligen Hof genommenen Dienstgesinde sich ein Knabe durch Talent für Zeichnen, für Musik usw. hervortat, einen solchen ließ dann der Herr frei und sorgte für seine Erziehung — darüber allseitige Rührung. Die seit dem 18. Jahrhundert eigene Schwärmerei für Würde des Menschen, die abstrakte Ansicht von der Gleichheit der Menschennatur in allen

erhielt durch solche Beispiele neue Nahrung. Andächtigkeit und Zutrauen waren groß. Die Reformer dachten sich die politischen Aufgaben viel leichter, als sie sind (wie jetzt häufig schwerer). Liest man die damaligen periodischen Schriften, so findet man überall vorstrebende Aufklärung, in Gedanken, Stil und Sprache etwas Abstraktes, wasserdünne Allgemeinheit. Die biblischen Redensarten sind verschwunden, man beruft sich auf den weisen Schöpfer und die gütige Vorsehung, preist die Tugend, strebt nach Vollkommenheit, übt Maß und Billigkeit nach allen Seiten, setzt den Nutzen auseinander und hofft das Beste. In den hin und wieder eingerückten Versen hören wir meistens dieselben Töne. Eine „Livländerin von Stande" singt in Hupels Nord. Miszellen (1871) den Dichter Cronegk an:

Wenn deine Schrift der Tugend Würde lehret,
Dem Laster die geborgte Schminke nimmt,
Dann fühlt man deine Größe und verehret
Dein schönes Herz, das nur für Tugend stimmt

Daß Herr von Cronegk ein Edelmann war, wird übrigens nicht ohne Einfluß auf die Begeisterung der Dame von Stande geblieben sein. — Unter den Gedichten, „großtenteils durch die glorreiche Regierung der allerdurchlauchtigsten Kaiserin, Katharina der Zweiten, veranlasset" (in den vermischten Aufsätzen und Urteilen über gelehrte Werke. Aus Licht gestellet von unterschiedenen Verfassern in und um Livland. Bond 2. Riga bei Hartknoch, 1780—83) finden sich Gegenstände wie folgende: die Einimpfung der Blattern, bei der Genesung J. M. der Kaiserin und S. K. H. des Großfürsten von der Blatternkur, die an die entfernteren russischen Provinzen versandte physikalische Gesellschaft, — Oden, die für die prosaische, aber in ihrer Naivität liebenswürdige Bildungs- und Nutzlichkeits-schwärmerei der damaligen Menschen charakteristisch sind. Schulen einrichten galt als die Panacee für alle sozialen Übel, und die immer näher kommende Hoffnung, in Dorpat die Universität wieder errichtet zu sehen, belebte die Gespräche aller Besseren und Gebildeteren.

Hier in Dorpat nun war es, wo unser Dichter am 16. (27.) Juni (oder Brachmonats, wie man damals noch Mühe gab zu sprechen) des Jahres 1775 geboren ward. Sein Vater, damals Sekretär des Rates, stammte aus Pernau. Wenige Tage nach der Geburt

des Knaben, am 25. Juni, brach die furchtbare Feuersbrunst aus, die fast ganz Dorpat in einen rauchenden Schutt- und Aschenhaufen verwandelte. Nach den ersten Monaten eines furchtbaren Elends begannen die Bürger ihre Stadt neu aufzubauen; eine Kollekte im Lande hatte über 20,000 Rubel ergeben, die Regierung schaß die Summe von 100,000 Rubeln zinslos auf zehn, dann auf noch zehn Jahre vor. Ein neuer Straßenplan war abgesteckt, in der Stadt durfte nur aus Stein, in den Vorstädten nur mit Ziegeldächern gebaut werden. Wo alles Äußere seine Gestalt verändert, da befreit sich auch der Mensch von der Gewohnheit und richtet unwillkürlich seinen Blick in die Zukunft, glücklich, wenn das alte Philisternest, dessen herrschende Sitte Zwietracht und Trunk gewesen, in den Flammen aufgegangen war und die Bürger nur einen Teil der tatkräftigen Energie in sich fühlten, mit der amerikanische Ansiedler eine neue Stadt anlegen oder eine abgebrannte wieder aufbauen. Aber ein schlimmes Zeichen war es, daß durchgängig Handlanger, Zimmerleute und Maurer aus dem Innern des Reiches zum Bau gebraucht wurden, die dann auch mit dem erlangten Gewinn wieder heimzogen. Auf die Phantasie des Knaben Petersen aber mußte das geschäftige Treiben in den ersten zehn Jahren nach dem Brande, das Aufragen der Häuser, die daliegenden Ruinen, die Erzählungen von der Feuersnot und den früheren Stätten des Wohnens und Wandelns, die kleinen Notbehelfe des Lebens und der Einrichtung, die frei da liegenden Gründe der Öde, die in ihren Aschen- und Trümmerschichten von dahingesunkenen Geschlechtern und Wohnungen sprachen, einen unauslöschlichen Eindruck machen. Dorpat ist in seiner Lage, seiner Vergangenheit eine poetische Stadt. Die hohen Ufer des Flusses bilden hier Berg und Tal und gewöhnen Standpunkte und Ansichten. Auf dem Dome lag ein Schatz vergraben — wie immer an Stätten alter Herrlichkeit —, und so fest und allgemein war dieser Wahn, daß einmal sogar, wie Gadebusch erzählt, im Ratsprotokoll davon die Rede ist. Dort oben lagen die Trümmer des dichterischen Schlosses, die so schöne Gelegenheit zum Klettern gaben, von dort führte ein unterirdischer Weg irgendwohin, dort oben stand der riesenhafte Rumpf der alten Kathedrale, die einst der herrschende Mittelpunkt des reichen Stiftes gewesen, sichtbar nach Süden bis zu den Gipfeln des Odenpahschen Hochlandes, nach

Westen, wie man versicherte, über den großen See bis nach Fellin. Die Türme hatte vor kurzem der Generalfeldzeugmeister Villebois, der die Binnenstadt Dorpat zur modernen Festung machen wollte, mit frevelhafter Hand abbrechen lassen; oben auf der Plattform sprangen jetzt verwegene Knaben, die sich auf halbzerstörten Stufen hinaufgewanden hatten, warfen mit Steinen, pfiffen und schauten weit ins Land. All diese Pfade, Bogentrümmer, Verstecke, die daliegenden geborstenen Grabsteine der alten Domherren mit gotischen Umschriften wird der junge Petersen wohl gekannt, durchklettert, auch wohl sinnend betrachtet haben. Das Estnische lernte er, wie in den kleineren Städten von Nordlivland und Estland gewöhnlich, von früh auf als eine zweite, untergeordnete Muttersprache; vom Russischen wird er schwerlich mehr gekannt haben, als die Interjektionen und emphatischen Redensarten, wie sie von den Durchmärschen und der Einquartierung, auch wohl von den einwandernden Arbeitern jedem Dorpater geläufig waren. So ruft er in dem Gedicht Nr. 6 seinem Kutscher zu: „stupai" (fahr zu!) und in dem Liede Nr. 15: „ne boiss" (nur nicht ängstlich!) — Acht Jahre alt kam der Knabe in die Dorptsche Stadtschule, die ihre Zöglinge, wenn diese lange genug aushielten, auf die Universität zu entlassen pflegte. Diese Anstalt, deren erste Gründung ins Mittelalter hinaufgeht, datierte damals ihren rechtlichen Bestand von 1689, in welchem Jahre Krone und Stadt sich dahin verglichen hatten, daß die jetzt sogenannte „vereinigte Kron- und Stadtschule" vier Klassen und vier Lehrer haben sollte, Rektor, Konrektor, Subrektor und Rechenmeister. Der Nordische Krieg vernichtete mit der Stadt natürlich auch die lateinische Schule. Im Jahre 1731 neu eingerichtet, konnte sie, gleich dem übrigen Gemeinwesen, zu keiner Blüte gelangen. Der Zuschnitt war ärmlich, die Gelder waren knapp oder blieben aus, Rat und Pröpste waren laxe Scholarchen. Die aus Deutschland berufenen Rektoren suchten baldmöglichst auf eine Pfarre, die ein besseres Auskommen versprach, abzugehen. In Prima war oft gar kein Schüler, auch Sekunde stand im J. 1749 ganz leer. Griechisch wurde aus dem Neuen Testament gelernt, lateinisch Klassiker wurden in der pedantischen Weise der älteren lutherischen Schulen exponiert; doch da alles in der Schule lateinisch herging, so waren die Zöglinge dieser Sprache bei weitem mächtiger, als die Gymnasiasten des

19. Jahrhunderts. Daß der Bakel tüchtig gehandhabt wurde, geht aus einem Vorfall hervor, den Gadebusch unter dem Jahr 1751 mit folgenden Worten anmerkt: „Der Rektor hatte einen Knaben von etwa 12 Jahren blutrünstig, braun und blau geschlagen und sich dabei in Worten wider den Rat vergangen. Dieser nahm sich der Sache an und klagte beim Generalsuperintendenten.“ Vermutlich war der Knabe der Sohn eines Ratsverwandten, denn wosfern sonst die Zartlichkeit eines hochedlen Rates und die begleitende Rede des Rektors? — Indeß kam, wie in der Kirche der Rationalismus, so der neue pädagogische Humanismus in Livland immer mehr zur Geltung. In Riga hatte der Rektor der Domschule, der treffliche G. Schlegel, der im J. 1780 seinem würdigen Nachfolger Snell das Amt übergab, in einem Aufsatz von Basedows Bestrebungen nicht ohne Anerkennung gesprochen; Rektor der Dörptschen Schule wurde der vielverehrte Lorenz Ewers, der mit der Tüchtigkeit der alten Zeit das liebevollere Verständnis der Kinderwelt verband, nach welchem die neuere Zeit strebte. Daß Petersen sich hier eine bleibende klassische Bildung erwarb, lehrt fast jede Seite seiner Gedichte. Achtzehn Jahre alt, im J. 1793, nahm er in einem öffentlichen Redeakt* von der Schule Abschied, um auf einer deutschen Universität Theologie zu studieren. Er ging erst nach Halle (Nekrolog im Ostseeprovinzenblatt von 1823), dann nach Jena. Der Sprung von den veralteten Begriffen des stillen Städtchens weit hinten jenseits der Ostsee in den literarisch-philosophischen Strudel des geistbewegten, gährenden Jena, aus dem Flachlande in die Berge, von der Schulzucht zu dem Übermut akademischer Lizenzen, von der mäßigen, wohlmeinenden Weisheit der provinzialen Schul- und Kuchenrichter zu der spekulativen Idealität Schillers und Fichtes — dieser Übergang konnte einen Geist wie Petersens wohl berauschen. Als Theologe war er hingekommen, in Goethes Zauberkreisen ward er ein Junger der neuen ästhetischen Ethik, die auf den Trümmern des früheren Dogmatismus sich auferbaute. Aus den Ostseeprovinzen fand sich damals gerade ein Kreis sprudelnder Jünglinge zusammen, die sich

*) Welcher nach Recke und Napiersky gedruckt wurde. Uns ist das Schriftchen nicht zu Gesicht gekommen. Warum gab aber der Sammler von Petersens Gedichten, da er es nicht ganz aufnehmen wollte, nicht wenigstens einen Auszug oder eine Inhaltsanzeige?

nach den Schilderungen Heinrich Schmidts (Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen, Leipzig 1856) durch Feinheit und Adel des Benehmens vor den übrigen Musensöhnen auszeichneten. Denn roh und renommistisch war das Studentenleben auf dieser kleinen Universität, die von ihren fürstlichen Protektoren wie eine Macht gleichen Ranges geschont und gefürchtet wurde. Da zogen die akademischen Bürger zuweilen, wenn sie glaubten, daß ihnen ein Unrecht geschehen, mit Helmen und Säbeln und Kanzchen auf den Schultern zur Stadt hinaus, um die Universität anderswo zu errichten. Dann flogen ihnen Boten aus Jena nach, der Zug hielt an und nach einigen Verhandlungen und Bewilligung ihrer Forderungen rückten sie dann wieder, wie einst das römische Volk, brüllend und mit den Hiebern rasselnd zum Tor hinein. Aus dieser Zeit (1795) ist uns das Gedicht Petersens, „Der alte Bursch", erhalten worden, welches mit lebendigen Farben jene Ausschweifungen schildert, die dennoch, wie man wohl sagen darf, nur die Gegenseite der geistigen Freiheit waren und wie eine rauhe Schale die innere Unschuld bedeckten. Gewiß mit demselben Gleichmut wie sein alter Bursch,

Wenn er vor dem versammelten Senate,
Wie Catilina, schnöde Reden führt,
Und wenn ihn ein Beschluß vom hohen Rate
Auf neun und neunzig Jahre relegiert —

kehrte auch Petersen in ähnlichem Falle der Musenstadt den Rücken und fand sich bei den Eltern in Dorpat wieder ein. Die kleine Stadt lebte damals in glänzenden Hoffnungen. Die vorgeschossenen hunderttausend Rubel freilich, die im J. 1795 fällig waren, aufzubringen, schien fast unmöglich und kostete manchem Bürger sein neugebautes Haus, — allein die vielen leeren Räume schienen zur Aufnahme einer Universität wie geschaffen, und wie viel Erwerb und Verdienst, wie viel Nahrung und Bildung versprach eine so große Anstalt! Was im Lande, besonders in der Nähe Dorpats, an gebildeten Hauslehrern lebte, machte sich Hoffnung, bei der neuen Universität verwendet zu werden. Das Rathaus, dessen Grundstein noch Gadebusch gelegt hatte, ging seiner Vollendung entgegen, über den Fluß führte eine schöne steinerne Brücke, der Dom, als Grund und Eigentum der neuen Korporation, sollte wie in bischöflichen Zeiten mit eigener Immunität an das Territorium

der Stadt grenzen. Daß ein frisch von der Akademie Gekommener, wie der junge Petersen, zunächst Hauslehrer wurde, war der Regel gemäß, und so hatten die Eltern, die ihn in der Nähe Dorpats und der künftigen Universität behalten mochten, eine Stelle für ihn fertig — im Hause des Geheimrats v. Vietinghof, der selbst später einen tätigen Anteil an der Gründung der Universität nahm. Als Glied dieser Familie und im Amte eines Hofmeisters verbrachte nun Petersen die nächsten Jahre bald in Dorpat, bald auf Schloß Marienburg, fand auch Gelegenheit nach Riga und St. Petersburg zu reisen und Freunde zu besuchen, die zerstreut im Lande wohnten. Eine uns vorliegende Reihe Briefe aus den Jahren 1798 und 1799, die zwar nicht von Petersen, aber von einem Jugendfreunde an ihn geschrieben wurden, weisen hinreichend Licht auf seine damaligen Meinungen und Beschäftigungen. Man ersieht daraus, daß er alle Resultate der ungeheuren ästhetisch-religiösen Umwälzung, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland vor sich gegangen war, bereits als persönliche Überzeugung in sich trug. Zum Geistlichen im bisherigen Sinne, auch zum rationalistischen Aufklärer im Predigerrock war er verdorben, und es bedurfte keiner hämischen Zungen, ihm diesen Stand zu verleiden. Sein Abgott war Shakespeare, mit dem hellblickenden Naturalismus dieses Dichters beurteilte er Menschen und Dinge um sich her, traditionelle Einrichtungen, heilige Antiquitäten. Hatte er ohne Scheu und Scham mit der Waffe des Witzes sich Raum geschafft, dann gab er sich den großen Genien mit um so innigerer Huldigung hin. Der Reiz, den auch die Romantiker in Deutschland empfanden, der blöden Menge und ihrem Handwerksverstande mit tieferer Einsicht und feinerem Phantasiegenuß gegenüberzustehen, mußte in einem Lande, wo so vieles, Klima und Volk, unendliche Winter, lange Nächte, gefrorene Fenster, dicke Öfen, Branntwein und Sklaverei, kurz die ganze Gestalt des Lebens unmittelbare Barbarei an sich trug, von besonderer Stärke sein. Es war doppelt süß von Griechenland zu träumen, indeß der Schnee alle Dinge begrub und rohe Pelze die edle Menschenform unkenntlich machten. Daß Petersen an eine Dichterlaufbahn dachte, die ihm beschieden sein könnte, geht z. B. aus seiner Äußerung hervor: „Freue dich, Brüderchen, im 25. Jahre schrieb Shakespeare sein erstes Stück!“ Der Freund nimmt davon Anlaß, Petersens poetische

Anlagen zu preisen, fordert ihn dringend zu ästhetischen Versuchen auf und schließt damit: das Feld, zum welchem ihn sein Genie bestimme, sei das der Satire, oder wie wir heutzutage mit einem damals noch wenig gebräuchlichen Ausdruck sagen würden — des Humors. Als dann im J. 1802 die „Irrwisch-Universität", wie Petersen sie nennt, „die hier entsteht und doch vergeht" (denn man schwankte anfangs zwischen Dorpat und Mitau, auch wurde Pernau genannt), endlich in Dorpat gegründet und nach den damaligen Umständen reichlich dotiert war, da fand auch der geistreiche junge Hauslehrer an ihr sein Plätzchen — er wurde Zensur- und Bibliothekssekretär, zugleich auch Lektor der deutschen Sprache (bis zum J. 1819). Von nun an lebte er in seiner Vaterstadt ohne großen Schicksalswechsel, von seinen Freunden vergöttert, wegen seines heitern Witzes überall willkommen, schwelgend im Mitgefühl der großen Dichter aller Zeiten, morgens fleißig in Amtsgeschäften, abends gern beim Glase Grog, die Seele eines wechselnden Kreises alter und neuer Genossen. Und nicht bloß als geistreichen Gesellschafter und wackeren Trinker (er nennt sich selbst scherzend eine „Zisterne" und einen „kühnen Wahrheitsforscher", weil in vino veritas), sondern auch als humoristischen Dichter kannte ihn bald Stadt und Land. Kleine Gelegenheiten des lokalen Lebens wußte er zum Entzücken der Philister durch heitere Verse zu adeln und in eine größere Bildungssphäre hinüber zuführen. Die Zunftgelehrten in dem neuen corpus academicum mögen ihn wenig beachtet haben, auch hatte er selbst kein näheres Verhältnis zu der strengen Wissenschaft, doch war Haltung und Sitte der Universität in jenen Jugendjahren leichter und es gab noch manchen Professor, der lieber ein Zitat verloren gehen ließ, als einen Witz unterdrückte. Daß Petersen schon frühe den Beinamen „der Dicke" verdiente, lehrt die Selbstschilderung vom Jahre 1801: „Ein monstrum horrendum et ingens,

Ein Bonzenangesicht, das wie der Vollmond glänzte,
Ein Kopf, der geistlos wie ein Kürbis war,
Auf dem ein Rosthen dünnes Scheitelhaar
Wie ein Salamander die blanke Glatze kranzte — "

und mit der Wohlbeleibtheit wird sich ebenso früh ihr Korrelat, die launige Behaglichkeit eingefunden haben. Für die Enge und Gleichgültigkeit des prosaischen Lebens in der kleinen Stadt ent

schadigten die Bacchusfeste, die einer und der andere der Freunde in ihren Häusern veranstalteten, die Abende auf der „Musse", im stillen Hause im Wallgraben, im Winkelklub bei Balkmann und bei Richter, der phantastische Scherz, die tolle Posse, die Traumfreiheit, die aus den Gläsern aufstieg. Da öffneten sich „Goethes und Shakespeares Zauberwelten", da steigerten sich die Eigenheiten der Individuen in gegenseitiger neckender Übertreibung zu befreiender Komik, die dann von selbst das Band der Liebe noch inniger knüpfte. Bezeichnend für den Geist, der bei diesen Zusammenkünften waltete, ist z. B. folgender Zug. Die Genossen sind versammelt, der Hochzeit eines abwesenden Freundes zu gedenken; die Plätze um den großen runden Tisch sind besetzt, die Gläser gefüllt — worin besteht die Hauptfeier des Abends? Einer der Anwesenden, ein Pastor, liest zur Erquickung einen Abschnitt aus Jean Pauls Blumen, Frucht- und Dornenstücken vor! Herabstimmend aber wirkte später die bei Petersen sich einstellende Harthörigkeit, ein trauriges Übel bei seinem gerade auf geselligen Verkehr so sehr angelegten Naturell, dann häusliches Unglück, eine geistige Krankheit seiner Frau, einer Französin, mit der er sich im J. 1803 verbunden hatte, der Verlust zärtlich geliebter Kinder. Seinen einzigen übrig gebliebenen Sohn hatte er einem Freunde zur Erziehung übergeben müssen, — dem Propst Berg in Pallist; diesen zu besuchen zog er zu Weihnacht 1822 bei heftiger Kälte über das Eis des Sees, brach mit dem Schlitten in eine offene Spalte, ward halberfroren nach Dorpat zurückgebracht und endete in der Neujahrsnacht auf 1823, in der vollen Kraft des Mannesalters, zum Entsetzen der Freunde, weit und breit beklagt, — ein erbärmliches Opfer eines tückischen Zufalls und unholden Klimas.

Überblicken wir die hinterlassenen Gedichte des Dorpater Humanisten im Zusammenhange, so finden wir Inhalt und Gegenstand mehr ästhetischer als politischer, mehr persönlicher als allgemeiner Natur. Auch darin sind sie Kinder der Zeit. Denn zwar gingen damals die gewaltigsten Begebenheiten über den Welteil; Länder wechselten ihre Herren wie Landgüter, wurden zerstückelt oder zusammengeschlagen wie diese, jedes Jahr brachte glanzende Feldzüge, entscheidende Schlachten — dies war für den Bürgersmann, der abends kannegießerte, ein unerschöpflicher Stoff, aber politisch verhielt er sich dabei nicht. Zwar wirkte zum Sturze

Napoleons die Teilnahme des niedersächsischen Volkes mit, aber nur als dumpfer, reagierender Rassenwiderwille, nicht im Dienste einer politischen Idee. Für das Deutschtum aber konnte Petersen so wenig wie Goethe sich erwärmen; über dies blinde und enge Gefühl (!) hatte ihn die humane Bildung, die aus unsern Klassikern sprach, erhoben; über E. M. Arndt drückt er sich einmal wegwerfend aus, ein andermal verhöhnt er die Siegesfeier eines damaligen Kriegshelden in einem ironischen Gedicht, ja er ergriff, wie man erzählt, förmlich für Napoleon, als seinen Helden, Partei. Unter andern Umständen hätte Petersen, dem es nicht an scharfem Blick, auch nicht an Kühnheit fehlte, wohl ein politischer Satiriker werden mögen. In seinen früheren Gedichten fehlen kleine Züge der Art nicht, z. B. wenn er von einem Hunde rühmt:

Und ließ sich ruhig peitschen wie ein Est' —

oder einem Hauslehrer, der einen Junker zu erziehen hat, zuruft:

Und wisse, jeder junge Herr von
Wird einst ein alter Herr von Von,
Trotz dem moralischen Geplärr von
Dem ἀγαθὸν und dem καλὸν —

oder wenn er wünscht, sich auch von Petersen nennen zu dürfen:

Und wollte mir Gott noch das vergonnen
Daß ich mich konnte von Petersen nennen,
Daß ich dann könnt' im — — —
Den wahren Stein der Weisen finden
Und 's Satans Alchymie ergründen,
So tät' ich von Herzen gern Verzicht
Aufs letzte Fünkchen Seelenlicht —

oder wenn er den faulen Sybaritismus seines Heimatlandes verspottet:

Wohl ist, seit ich wieder frier' im Norden,
Manches davon pur Fett geworden,
Bin doch ein Livländer comme il faut —

aber sein satyrischer Kampf ist doch hauptsächlich gegen die veralteten Begriffe in Poesie und Ästhetik gerichtet und seine Feinde sind im kleinen Kreise dieselben, gegen welche die romantische Schule, auch wohl die Xeniendichter selbst im Felde lagen, — der phantasielose Alltagsverstand, die hausbackene Trivialität, die vulgäre Plattheit. Denn wie Goethes Genius nicht alltagleich die große Menge in Preußen unterwarf, sondern Nicolai, Biester, Mendelssohn, Engel, Garve immer noch die echten Organe des dort herrschenden Volksgeistes blieben, wie dort nicht Wilhelm

Meister, sondern Lafontaines Romane von allen Seiten ein tränenvolles Echo des Entzückens erweckten, ganz so in Livland, welches Merkel ergenzt hatt, und in Estland, wo der beim Demos weit und breit gewaltige Kotzebue lebte. Wie tief Petersen dies gemeine Urteil und die Wortführer desselben verachtete, sehen wir aus der „Prinzessin mit dem Schweinerüssel". Da klagt z. B. der kleine holzerne Nußknacker, der personifizierte „Fremdinge", daß sein Rachen nicht weit genug sei, um die beiden ungeschlachten Kokosnüsse, Goethe und Schelling, zerknacken zu können, da schildert der Hanswurst die altväterische Gelegenheitspoesie in der guten Stadt Riga:

Wie liebt man nicht in Riga die Dichtkunst!
Zwar nicht als Kunst, doch eben als Nichtkunst,
Ohn' alle Inspiration und Magie,
Ganz nüchterne Casualpoesie!
Da schlägt jeder Backer und jeder Bader
Sich selber die poetische Ader —
Da fällt kein Sperling vom Rathausdach,
So schallt ihm eine Ränie nach.
Gibt Hans der Grete die rauhe Hand,
So umflattert sie ein bedrucktes Band
Und ein Gestöber von weißen Blättern
Uebrerschwatzt sie von Basen, Muhmen und Vettern.

Petersen selbst lebte und webte so sehr in Schiller und Goethe, daß er nicht bloß Sentenzen beider Dichter häufig im Munde führte und z. B. in den letzten Tagen mit erfrorenen Füßen noch ausrief:

Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen —

sondern auch in seinen Gedichten die Parodie Goethescher und Schillerscher Originale besonders gern zu komischem Effekt benutzt. Da wird die Ungeduld bei einer Fahrt vom Lande in die Stadt (Nr. 22) mit den Schmerzensrufen der Kindesmörderin ausgedrückt, oder die Vorsteher der Dorpischen Musse singen nach der Melodie des Reiterliedes:

Auf, auf, Kameraden, zu Tisch, zu Tisch —

und die „Prinzessin" besteht fast ganz aus parodischer Verwendung allbekannter Dichterstellen, wie wenn die Zofe ausruft: Nach Reval mocht' ich! und der Hanswurst darauf erwiedert:

Zum Kotzebue?
Du ahnungsvoller Engel du!

Allmählich aber gewinnen Motive und Gesichtspunkte der romantischen Schule Herrschaft über Petersen und seine Gedichte tragen den neuen romantischen Hochgeschmack an sich. Er befreundet sich mit Hans Sachs und Fischart, mit Burkard Waldis und der naiven Tierfabel; er bildet estnische und finnische Volkslieder nach und führt den alten Owen in deutschem Kleide vor, er altertümelt und erzählt christliche Legenden, er dichtet ein phantastisch-ironisches Märchendrama, in welchem, ganz nach Weise der Romantiker, literarische Kritik die Maske des Zauberglaubens bald vornimmt, bald lüftet und die dramatische Kunst sich selbst und ihre eigenen Zwecke verhöhnt. Die „Wiege" und „St. Peter und der Drescher" sind heitere Schwänke mit dorfmäßiger Lebensmoral, im glücklichsten Knittelverston, die aber doch wieder durch geflissentliche Häufung von Archaismen und Fischartischen Wortfratzen ganz romantisch sich selbst ironisieren. Die „Prinzessin mit dem Schweinerüssel", die übrigens um einige Jahre zu spät kam, enthält Ansätze von Charakteristik, von dramatischer Wahrheit, die natten in dem Selbstvernichtungsspiel sich wie unwillkürlich geltend machen und von des Dichters gesundem, auf das Wirkliche gerichteten Talent Zeugnis geben, während das gleichnamige Stück von Falk nirgends die Sphäre des Abgeschmackten verläßt. Auch heller und unterhaltender finden wir das Petersensche Drama, als z. B. „Prinz Zerbino" oder den „gestiefelten Kater", Stücke, deren Reichtum an Geist auch nicht so groß ist, als sie sich die Miene geben möchten. Mehr als in diesen vornehmeren Produkten glänzt nach unserem Urteil Petersens Muse in den Scherzgedichten an Freunde, in den Gelegenheitsversen. Hier ist überall sprudelnder Witz, offene Munterkeit, ohne daß der Hintergrund gediegener Bildung verschwände, die dem bloßen Lustigmacher fehlt. Selbst wo der Dichter nur Spaß zu treiben scheint, z. B. in den beiden Trauerodes auf hingeschiedene Hunde, belacht er, gleich dem Dichter des Atta Troll, doch nur das Menschenleben. Er hat für das Charakteristische menschlicher Persönlichkeiten einen scharfen Blick, darum eine böse Zunge, aber das unverkennbar freundliche Gemüt, die gewinnende Herzlichkeit halten auch da, wo die beißenden Anschuldigungen weit gehen (z. B. Nr. 13), alle Kränkung fern. Die Wärme der Freundschaft, die wir überall empfinden, verwandelt und veredelt die mutwilligsten Lästerungen zum echten poetischen Humor.

Was Mittel und Stil der Darstellung im Engeren betrifft, so spielt unser Humorist aufs übermütigste in Vergleichungen des Hohen mit dem Gemeinen in kolossalen Übertreibungen, in groben Obszönitäten. Ein Wort, das in Goethes Jugendkreise beliebt war, ist auch bei Petersen nicht selten. Arge Zynismen begegnen auf jeder Seite; daß sie für den Dichter Reiz haben, spricht für die Keuschheit seiner Seele, obgleich wohl für einen ursprünglich dualistischen Sinn. Der Rhythmus fließt mit gefälliger Leichtigkeit dahin; in der Virtuosität, schwere, seltene, zusammengesetzte Reime aufzufinden und komisch zu benutzen, wird Petersen auch von Heine nicht übertroffen, z. B.:

Wer wonniglich dann wie ein Buchfink
Dich leben so und lieben sieht,
Wie Cincinnat, der hinterm Pflug ging,
Und Cumus, der Rüden driet —

oder:

Und schlaft aus allen Nüstern schnarchend,
Als wär' er schon Papst und lag' auf Barchent.

Am meisten aber wird der poetische Stil charakteristisch durch Einmengung der lokalsten Idiotismen, die sonst in Schrift und Druck keinen Eingang finden und sich mit pathetischen Reden, lateinischen Floskeln, Dingen von allgemeiner Geltung aufs ergötzlichste stoßen und begegnen. Wer künftig ein livländisches Idiotikon zusammenstellen will, der wird in Petersens Gedichten zahlreiche und wertvolle Beiträge finden. Ich will nun ein Beispiel anführen.

Prinz: Drauf reich ich dir meine fürstliche Hand!
Und Geld sollst du haben . . .
Hansmurst: Wie Meer am Sand!

Dem liv- und estländischen Dialekt ist es nämlich eigentümlich, daß das Gesprochene sehr schnell vom Munde geht, der Redende daher häufig strauchelt und Verwechslungen wie im obigen Falle begeht.

Wir sind am Schluß mit unsrer Skizze, deren Gegenstand ohnehin Manchem als der Rede nicht wert erscheinen sein wird, und fügen nur noch für diejenigen, denen diese Gedichte nie zu Gesicht gekommen sind, eines derselben hinzu, das sich allenfalls mitteilen läßt. Es schildert eine Winterfahrt von Dorpat nach der Gegend von Fellin und zeigt uns den Dichter in seiner ganzen scherzhaften Liebenswürdigkeit. Auch ahnungsvoll sind die schönen

Worte von der funkelnden Bahn, auf der der Ton, gleich dem Leben, dumpf verhallt, denn auf demselben Eise war es, wo der Dichter später, wie mehrmals erwähnt, einen frühzeitigen Tod fand.

An Julius Lohmann in Worseck.

Nach bekannter Melodie

Bruder drüderlich!
Herz- und liederlich
Drück' ich dich an meine Brust!
An Worneck denk' ich Nacht und Tag,
An dich, an Arrak und Tabak.
O süßer Wahn!
O Schlittenbahn!
Du bringst mir Lieb' und Lust.

Komm, Winter, bald,
Set streng und kalt
Wie ein Verstandesmann!
Komm, zieh des Wurzelwes „fenchtem Weib"
Den Eisespanzer auf den Leib,
Und ihr, Morost',
Seid brückenfest!
Ich leg's aufs Brechen an.

Mel.: Hebe, mich in sanfter Feier.

Hebe dich zur sanften Feier,
Herbst! und nimm den Must zur Hand.
Zieh' den weißen Marmorschleier
Ueber See und Land.

Ein wenig ist's Land zwar gepudert,
Ein wenig gefroren der Dreck;
Doch im Wurzjerw wird noch gerudert,
Und die Sonn' leckt den Schnee wieder weg.

Mel.: Bekränzt mit Laub.

Geduld, Geduld! Wer hinkt, kommt auch zu Biere;
Was langsam kommt, wird gut!
Geduld, bald steht der Schlitten vor der Türe,
Steig' ein mit frohem Mut!

Mel.: Freut euch des Lebens.

Bringt mir den Pelz her!
Schlingt mir den Gurt um den Leib!
Setzt mir die Mütz' auf!
Mach fort, mein Weib!

Allein das Weibsvolk nählt und quält!
Bald hier, bald da, bald dort was fehlt;
Sie sieht mich an und ruft: Herr Je!
Erfrier dir nicht den großen Zeh!"

Mel. des Kuhreigens: Ho i mit a schone gute Weißkoo.

Ho ich mit a schöne Paar Pelzschua?
Didl dul tua, didl dul tua,
Didl dul tua, didl du! —

Geldners Mel.: Der Schäfer putzt sich zum Tanz.

Und fort nun geht's — der Kutscher pfeift,
Die Peitsche knallt, der Schellen schleift,
Als hätten Rosse Schwingen.
Die Stadt im Nebelflor entflieht,
Und knisternd pfeift der Schnee sein Lied,
Juchhe juchhe! juchheissa he!
Und hell die Schellen klingen.

Mel.: Brüder lagert euch im Kreise.

Links und rechts die Dörfchen fliegen,
Ilmazal bleibt ferne liegen,
Porri — so vom Dreck benannt —
Prangt im silbernen Gewand.

Mel.: Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus.

Bei Werrena geht's auf den Winterw dann,
Hoho!
Wie strahlet und funkelt die herrliche Bahn,
Halloh!
Es stampfen die Rosse, daß weit es erschallt,
Und dumpf in der Ferne der Ton verhallt:
Hoho! halloh! hoho!
Auch das Leben verhallet also!

Mel.: Wo willst du klares Bächlein hin.

Des Waldhorns Töne hört mein Ohr,
Von wannen?
Ein wirtlich Dach blickt dort hervor
Aus Tannen.
Da wohnt die schöne Försterin
Mit blauem Aug' und Taubensinn.

Mir wird's so schwer, so schwer, vom Ort
Zu scheiden!
Hier lebt' ich gern und immerfort
Mit Freuden!
Ihr Arm und Busen ist so weiß,
„Es wird mir gleich zum Dampfen heiß!"

Mel: Schöne Minka, ich muß scheiden

Schöne Jägerin, muß eilen,
Darf nicht mehr in Wardla weilen,
Darf dein — — —
Doch Dir bleibt mein Herz,
Und auf hochbeschneiten Auen,
Unterm Schnapsen, unterm Kauen
Werd' ich zart nach Dir miauen,
Wie der Hinz im März.

Mel: God save great George the King

So geht's wie auf der Flucht
Bei Addra quer die Bucht
Und -- nous voilà.
Und von der Treppe spricht
Mit freundlichem Gesicht
Lohmann: „Du dicker Wicht,
Bist endlich da!"

Literarische Studienblätter.

Von

H. Mordaunt (Helene Deubner)

Wenn wir uns vor die Aufgabe stellen, uns ein klares Bild von den Werken unserer Künstlerwelt zu machen, insbesondere von jenen, die wir unseren Dichtern verdanken, so kommen wir sehr bald zu der Erkenntnis, daß wir es hier nicht nur mit der Auffassung und den Fähigkeiten ihrer Schöpfer zu tun haben, und daß es nicht nur der ästhetische Genuß ist, den sie in uns zu erwecken beabsichtigen. Sie stehen vielmehr in einem direkten Verhältnis zu den Fragen und Zielen des Lebens und der Zeit, der ihre Gestalten und Schilderungen entnommen sind. Heutzutage ist man vielfach geneigt, speziell hier in Deutschland, in jedem Kunstwerk vor allem noch der Idee zu suchen. Ohne Beeinträchtigung der Schönheit ist aber eine Kritik ausschließlich nach dieser Richtung hin doch nur allenfalls bei den Werken der darstellenden Kunst möglich, die des Auges bedarf, um eine Wirkung ausüben zu können. Die Dichtkunst, die sich direkt an das Gemüt und den Geist des Menschen wendet und auf jedes Vermittlungsorgan verzichtet, dürfte dabei immerhin eine nicht zu unterschätzende Einbuße erleiden. Ausnahmen gibt es freilich auch hier zu verzeichnen, da die Poesie bisweilen Hand in Hand mit der Musik vor das Publikum tritt, wie z. B. bei den Löwetschen Balladen, um mit ihr vereint ihren Eindruck zu verstärken. — Freilich könnte man hier mit Recht einwerfen, daß die sogen. tendenziösen Schriften doch nichts anderes verkörperten als eine Idee. Immerhin ist die Tendenz jedoch stets ein Kind ihrer Zeit gewesen, und in die Dichtungen gewöhnlich derart hineingeflochten,

daß man sie jederzeit aus ihr ausschalten und doch noch etwas Lesenswertes zurückbehalten könnte.

Mein Zweck hier ist es ganz speziell auf die Lebensanschauungen einiger moderner Dichter, wie diese sich in ihren Werken wiederspiegeln, einzugehen.

Lebensanschauungen! Damit meine ich weder ihre Philosophien noch ihre privaten Ansichten. Daß zwei Menschen genau durch dieselbe Brille sehen, ist eine Seltenheit, ein Dichter bleibt aber immer ein Dichter. Es gibt Dichter, die, sozusagen, in eine Welt von Schönheit hineingeboren sind, die ihr Lebelang auf der Sonnenseite standen, wie Goethe und in neuerer Zeit Paul Heyse. Es gibt andere, nichtsdestoweniger nicht minder große Meister, an die die Not des Lebens täglich und stündlich herantritt, wie Schiller, der abgesehen davon auch noch mit körperlichen Leiden zu kämpfen hatte und seine letzten Werke unter den größten Qualen zu Ende führte. —

In der modernen Zeit, wo alles Reale so hoch bewertet wird, sucht sich auch in der Dichtkunst ein realistischer Zug von Tag zu Tag mehr breit zu machen. Und doch kann ein echtes Dichterwerk nicht ganz von dem Ideal und der Phantasie absehen. Das Minimum von einem Erlebnis muß dem Dichter zu einer zweiten, zu einer ganzen Welt, und selbst Zola und Ibsen, die in ihren Werken die Natur zu fixieren meinten, unterlagen einer Selbsttäuschung, wenn sie sich frei von jedem Fabulieren glaubten. Ihre Werke sind ebenso charakteristisch für ihre Persönlichkeiten wie für die Zeit, in der sie lebten, wenn auch in einer späteren Zeit andere Dichter, anderen Gustussen ausgesetzt, ihnen widersprechen werden, wie die Kunst der Renaissance der Kunst des Mittelalters widersprach.

Richard Wagner, den wir als Dichter ebenso hoch stellen wie als Musiker, war ein Zeitgenosse Zolas und Ibsens, und doch wie grundverschieden ist seine Auffassung von der jener Beiden. Er holte sich den Stoff zu seinen Tondichtungen aus der Welt der Sagen und Märchen, denen er nicht nur neue Formen und Gewänder gab, sondern auch einen neuen, modernen, unsterblichen Geist einhauchte. Richard Wagner ist Romantiker durch und durch. Unentwegt und ohne sich irre machen zu lassen, wandelte er, anfangs unverstanden und verspottet, seine Bahn, die ihn auf den

Gipfel des Ruhmes führte. Er schaffte für die Zukunft und die Zukunft dankt es ihm, daß er sich nicht durch die scharfen Raisonnements der Logiker und Wissenschaftler von seinem Wege ab drängen ließ.

Es gibt eine Reihe von Dichtern, die ihre Kunst lediglich als solche betrachten, sich am Spiel der Formen erfreuen und Genüge an ihrer eigenen Begeisterung finden. Es gibt andere, die mit ihrer Kunst die Rätsel des Lebens lösen wollen, und diese sind es, an die wir uns halten müssen, wenn wir uns über den Geist ihrer Zeit ein klares Bild machen wollen. Es gibt noch andere, wie Herbert Spencer, ein Zeitgenosse Richard Wagners, dessen Ideal eine planmäßige Erziehung des Menschengeschlechts war, von der technischen Ausbildung bis zur höchsten Entwicklung des Intellekts. Nach Spencers Meinung sollten nur die Mußestunden Genüssen künstlerischer Art eingeräumt werden. Richard Wagner galt seine Kunst mehr als allen den Genannten. Sie war ihm mehr als ein bloßer Rausch, sie war ihm das Höchste, sie war ihm Lebenszweck! Jeder Imitation der Griechen und Römer abhold, griff er mit vollem Bewußtsein, sowohl was den Inhalt als auch was die Form anbelangt, in die alte Germanenzeit zurück, holte seine Schätze aus dem unerschöpflichen Born der deutschen Mythologie und paßte sie in die Formen des Stabreims und der Alliterationen. Abgesehen von den Meistersingern, in welchem Werk er das Nürnberg des Mittelalters zur Sprache bringt, und von Rienzi, in welchem er uns das mittelalterliche Rom in all seinem Glanz vor Augen führt, bewegt sich Wagners Kunst in einer absolut zeitlosen Welt. Lohengrin, Tannhäuser, Tristan, die Gigantengestalt Jung Siegfrieds, sie alle stehen über, jenseits der Zeit. Und das hat Wagner in seinem Streben nach einem romantischen Lebensideal mit vollem Bewußtsein so gewollt.

Im Gegensatz zu der griechischen Mythologie, deren Götter im ewigen Glücke dahinleben, verbringen die Götter der alten Germanen ihr Dasein in unausgesetzten Kämpfen, in blutigen Schlachten, die erst mit dem Weltuntergang, der Götterdämmerung, die der germanischen Mythologie ihre höchste Weihe gibt, ein Ende nehmen. Diese in ihrer Größe so erhabene Tragik ist der Hauptzug, den wir in allen Dichtungen Richard Wagners wiederfinden. Zwei Tendenzen ringen miteinander, und die negative trägt den

ogle

Sieg davon. Auf der einen Seite der unbändige Lebensdrang, das Ausleben der Persönlichkeit, die Lebensbejahung, — auf der andern die Entsagung, das Bewußtsein dem Tode geweiht zu sein, die Weltflucht. Es ist nicht die Schuld des Einzelnen, die in den Wagnerschen Dichtungen den Helden in den Untergang treibt, es ist das Geschick, das weit über die Einzelnen hinausgreift. Von einer Jenseitslehre, von der Herrschaft Gottes finden wir nichts in seinen Werken, nicht einmal im Parsifal. Ich glaube das darauf zurückführen zu können, daß Wagner ein Schüler und Anhänger Ludwig Feuerbachs war, dessen Philosophie im vollen Gegensatz zu jeder theologischen Tendenz steht. Es wird viel philosophiert in den Wagnerschen Dramen, und bis zu einer gewissen Grenze nähern sich diese Philosophien in überraschender Weise dem Schopenhauerschen Pessimismus. Aus der Leidenschaft wird uns die Wahrheit, daß ein vollkommenes Aufgehen zweier Individualitäten nicht möglich ist. In jeder einzelnen bleibt das Ich unauflösbar. — So weit reicht die Ähnlichkeit in den Anschauungen Richard Wagners mit denen Schopenhauers; ist das der ganze Sinn des Lebens, so ist das Leben des Lebens nicht wert, und die Konsequenz ist — der Selbstmord!

Hier zeigt es sich nun, daß Wagner nicht nur Philosoph, sondern vor allen Dingen Künstler ist. Er durchschaut freilich den Wahn, den Trug des Lebens, aber weil er ein Künstler ist, verneint er es trotzdem nicht. Mit seiner Kunst will er die Menschen dazu erziehen, das Dasein lebenswert zu finden. Schon Plato arbeitete in allen seinen Dramen an dieser Erziehung des Menschengeschlechts, und in neuerer Zeit sagte Schiller: die Kunst ist berufen die Menschen glücklich zu machen.

Richard Wagners Ideal war es, die Menschen durch die Kunst zu Künstlern zu machen, trotzdem er selbst zu der Erkenntnis gelangt war, das Leben wäre nur ein Wahn. Ob es ihm gelungen ist, dieses romantische Ziel zu erreichen, ob das Ideal dieses Künstlers lebensfähig ist, wird wohl erst die Zukunft lehren. Heute leben wir im Zeitalter der technischen Ideale und die Welt erzittert von dem Stampfen und Zucken tausender und abertausender von Maschinen. Das Häuflein derer, aber, die romantischen Idealen nachgehen, ist verschwindend klein.

Lassen Sie mich nun zu einem Schriftsteller übergehen, der mit seinen Werken mitten in diesem Zeitalter des technischen, maschinellen Verkehrs steht. Ich meine Henrik Ibsen.

Von Richard Wagner, dessen Künstlerideal die Romantik in ihrer absolutesten Form repräsentiert, der uns den Unwert des Lebens predigt, der uns sagt, nur der Mensch wäre existenzberechtigt, der Künstler genug, den Traum des Lebens als einen Traum auffaßte, — von Richard Wagner zu Henrik Ibsen!

Es ist ein gewaltiger Schritt, der uns mit einem Schlage in eine andere Welt trägt. Eine total veränderte Atmosphäre! Was jedoch den wesentlichsten Unterschied zwischen Wagner und Ibsen ausmacht, ist, daß Wagner in seinem Schaffen, sowohl was die künstlerische Gestaltung, als was den Inhalt anbetrifft, nie mals einer Wandlung unterworfen gewesen ist. Mit Ausnahme des Tristan hatte er seine Gestalten schon mit 35 Jahren fix und fertig im Kopfe. Ibsens Werke hingegen müssen, sowohl der äußeren Form als auch dem Stoffe nach, durchaus auf drei Epochen verteilt werden.

Erstens die romantische Jugendepoche, in welcher er die nordische Sagenwelt auf die Bühne bringt und mit jener „Nordischen Heerfahrt" gewissermaßen ein Gegenstück zu Richard Wagners Nibelungen liefert.

Zweitens, nachdem er sich durch die deutsche Literatur, insbesondere durch Goethe beeinflußt, von diesen Jugendidealen losgerungen hat, die Epoche, in welcher unter anderen Werken „Kaiser und Galiläer", „Brand" und „Peer Gynt" entstanden.

Diesen drei Dramen hat Ibsen in Bezug auf deren Helden, auf den Aufbau und den Verlauf je eine ganz besondere Färbung gegeben, die er bis zur äußersten Konsequenz durchführt. Man könnte „Peer Gynt", das von den Norwegern als Nationaldrama angesehen wird, ein Phantasiedrama nennen, „Kaiser und Galiläer" ein Verstandes-, „Brand" ein Willensdrama.

Von dieser Reflexionsperiode wenden wir uns der dritten und Hauptepoche zu, welcher die modernen Gesellschaftsdramen entstammen. Sprechen wir von Ibsen als Dramatiker, so steht er unwillkürlich als Dramatiker des modernen Lebens vor unseren Augen. Hier bekundet sich nun zunächst der Einfluß der französischen Gesellschaftsdramen (Dumas z.). Aber schon was die

künstlerische Entwicklung anbetrifft, übertrifft Ibsen diese um ein Bedeutendes.

Henrik Ibsen ist der exakteste Dramatiker, den die Welt kennt, und man kann mit Recht behaupten, daß er in der Komposition unerreicht geblieben ist. In jedem Drama werden gewisse Ereignisse als bekannt vorausgesetzt. Man nennt das die Exposition. Henrik Ibsen ist — ich spreche nur von den Werken der letzten Epoche — der größte Künstler in der Exposition. Jedes Wort in seinen Dramen ist für den Fortgang der Erzählung unumgänglich notwendig. Nirgends bleibt ein dunkler Punkt über der Vergangenheit schweben. Die eigentliche Handlung liegt stets im Vordrama, und doch vermeidet er jedes Erzählen, jeden Bericht. Auch fehlen in seinen Dramen die üblichen Monologe, die ja genau genommen ein Nonsens sind. Wo hörte man wohl je, außer auf der Bühne, daß normale Menschen Selbstgespräche führten? Auch in der naturalistischen Technik ist Ibsen unübertroffen, und nie wird er in irgend einer Weise für seine Gestalten Partei nehmen. Das Urteil überläßt er stets dem Publikum. Welches auch der ursprüngliche Anlaß für die Dichtung ist, Schritt für Schritt baut er jahrelang seine Charaktere auf, läßt seine Personen sich selbst entwickeln und experimentiert mit seinen eigenen Figuren.

Das ist die eine Seite seiner Kunst, die aber zu gleicher Zeit noch eine ganz andere Seite aufzuweisen hat. Jedes seiner Werke ist der Natur getreu nachgebildet, klingt aber nichtsdestoweniger symbolisch und soll symbolisch genommen werden. Eine riesenhaft schwere Aufgabe! Von dieser Seite beleuchtet, kann man wohl sagen, daß Ibsen durchaus Romantiker ist. Fast alle seine Dramen vertreten das Recht der eigenen Persönlichkeit und stets ist es der Kampf mit der Gesellschaft, den diese Persönlichkeit auszukämpfen hat. Zu gleicher Zeit vertritt Ibsen aber auch das Recht der Gesellschaft, von seinen „Stützen der Gesellschaft" an bis auf „Wenn wir Toten erwachen". Die Gegensätze „gut und böse" kennt er nicht, und nirgends wird, wie bei Kotzebue und unzähligen andern, das Böse bestraft und das Gute belohnt. Das Verlangen nach Wahrheit und Freiheit durchhallt alle Ibsenschen Dramen. Ibsen ist und bleibt bis zu seinem Tode ein Wahrheitsfanatiker. Nichtsdestoweniger läßt er eine ganze Reihe von Personen auf-

treten, die das gerade Gegenteil vertreten: Phantasten, Lebenslügner, Schwärmer usw. Es ist ein unausgesetztes Sichkreuzen von Realismus und Idealismus, von Lebensgenuß und Lebensentsagung, von Rechten der eigenen Persönlichkeit und Abhängigkeit von der Gesellschaft, von romantischen Lebensidealen und modernem Materialismus, und sicherlich kann man sich kaum zwei größere Gegensätze denken, als die Sehnsucht nach Wahrheit und die Überzeugung, daß der in der Gesellschaft lebende Mensch ohne die Lüge nicht auskommen kann.

Wie Richard Wagner hat auch Ibsen mit den Werken seiner letzten Epoche ein Zyklenwerk geschaffen, mit dem Unterschiede, daß er von den ersten bis zu den letzten seiner Schöpfungen eine vollständige Entwicklung durchläuft und am Ende zu einer Revision seiner Anschauungen gelangt. Seinen Dramen ist eine Verwandtschaft mit den Franzosen Flaubert und Zola, sowie mit einigen russischen Schriftstellern nicht abzusprechen, nur hat er den Geist ihrer Sensationswerke um ein Beträchtliches vertieft, ohne damit ihrer Routine Abbruch zu tun. Ibsen ist der Dramatiker der modernen Ehe, der er e, der ihre Geschichte von allen Seiten beleuchtet. Und weil es die Frau ist, die den modernen Typus der Ehe ins Leben gerufen hat, läßt es sich nicht leugnen, daß Ibsen gerade ihr sein Hauptinteresse zuwendet. Bis zum 17. Jahrhundert war die Ehe lediglich ein ökonomisches Arrangement. Die Frau wurde gekauft, war die Mutter der Kinder und hatte wie selbstverständlich alle Arbeitslasten des Hausstandes auf sich zu nehmen. Von einer Lebensgemeinschaft war nie und nirgends die Rede. Auch gehörte das volle Gefühl des Mannes, dessen Interessen außerhalb des Hauses lagen, niemals dieser Frau. Erst in den letzten Jahrhunderten, erst seit die Stellung der Frau durch die soziale Emanzipation auf ein anderes Niveau gebracht worden ist, traten auch die idealen Forderungen mehr in den Vordergrund. Die werdende Persönlichkeit der Frau, der in der Entwicklung begriffene Frauencharakter ist es, der Ibsens besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Läßt er in seinen Dramen auch hier und da Männergestalten auftreten, die höhere Ideale vor Augen haben, so kommt im Großen und Ganzen der Mann der ihm doch stets schlechter fort. Im besten Fall sind es philiströse, korrekte, nüchterne Charaktere, die er zu Wort kommen läßt, Männer, deren

Zusammenleben mit der Frau, sobald Bedingungen gestellt werden, die der modernen Ehe Rechnung tragen, unaufhaltsam in die Brüche geht. Die Moral, die wir aus den Ibsenschen Werken ziehen, konnten wir in folgende Formel fassen: Die konventionelle Ehe ist eine Scheinehe und für die Frau gleichbedeutend mit Sklaverei. Diesem Mangel ist aber damit allein nicht abgeholfen, daß die Frau ihre Fesseln gewaltsam sprengt. Ibsen läßt in der Frau mit der errungenen Freiheit den sittlichen Ernst und das Pflichtbewußtsein ihrer eigenen Persönlichkeit gegenüber erwachen.

In gleicher Weise wie Wagner hat Ibsen mit seinen Gesellschaftsdramen eine moralische Revolution heraufbeschworen, und diesen Gedanken wollen wir auch festhalten, wenn wir uns jetzt dem nächsten Schriftsteller, wenn wir uns dem Grafen Leo Tolstoj zuwenden.

Man konnte sich versucht fühlen zu glauben, ich suchte etwas darin, hier einen möglichst internationalen Kreis von Dichtern vorzuführen; bei näherer Betrachtung wird man sich jedoch nicht der Erkenntnis entziehen können, daß sowohl Ibsen als auch Tolstoj, mehr als jeder andere Schriftsteller ihrer Heimat, ihr Lesepublikum in ganz Europa haben. Schon ein Vergleich mit Bjornson und andererseits mit Dostojewski muß uns darüber die Augen öffnen. Leo Tolstoj ist der größte russische Dichter der Gegenwart, da Gorki, der seine Erfolge im Grunde genommen seinen Vorgängern, insbesondere Tolstoj verdankt, doch nur als vorübergehendes Phänomen anzusehen ist. Tolstoj nimmt der Kunst gegenüber eine ganz andere Stellung ein, als Wagner und Ibsen. Er behandelt sie beinahe als Bagatelle, als Nebensache und blickt auf seine künstlerischen Leistungen mit Geringschätzung herab. Er will nur der Retter seines Vaterlandes, seines Volkes sein — nichts mehr. Wir sehen in ihm den Typus des naturalistischen Künstlers, der nicht mit der selbsterlebte Gegenwart, sondern auch die weit zurückliegende Vergangenheit mit einer minutiösen Genauigkeit behandelt. — In seinem Roman „Krieg und Frieden" ist die Darstellung Napoleons I. so intim, daß man glauben konnte, er hätte ihm persönlich gegenüber gestanden. Auch Tolstoj's Schaffen ist auf zwei Epochen zu verteilen. In der ersten entstanden seine dramatischen und epischen Werke, in der zweiten überflutete er Europa mit einem Sprühregen von Broschüren: Legenden, Märchen,

Erzählungen, die, für den einfachen Mann bestimmt, dem Volke dargebrachte Erziehungsschriften sind. Allerdings entsprang auch dieser Epoche ein größerer Roman: „Auferstehung", indessen ist dieser Roman auch nichts anderes als ein Tendenzwerk, eine Erziehungsschrift. — Wie Tolstoj sich selbst beurteilt, das erfahren wir aus seiner „Beichte", dieser mit grauenvoller Offenheit geschriebenen Selbstbiographie. Er schildert uns darin eine Reihe von in Saus und Braus verlebter Jahre und die darauf folgende Depression, die ihn dahin bringt, das Heil allein in dem Dasein des einfachen, ungebildeten Landmannes zu erblicken. Ganz besonders charakteristisch für Tolstoj ist es, daß er den gegenwärtigen Kulturprozeß absolut verneint, zu den positiven Idealen des Urchristentums zurückkehrt, als Russe diesen Typus der ganzen modernen Welt aufdrücken möchte und in diesem Sinne sich mitbetätigt an der modernen westeuropäischen sozialen Bewegung. — Trotz seines krassen Naturalismus müssen wir auch von Tolstoj sagen, daß er Romantiker ist. Wenn auch in einer von seinen beiden Vorgängern durchaus abweichenden Färbung, hat die Romantik gerade in ihm, noch dazu in ihrer tiefsten Form, ihren grandiosesten Vertreter gefunden.

Wagner legte in seinen Werken den Schwerpunkt auf die künstlerische Erziehung des Menschen zum Leben, Ibsen auf die Rechte der eigenen Persönlichkeit, Tolstoj hat die Ideale des Urchristentums auf seinen Schild gehoben und erblickt das Heil nur in dem dornenvollen Leben des schlichten Ackerbauers.

Wenn wir jetzt zu Emile Zola, dem unbestritten nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in Deutschland bekanntesten und am meisten verbreiteten französischen Schriftsteller übergehen, so treten wir damit ziemlich unvermittelt aus der uns immerhin fremd anmutenden Atmosphäre Tolstojs in die reale Gegenwart hinein und atmen plötzlich eine ganz andere Luft. Zola gehört zweifellos zu den populärsten Schriftstellern der Gegenwart, trotzdem von dem liebenswürdigen Humor, von den graziosen sprachlichen Feinheiten, welche die Literatur seines Vaterlandes charakterisieren, in seinen Schriften nichts zu finden ist. Seine Werke behandeln die großen elementaren Bewegungen der Zeit, sind für die Masse, und in einer so ungekünstelten Sprache geschrieben, daß sie auch dem Ärmsten verständlich sein müssen. Es sind

Sozialromane in einer Auffassung, wie sie die russische Literatur nicht aufzuweisen hat. Bei den Russen ist es stets eine Persönlichkeit, ein Laster, um das sich die ganze Fabel gruppiert. Bei Zola ist das Schicksal des Einzelnen, trotzdem seine Dramen nicht heldenlos sind, niemals der Mittelpunkt. Er schreibt für das Volk, und sein Thema ist das Volk, die Totalität, die Gesellschaft, wie sie aus der französischen Revolution hervorgegangen ist. . . War es doch diese Revolution, welche die Masse, jene Klasse von Menschen, die man bisher nur als Material anzusehen pflegte, in den Vordergrund des Interesses schob, die den Prozeß der Demokratisierung der Welt ins Leben rief und für das ganze westliche Europa eine neue Gesellschaftsordnung zustande brachte.

Wie Hyppolite Taine, der einen riesgehenden Einfluß auf ihn ausübte, ging auch Zola von dem Grundsatz aus, der einzelne Mensch könne nichts durch sich selbst, sei außer stande über sich selbst zu bestimmen und durchaus abhängig von den Verhältnissen, aus denen er hervorgegangen und in denen er lebe. Seine Methode ist weniger die der schaffenden Phantasie, als die wissenschaftliche der Beobachtung und Beschreibung des Wirklichen, das Fixieren der Tatsache. Er stellt sein Talent in den Dienst der Erkrankung der sozialen Zustände und faßt auch das Verbrechen als eine Krankheit des sozialen Körpers auf. Sein Naturalismus duldet keine Illusionen, und mit Vorliebe schildert er in seinen Werken jene Seiten des Lebens, die bisher von der Literatur pietätvollerweise behandelt worden waren. Es sind die Kehrseiten des Lebens, die er an das grelle Tageslicht zieht, für die er absolut neue Akzente zu finden weiß. Er weint nicht, er lacht nicht, ohne irgend welche Beschönigung, ohne jede Schminke zeigt er uns das Leben wie es ist, wie er es, mit dem Notizbuch in der Hand, nach der Natur studiert hat. In diesem Naturalismus liegt nichtsdestoweniger ein scharf ausgeprägter Zug für das Romantische, denn der Zweck, den Zola mit seinen Romanen verfolgt, ist die Heilung des kranken sozialen Körpers.

Auch Zolas Schaffen sind wir genötigt auf eine Reihe von Epochen zu verteilen. Auf die erste fällt eine Serie von zwanzig Romanen, in denen fortlaufend die Sittengeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich erzählt wird. Zola zeigt uns in diesen Romanen, wie ohnmächtig der Mensch dem Fluche der Ver-

erbung gegenüber ist. Mit außerordentlichem Scharfsinn schildert er hier die Hohlheiten und die Fäulnis der Zustände, stellt den Zusammenbruch und die Auflösung des Kaiserreichs als unvermeidlich in Aussicht. Am Schluß dieses Zyklus ist Zola allmählich zu einer Erweiterung seines ursprünglichen Planes gekommen. Es ist nicht mehr speziell der Zeitabschnitt, dem er sein ganzes Interesse zuwendet, — es sind zu gleicher Zeit die verschiedenen Berufsarten, die ihn fesseln. In der Literatur der ganzen Welt gibt es keine so genauen, so eingehenden, so naturgetreuen Schilderungen der mannigfachsten Arten von Berufen, wie wir sie bei Zola finden. Bis in die geringfügigsten Einzelheiten hat er die Sprache, die Ausdrücke, die Gewohnheiten, das Leben jedes einzelnen studiert. Und auch hier zeigt er uns, wie es stets das Milieu ist, das die Individualität formt. Wie Zola jedem Stande die Redeweise, die Sitten und Gebräuche abgelauscht, und die virtuose Art, mit welcher er das Äußerliche, das Milieu vor Augen führt, zeigt uns in gewissem Sinne eine enge Verwandtschaft mit Dickens, dem Begründer des sozialen Romans in England. Freilich unterscheidet sich Dickens anderseits auch wieder durchaus von Zola, und zwar vor allen Dingen durch den Humor, mit dem er auch das grauenste Elend zu vergolden weiß. Ferner aber auch noch durch seinen Glauben an das Gute, an das Kindergemüt im Menschen.

Zolas Kunst ist eine erbarmungslose Kunst. Mit der Energie des Forschers seziert er die Nachtseiten des Lebens, um sie dann mit grauenhafter Naturtreue zu Papier zu bringen.

Zolas zweite Epoche brachte uns seine als Trilogie gedachten Städteromane: Rom, Paris und Lourdes. Auch in diesen Romanen ist es vor allem die Heilung des kranken sozialen Körpers, die er anstrebt; auch hier packt uns ganz besonders die virtuose, intime Schilderung des Positiven, der nackten Tatsachen. Trotz der scharfen Betonung seines Naturalismus ist es aber nicht zu bestreiten, daß der Poet in Zola größer ist als der Naturalist. Nur ein Poet ist imstande Stimmungen hervorzuzaubern, wie sie in diesen Werken erzittern.

Fragen wir uns nun, ob Zola wirklich keine Ideale kannte, ob er bis zum Schluß seines Daseins der kalte, erbarmungslose Sittenmaler eines verderbten Zeitalters geblieben ist, so müssen

wir darauf antworten, daß diese negative Seite seiner Kunst nicht das letzte Wort gewesen ist, das er gesprochen hat. In seiner letzten Epoche erschien ein Zykluswerk, das er „Les quatre Evangiles“ betitelte. In diesen vier Romanen, „fécondité, vérité, travail und justice“, von denen das letzte leider ungeschrieben geblieben ist, zeigt sich eine gewisse Wandlung der Ideen, werden sittliche Forderungen gestellt, mit denen sich Zola unbedingt den Idealen eines Ibsen und eines Tolstoj nähert, wenn auch sein ausgesprochen romanisches Temperament naturgemäß andere Bahnen wandeln muß.

Suchen wir nun nach einem Charakterzug, der allen den Schriftstellern, die wir bis jetzt durchgesprochen haben, gemeinsam eigen ist, so kommen wir zum Schluß, daß bei den modernen Dichtern der Ernst des Lebens eine ganz hervorragende Rolle spielt. Alle jene dunklen, trüben Nacht- und Schattenseiten, die man in früheren Zeiten zu verhüllen, zu verbergen trachtete, werden an das Licht gezogen, wenn auch in dem Bestreben, diesem Dunkel vermittelst einer künstlerischen Beleuchtung zu steuern. Dieses Bestreben ist das Ideal, dem auch Zola nachgeht, leider reichen seine Ideale nicht aus. Es fehlt ihnen der Humor, das Sonnige, und die Probleme, die Aufgaben, die er uns stellt, bieten uns keinen genügenden Ersatz für diesen Mangel. In reichem Maße finden wir diesen goldenen Humor, wie ich bereits aufführte, bei Dickens, wie denn das humoristische Element ganz besonders in England zu Hause zu sein scheint. Nichtsdestoweniger hat auch Deutschland so manchen hervorragenden Humoristen hervorgebracht. Ich weise hier nur auf Fritz Reuter und Wilhelm Busch hin, so sehr sich diese beiden auch von einander unterscheiden. Freilich tut man Wilhelm Busch bitter unrecht, wenn man ihn ausschließlich für einen Humoristen ansieht, denn in seinem Humor steckt nicht selten ein Galgenhumor, der dem Pessimismus so verzweifelt ähnlich sieht, daß man nicht weiß, ob man lachen oder weinen sollte. Der naive Humorist ist heute tatsächlich im Abnehmen begriffen. Als Ersatz macht sich ein andrer Zug in der Literatur bemerkbar, die Neigung, höchste Tragik in das Lächerliche zu ziehen. Dichter aller Nationalitäten, Lebhaft die ernstesten Probleme zu lösen, verwenden ihre Talente darauf, das Grandiose in possenhafte Gewänder zu kleiden (Maupassant, Shaw, Beneckind).

Der pessimistische Ideengang, dem zufolge die Welt ihrem innersten Wesen nach schlecht, oder die schlechteste unter den denkbaren sein soll, dieser Ideengang, der in der neueren Literatur beinahe allgemein geworden ist, drängt uns unwillkürlich die Frage auf, ob in unsrer gegenwärtigen Zeit tatsächlich alle Ideale verschwunden, ob die Welt und das Dasein vollständig entzaubert und entgöttert seien? Diese Frage leitet uns zu einem Manne hinüber, der erhabene, positive, lebendige Ideale sein eigen nannte. Dieser Mann, wenn auch nicht direkt ein Poet zu nennen, so doch in seiner Art auch ein Dichter und eine Künstlernatur, ist — Friedrich Nietzsche.

Schon die Souveränität, der Glanz, mit dem Nietzsche unsere deutsche Sprache behandelt, machen ihn zum größten Stilkünstler unsrer Zeit. Die Form, die er mit Vorliebe für seine Werke benutzt, ist der Aphorismus, der bisher in der deutschen Literatur nur selten Anwendung fand. Hervorragende Aphorismen besitzen wir genau genommen nur von Goethe und Arthur Schopenhauer.

Als Dichter kennen wir Nietzsche in seinem „Also sprach Zarathustra" kennen, eine Imitation der Evangelien, in welcher er die Lehre vom Übermenschen verkündet. Zum Abschluß gelangte der Zarathustra erst im Jahre 1888, in einer Zeit, in der Nietzsche seiner unsäglichen Leiden wegen oft nur für Momente arbeitsfähig war. Trotz dieser unsäglichen Leiden ist er im Gegensatz zu der langen Reihe von Pessimisten, die mit ihrer Schwarzseherei der Literatur der Gegenwart ein so trübseliges Gepräge geben, ein Prophet des Lebens, und zwar ganz besonders in seiner frühesten Epoche.

Nach Schopenhauer ist das Leben ein Geschäft, das die Kosten nicht deckt, und das Glück im menschlichen Dasein nur eine Episode. Nietzsche widerspricht dem, wenn er sagt: Es gibt Etwas, was uns über den Pessimismus hinüberhilft, und das ist die Kunst.

Ein hochbegabter Musiker, stand er Jahre hindurch im Banne Richard Wagners, auf dessen Einfluß dieser Ausspruch wohl zurück zuführen ist. Seine frühesten Werke atmen Wagnersche Romantik, und alles was er in seiner ersten Epoche geschrieben hat, ist Wagner und Wagnerscher Geist. Bald darauf empörte sich jedoch Nietzsche dagegen, daß sein Talent nicht ausreichte, die hohen Ideale zu erreichen, die ihm vor Augen schwebten. Die Trivialitäten des

Lebens, wie auch die erste Aufführung in Bayreuth, die seine Erwartungen total enttäuschte, schreckte ihn dermaßen zurück, daß er plötzlich die Kunst von sich wies, um sich von nun ab, als kühl abwägender Verstandesmensch, nur mit der Wissenschaft zu befassen.

„Die Kunst ist ein bloßer Rausch, ein Surrogat, eine Illusion! Nur von der Wissenschaft, die jede Lebenslüge, jeden Wahn aufdeckt, können wir Hilfe und Rettung erwarten!“

Aber auch bei dieser zweiten Epoche seiner Entwicklung ist Nietzsche nicht stehen geblieben. Die große Lebensfreudigkeit, die trotz der unbeschreiblichen körperlichen Leiden, denen er unterworfen war, tief in ihm wurzelte, ertrug es nicht, daß die Wissenschaft ihm seine Welt entzauberte und alle seine Illusionen zerstörte. Es folgte seine dritte Periode, in welcher er den Versuch machte, über den Gegenstand von Kunst und Wissenschaft, von Romantik und Positivismus hinauszukommen.

Sein halbes Leben an einem siechen Körper schleppend, der ihn oft Tage und Wochen an der Arbeit hinderte, hat Nietzsche die Freude am Dasein doch niemals ganz aufgegeben. Er kämpfte mit seinen Leiden wie nur je ein Held gekämpft hat, und wenn er sich in seinen Schriften auf Aphorismen und Fragmente beschränkte und auf eine zusammenhängende Darstellung verzichtete, so ist das darauf zurückzuführen und damit zu entschuldigen, daß seine Qualen oft stärker waren als er selbst. Nichtsdestoweniger führte sein leidensvolles Dasein nicht zur Verzweiflung, sondern entwickelte einen heroischen Trotz in ihm.

„Das Höchste, was dem Menschen zu erreichen möglich ist, ist ein heroisches Leben!“

Dieser Erkenntnis verdankt der Zarathustra seine Entstehung. Nietzsche gibt uns in diesem Dichterwerk die Lehre vom Übermenschen. Es ist das ein Schlagwort, das, obgleich nicht neu (Herder, Goethe und Wieland haben es bereits geführt), seitdem so oft mißbraucht und mißverstanden worden ist. Nietzsche gebraucht diesen Ausdruck im zwiefachen Sinn. Er zeigt uns den Weg zum Übermenschen erstens im biologischen Sinne, an der Darwinschen Theorie von der Blutsverwandtschaft aller Lebewesen weiterbauend, dieser Theorie, die heute durch die Wissenschaft sichergestellt und nicht mehr anzuzweifeln ist.

„Ist die Existenz des Menschen bis in die unterste Stufe der Lebewesen zurückzuführen, warum sollte es unmöglich sein, eine Rasse zu erzielen, die weit über den Menschen hinausreicht, die sich zu ihm verhält wie er zu den Affen? Steht uns nicht alles zu gebote, den Übermenschen zu züchten?"

Im zweiten Sinne wendet Nietzsche dieses Wort auf jene Exemplare des Menschengeschlechts an, die dem Übermenschen gewissermaßen entgegenkommen, — auf edelgeborene Herrschernaturen, wie sie uns in Napoleon und Bismarck erschienen sind. Von der Zukunft erwartet er den Übermenschen. Wie die Natur alle krankhaften, alle schwächlichen Keime ertödten läßt, soll auch von der Masse der Menschheit alles was krank und lebensunfähig ist, vernichtet werden, um den Einzelnen zur Größe gelangen zu lassen. Die Masse ist ein Hindernis und degradiert das Niveau der menschlichen Rasse.

Gleichzeitig liefert uns Nietzsche mit seinem Zarathustra aber auch den Beweis, daß er zu seinen romantischen Jugendidealen zurückgekehrt ist. „Groß sein wollen ist noch nicht Größe", sagt er. Erst in dem Streben sich von der Menge, den Schwächlingen, den Sklavenseelen, den Entarteten abzuheben — zeigt sich die wahre Größe. Der Mensch soll den Blick nicht fragend zu andern emporheben, sondern sich auf sich selbst stellen, in strengster Selbstverantwortlichkeit für jedes Wort, für jede Handlung. Dazu bedarf es aber sowohl gesunder Körper als auch gesunder Seelen. Eine dekadente Rasse ist dessen nicht fähig.

Mit Ibsen kommt Nietzsche darauf zurück, daß die noch nicht ganz gesunden Seelen der Lebenslüge nicht entraten können, daß der Mensch der Gegenwart der Illusion bedürftig ist.

Aus dem Kampf mit seinen Leiden und aus der Empörung gegen dieselben entwickelt sich bei Nietzsche noch ein andrer Gedankengang, — die Illusion der fortlebenden Seele, dieser Kinderglaube, der dem Ewigkeitsbedürfnis entspringt, — die Lehre von der Wiederkunft aller Dinge, dieser Trost für oder gegen den Pessimismus.

„Überwinde, bezwinge Deine Leiden, um Du die Zukunft zu erleichtern, sie Dir erträglicher zu gestalten. Überwinde den Menschen um des Übermenschen willen!"

Nietzsche ist dahingegangen, ohne das letzte erlösende Wort gesprochen zu haben. Die letzten zwölf Jahre seines Lebens verbrachte er in völliger geistiger Umnachtung, die sein Schaffen in Fesseln legte und ihn daran hinderte, seine Probleme zu lösen. Immerhin hat er uns die Mittel und Wege gewiesen, die zu jenen Zielen führen, die über den Pessimismus hinausreichen. An uns ist es, den Willen zur Macht zu haben.

Fassen wir nun die Lebensanschauungen der ganzen Reihe von Dichtern, denen wir uns in unsrer Betrachtung gewidmet haben, zusammen, um die Summe zu ziehen, so springt es uns ganz besonders in die Augen, daß der Gegensatz zu dem 18. Jahrhundert nirgends so prägnant, so scharf hervortritt, wie in der Kultur und in der Literatur unsrer Gegenwart. So verschiedenartige Elemente das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, es war doch stets die gleiche Richtung, die eingehalten, dasselbe Ideal, das verfolgt wurde, so daß Goethe und Schiller, diese so verschieden veranlagten Geisteshelden, deren Lebenswege so weit auseinandergingen, nie anders als wie ein unzertrennliches Freundespaar vor uns stehen.

Diese Kultur, diese Literatur ist für immer dahin. Unsre moderne Literatur kennt kein einheitliches Ideal. Es ist ein Wirrwarr von Gegensätzen, Tendenzen und Strömungen, und zwei mächtige Parteien streiten um die Siegespalme. Auf der einen Seite die soziale Bewegung der Massen, auf der andern der Protest des freien Menschen, der auf das Recht seiner eigenen Persönlichkeit pocht.

Das ist das äußere Bild, welches uns die Literatur der Gegenwart, speziell die deutsche Literatur bietet. Daß es ein äußerst lebendiges Bild ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. Besitzen wir auch keinen Tolstoj, keinen Ibsen, keinen Zola, die, wie wir gesehen haben, je eine Eigenart repräsentieren, so hat die sogen. „Moderne" in Deutschland doch auch so manche charakteristische Dichtergestalt aufzuweisen.

Wie im 18. Jahrhundert Goethe und Schiller, pflegt man auch heute zwei Vertreter der neuen Richtung fast immer in einem Atemzuge zu nennen. Diese beiden sind Gerhard Hauptmann und Hermann Sudermann, — poetische Erscheinungen, die sich aus dem Gesamtbilde der „Moderne" besonders hervorheben. Ob sie eine

neue Epoche bedeuten, mag dahingestellt bleiben. Als Poet ist Hauptmann jedenfalls der Bedeutendere von Beiden. Von Hause aus ein feinfühliger Lyriker, fügte es sich, daß er in absolut realistische Kreise kam, was zur Folge hatte, daß er zu seiner einzigen ganz ausgeglichenen Kunstleistung gekommen ist. Realismus und Lyrik führen einen unausgesetzten Kampf miteinander. Hauptmann beherrscht sowohl die eine als auch die andere Richtung, schwankt jedoch beständig zwischen beiden hin und her. Bald hat die Lyrik die Oberhand, bald der Naturalismus. In Hannele Himmelfahrt ist es ihm am besten gelungen, diese beiden Stilarten zu verschmelzen, und in diesem Sinne ist dieses Werk wohl auch als sein größtes zu bezeichnen. Es ist, als ob seine ursprüngliche Natur sich zum Schluß mit Gewalt der naturalistischen Fesseln entledigt und den ganzen Zauber von Poesie, die ihr Element ist, über die letzte Szene ausgeschüttet hätte. In seinen andern Dramen ist ihm diese Verschmelzung nicht ganz so gut gelungen.

Aus kleinen, engen Verhältnissen stammend, ist Hauptmanns Auge ganz besonders auf enge und beschränkte Verhältnisse gerichtet. Allen seinen Dramen ist eine minutiöse Ausmalung der Kleinbürgerlichkeit, des Elends, der Leiden und der moralischen Dekadenz eigen. In jedem einzelnen bildet der moralische oder physische Tod, das Erlöschen eines Lebens, der Untergang einer Persönlichkeit aus irgend einem Grunde den Mittelpunkt. Es sind Schicksalsdramen aus einer untergehenden Zeit, Momentbilder, Milieuschilderungen, in denen weder ein Gott noch ein Zufall, sondern lediglich die eiserne Notwendigkeit der Hauptfaktor ist.

Hauptmann ist Sozialist durch und durch. Wie Zola kennt auch er keinen Helden, ist sein Held stets die Masse. Seiner Lebensanschauung liegt der psychologische Gedanke zugrunde, daß der Einzelne nicht berechtigt ist, sich von der Gemeinschaft loszusagen. Nur gelingt es ihm nicht, trotzdem er von einem tiefen künstlerischen Ernst beseelt ist, diesem Gedanken eine befriedigende Lösung zu geben. Es ist ein trostloser Naturalismus, eine Trostlosigkeit, der es nicht einmal vergönnt ist, in Resignation auszuklingen.

Sein Zeitgenosse und Gegenpart Hermann Sudermann faßt das moderne Leben von einer durchaus andern Seite auf, und zwar nicht von der verzweiflungsvollen. Auch er hat sich die

Krisen unsrer Zeit zum Vorwurf gewählt, und pulsiert in seinen Dramen ein Kampf, der von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft durchdrungen ist. Ist Hauptmann größer in der Charakteristik seiner Gestalten, so übertrifft Sudermann ihn in der Kunst des dramatischen Aufbaus. In seinen Dramen rollt echtes Theaterblut, mit dem er das Publikum im Sturm und mit einem Schlage eroberte. Seine Helden — denn in Sudermanns Dramen gibt es stets einen Helden, oder wenigstens einen Scheinhelden — gehören immer zur Gesellschaft. Mit Vorliebe schildert er das Berlin W., das Tiergartenviertel in allen seinen Schichten und Phasen, und das ostpreußische Junkertum, den künstlich gezüchteten Übermenschen.

Hauptmanns Darstellung der Krisen unsrer Zeit ist von einem pessimistischen Eigensinn durchdrungen, der selbst die Möglichkeit einer Gesundung nicht aufkommen läßt, trotz des qualvollen Ringens nach einer solchen. Sudermanns Lebensanschauung hingegen ist von dem Bewußtsein getragen, daß auf diese Krisis eine neue bessere Zeit kommen muß und kommen wird. Wie er in seinem Johannes nur den Vorläufer des Messias geschildert hat, der nicht einmal imstande war den wahren Sinn der christlichen Liebe zu erfassen, wollen auch wir in diesen Dichtererscheinungen der „Moderne" die Vorläufer einer Dichterpersönlichkeit erblicken, die, unabhängig von den Tendenzen und Strömungen der Zeit, und durch ein ethisch gesundes Leben des deutschen Volkes gestützt, imstande sein wird, aus der vollen Kraft eines poetischen Genius Großes und Herrliches zu schaffen. Die letzten Jahre der deutschen Literatur gleichen gewissermaßen einem Gährungsprozeß, der durchgemacht werden muß, um sie in erneuter Kraft erstehen zu lassen. Alle Anzeichen einer Wiedergenesung sind längst vorhanden und bestärken uns in der Hoffnung, daß wir nicht vergebens des Messias harren, der uns in all diesen Jahren schon so oft verkündet wurde.

Ein baltischer Besuch bei Goethe.

Unter den vielen, die den alten Goethe in Weimar aufsuchten, befindet sich auch eine Frau von Wahl — eine in Petersburg geborene Engländerin Martha Bates. — Ganz entzückt von der „hübschen, munteren Frau“ schreibt Zelter nach Weimar: Goethe möchte, „ehe das achte Zehnd“ überläuft, durchaus der „anmutigen und natürlichen“ „kleinen Dorpatina“ eine freundliche Aufnahme nicht versagen. Zelter kann sich nicht genug tun in Aufmerksamkeiten und verehrt der charmanten Frau bei ihrer Abreise aus Berlin eine von Goethe ihm geschenkte Tasse mit dessen Bildnis, welche noch heute als kostbare Reliquie von der Familie gehütet wird. (Abbildung nebenstehend.)

Das Zusammentreffen mit Goethe, durch ungünstige Witterung „ge- und zerstört“, scheint nur ein ganz kurzes gewesen zu sein. Trotzdem hat zwischen dem „Willkommen“ und dem „Lebewohl“ das im folgenden Bericht der Tochter erwähnte Gespräch Zeit gehabt sich zu entwickeln und wurde der Empfang also „sehr wohl wollend“ empfunden.

Es seien hier nun die auf diese Begegnung bezüglichen Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter wiedergegeben, welche durch den von der jüngeren Tochter* der Frau v. Wahl, Sophie Juliane Baronin Ungern Sternberg zu Heimrichshof, verfaßten Bericht eine willkommene Ergänzung und Bereicherung erfahren.

* * *

*) Geb. den 14. November 1824, lebt auf ihrem Gute Heimrichshof in Estland.

Zelter an Goethe. Sonnabend den 8. August 1829.

Geschwinde, geschwinde, ehe das achte Zehnd überläuft, noch eine hübsche, muntere Frau gesehen! Frau von Wahl aus Dorpat hat ihren allerliebsten Sohn unserer Universität übergeben, während dessen sie mit dem angenehmsten Töchterchen eine Flatterreise ins Südliche versucht. Diese nun bittet um einen Freybrief an Dich, den ich der lebhaften Matrone nicht versagen kann. Wir haben einige muntere Tage mit einander gelebt, und wenn es Deine jetzige Abgeschiedenheit erlaubt, Dir von der artigsten Tochter der artigsten Mutter den Hof machen zu lassen, so kreg' ich wohl noch einen Dank dazu, denn die Reise über Weimar geschieht nur um Dich*. Frau von Wahl holt ihre Tochter, die ich noch nicht kenne, von Dresden ab und ich habe ihr auch ein Briefchen an die Gräfin von der Recke mitgegeben; da sie nun eben in den Wagen steigen und abreisen will, so sey es hiermit gethan. Ich bin gesund und

Dein Z.

Zelter an Goethe. Sonnabend den 8. August 1829.

Einer angenehmen, munteren russischen Dame, Frau von Wahl aus Dorpat, die einen artigen Sohn auf die hiesige Universität bringt, habe ich einen Brief an Dich mitgegeben. Sie reiset über Dresden, wo sie ihre Tochter abholt, und wenn sie zu guter Stunde in Weimar ankommt, mag sie ihr Heil versuchen; wir haben einige vergnügte Tage mit ihr und Hegels zugebracht und ich wollte ihr eben so gerne gefällig seyn, als ich sie noch recht anmutig und natürlich finde. . . .

Möchte sich doch Ottilie der kleinen Frau von Wahl annehmen, ich denke, sie sollen einander gefallen.

Zulage:

. . . Der Brief an Ottilie enthält eine Empfehlung der Frau von Wahl, der ich wohl eine freundliche Aufnahme wünsche

Goethe an Zelter. 15. August 1829.

. . . Frau von Wahl wird wohl empfangen werden, sind die Tage leidlich, so seh ich sie im Garten, bey ungünstigem Wetter in der Stadt.

*) Der Besuch der Genannten wird in Goethes Tagebuch am 17. August erwähnt. Vgl. auch die Darstellung im Briefe Goethes vom 20 August. Goethe hielt die Sache für so wichtig daß er am 20 August ins Tagebuch schrieb: „Anmeldung des Ankommens der Angekündigten."

Zelter an Goethe. Den 20. August 1829.

. . . Daß Du meine Frau von Wahl aufnimmst, soll mir wohl werden; die soll mir erzählen, das kann sie; ich habe ihr einen Brief an meine alte Gönnerin in Dresden (gemeint ist Frau v. d. Recke, wie aus dem Schreiben vom 8 August 1829 hervorgeht) mitgegeben.

Goethe an Zelter. 20. August 1829.

Dein munteres Weibchen, Tochter und italienischer Begleiter* sind endlich angekommen und freundlich empfangen worden. Den ersten Tag gaben meine Kinder ihr ein geselliges Gastmahl, dem Frau Gräfin von Henkel, von Trovinge zu sieren und sonst gute Leute beywohnten, und wo es, wie ich höre, ganz munter zugegangen ist. Den folgenden Morgen hatte ich mich auf ein sentimental-soziales Frühstück im Garten eingerichtet, welches durch das gräßliche Wetter ge- und zerstört wurde. Ich fuhr deshalb hinein und fand sie und mehrere Personen bey meinen Kindern, wo man denn freylich im Zirkel saß und nicht warm wurde. Ich fuhr gleich wieder hinaus und mußte ihr also gleich zum Willkommen ein Lebewohl sagen. Mein Enkel Wolf hat der Tochter die Cour gemacht und von ihr einen Goldrubel zum Geschenk bekommen. Du siehst, wie schnell die Generationen einander die Pantoffeln austreten.

Zelter an Goethe.

Sonntag den 23. bis Dienstag 25. August 1829.

(Am Schlusse des Briefes): „Nochmals Dank für die gute Aufnahme meiner munteren Dorpatina."

Goethe an Zelter. 29 Oktober 1830.

. . . Auch Deine früher empfohlene Frau von Wahl, die, wie mir Ottilie meldet, aus Italien munter und wohl zurückgekehrt, konnt ich diesmal nicht sprechen. Laß mich entschuldigt seyn. Fremde Zustände mir zu vergegenwärtigen will mir nicht mehr gefallen, ich habe an meinen eigenen zu richten und zu schlichten. . . .

*) Buraschi, derzeitiger Lektor der italienischen Sprache an der Universität zu Dorpat.

Digitized by Google

Zelter an Goethe. 29. Oktober bis 2. November 1830.

Frau von Wahl ist gestern bey mir eingetroffen und ich habe sie noch nicht gesehen, ich war in der Probe von unserer Musik, die wir diese Woche öffentlich aufzuführen gedenken. Hegel und seine Frau haben das Fieber wieder bekommen und mir ist um beide bange. . . .

Zelter an Goethe. Den 13. November 1830.

. . . Frau von Wahl ist seit acht Tagen in Berlin und wird vielleicht den Winter hier zubringen, um der Cholera, welche sich im Norden furchtbar macht, keinen Stoff zuzubringen. Gestern fand ich sie bey Professor Hegel, der sich in der Besserung befindet und angefangen hat zu lesen. . . .

* * *

Der Bericht der Baronin Ungern lautet wie folgt:

„Meine Mutter reiste im September 1829 mit meinem Bruder W.* und meiner Schwester A.** ins Ausland. Damals war Prof. Bluhm schon in Dorpat und wohnte oben in meiner Mutter Hause. W. sollte in Berlin studieren und Prof. Bluhm gab meiner Mutter mehrere Empfehlungen an Berliner Professoren Familien mit, unter anderem an Hegels. — Mein Bruder W. trat als Pensionär ins Hegelsche Haus, wo er gerade im Alter der beiden Söhne war.

Durch Professor Hegels Gattin, geb. Bücher, lernte sie Goethes besten Freund, den Direktor der Singakademie, Zelter, kennen. Dieser alte Herr gewann zu meiner Mutter eine solche Freundschaft, daß er ihr beim Abschied, wie er sagte, das Liebste, was er im Hause hatte, schenkte: eine Tasse mit Goethes Bildnis, von letzterem ihm geschenkt, aber nur unter der Bedingung, daß Mama ihm versprechen mußte, Goethe in Weimar zu besuchen.

Dort angekommen, schickte sie einen Diener mit der Anfrage, wann der Geheimrat sie empfangen wolle, und bekam die Antwort, sie sei schon durch den Herrn Singakademie-Direktor Zelter angemeldet und möchte mit der Tochter zu Mittag kommen. Nun

*) Wilhelm Gustav von Wahl, geb. 30 Sept 1812, gest 21 August 1890 auf dem ihm gehörenden Rittergute Surgefer in dem Fellinschen Kreise.

**) Auguste Alexandra, geb 1815, gest 1866, verehelicht an den Generalleutnant Johann von Staden.

alles Folgende und Nähere: mit welchem Herzklopfen Mama hingegangen war, über den sehr wohlwollenden Empfang Goethes, seine Erkundigungen nach der neuen Universität in Dorpat, der munificenten kaiserlichen Schenkung des großen neuen Riesen-Refractors von Frauenhofer aus München (der 40,000 Rbl.) gekostet hat) usw. Dann fragte er, ob sie also nach Italien reisen wolle und gab ihr manchen Rat dazu. Die Hausfrau war Goethes Schwiegertochter (Ottilie), geb. von Pogwisch, seit 2 Jahren Witwe, und ihre Großmutter, Gräfin Henkel von Donnersmark, dazu geladen. Diese, eine alte Hofdame der Großherzogin geb. Großfürstin Maria Pawlowna, wollte meine Mutter als russische Untertanin durchaus am folgenden Tage bei Hofe vorstellen. Dieses wollte Mama jedoch nicht annehmen und schützte vor, nicht hoffähige Toilette zu haben, und — fuhr am folgenden Morgen aus Weimar fort. Das konnte sie sich später nicht mehr vergeben, denn es war höchst ungeschickt und unartig gegen die wohlwollende alte Dame, die Mamas Kleid bei Goethes ganz passend fand und ihr nur freundlich einige Regeln der Etiquette bei der Vorstellung schon gleich mitgeteilt hatte. Doch am Morgen war Mama auf und davon; das sah wirklich häßlich aus und hat ihr immer leid getan. —

Als meine Mutter im Jahre 1841 mit mir im Auslande war, trafen wir in Heidelberg den zweiten Großsohn Goethes, Wolfgang, der dort studierte, eines Abends bei einer uns bekannten englischen Familie (Schriftsteller Howitt). Da trat er auf Mama zu, stellte sich selbst vor und sagte: „Ich erinnere mich Ihres Besuches damals, als unsere Sonne noch nicht untergegangen war.“ Er hatte die schönen großen Augen des Großvaters geerbt, war aber sonst eine schwächliche, befangene Figur — eigentlich nichts vom Großvater! Auch der ältere Bruder, Walter, soll unbedeutend ausgesehen haben, den haben unsere Freunde und Nachbarn Alexander Baer und Frau auf Schloß Lahneck am Rhein kennen gelernt, sein buen retiro, das er sich ausgebaut hat und wo er sich mit seinen wenig bekannt gewordenen musikalischen Schöpfungen beschäftigte. — Meine Schwester A. war in Weimar damals zu diesen Knaben eingeladen und der Großvater sagte: „Geht, Jungen, und unterhaltet die junge Dame!“

Berichtigungen.

In dem Aufsatz „Roland um die Mitte des 12 Jahrhunderts“ im vorigen Heft der „N. M.“ sind folgende Berichtigungen, die leider infolge des weitentfernten Aufenthalts des Verfassers nicht rechtzeitig hoben berücksichtigt werden können nachzutragen

S.	4	Z.	9	v. o.	statt	Pedanterie	— ies Eitfertigkeit
S.	4	Z.	10	v. o.	„	bruderfeindlich	— „ brüderfreundlich
S.	4	Z.	11	o. u.	„	Gorze	— „ Goetze
S.	4	Z.	6	u. u.	„	dann	— „ dadurch
S.	5	Z.	12	o. o.	„	zu sein	— „ zu hoben
S.	7	Z.	11	o. v.	„	sein	— „ werden.
S.	11	Z.	15	o. u.	„	Biologen	— „ Theologen.
S.	13	Z.	14	v. o.	„	des Dieners	— „ der Diener.
S.	13	Z.	12	o. u.	„	Chorakter	— „ Charakter der Hochschule.
S.	16	Z.	8	v. u.	„	zum Segen	— „ zum Siege.
S.	19	Z.	10	o. o.	„	als indeeß genehm war	— „ als sonst geschehen wäre.
S.	19	Z.	3	v. u.	„	Tocquilles	— „ Tocqueville

Mitteilung an die Leser.

Diejenigen unsrer verehrlichen Abonnenten, welche die „Balt. Monatsschrift“ **direkt durch die Redaktion** unter Kreuzband beziehen und den Abonnementsbetrag pro 1907 noch nicht entrichtet haben, werden freundlichst gebeten solches, womöglich recht bald, bewerkstelligen zu wollen, weil ja der Betrieb der „Balt. Mon.“ von vornherein auf **Pränumeration** eingerichtet und daher, besonders in der gegenwärtigen Zeit, gezwungen ist mit den Ausständen zu rechnen.

Verlag und Redaktion
der „Baltischen Monatsschrift“.

De Jong's Cacao

ist nahrhaft, leicht verdaulich, vollkommen rein, im Gebrauch sparsam.

½ kg. genügt für 120 Tassen.

Höchste Auszeichnungen

auf div. Ausstellungen u. a.:

Paris 1900, St. Louis 1904, Kapstadt 1905.

Goldene Medaillen:

Lüttich 1905 — Diplôme d'honneur:

„Höchste Auszeichnung"

Fabrik gegr. 1790

Gut geschützt.

Notiz.

Die Patkul-Bibel in Ellistfer.

Bei Gelegenheit des 200jährigen Gedenktages an Johann Reinhold Patkul's Hinrichtung sei einer Bibel erwähnt, die sich auf dem Gute Ellistfer in Livland befindet.

Otto Reinhold von Stackelberg und ein E von Vietinghoff waren es, denen Patkul in der Nacht des 6. April 1707 auf der Festung Konigstein in Sachsen von dem General-Adjutanten Arentädt ausgeliefert wurde, um von Karl XII nach Polen gebracht zu werden. Bei der Hinrichtung Patkuls in Kasimirz am 10 Oktober 1707 ist Stackelberg auch zugegen gewesen. In einer Bibel, die Stackelberg im August 1707 dem Major Jakob Heinrich von Rothhausen schenkte, hat Patkul die griechischen Titel von 22 biblischen Büchern mit entsprechenden deutschen Namen eingetragen. Rothhausen wurde 1709 bei Poltawa gefangen und kaufte 1725 Kayafer. Die Bibel ist in der Folge wieder in den Besitz von Stackelberg gekommen, der 1723 das Kayafer benachbarte Gut Ellistfer kaufte.

Diese Bibel, eine Ausgabe des Generalsuperintendenten Joh. Dieckmann in Stade, ist 1705 in Leipzig gedruckt. Die Vorblätter enthalten folgende Eintragungen:

I. Diese Bibel hat mier der Herr Capitaein Otto Reinholt Stackelberg zum Andencken geschenckt, im jahr 1707 den 6 Augusti in Sagen. Jacob Heinrich von Rothhausen.

II. Beystehendes hat der Arrestant Poetkül geschrieben, im arest, ann 1707 den 8. Aug, d. 3 Octo. ist die Execution an ihm vollzogen worden in Pohlen.

Es folgen von der Hand Patkuls in kräftigen Zügen 19 Bibeltitel aus dem Alten und 3 aus dem Neuen Testament und darauf die Eintragung Rothhausens: Herr gehe nicht ins gericht mit deinem Knecht, denn vor dier ist kein lebendiger mensch gerecht . . . 1707.

III. 1707 am 1ten October in Warschau ist diese Bibel von Patkul 2 Tage vor der Execution an meinen Groß-Vater den damaligen schwedischen Capitain und wachthabenden Offizier Otto Reinhold von Stackelberg geschenkt worden. Ellistfer am 12 Januar 1806. Reinhold Johann Graf Stackelberg.

Diese letzte Angabe scheint nicht richtig zu sein, vielmehr wird Otto Reinhold Stackelberg die Bibel von Jacob Heinrich Rothhausen, der sein naher Nachbar in Kayafer war, später zurückerhalten haben.

O. M. St.

Pelz-Handlung

F. L. Mertens,

Riga, Herrenstraße Nr. 6.

Telephon 1544.

Größtes Pelzwaren-Lager Rigas.

Saison-Neuheiten

in großter Auswahl

Spezialität: **Pelz-Jaketts.**

1873.

Ohne Ausnahme

alle existierenden:

Maschinen, Motoren,
Feuerspritzen, Pumpen,
Heizungen, Beleuchtungen,
Wäscherei-Einrichtungen,
Geld-Schränke, Waagen ꝛc. ꝛc. ꝛc.
und **technische Artikel** f. Industrien, Fabriken
und Gewerbe-Betriebe.

Hugo Hermann Meyer, Riga.

Die Firma besteht 35 Jahre

Louis Lundmann & Co., Riga.

Haupt-Geschäft in der Stadt:
Kalkstr. Nr. 10. Teleph. 265.

Kellereien und Comptoir:
Matthäistr. 21. Teleph. 286.

Weine, Cognac, Rum, Arac, Porter und Liqueure.

Filialen in eigener Verwaltung:

Alexanderstr. Nr. 30. Telephon Nr. 2483.
Alexanderstr. Nr. 84. Telephon Nr. 1245.
Marienstr. Nr. 50, Ecke der Säulenstr. Telephon 1239.
Matthäistr. Nr. 21. Telephon 286.
Dorpater Straße Nr. 7. Telephon 115.
Schiffsstr. Nr. 13, Ecke der Schoonerstr. Telephon 2067.
Alte Mitauer Str. 29, Ecke der Communikationsstr. Tel. 2966.
in Ediuburg II: Grenzstraße 15.

Dépôts:

in Riga:

bei Hrn **Eduard Worm,** Ecke der Nikolai- und Mühlenstr.
„ **F. Kauschkiewitz,** Kalnezeemsche Straße Nr 4
„ **J. J. Bobrow,** Ecke gr Brauer- und gr Sandstr.
„ **P. Sweestin,** Nordeckhoffsche 1.
„ **Jul. Hübner,** gr Neustr 33.

in Dubbeln:

bei Hrn **J. Petersohn,** Central-Hôtel.

in Bilderlingshof:

bei Hrn **J. Bulder,** gr. Prospekt 49

In **Tuckum** bei Hrn **C. H. Reinwaldt.**
„ **Mitau** „ **F. A. Klein.**
„ **Libau** „ **J. C. Freymann.**
„ **Dreeskuln** „ **Gebr. Burkewitz.**
„ **Werro** „ **Rob. Klein.**
„ **Pelkin** „ **J. J. Töpffer & Co.**
„ **Pernau** „ **Wold. Pulk.**
„ **Wenden** „ **P. Behrsing.**
„ **Fehteln** „ **J. Salkusch.**
„ **Pago-Keinis** bei Hrn **W. J. Scheffel**
„ **Autz** bei Hrn **Ed. Sam. Weßner.**
„ **Salisburg** bei Hrn **Frau. Ohre.**

Digitized by Google

Livländische Pasquille und Spottverse und ihre Verfasser.

Vortrag, gehalten in der Estländischen literarischen Gesellschaft

von

Theodor von Riekhoff †

Schluß.

Es erübrigt noch, die letzte und umfangreichste Gruppe der erhaltenen Spottgedichte, die historischen Pasquille, in unsre Betrachtung zu ziehen. Sie beanspruchen jedenfalls das größte Interesse, denn als Stimmungsbilder der Zeit führen sie uns, wenn auch parteiisch gefärbt, in die Welt der persönlichen Gegensätze, die Altlivland zersplitterten und aus denen sie hervorgegangen, und insofern sie geschichtliche Tatsachen ihrem Spott und Hohn zugrunde legen, sind sie auch für den Historiker von Wert, da sie oft ein Licht in das Dunkel verborgener Motive werfen. — Drei Fragen sind es, die wir uns bei jedem historischen Pamphlet zu beantworten suchen müssen. welcher Zeit dankt das Gedicht seine Entstehung, welcher Partei und welchem Kreise gehört der Verfasser an, und wer ist der Dichter gewesen? Die letzte Frage wird sich nur in den seltensten Fällen beantworten lassen, aber auch auf die andern ist es nicht immer leicht eine genaue Antwort zu geben. Durch die um den alten Ordensstaat entbrannten Kämpfe waren Haß und Zwietracht aller Stände gewachsen und einer suchte dem andern die Schuld, den Untergang herbeigeführt zu haben, zuzuschieben, wie Renner das in charakteristischer Weise in seinen Livländischen Historien schildert: De ordens personen beschuldigeden den adel, dat se mit en nicht to felde tehen. sondern grote hern und kounge vor heren hebben wolden; de adel wedderumb gaf de schult up den orden, dat se nene landeczknechte int lont schaffeden dat julve to beschermende. De borgers schulden ock up den adel, dat se an den sendt nicht wolden, konden juft mit schonen hingsten up kosten und kindelberen wol praten und stolceren; darjegen schult de adel up de borgers, dat se de stede so

vorretlich up gegeven hebben, wo thor Narve und Dorpte gescheen. De armen buren schulden int gemeine up de ordens hern, adel und borgers, men konde se wol schinden und plagen, averst nu men se beschulten scholde, were nemandt vorhanden und lete men se in der noth stecken. — Zu diesen Gegensätzen kamen dann die nationalen und politischen: Dänen, Russen, Schweden, Polen, Herzog Magnus usw. und ihre livländischen Parteigänger vergrößern das Gewirr, so daß es oft schwer ist, sich darin zurechtzufinden.

Da die Dichtungen an historische Ereignisse anknüpfen und diese und die handelnden Personen mit ihrem Spott begleiten, so ergibt sich ihre Besprechung nach der Zeitfolge von selbst. — Als erstes tritt uns ein die bekannte Koadjutorfehde behandelndes Spottgedicht entgegen, das gegen Ende des Sommers 1556 in der ersten Siegesfreude gedichtet ist, denn Christoph von Mecklenburg und Erzbischof Wilhelm von Brandenburg haben sich in Kokenhusen ergeben, sind in „fürstliche Verwahrung" genommen, die Einmischung Polens, die die Ohnmacht des Ordens in demütigender Weise enthüllte, ist noch nicht erfolgt und Heinrich von Galen, Herrmeister des Ordens, lebt noch. Wie die Entstehungszeit ist auch die Parteistellung des Verfassers unzweifelhaft; seine milde Satire richtet sich gegen den Erzbischof Wilhelm und den jungen Herren, seinen Koadjutor, die, ehe sie das Spiel begannen, die Folgen hätten bedenken sollen; trotz ihres Christennamens hätten sie ohne Ursache und Not einen Krieg erregt, nachdem aber etliche Schüsse gefallen, hätten „die kühnen Helden" sich ergeben; besser wäre es gegen den Türken, den Christenfeind, zu kriegen. Der Verfasser steht also auf seiten des Ordens, aber welchem Kreise gehört er an?

> De vns dyth leth hefft nyen gefungen,
> en hefft geen noeth edder harth dartho gedrengen,
> sunder Godt tho synen eren
> vnde alle lyfftantschen auerychheit,
> averst sunderlyngen synen heren.

So konnte nur ein Livländer seine Reime schließen und müssen wir den niederdeutschen Dichter, der nebenbei bemerkt Protestant ist, wie seine Bitte, Gott möge Reiche und Arme in Friede und reiner Lehr erhalten, zeigt, unter den Beamten des Ordensmeisters oder unter den Ordensrittern suchen. In Anlehnung an die deutsche Volksdichtung verfaßte er sein zum Gesang bestimmtes Lied, das in einer der ältesten und verbreitetsten Strophenformen, die wir für den deutschen Volksgesang kennen, gedichtet ist, dem fünfzeiligen Lindenschmids Ton oder Pavier Ton. Es mit Ed. Pabst ein Landsknechtslied zu nennen, dafür liegt kein Grund vor, wohl kann aber der Dichter von den damals zuerst nach Livland gekommenen

Landsknechten, die im Solde des Ordens standen, sein Vorbild haben singen hören.

Ein richtiges Landsknechtslied mit mehrfachen Anlehnungen an die Landsknechtspoesie Deutschlands ist das Spottgedicht auf den Orden, das der Zeit nach folgt. Diese läßt sich insoweit bestimmen, als die der Abfassung vorausgegangenen Ereignisse, die erwähnt werden, bekannt sind. Der furchtbare Russeneinfall des Jahres 1558 ist erfolgt; unvorbereitet lag das Land da und mit Morden und Brennen und allen Greueln entmenschter Barbarei wüteten die Moskowiter im Lande; ein fester Platz nach dem andern wurde dem Feinde übergeben, feige die Häuser verkaufen. Unmittelbar unter dem schmachvollen Eindruck dieser Vorgänge ist die Dichtung im Herbst 1558 entstanden, denn Bernt von Smerten, Vogt von Jerwen, der im Herbst des Jahres abdankte, ist noch in seinem Amt. Auch den Verfasser, wenigstens seiner Lebensstellung nach, zu bestimmen, scheint nicht schwer, sagt er doch von sich selbst mit vertrautem Anklang an die Landsknechtslieder Deutschlands (in der Schlußstrophe):

Der vns diß Lidtlein hat erdacht,
Das hat ein frecher Landtsknecht gemacht.
Von Neuen hatt ers gesungen
Er singt es frisch zu aller zeit
Er hofft, harret, wart vnd beidt
Eins herren, der gibt geldt vnd bescheidt

Auch sonst tritt diese Beziehung zur Poesie der frummen Landsknechte in der Dichtung hervor, wenn es in Bezug auf Dr. Rembert von Gilsheim heißt:

Doctor Gilsen, der Ist hochgelehrth!
In Rechten, da man die kannen vmkhert,
Hatt er fast voll gelesen,
Vnnd was Recht ist das macht er krumb,
Das mannich man vmb kolpeldt umb und vmb
Ein Stallbruder ist er worden
Bei dem Ritterlichen orden
Er dunkt sich weiß vnd hochgelert,
Wie er die armen landtsknecht bekerdt,
Ir Ehr vnd Eide zu vergessen
Von andern singt vnd sagt er viell,
Wie er aber hab getriben das Spill,
Soll man Im billich lonen
Mit wol geklopfften Bonen, —

so ist die nur ins Gegenteil gewandte Anlehnung an eine Stelle aus einem Liede auf Georg von Frundsberg in den beiden letzten Verszeilen deutlich:

Ich will euch tapfer lohnen
Mit lauter doppelkronen

Ebenso weist der Vorwurf, daß er die armen Landsknechte bekehrt habe, „ir Ehr vnd Eide zu vergessen“, auf einen Landsknecht oder

einen ihnen Nahestehenden als Dichter hin. — Verdankt nun aber das Lied, wenn es gleich im Inlande entstanden und auch nur hier gesungen sein kann, seine Abfassung einem Deutschen des Auslandes oder einem livländischen Heimatsgenossen? Ed. Pabst neigt der ersteren Anschauung zu und die hochdeutsche Sprache des Gedichts scheint dafür zu sprechen. Er meint, es sei ein frecher, in Deutschland angeworbener Landsknecht, „einer von den vielen, deren Brauch es war, allewegk von ihren Schlachten und Zügen ein Lied zu machen.“ Auffallend ist aber bei einem nur kurze Zeit im Lande Weilenden die genaue Kenntnis der einzelnen Gebietiger Livlands, die mit ätzendem Spott und beißendem Hohn in ihrem Tun, ihren Schwächen und Eigenheiten dem Gelächter preisgegeben werden. Und es sind nicht nur die eines begrenzten Teils Altlivlands, sondern die auf den fernsten Häusern im weiten Umkreise der baltischen Lande Gebietenden, da wird Bernt von Smerten, der alte Vogt von Jerwen, wegen seiner angezeigemachten Liebesleidenschaft ebenso verspottet wie der fluchende und polternde Rotger Wolf, Komtur von Pernau, der abergläubisch jedermann seine Träume erzählt; da vergißt Philipp Schall von Bell, Komtur zu Marienburg, ein Kenner der heiligen Schrift, über dem Wunsch sich zu bewerben, seine Ordenspflicht, ja sagt, daß der Orden vom Teufel gestiftet sei, und Georg Siberg von Dünaburg, der bei norddeutschen Fürsten und Städten vergeblich Unterstützung suchend umherreist, wird wegen seiner Titelsucht verhöhnt. — So ziehen diese und die Komture und Vögte von Goldingen und Narva, von Reval und Sonnenburg in buntem Gemisch an uns vorüber. Zu ihnen gesellt sich dann der oben erwähnte Dr. Rembert von Gilsheim, der Kommissar des Ordensmeisters, ein in den politischen Geschäften der Zeit viel verwandter Unterhändler, der früher königlich dänischer Geheimsekretär gewesen war und der sich den Haß des Verfassers und seiner Parteigenossen in ganz besonderem Maße zugezogen haben muß. Kann nun bei einer so ausgedehnten, bis ins einzelne gehenden Kenntnis, die durch Lektüre der Chronik auch in die Vergangenheit Livlands reicht, der Verfasser ein ausländischer Landsknecht gewesen sein? Ich glaube nicht. An die zu jener Zeit in Deutschland, wie z. B. in Lübeck und Hamburg, angeworbenen Landsknechte hatten sich viele Einheimische, meist Handwerksburschen und Diener, aber späterhin auch Adlige, die alles verloren hatten, was sie besessen, angeschlossen, und unter diesen, oder den Hofleuten, Reitern und deutschen Knechten, die in Gemeinschaft mit den Landsknechten zu Felde zogen, ist der Verfasser zu suchen. Letztere gaben doch sicherlich den Ton an und in Nachahmung ihrer Gesänge entstand das Lied. — Fragen wir uns nun weiter, welcher Partei der Dichter angehört hat? „Das Schweigen“, sagt Ed. Pabst, „unsres Landsknechts von Kettler

und Fürstenberg läßt vielleicht schließen, daß er unter jenem diente, zumal da ja Kettler es war, mit dem der Orden nach einigen Jahren sein Ende nahm." Dagegen spricht die milde Beurteilung, die der Dichter dem Verrat des Komturs von Reval, Franz von Segenhagen, zuteil werden läßt, den der Ordensmeister mit seinem ganzen Zeuge in Lübeck gefangen zu nehmen und dem er den Prozeß zu machen befahl:

Der komthur zu Reuell thut sacht gebarn,
Er ist dis kriegs nitt viel erfaren,
Ist unschuldig darby kommen,
Da er kein trost noch Hilff vernam,
Liß er das Haus zu Reuell stan,
Vbergabs dem rechten Herrn.

Die letzte Zeile gibt uns einen Fingerzeig. Der rechte Herr ist der König von Dänemark, in dessen Namen Christoffer von Monnikhusen die Uebergabe des Schlosses von Segenhagen entgegengenommen hatte, und unter dem Kriegsvolk, das, von Hinrik von Uexküll befehligt, vom Juli bis zum 10 Dezember 1558 dieses besetzt hielt, ist der Verfasser zu suchen. Hier kann er auch mit dem Hauskomtur von Pernau, dem Vogt von Sonneburg und dem Dr. Gilsheim in persönliche Berührung gekommen sein, da diese im Auftrage Fürstenbergs das Schloß zu dreien Malen zur Wiederunterwerfung aufforderten, und auch der Haß des dänischen Parteigängers gegen Gilsheim, den aus dänischen Diensten in die des Ordens übergetretenen Geheimsekretär, fände seine Erklärung. — Auffallend bleibt es aber, daß Hinrich Wulf gen Ludinghausen, dem Vogt von Sonneburg, einem der getreusten Anhänger des Ordens, ein so großes Lob gespendet wird:

Sonneburgk, ein frumer Herr vnd ley,
Hat wenig wortt, kein gros geschrei
Vnd meint die Sach mit treuen
Hetten alle seine Bruder dergleichen gethan,
Es sollt vmb Lifflandt besser stan,
Das mus Ich frei bekennen,
Wen Ich sein Namen hör nennen.

Diesem Lobe kann aber auch ein Irrtum zugrunde liegen; erzählt doch Russow, daß H. Wulf das Haus und ganze Gebiet Sonneburg dem Herzog Magnus, Prinzen von Dänemark, gutwillig aufgetragen habe, was durch andere Zeugnisse als durchaus falsch widerlegt wird. Wir müssen darauf verzichten, volle Klarheit in das Gewirr der Gegensätze und Widersprüche zu bringen.

Durch seinen volkstümlichen Ton muß dieses Spottgedicht auf den Orden eine weite Verbreitung gefunden haben und unter den Soltruitern und Landsknechten, die Livland durchzogen, beliebt geworden sein. In der von Theodor Schiemann in den Mitteilungen veröffentlichten „deklagynge van deme hermester Gotharth

Kettler genameth kegen eynem guden ffrunde in hoynlycket vortruwen" lehnen sich einige Verszeilen an die von mir oben angeführten Strophen auf Dr. Gilsheim an und können bei solcher Uebereinstimmung nur direkte Entlehnung sein:

> Doctor Gylßen macketh alle sacke krum,
> Darumb nenneth man eme doctor Rumpel umb und umb,
> Eyns stolbroder yß he geworden
> By dem lyfflandisschen orden,
> Iß ock yn rechten woll gelerth,
> Dar mhan de klaptanne umme kerth.

Denselben Verfasser anzunehmen, dem widerstreitet der niederdeutsche Dialekt und der wesentlich andere Standpunkt, den der Verfasser einnimmt. Nach dem Juni 1561 entstanden — die späteste historische Tatsache, die erwähnt wird, ist die Uebergabe des Hauses Reval an die Schweden am 24. Juni 1561 —, läßt das Gedicht, das „historisch sehr wertvoll und trotz seiner offenkundigen Tendenz von Wichtigkeit für die richtige Beurteilung der Politik Kettlers" ist, diesen in der lebensvollen Form des Ichromans seine heimlichen Taten, Beziehungen und Pläne einem vertrauten Freunde mitteilen und gibt uns in raschem Fluge einen Ueberblick über die historischen Ereignisse, in der charakteristischen Beleuchtung eines Zeitgenossen, so die Seite hervorkehrend, durch die die Spottgedichte überhaupt unser Interesse beanspruchen können. Eigentümlich ist es, wenn wir die Fülle historischer Daten mit dem historischen Bericht Renners vergleichen, wie genau der Verfasser orientiert ist und wie oft sich seine Anschauung mit der des Chronisten deckt, mit dem er ja auch die Abneigung gegen Kettler teilt. — Auch für dieses Pasquill ist es nicht möglich, die Frage der Autorschaft genügend zu lösen. Daß der Verfasser auch hier dem Kreise der Landsknechte, Soldreiter oder Knechte angehört, ist mehr als wahrscheinlich. Die Vorliebe für diese und ihre Klagen über nicht erfolgte oder mangelhafte Zahlung des Soldes ziehen wie ein roter Faden durch die Dichtung. Obgleich Dietrich von Galen von der Freibeute von 50,000 Talern — gemeint ist der Erlös von den im Oktober 1559 gekaperten Lübeckschen Schiffen — Kettler versprochen:

> Wo my Juwer ghnade dath gelth, ßo ytzunder gekamen yß,
> Stellen ynn myne hanth tho dusser ffryth
> Beide, ruter unde lantzknechte,
> Wyll yck botalen myth allem rechte,

so ist es eine Täuschung gewesen:

> Gelth, gewanth yß uth gegewen und vorgangen,
> De armen lantzknechte hebben dat wenychst entffangen —

Und Vorgänge in Reval vom September 1560 erwähnend, läßt die Dichtung Kettler erzählen, daß er den Knechten geschrieben:

Dath se harthsprüt, stanthaffi sollen bliuen
Und an ehrer beualing keine mangell han,
Dat hues und gebede soll ogne the pande staen
Dath hadde nt myck vorthalten und vorwaren,
Wolcks nt ahne alles habe vorgahn.

Besonders aber drückt den Schluß diese Parteinahme für die Soldner, ob es nun Knechte, Hofleute oder Landsknechte waren, in drastischer Weise aus:

Hebde nt alle myne schrywers laten hangen,
Dar ihr alle myne rede,
De genthmall synt war my getreden —
Doch mosth de unrecht gemeitt
Und ock de gelmarschalck Dyrick von Gaelt
Bawen de anderen alle
Sindesch myn rychtich schalle
Des worde yck ruthe und landtsknecht syn
Effterwen und strolyck tyan!
Dyrich moth yck lathen worden,
Godth beschawe myn eynen seligen ende. –

Mit noch größerer Gewißheit kann man aus dem Gedicht schließen, daß der Verfasser ein Einheimischer gewesen ist, welcher bei Reval lebte. Nicht nur das Vorhandensein des Pasquills im Revaler Ratsarchiv spricht dafür, sondern auch der Umstand, daß fast alle Begebe heiten, die erwähnt, und fast alle Personen, deren Handlungen bemerkt werden, zu Reval in Beziehung stehen. Dabei ist der Dichter vorzüglich unterrichtet, sei es daß er Kettler über Dr. Fresner, Monnichmen oder über Oldenbockum spotten läßt, in manche Angaben des Gedichts fehlen in den zeitgenössischen Chroniken, während sie eine willkürliche Bestätigung finden. Wenn er von Dietrich von Galen sagt:

Van der steye buthe hefft he gnhomen,
Flofftych dusenth daler bekommen,

so bestätigt dies eine Urkunde, nach der der Schaden der Lübecker auf 50,000 Gulden geschätzt wird. Ebenso finden die Verse:

Dyck moth yck bekennen by myner gewetten
dath Oldenbockum, de junge helth,
Van den Swedeschen heren hefft entfangen gelth,
Szetten dath nh merck —

bei Arndt, der nach schwedischen und andern Quellen sein Geschichtswerk geschrieben hat, ihre Bestätigung. Aus allem geht hervor, daß der Verfasser des Pasquills einen tiefen Einblick in die Vorgänge und die Verhältnisse des schwedischen Reval hat, und er muß sowohl den Gliedern des Ordens als auch denen der Hofleute und Landsknechte nahe gestanden haben. So wird es wahrscheinlich, daß er einer der Edelleute aus Harrien oder Wierland gewesen, „deren viele zu Reval waren und sagten, daß wo die Stadt bleibe, da wollten sie auch bleiben" — Aus dieser Stellungnahme zu Schweden ist der Spott gegen Kettler und seine geheime polnische

Politik geflossen, die dem Protestantismus wie dem Deutschtum gleich gefahrdrohend erschien. Mit dieser Vermutung müssen wir uns bescheiden. —

Ist im Landsknechtslied auf den Orden die Heimatsliebe des Dichters nicht zu verkennen, die ihren Ausdruck in der Entrüstung über die schmachvollen Vorgänge findet und in vielen Angriffen Recht hat, ist der Spott und Hohn gegen die Gebietiger des Ordens von mutwilliger Laune gemildert, wie das auch in dem Pasquill gegen Kettler der Fall ist, so ist das Spottgedicht Johann Taubes aus trübster Quelle geflossen. Der durch Th. Schiemanns fesselnde Darstellung weiteren Kreisen bekannt gewordene Verfasser schreckt in seinen unlauteren Motiven auch nicht vor verleumderischer Lüge zurück, die sogar den greisen Ordensmeister Wilh. von Fürstenberg in seinem Unglück nicht von Spott und Hohn verschont bleiben läßt. In seiner niedrigen Schadenfreude an dem Untergang des Ordensstaates verrät sich sein Haß, hat er doch für das große Landesunglück, die Uebergabe Fellins, nur die Worte:

Also geheit es imer Recht,
Der einen andern einn Kaullenn grefft

Als Rat des Bischofs Hermann von Dorpat mit diesem in die Gefangenschaft nach Moskau geführt, hatte er jahrelang in ihr geschmachtet, bis er in die Dienste des Zaren übertrat und um hohen Preis sich Freiheit und Reichtum erkaufte. Nach Dorpat zurückgekehrt, wo es ihm gelang, Weib, Kind und Bruder zu sich hinüberzuziehen, beginnt er seine dunklen Pläne ins Werk zu setzen, die den Zweck verfolgen, Livland in die Hände des Großfürsten zu spielen. Anfang 1565 ist er wieder in Moskau und hier schrieb er sein berüchtigtes Pasquill: Kurtze vnnd Warhafftige Beschreibung, Anfannck, Mitell vnd Endt Sampt allem Wandel, gebrauch, Sitten, leben vnd gewonhandt des Ordenns in Eifflandt wie die Regirtt vnd widerump apgangen.

Hab diß geschriebenn aufs pappir gebracht
Zur Moskow inn dem Reustichen landt
Denn Funfften tag im Mertzen wandt
For meinckliheim Gauntz offenbar
Des Mundernn Zals im funff vnd sechtzigsten Jar

Seine Autorschaft ist durch einen Agenten des Herzogs Albrecht von Brandenburg, Veit Senge, beglaubigt, der das Gedicht besonders wegen der darin enthaltenen Lobsprüche auf Wilhelm von Brandenburg einem geheimen Bericht beifügt, mit den Worten, das hat Hans Taube gemacht. Zeit der Entstehung und Verfasser sind zweifellos, aber welchen Zweck verfolgt das Schmähgedicht, das die Geschichte des Ordens in raschem Ueberblick gibt und überall Halt macht, wo sich Spott und Hohn anknüpfen läßt, ja Taube überschüttet die Ordensritter geradezu mit groben Schimpf

wörtern, wie Esel, Knupellherlein, Birbuttenn, grobe Esels, trollenn usw. — Wozu diese in Gift und Galle getauchten Pfeile? Der Orden existierte schon seit drei Jahren nicht mehr! Am 5 März 1562 hatten Erzbischof, Ordensmeister und Stände, nachdem Estland schon früher schwedisch geworden war, dem Könige Sigismund August von Polen als ihrem rechtmäßigen Herrn im großen Remter des Schlosses zu Riga gehuldigt. — Wozu also die Anstrengung dieser über 700 Verszeilen langen Spott-Geschichte des Deutschen Ordens in Livland? Ist es der nicht ruhende Haß der Stiftischen gegen die Ordensritter, gleichsam der Fußtritt, der dem toten Löwen erteilt wird? Taube selbst verwahrt sich dagegen: er wolle nur die gegen den Adel gerichteten Beschuldigungen zurückweisen:

Alß Solle durch ihre Lastvertigkeidt
das Landt ferfürdt vnd ferleidt

sein. Johann Taube war aber nicht der Mann zweckloser Mühen. Er verfolgt vielmehr mit seiner Dichtung um eigenen Vorteils willen das Ziel, Livland, den Spielball fremder Nationen, in die Banden der Fremdherrschaft des Moskowiters zu verstricken, und dazu wendet er die Methode, die zu allen Zeiten den destruktiven Elementen eigen ist, an, nämlich Haß und Zwietracht unter den doch auf einander angewiesenen Heimatsgenossen zu erregen. Er knüpft an den uralten Gegensatz von Erzstift und Orden an und sucht mit seiner wühlenden Politik den alten einheimischen Adel gegen Kettler, dem vorgeworfen wurde, die früheren Ordensritter durch Belehnung mit Gütern zu bevorzugen, einzunehmen, damit nicht Polen, der gefürchtete Gegner, die Beute davonträgt. Die bevorstehende Säkularisation des Erzstifts Riga hat dabei gewiß mitgespielt. Daher wird Erzbischof Wilhelm, der am 4. Februar 1563 bereits gestorben war, hoch gepriesen, daher immer wieder jede Unbill, die den Landsassen vom Orden widerfahren, hervorgehoben. Daß aber Taube den Haß nicht erfolglos geschürt, daß die Ritterschaft des Erzstifts sich von Kettler abgewandt, erfahren wir daraus, daß „diese Taube und Kruse zu ihren Vertretern beim Großfürsten ernennt und ihnen auftragt, mit diesem wegen der von Preußen wider Polen zu erwartenden Hilfe zu verhandeln." Der verräterische Plan kam allerdings nicht zur Ausführung. — Wodurch die Parteistellung der Stiftischen sich änderte, wissen wir nicht, vielleicht stand der damals allgemeine Haß gegen den Erbfeind, den Moskowiter, den Plänen entgegen.

Eben diesem Hasse dankt auch ein die Stimmung der Zeit vortrefflich charakterisierendes Lied vom Januar 1571 seine Entstehung, das Gegenpasquill gegen Chr. Schrapfer, das ich bereits früher erwähnt habe, daher ich mich kürzer fassen kann. Lebensvoll führt es uns in den Widerstreit der politischen Anschauungen der Belagerten:

Dann ich vorgestern im gelage bin gesessen,
Daselbst getruncken unde gessen,
Auch sunst getrieben viel kurtzweill mehr —
Man erzeiget uns alle zucht und ehr —
Da trug sich zu, daß ungefehr
Das lager vor Reuell und andrer Dinge mehr
Daselbst auch wurden gedacht,
Wie man gemeinlich in gelagen pflecht.

Die Unterhaltung dreht sich um die um Reval ringenden Mächte und auch von den „bösen unsinnigen weyben", wie der Dichter sich unhöflich ausdrückt, wird Politik getrieben und der Anschauung Ausdruck verliehen, daß Reval sich gegen den Ansturm der Maskowiter nicht werde halten können. Warum tritt der Dichter für die von Reval befolgte Politik ein und richtet seinen Spott gegen Chr. Schrapfer, dessen Person in den Mittelpunkt der Dichtung gestellt ist, und gegen die Magnisten, die in Scharen dem livländischen Apfelkönig, wie König Johann III. von Schweden den Herzog Magnus genannt hat, zuliefen, in der Hoffnung, „in ihr vetterliche güter und landt" wieder eingesetzt zu werden:

Ja wenn sie gedechten denn grosen schmertzen,
So es ihnen anderst gegangen ist zu hertzen,
Wie man ire eigenen vatter undt müller,
Ihre negste freundt, ihre schwester und bruder
Gefencklich hinweggeführet hatt,
Mit peitzschen gehawen frü und spatt,
Ihre mutter und schwester schelmisch geschendet,
Ihre vetter und freunde gemordt und gehenget,
So wurden sie nicht also bey hauffen
Dem lager vor Reuell zureitten und lauffen.

Der Verfasser, ein Bewohner Revals, der die Belagerung miterlebt hat, tritt mit seiner Dichtung hinaus auf den Kampfplatz, um die Stellungnahme der Stadt, die uns ein erquickendes Bild echten, tapferen Bürgersinns bietet, zu verteidigen, und in platt fließen die Knüttelverse dahin, manchmal an die Kapuzinerpredigt erinnernd, z. B. wenn er sagt:

Du ruhmest dich auch ein Kriegßmann!
Lieber, wo woldestu es gelernet hon?
Pax vobiscum Solldestu ehr wissen zu singen,
Denn ein Regiment Knecht In die Ordinung Bringen.

Das bedeutendste und ein durch seine Tendenz ebenso nicht unangenehm berührendes Spottgedicht, wie das gegen den „Pfaffen Christian", ist das „Kurtzweilich gespreich von Herr Johann Taube vnnd Elert Krautzen widerkunfft aus der Moschkaw eines Postreuters vnnd Pasquillen." Mit dramatischer Lebendigkeit ist die Form des poetischen Dialogs vom Dichter gehandhabt und sein Talent offenbart sich gleich in der ganzen Anlage, die das Zusammentreffen des Postreiters, der die Geleitsbriefe für Taube und Kruse aus Warschau holen soll, mit dem Pasquillus anschaulich

vor uns sich abspielen läßt. Während der Postreiter dahinreitet und fröhlich sein Volkslied:

> Ich riett ein mahl spatzieren
> Durch einen grünen wald —

vor sich hinsingt, begegnet er dem Pasquillus, der ihn um neue Zeitung anspricht. Er erklärt, nicht verweilen zu können, wird aber durch die Ermattung seines Pferdes zum Bleiben bewogen, will aber nicht beim Herrn auf dem Schloß, sondern im Wirtshaus einkehren:

> Für war mich dunkt, es sey nicht rath,
> Die nacht fell und ist sehr spath,
> Wann wir so spath zum Herren kehmen,
> Er mocht es leicht vor vbel nehmen
> Denn ich bin mit ihm nicht bekant
> Kehmn wenig Herren in dem Landt
> Las vnns reithen zurucke in Krugk,
> So treiben wir da vnsern fugk,
> Mugen reden, was wir wollen,
> Trinken zu halben vnd zu vollen,
> Der Wirth hat Meth vnd gute fisch,
> Das bier ist gut, fein kaldt vnd frisch,
> Darzu ein Schenckhin glatt vnnd fein,
> Ist gar ein hübsches Megdelein.

Im Wirtshaus unterhalten sie sich nun über die politische Lage Livlands, wozu ihnen die Rückkehr Taubes und Kruses die Anknüpfung gibt. Nachdem diese vergeblich mit Herzog Magnus Reval zur Uebergabe zu bewegen versucht hatten, hofften sie, die sich bei der unberechenbaren Grausamkeit Iwans nicht sicher fühlen mochten — denn wie sollte Treue den Treulosen lohnen —, durch einen kühnen Handstreich Dorpat zu gewinnen und sich so die Gunst des Königs von Polen durch Verrat an dem Großfürsten zu erwerben. Der am 21. Oktober unternommene Versuch scheiterte und die beiden doppelten Verräter flohen über Ermes nach Treiden, von wo sie Unterhandlungen mit Polen begannen. — An diese aktuellen Vorgänge knüpft die Dichtung an, dabei auch die Beziehung Taubes und Kruses zu Herzog Magnus streifend. Richter vertritt in seiner Geschichte der Ostseeprovinzen die Ansicht, daß das Spottlied sich nur gegen letzteren richte und von Taube, der selbst als Pasquillendichter hervorgetreten, beeinflußt, ja vielleicht verfaßt sei, — eine Vermutung, die ganz unhaltbar ist, ihr widersprechen zahllose Stellen der Dichtung, die scharfen Angriffe auf die beiden Verräter,

> Die treu eidt vnd aller Pflicht
> Vergessen vnnd betrachten nicht
> Vnnd all ir Zusag aberschritten,
> Ohn vrsach fluchtig im enthritten

Um den Verfasser zu erforschen, müssen wir uns ein Bild von ihm, seiner Geistesbildung, Stellung und seinen Lebensbeziehungen

zu machen suchen. Humanistisch gebildet beherrscht er die lateinische Sprache und verbindet damit eine weite Kenntnis der lateinischen Literatur, aus der er mehrfach zitiert, so das bekannte Wort Virgils: flectere si nequeo superos Acheronta movebo. Aber auch die deutsche Dichtung ist ihm nicht fremd, — Reineke Fuchs, das Narrenschiff von Sebastian Brandt werden erwähnt. Rechnen wir hierzu die theologische und juristische Bildung, die ihre Spuren der Dichtung aufgedrückt, so wird es unzweifelhaft, daß der Verfasser studiert hat, wahrscheinlich an deutschen Universitäten. Durch seine Geistesbildung muß er sich eine Stellung am Hofe des Königs von Polen errungen haben, „das hat man hie am Hofe auch", sagt er, ohne daß er darum die Liebe zu seiner Heimat Alttivland eingebüßt hat. Bewandert in der Geschichte der europäischen Staaten Europas, kennt er die polnischen und litauischen Verhältnisse, die trotz der Union heimlicher Neid und verborgener Haß der beiden Nationen kennzeichne. Das Leben am Hofe, an dem nur die der Herren Gunst haben, die viel plaudern und lügen und die Zehen die Stiegen hinauftragen können, die Saumnisse und Händel der polnischen Reichstage, die Bestechlichkeit der polnischen Beamten und Würdenträger schildert er mit höhnischem Spott.

Der König hat ein altes Roß,
Es trabet hart, thut manchen stoß,
Das nennet man „Jutro", kommet morgen,
Dem, der es reith, dem giebts vil sorgen,
Ich bin auch selber darauff gesessen
Vnd kann das Jutro nicht vergessen
Ich sas abe vnd lis es stehen,
Ich wil vil lieber zu fuße gehen

Er hat also selbst irgend welche Angelegenheiten in Polen zu vertreten gehabt und unliebsame Erfahrungen gemacht, als er noch nicht in polnischen Diensten stand. — Ueber seine Tätigkeit im Interesse Polens gibt uns der Dichter in den Schlußversen eine Andeutung:

Ich kann Dir nicht all Ding bedeuten,
Ich muß itzunt von dannen reiten
In Dennemarck itzt zu der stundt
Sey Du dieweil frisch vnd gesundt
Ich hör der König hat etzliche schiffen
Den Dantzkern alda angegriffen
Diese vnd dergleichen sachen
Werden keinen guten frieden machen

Wer kann nun dieser Livländer in polnischen Diensten gewesen sein, der wohlbewandert in der Geschichte seines Landes, belesen in den Werken der altklassischen Literatur, durch den Patriotismus, mit dem er an der Heimat hing, zu dieser seine Parteistellung dokumentierenden Dichtung veranlaßt wurde. — Mit ziemlicher Sicherheit, glaube ich, kann man auf Jost Clodt schließen. Durch

seine Studien auf mehreren ausländischen Universitäten hatte er sich ein reiches Wissen erworben, das er zuerst in Wort und Schrift als Syndikus im Dienste seiner Vaterstadt Reval verwertete. Als solcher hatte er bereits mehrfach an Verhandlungen in Wilna teilgenommen, und noch mehr sehen wir ihn seit 1562, nachdem er aus dem amtlichen Verbande zu Reval getreten, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nach Polen verlegen, erst als Kanzler des Herzogs von Kurland, dann als polnischer Staatssekretär. Er, der an den meisten Verhandlungen, die die Geschicke Livlands betrafen, teilgenommen, mußte die weite Kenntnis alter einschlägigen Verhältnisse besitzen, die auch den Dichter des Pasquills kennzeichnet. In seinem letzten Schreiben an den Revaler Rat vom 6. Juni 1571 teilt Clodt mit, daß er nach Rostock zu gehen beabsichtige, wo er mit den Vertretern der Hansa zu verhandeln habe. Der Handel der Hansaten wurde namentlich durch polnische Kaper gestört, die aus Danzig ausliefen und daher die Danziger Freibeuter genannt wurden. Die Stadt Danzig, die infolgedessen großen Nachteil erlitt, bat den König von Polen, in Dänemark und Schweden ein Verbot der Narvafahrt zu erwirken, und auf dem Hansatage von 1572 wurde über den Antrag verhandelt. Hierauf weisen augenscheinlich die oben angeführten Verse hin, und da Clodt Kommissar des Königs von Polen ist, scheint mir die Identität mit der Person des Dichters erwiesen. Dem widerstreiten auch keine inneren Gründe, die Schreibweise ist ähnlich, bei beiden die Vorliebe für lateinische Zitate und die Verwendung des humanistischen Wissens, bei beiden eine Vorliebe für Wortspiele. — Als Reval den Anschluß an Schweden beschlossen und vollzogen hatte, beklagt sich Clodt, der darin ein Auseinanderreißen des alten Ordensstaates sah, darüber, daß wenn man auch seinen Namen „Syndikus" jetzt in den Namen „Stenlos" verwandeln wolle, sein Rat nicht gehört worden sei. — Dem Dichter gibt der Name Taubes Veranlassung, mit ihm zu spielen.

Wer wold den schlagt nicht rucken nue,
Wenn solche Touben fliehen zue
Du magst es glauben frei fur war
Solche Vogel fliehen nicht alle Jahr,
Und wenn sie fliehen, dieselbe Zeit
Sonderlich etwas großes bedeut
Etwan eines grossen Herren todt
Oder einer Landschafft große not.

Vor allem aber ist die Parteistellung beider dieselbe: derselbe schroffe Gegensatz gegen den Moskowiter, dasselbe Untertanverhältnis zu Polen, dasselbe warme Interesse an den Geschicken Livlands.

* * *

In die Nachtseiten der menschlichen Natur, in Haß und Streit, in Zwietracht und Feindschaft hat uns die Besprechung der Pasquillenliteratur Altlivlands geführt und ein erschütterndes Bild der Verhältnisse unsrer Heimat vor uns entrollt. Spiegelt sich doch in diesen Dichtungen der sittliche Verfall, die Schmach ohne Gleichen, die innere Uneinigkeit, die fremdherrschaftliche Zerrissenheit, — das ganze unsagbare Unglück des Landes wieder.

Schwere Zeiten waren es, die über unsre baltische Heimat hingingen, und unsre Sitte, unsre Sprache, unser Glaube schienen schon dem Untergang geweiht. Aber gerade die furchtbare Heimsuchung des Landes brachte die Selbstbesinnung, denn der Ernst der Zeit rüttelte das tief in Laster und Wohlleben versunkene Altlivland auf aus der sittlichen Fäulnis, die die Friedenszeit der letzten Jahre livländischer Selbständigkeit kennzeichnet. Da fand auch die freudige Glaubenshoffnung, der Magnus von Ahlfeldt poetischen Ausdruck verleiht, Erfüllung:

> Magnus von Ahlfeldt bin ich genand,
> mein gelucke steidt ihn Gottes Handt,
> Wan uns und allen schon vorloren deucht,
> als dan uns gott sin hulfe reicht,

Nicht mehr fern war die Zeit, daß Gustav Adolf dem Lande gab, was dieser Brandstätte des Hasses und Kampfes vor allem not tat — den Frieden. Unter den Schrecknissen der Russenkriege und der Polennot war unterdessen den geistig und materiell verarmten Söhnen der Heimat zum Bewußtsein gekommen, daß es noch höhere Ziele gäbe, als nur zu leben, und in Scham und Reue eroberten sich jene Männer einen neuen und reicheren Lebensinhalt, der die idealen Güter in den Vordergrund stellte. Mit der Zähigkeit des sächsischen Volkscharakters klammerten sie sich nur noch fester an die von den Vätern ererbten idealen Güter, um sie zu besitzen, und „in Jammer und Not wuchs die folgende Generation zu Männern heran, denen das äußere Gut das geringste, die Ehre das höchste war.“ Im langem Kampf gegen das nackte Unrecht polnischer Willkürherrschaft waren Bürgermut und Rechtsgefühl, diese Tugenden des Mannes, gestählt und gekräftigt worden, und im ferneren Verlauf der livländischen Geschichte ist der Gedanke des Rechts und der Pflicht, deren Wahrung allein der Macht der Völker die Gewähr der Dauer verleiht, die Richtschnur für die Vertretung des Landes und der Städte. — Im heißen Kampf gegen die Ränkesucht der Jesuiten und gegen die katholische Unduldsamkeit und Glaubensverfolgung fand unser lutherischer Glaube neue Kraft und Stärke, und dem erfolgreichen Widerstand der deutschen Kolonie im Osten dankt es der protestantische Norden und wir, wenn in Haus und Wissenschaft, ja überall in den Lebenserscheinungen noch der Atem Luthers, die zwingende

Macht des freien Gedankens und des wachen Gewissens gespürt wird. Und in der Gefahr des gemeinsamen Unterliegens und im gemeinsamen Kampf für alles Ideale schloß sich das oft in Hader und Streit und inneren Zwistigkeiten liegende Land an einander, um in der Folgezeit in friedlicher Arbeit zum Besten der Heimat zu wirken. —

Wenn ich die geringen und nur zum kleinsten Teil dichterisch bedeutsamen Blüten der altlivländischen Dichtung dem Dunkel der Vergessenheit zu entreißen versucht habe, so geschah es, damit sie uns ein Zeichen dessen seien, daß die deutsche Kultur, die sich einst unter Kämpfen gefestigt hatte, auch unter schweren Schicksalsschlägen sich erhalten hat, und ein Beweis seien, daß das Band, das die baltischen Lande mit dem germanisch-protestantischen Westen verbindet, wenn auch zeitweilig gelockert, so doch nicht zerrissen werden konnte. So bietet der Rückblick auf die Literatur- und Kulturgeschichte, ebenso wie der auf die Geschichte vergangener Zeiten, einen Trost für die Gegenwart und einen Hoffnungsblick für die Zukunft. Wie Ebbe und Flut wechseln die Zeiten im Geschicke der Völker, und ob auch eine Sturmflut hoch emporbrandet und wir fürchten müssen, mit ihr hinweggespült zu werden, das Hoffnungsreiche Streben sollen wir nicht aufgeben, den Glauben an eine ideale Aufgabe im Dienste der Heimat uns nicht rauben lassen. Zwei Wege, beide reich an Wunden und Schmerzen, leiten zum Ziele: entweder gilt es im Kampfe zu ringen, zu wagen, oder in Entsagen zu glauben, zu hoffen. So mögen uns noch heute die Worte, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Balte schrieb, als Leitsterne dienen:

Was wir wollen, sei es nur das Rechte,
Bricht sich siegend endlich doch die Bahn,
Zwecklos ist an sich das Böse, Schlechte
Haben wir was recht und gut gethan.
Muß es uns zum hohen Ziele führen,
Ob wir leiden oder triumphieren
Darum gegenwärtig des Strebens rege Kraft,
Mag dräuend ein Orkan auch rütteln!
Wer nur in wolkenlosen Tagen schifft,
Der beugt sich wenn sich Wetter türmen.
Wir streben fort, sind wir nur recht gesinnt,
Ob wir der Amboß oder Hammer sind!

Gedichte

von

E von Harten

So müde bin ich — möchte keinen ſehn,
Feſt, feſt verrammeln meine Pforte —
Die Menſchen ſind ein dichter Schwarm
Und ſtreuen Worte — Worte — Worte,
Wie Pfeile, die ein Kind zum Spiel
Planlos von ſeinem Bogen ſchnellt,
So zittern abertauſend Worte
Ziellos und dumpf durch die ſchweigſame Welt.
Sahſt du ſie flattern,
Sahſt du ſie irren,
Arme überflüſſige Worte,
Die ſuchend durcheinanderſchwirren? ...

Und ſie verdichten ſich zu ſchweren Nebeln,
Und will ſich auf zaghaften Schritten nahn
Das Schweigen mit leiſem Gruſſe,
Auf ſumenſchwerer Bahn —
Eintönig ſummen und rauſchen die Worte,
Summen und rauſchen und übertönen
Das fruchtbare Schweigen —
Faſt klingt's wie Stöhnen,
Wie Kindesklage und füllt die Welt —

Mich dürſtet nach Stille — du ſchließe die Pforte ...
Die Menſchen ſind ein dichter Schwarm
Und ſtreuen Worte — Worte — Worte —

Ob ich nun glücklich war — ob nicht,
Ob ich in Sonne — in Dämmerlicht
Mein Tagewerk vollbrachte?
Und ob ich jubelnd mein Leben genossen,
Oder viel heiße Tränen vergossen
Und viele Nächte durchwachte? —
Ob ich das große Glück gefunden,
Das man erträumt in Wehestunden,
Wenn man sein Leben eben beginnt?
— O gleich, ganz gleich — das ist die Frage,
Wie ich mein Erdenschicksal trage
Und wie meine reife Seele gesinnt.
Und wenn die Seele klar wie ein Spiegel,
Aus ihrem Schicksal sich aufschwingt zum Licht —
Dann schiebe nur den letzten Riegel
Und frage nicht — und meine nicht.

Heut hat es mich wieder gepackt
Das alte vergeßliche Weh
Und das alte vergeßliche Lied....

Und ich weiß, das alte vergeßliche Weh
Ist tausendfältig und flach und schal
Vor Alter und Zahl.
Und ich weiß, das alte vergeßliche Lied
Durch tausend heisere Kehlen zieht....
Und ließ das Weh einst die Welt erzittern,
Geschlechter traten es unter die Füße
Und raubten dem alten Klagegesang
Seine tiefste, heimlichste, schluchzende Süße....

Und packt mich doch wieder mit Geiergriff
Und läßt zum Meer meine Traurigkeit schmellen —
Und wieder jagt hilflos auf drohenden Wellen
Klagend mein *schwaches* — mein *schuldiges* Schiff....

Ferdinand Seraphim 1827—1894.

Ein baltisches Juristenleben.

Ein Gedenkblatt*.

„Ich kenne eigentlich keinen anderen
Ehrgeiz als den, meine Pflicht zu tun.“

Die nivellierende Zeitrichtung und große Katastrophen haben zusammengewirkt, um den Tagen des alten Kurland unwiderruflich ein Ende zu bereiten, jenen Tagen, in denen der kleine Erdenwinkel, von den Geschicken der großen Welt wenig berührt, sein historisch entwickeltes Sonderleben führen und Männer erzeugen konnte, deren Eigenart sich von dem großen Durchschnitt, selbst der beiden Schwesterprovinzen, erheblich unterschied. „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit“; dieses Wort des Dichterfürsten, möchte man nicht mit Unrecht sagen, war, wenn auch zum Teil nur unbewußt, der Leitstern der besten Männer im alten Kurland, ein ganzer Mann, in sich geschlossen, ein unabhängiger Charakter zu werden, doch im Grunde das Beste, was sich erstreben ließ. Gewiß sind die Verhältnisse einer derartigen Entwicklung lange Zeit günstig gewesen: der aristokratische Charakter, der der Gesamtheit der deutschen Bewohner der baltischen Lande inmitten einer fremdsprachigen, lange Jahrhunderte unfreien Urbevölkerung aufgeprägt war und neben jenen

*) Nachstehendes Lebensbild erschien zuerst 1894 „als Manuskript gedruckt“ in nur ganz wenigen Exemplaren und war zunächst als „Gedenkblatt“ nur für die Familienangehörigen und Freunde bestimmt. Wir glauben, daß es auch für weitere Kreise von großem Interesse ist und fühlen uns dem Verfasser für die freundliche Erlaubnis, sie auch in der „B. M.“ mit einigen von ihm gewünschten Kürzungen und kleinen Aenderungen zu veröffentlichen, zu bestem Danke verpflichtet. — Die Red.

in mancherlei Ausschreitungen zutage tretenden Nachteilen in erster Reihe auch viele individuelle Vorzüge zur Erscheinung brachte, hat sich in Kurland bedeutend länger konservieren, ungleich stärker ausgestalten können, als in dem frühe unter Schwedens strammes Regiment gelangten Livland. So hat man denn auch nicht ohne Berechtigung darauf hingewiesen, daß es kein Zufall sei, wenn selbst die deutsche Dichtung sich kurländischer Charaktere bemächtigte, wenn Lessing seinen „Tellheim" zu einem Kurländer machte und wenn Hippels „Lebensläufe" in ihren eigenartigsten Teilen auf kurländischem Boden spielen. So wie es in der ausgehenden herzoglichen Zeit gewesen war, so blieb es im Grunde noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, nur vielleicht mit der Nüancierung, daß das politische Stillleben der Zeit besonders zu einer Ausgestaltung der Persönlichkeit in ästhetischer Beziehung hinwies, daß man im empfänglichen Genusse von Kunst und Wissenschaft des Lebens höchstes Gut zu erringen wähnte. In die Zeit solcher Verhältnisse und Anschauungen fällt die Jugend von Ferdinand Seraphim. In seinem Denken durchaus ein Kind seiner Zeit, hat er doch in seiner ganzen Charakteranlage viel vom Altkurländischen an sich gehabt, — eine stark ausgeprägte Individualität, die sich stets bedingungslos treu blieb. Daß er sich diese Individualität unter allen Umständen und in jeder Lebenslage gewahrt, ist für seine äußere Lebensgestaltung oft verhängnisvoll und entscheidend, daß er sie einer nivellierenden, paktierenden, sich selbst immer wieder untreu werdenden Zeit gegenüber nie verleugnet hat, ein schöner Zug in seinem Charakterbilde gewesen. Denn wer wollte es leugnen, daß mit den Zeiten altkurländischen Stilllebens auch die alten Charaktere schwinden: fest in sich geschlossen, nicht nach dem Urteil der Masse, sondern nur nach der eigenen Überzeugung sich richtend, dem knorrigen Eichenstamm vergleichbar, hart und zäh, aber in der Zeiten Flucht nicht wankend, nicht weichend.

Am 18. Oktober des Jahres 1827 ist Ferdinand Seraphim in Hasenpoth, der ehemaligen Hauptstadt des erst acht Jahre vor seiner Geburt mit dem früheren Herzogtum Kurland zu einer Verwaltungseinheit verbundenen Pillenschen Kreise geboren worden, das Kind einer rechten Juristenfamilie. Der Großvater, Johann Seraphim, der einst als Student in Königsberg zu den Füßen Kants gesessen, war als Kandidat der Theologie zum Beamtenlauf

bahn übergegangen und hatte als Kammerverwandter im herzoglichen, später im kaiserlich russischen Dienste sich betätigt. Als später nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Kurland eine neue Landgemeindeordnung durchgeführt wurde, war es ihm beschieden, bei der Organisation der ersten Bauergemeindegerichte mit Erfolg und Eifer mitzuwirken. Sein ältester Sohn, Jakob Ernst Seraphim*, der seine juristischen Studien in Dorpat, Berlin, Göttingen und Heidelberg gemacht hatte, ließ sich später in Hasenpoth nieder, wo er kurze Zeit Sekretär des Oberhauptmannsgerichts (Instanzsekretär) war, um dann Oberhofsgerichtsadvokat zu werden, eine Stellung, in der sich der gelehrte und begabte Mann mit dem festen Wesen und den liebenswürdigen Verkehrsformen der größten Anerkennung und mancher Erfolge freuen durfte, als ein Schlaganfall dem Leben des erst Vierundfünfzigjährigen ein frühes Ziel setzte.

Unter dem Einfluß dieses Vaters und einer liebevollen Mutter, in der Umgebung einer zahlreichen Geschwisterschar ist Ferdinand Seraphim herangewachsen, und die geistigen Anregungen des Elternhauses haben neben der vortrefflichen Schulbildung, die die Privatlehranstalt von Franz Strauß bot, auf seine Entwicklung einen großen Einfluß geübt. Zeitweilig für die militärische Laufbahn bestimmt, hatte er die Beschäftigung mit den alten Sprachen während einiger Jahre aufgegeben, um sie dann mit erneutem Eifer wieder aufzunehmen. Gleich manchen Männern der Generation vor uns hat sich Seraphim in beiden alten Sprachen, besonders aber im Lateinischen Kenntnisse erworben, die einem jüngeren Geschlecht erstaunlich schienen und die ihm bei seinem außerordentlichen Gedächtnis selbst im Alter zum großen Teil noch gegenwärtig waren. Als er nach 7jährigem Besuch im Dezember 1846 die Schule absolviert hatte, mußte er noch über ein Semester im Elternhause verbringen, da der Vater bei dem schon damals hervortretenden ungestümen Temperament des schwerleidigen Sohnes ein Beziehen der Hochschule noch nicht für geboten hielt. Dann ging es im Juli 1847 nach der baltischen Musenstadt am Embach, wo die damals von den Universitätsprofessoren abgehaltene Aufnahmeprüfung mit Erfolg abgelegt wurde und die Immatrikulation als studiosus juris alsbald stattfand. Seraphim hatte zuerst an das philologische Studium

*) Album Academicum der Kais. Universität Dorpat, ed. A. Hasselblatt und Dr. E. Otto. Nr. 900.

gedacht, aber nachdem er sich, einem Wunsche des Vaters Folge gebend, der Rechtswissenschaft zugewandt hatte, da tat er es mit dem ihm eigenen Pflichtgefühl und, wie er es selbst gelegentlich später erzählte, von jener wissenschaftlichen Neugier getrieben, die ihn veranlaßte, das Fach wirklich kennen zu lernen, dem er seine Lebensarbeit zu widmen berufen war. Obwohl als Mitglied der „Curonia“ dem studentischen Leben nicht fremd, hat er sich doch wegen eines stark ausgebildeten Herzleidens, das ihm nach Meinung der Ärzte einen frühen Tod drohte, diesem nur wenig widmen können und in Folge dessen auch während dieser Zeit unter den Landsleuten keine besonders hervortretende Rolle gespielt. Mit um so größerem Eifer wandte er sich dem Studium zu, zu dem ihn besonders Osenbrüggens geistreiche Art im Hörsaal und im privaten Verkehr anzuregen wußte. Mit diesem feinsinnigen Gelehrten, dessen Haus er gerne besuchte, gut bekannt, hat er durch den Umgang mit ihm viel gevorteilt und durch das Ordnen seiner Bibliothek seine juristisch bibliographischen Kenntnisse wesentlich vermehren können. Als Osenbrüggen wegen eines im Grunde harmlosen Briefwechsels verhaftet und nach Petersburg geschleppt wurde, um sich dort zu verantworten, konnte ihm Seraphim beim Ordnen und der Sicherstellung seiner Papiere behülflich sein und ihm mit andern Freunden bis zur „Petersburger Regatta“ bei Ratshof das Geleit geben. Die persönlichen Beziehungen zu Osenbrüggen erloschen nicht, als dieser bald darauf aus dem russischen Reiche ausgewiesen wurde. Noch später hat Seraphim seinen alten akademischen Lehrer auf seinen Auslandreisen besucht, und sein Bild mit dem Wahlspruch: „Ejus est nolle, qui potest velle“ hing stets über seinem Schreibtisch. Auch mit Professor Otto, dem Vertreter des römischen Rechts, wurden freundliche Beziehungen angeknüpft, und in dem von dem Genannten gegründeten Seminar, der „Societas juridica Ottoniana Dorpatensis“ war er ein so eifriger Mitarbeiter, daß diese „Societas“ ihn bei seinem Abgang von der Hochschule, am 17. Mai 1851, „ob insignia merita“ zum Ehrenmitglied erwählte. Auch mit Professor von Rummel, der als Kurländer ihm ein besonders freundliches, landsmannschaftliches Interesse entgegenbrachte, stand Seraphim auf gutem Fuße, und als er schon selbst zum gereiften Mann geworden war, da war es ihm eine lebhafte Freude, daß der greise, schon lange emeritierte Lehrer ihm bei

Digitized by Google

Gelegenheit der 75jährigen Jubelfeier der „Curonia" das brüderliche „Du" vorschlug.

Neben den juristischen Studien beschäftigte sich Seraphim in Dorpat eifrig mit literarischer Lektüre, und noch in späteren Lebensjahren dachte er mit freundlicher Erinnerung an die Leseabende zurück, in denen er mit dem Theologen Alberti und andern Freunden die Werke der großen Dichter, für die der streng altklassisch gehaltene Schulunterricht ihm wenig Anregung geboten und nur spärlich Zeit gelassen hatte, mit jugendlicher Begeisterung in sich aufnahm. — Den philosophischen Studien, deren Blütezeit damals freilich schon vorüber war, hat Seraphim ein ganzes fleißiges Semester zugewandt, und das hat ihm nie gereut. Aber das lebhafte Interesse, das die vor ihm wirkende Generation ihrem Hegel entgegentrug, von dem sie wähnte, er habe das erlösende Wort gesprochen, das alle Gegensätze des modernen Lebens und Denkens auszugleichen imstande sei, — dies Interesse hat ihn nie ergriffen, obwohl er sich um jene Dinge mehr und eifriger bemüht hat, als die jüngere Zeit, die vielfach in der praktischen Lebensbetätigung völlig aufgehend, mit den philosophischen Studien zum nicht geringen Teil auch die Fähigkeit eingebüßt hat, Welt und Menschen von höherer Warte, von größeren Gesichtspunkten aus zu betrachten, als sie der Maßstab der Alltäglichkeit bietet. —

Wir würden unter den Eindrücken und Einflüssen, die der akademische Aufenthalt in Dorpat brachte, etwas Wesentliches auslassen, wenn wir nicht der politischen Verhältnisse, sowohl in Deutschland als auch in Rußland und ganz besonders in den baltischen Provinzen gedenken würden, denn sie haben auf Seraphims Entwicklung einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. — Wir sind heutzutage in unsren Provinzen, in denen unter dem Einfluß schwer lastender Verhältnisse sich allmählich eine mehr oder weniger geläuterte konservative Grundstimmung ausgebildet hat*, nur zu sehr geneigt, nachdem der deutsche doktrinäre Liberalismus Schiffbruch gelitten hat, diesen auch in seinen früheren, gesünderen Phasen ungerecht und falsch zu beurteilen. Wer freilich historisch zu urteilen versteht, wer sich erinnert, wie sehr hinter engherzigen Sonderinteressen bei einem nicht kleinen Teil der leitenden Kreise

*) Diese Zeilen sind im J 1894 geschrieben.

und Stände die nationalen Lebensfragen der Nation zurückdrängten, und wie es damals vielfach die besten Männer Deutschlands waren, die sich in den Reihen der liberalen Partei befanden, weil sie nur von einer politischen Umgestaltung im liberalen Sinne eine Neubegründung Deutschlands erwarten zu dürfen meinten, wer alles das in Betracht zieht, der wird es verstehen, daß auch bei uns die fähigsten und tätigsten Männer der jüngeren Generation einer liberaleren Richtung huldigten, als die Vertreter der alten Zeit. Wir dürfen heute unsrer eigenen, kaum durch ein halbes Jahrhundert von der Gegenwart getrennten Vergangenheit mit unbefangenerem Blick ins Auge schauen, als es früher möglich war. Wer auch noch so verschiedener politischer Anschauung sein mag, der wird darin heute den damaligen liberalen Strömungen Recht geben, daß in jener Zeit in unsrem sozialen Leben und in den Fragen der Justiz noch Mißstände konserviert oder zur Ausbildung gelangt waren, denen mit frischer Energie abgeholfen werden mußte. Daß das ausschließlich dem Adel reservierte Recht auf den Besitz von Landgütern unter jene Mißstände zu rechnen, daß die größere Betätigung des gebildeten Bürgerstandes in Justiz und Verwaltung dringend zu wünschen, daß endlich die Anstellung adliger Richter ohne ein ausreichendes fachwissenschaftliches Examen ein Unrecht sei, — das und manches andere wurde von vielen und nicht gerade den Unfähigsten der jüngeren Zeit empfunden und ausgesprochen. Erwägt man dazu noch, daß seit dem „tollen Jahre" 1848 in dem gesellschaftlichen Verhalten der Stände zu einander unverkennbar auch in den baltischen Landen Verschiebungen stattfanden, so wird man den Erklärungsgrund dafür unschwer finden, daß zeitweilig bei temperamentvolleren Naturen diese Gegensätze schroffere Gestalt annehmen konnten. Jene ablehnende Haltung gegen die überlieferten und abgesehen von den bäuerlichen Verhältnissen seit über 100 Jahren im wesentlichen kaum veränderten Zustände der engeren Heimat fand neue Nahrung, als Seraphim die Erfahrung zu machen glaubte, daß viele Vertreter der alten Zeit auf einem den jüngeren Männern überaus wichtigen Gebiet gänzlich andere Bahnen wandelten, als diese. Die studierende Jugend in Dorpat hatte in den 40er und 50er Jahren die ganze ebenso geistlose wie brutale Härte des damaligen Regimes zu spüren und tagtäglich im Großen und Kleinen an sich zu erfahren. So braucht auf diese Dinge

nicht eingegangen zu werden, da sie alle bekannt sind; noch steht es in Aller Erinnerung, wie die Zahl der Studierenden auf 300 beschränkt, die Lehrfreiheit eingeengt und der akademischen Jugend das Zusammenschließen zu korporativen Verbänden offiziell untersagt wurde. Die Maßregelung des Rektors Ulmann, Prof Bunges, Viktor Hehns und Osenbrüggens, vorher schon die Konversionen unter der livländischen Landbevölkerung zu griechisch morgenländischen Staatskirche und vieles andere ließen doch dem, der sehen wollte, keinen Zweifel darüber, daß ein beharrliches Verfolgen dieses Weges schon damals zu solchen Zuständen führen müsse, wie die sind, unter denen die baltische Heimat heute seufzt. Zu diesen Maßregeln, in denen sich eine allgemeine geistlose Reaktion und uniformierende Ertötung aller Individualität mit dem begreifenden Hasse gegen germanisch-protestantische Lebensauffassung und Bildung verband, nahmen viele Männer der alten Zeit auch in den baltischen Landen nicht so ausgesprochen Stellung, wie die Jugend es erwartete. Während diese nur Unverstand, wo nicht gar Bösartigkeit zu sehen vermochte, suchten manche ältere Herren dem herrschenden Regime auch gute Seiten abzugewinnen und erblickten vielfach gegenüber den umstürzenden Strömungen der Zeit in dem militärisch konzentrierten Regierungssystem Rußlands den Hort des Legitimismus und der staatlichen Ordnung. Jene Anschauungen der Jugend machte sich Seraphim ganz zu eigen, und daß er sich in der Beurteilung der bestehenden Verhältnisse keinen Zwang antat, ist aus seiner Natur heraus ebenso verständlich wie die Tatsache, daß er durch diese Urteile manche Leute der alten Zeit verletzen, sich aber manche Gegner zuziehen mußte. —

Seraphims Vater, der den jugendlichen Eifer seines Sohnes kannte und sich von seiner Unbesonnenheit die schlimmsten Folgen versprach, fürchtete, daß das Zusammenleben vieler junger Männer, in denen zum Teil ähnliche Ideen lebten, in der Korporation für exzentrische Naturen gefahrlich werden und zu unvorsichtigen Schritten einen geeigneten Boden abgeben konnte. Er wünschte daher, daß sein Sohn aus der „Curonia", der er übrigens einst selbst angehört hatte, ausscheide. Doch hierin fand er beim Sohn, der mit jugendlichem Idealismus an der Landsmannschaft hing, kein Entgegenkommen, wiewohl dieser ihn bis zuletzt sonst mit dem ihm eigenen starken Pietätsgefühl warm verehrte. Erst als

Seraphims Vater im Jahre 1850 heimgegangen war, trat der Sohn aus der Korporation aus, da es ihm Bedürfnis war, den Wunsch des Toten zu erfüllen, dem er im Leben hierin widerstreben zu dürfen geglaubt hatte.

Im August 1851 bestand Seraphim mit gutem Erfolg sein Kandidatenexamen und begab sich dann in seine Vaterstadt Hasenpoth, wo er als Auskultant beim Oberhauptmannsgericht eintrat und zugleich seine Kandidatenschrift über den vielbestrittenen § 182 der kurländischen Statuten schrieb, auf Grund deren die Fakultät ihm am 28. Februar 1852 das Diplom eines Kandidaten der Rechte ausfertigte. In dieser seiner Erstlingsschrift, in der die auch von Bunge, Madai, Neumann, sowie von Seraphims Vater und seinem Bruder Theodor u. a. verneinte Frage nach dem wahren Sinne dieses für das kurländische Erbrecht so wichtigen Paragraphen von neuem beprüft und den bisherigen Interpretationsversuchen ein neuer entgegengesetzt wurde, finden wir schon gewisse Grundanschauungen, die Seraphim in seiner ganzen wissenschaftlichen Tätigkeit niemals verleugnet hat. Mit vollem Bewußtsein stellte er sich hier, wie immer wieder später, in die Reihen derjenigen, „welche das jurare in verba magistri verschmähen und für die eine communis doctorum opinio keinen wissenschaftlichen Wert hat", und in diesem Sinne war auch das Motto der Schrift gewählt: „κατὰ ξρις. quum invicem se mutuis exhortationibus amici ad amorem veritatis excuunt". Ihm sind denn auch Menschen als solche nie eine wissenschaftliche Autorität gewesen, sondern nur Gründe, und wie er sich selbst niemals gescheut hat, bewährten Männern der Wissenschaft zu widersprechen, wo er sich von ihnen nicht überzeugt sah, so hat er, der im persönlichen Disput oft ungeduldig wurde, gegen ihn gerichteten wissenschaftlichen Widerspruch, wo er ihm Recht geben mußte, immer gerne akzeptiert. In der Form freilich gegen Persönlichkeiten von Autorität und Bedeutung die schuldige Pietät einzuhalten schien ihm selbstverständlich, aber in der Sache die eigene Überzeugung persönlichen Gesichtspunkten unterzuordnen ist ihm in Wissenschaft und Leben niemals geläufig geworden. Für jene Sorte von Menschen, die vom Standpunkt ihrer kleinlichen Eitelkeit aus in jedem sachlichen Angriff eine persönliche Verunglimpfung sehen und besonders in jedem jüngeren Mitarbeiter

einen Gegner, nicht aber einen Bundesgenossen im Kampfe um die wissenschaftliche Erkenntnis erblicken, hat ihm all seine Lebtage jedes psychologische Verständnis gefehlt, und wo er solche Charaktere kennen zu lernen glaubte, blieb sein Urteil über sie stets ein gleich ablehnendes. — Die Schrift Seraphims über den § 182 fand bei der Fakultät eine so günstige Beurteilung, daß diese ihren Druck veranlaßte. Sie erschien 1853 im V. Bande der früher von Madai und Bunge, damals vom letzteren allein herausgegebenen „Theoretisch praktischen Erörterungen aus den in Est-, Liv- und Kurland geltenden Rechten" (S. 302—360).

Am 14. Mai 1852 wurde Seraphim zum Hasenpothschen Kreisfiskal ernannt und als solcher erhielt er im März 1854 das peinliche Commissum, als Glied an einer Kommission teilzunehmen, die mannigfache, in der Abteilung des Hasenpothschen Stadtmagistrats für Steuersachen stattgehabte Mißbräuche untersuchen sollte. Überhaupt wirkten mannigfache Gründe zusammen, ihm den Aufenthalt in der Vaterstadt auf die Dauer wenig erfreulich zu machen. Besonders waren es auch Kollisionen mit den obligen Justizbehörden, in die ihn seine Stellung als Fiskal, d. h. als Aufsichtsbeamter, und sein dem bequemen kurischen Schleudrian sowie den leichten Kompromissen um des lieben Friedens halber gleichermaßen abholde Natur brachten. So erbat er denn noch im J. 1854 seine Überführung als Kreisfiskal nach Mitau, die denn auch am 18. Januar des folgenden Jahres erfolgte. Aber auch diese Mitausche Stellung sollte keine dauernde werden. Nachdem er 2½ Jahre in ihr gewirkt und durch theoretische Studien und praktische Arbeiten für Advokaten, besonders auch für seinen späteren Schwiegervater, sich in seinem Fach gefordert hatte, brach ein Konflikt sachlicher Art, der sich indessen persönlich zuspitzte, zwischen ihm, der damals stellvertretend die Stellung eines Gouvernementsfiskals wahrnahm, und dem kurländischen Oberhofgericht aus. Der Gouvernementsprokureur, der zunächst, da es sich um prinzipielle Fragen handelte, für den Fiskal, als seinen Unterbeamten, Partei genommen hatte, ließ ihn in der Folge fallen, und das veranlaßte Seraphim, um seinen Abschied einzukommen, der ihm dann auch — aber erst nach Vorweis eines Krankheitsatteste — am 7. Juni 1857 erteilt wurde. Der nun verabschiedete 30jährige Mann, dem der Prokureur das Zeugnis ausstellte, daß er ein „ausgezeichnet tüchtiger" Beamter

gewesen sei, stand nun vor der schweren Frage: „Was tun?“ Die bisherige Stellung aufzugeben war ihm als Gebot der Ehre erschienen, zu einer neuen war, zumal da die Advokatur damals nur für Magister der Rechte in Kurland freigegeben war, zunächst wenig Aussicht vorhanden. Da war es denn ein treuergebener Freund, der Seraphim aufsuchte und ihm die zum Magistrieren erforderlichen Mittel anbot. Seraphim nahm das Anerbieten mit Dank an und begab sich im Herbst 1857 nach Dorpat, wo er bis zum Sommer 1859 verweilt hat.

Mit Liebe und Dankbarkeit hat Seraphim stets an jenen Freund und an diesen zweiten Dorpater Aufenthalt gedacht. Er bezeichnete ihn wohl gerne als seine eigentliche Studentenzeit, als die Periode, wo er das Glück der Jugend am intensivsten empfunden habe. Zwar fehlte es auch nicht an mancherlei Sorgen, aber sie vermochten auf die Dauer seine Elastizität nicht zu besiegen. Unter den meist viel jüngeren Genossen wurde auch er wieder jünger. Hatte in der ersten Studienzeit schwere Kränklichkeit auf ihm gelastet, so war diese jetzt gänzlich gewichen. Auch die akademischen Verhältnisse waren im Laufe der sechs Jahre, die Seraphim von Dorpat fern war, durchaus andere geworden. Die Landsmannschaften, früher nur unter der Hand von der Universitätsobrigkeit geduldet und von den höheren Autoritäten im Grunde perhorresziert, hatten durch den Kurator Bradke offizielle Anerkennung erhalten. Die drückenden Fesseln des alten Regiments waren seit dem Krimkriege gefallen und ein frischer Zug durchwehte die geistige Luft der alma mater und ihrer Söhne. Seraphim gab sich mit ganzer Frische dem studentischen Leben, soweit ihm das Studium dazu Zeit ließ, hin, und selbst an wichtigeren Konventen nahm der junge Magistrand eifrigen Anteil. Mit warmherziger Begeisterung feierte noch er am 8. September 1858 das 50jährige Jubiläum der „Curonia“. Mit einer ganzen Reihe von bedeutenden und lieben Menschen wurden Beziehungen herzlichster Art angeknüpft, Beziehungen, die trotz räumlicher Trennung zum Teil bis zum Tode gedauert haben. Neben seinem ihm besonders nahestehenden Vetter Eduard Seraphim waren es Hugo Czernay, Karl Dannenberg, Paul und Hugo Lienen und die Rigenser Adolph Graß und Gustav Keuchel* u. a., mit

*) Album Acad. Nr. 6184, 6766, 6580, 6645, 5890, 5724.

denen damals gute Freundschaft gehalten wurde. Daneben verkehrte Seraphim im Hause des Bürgermeisters Helwig, der Professoren Otto und Rummel u. a. Als Otto Dorpat verließ, beteiligte er sich an einer diesem zu Ehren veranstalteten Theateraufführung und hielt auch im Namen der Schüler des von der Universität Scheidenden die Abschiedsrede, in der er mit hoffnungsvollem Ausblick in die Zukunft der hochseligen Regierungsperiode als „der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung" gedachte, eine Ausführung übrigens, die ihm die besondere Aufmerksamkeit des Gendarmeriechefs zuzog. — Den ganzen Reiz jener Verbindung von wissenschaftlicher Arbeit und jugendlichem Frohsinn, das „Tages Arbeit, abends Gäste — saure Wochen, frohe Feste" hat er gern auf sich wirken lassen. Aber wie sehr er auch mit den Genossen froher Stunden hielt, das wissenschaftliche Ziel, das er sich gesteckt, behielt er stets im Auge. Mochte bei der Absicht, den Magistergrad zu erwerben, die Aussicht auf die Advokatur bestimmend gewesen sein, so waren inzwischen andere Pläne in ihm zur Reife gediehen. Auch er mochte es erkennen, daß das Gebiet, auf dem seine Stärke lag, die Wissenschaft sei und nicht die Praxis, nicht der stete geschäftliche Verkehr mit den Menschen. Die sechs Jahre praktischen Wirkens hatten ihm manche Enttäuschung und manchen Konflikt gebracht, und der warmherzige Idealist, der mit den Faktoren menschlicher Alltäglichkeit nicht gut zu rechnen sich gewöhnen konnte, hatte an sich die Wahrheit der Worte erfahren:

Nah bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Da nun sein großes Wissen und sein wissenschaftlicher Sinn, dem ein außerordentliches Gedächtnis fördernd zur Seite stand, ihm die Anerkennung und Wertschätzung der Dorpater Professoren eingetragen hatte, so trat an ihn bald die, wie es schien, sichere Aussicht heran, nach abgelegter Magisterpromotion in Dorpat eine Dozentur zu übernehmen. Gleichzeitig sollte ihm auch bis auf weiteres die Stellung eines Syndikus am Dorpater Rat übertragen werden, ein Plan, für den sich besonders der Bürgermeister Helwig interessierte. Von diesen Hoffnungen erfüllt, wählte sich Seraphim, der sein Magisterexamen bald cum laude absolviert hatte, für die Dissertation ein größeres Thema, und zwar das „Kurländische Notenbenehmt", über das er denn auch eine umfangreichere Schrift

verfaßte. Noch an der Arbeit an diesen begriffen, wurde auch er in die Kollisionen verwickelt, in welche die „Curonia" damals mit dem Rektor der Universität, der zugleich Philister der Landsmannschaft war, geriet.

Ohne in der Lage zu sein, auf diese Dinge an dieser Stelle genauer einzugehen, erwähnen wir nur, daß diese Differenzen schließlich damit endeten, daß der Konvent dem Rektor die Philisterfarben nahm und dieser in seiner amtlichen Eigenschaft darauf die Chargierten der „Curonia" relegierte. Erst nach Jahresfrist erfolgte auf Fürsprache des der „Curonia" wohlgeneigten Generalgouverneurs, des Fürsten Suworow, der selbst einst in Göttingen Mitglied einer Landsmannschaft gewesen war, die Wiederaufnahme der Gemaßregelten. Seraphim, der im Kreise der Landsleute Ansehen und Vertrauen genoß, hatte zu dem Beschluß des Konvents, wie er die Dinge auffassen zu müssen glaubte, lebhaft zugeraten. Er hat es nicht nur als Stundent im frohen Kreise gesungen, sondern es bis in sein spätestes Alter bestätigt, daß er nicht einer sei, „der die Folgen ängstlich zuvor erwägt." Sie sollten auch für ihn nicht ausbleiben. Es wurde an maßgebender Stelle erwogen, ihn als eine für die akademische Jugend schädliche Persönlichkeit aus Dorpat auszuweisen.

Was ein derartiges Vorgehen für ihn bedeutet hätte, liegt auf der Hand, wenn man in Betracht zieht, daß er seine Schrift noch nicht ganz vollendet, seine Promotion noch nicht absolviert hatte. Die Fürsprache Helwigs und Rummels erwirkten es denn auch, daß er die Erlaubnis erhielt, zu promovieren, nach abgehaltener Promotion sollte er Dorpat verlassen.

So blieb ihm jedenfalls die Aussicht auf die Advokatur offen. Aber die liebgewordenen Pläne und Hoffnungen auf eine rein gelehrte Laufbahn, auf die Betätigung als akademischer Lehrer, hieß es nun aufgeben. Wer Seraphims Natur kannte, der mochte es begreifen, wie schwer ihn dieser Schlag traf. Er hat ihn selbst gleich als solchen empfunden und im Grunde es *nie ganz* verwinden können, daß durch diese Ereignisse seinem Lebenswege eine so gänzlich veränderte Richtung gegeben wurde. Aber Leid getan hat ihm sein persönliches Eingreifen in die Angelegenheiten des Korps doch nicht, unbeschadet der Folgen, die sich für ihn daraus ergaben.

Aber auf die Stimmung Seraphims warf dieser Zusammenbruch seiner Hoffnungen doch zunächst tiefe Schatten, und er selbst sprach es in der Vorrede seiner Magisterschaft aus, daß die Abhandlung unter Verhältnissen geschrieben worden sei, welche ihm nicht immer die „zur gedeihlichen Förderung wissenschaftlicher Zwecke so nötige Heiterkeit des Geistes ließen."

Im Frühjahr 1859 beendete er diese Arbeit, das „Kurländische Noterbenrecht, eine exegetisch dogmatische Abhandlung", auf Grund der er am 12. Mai zum Magister der Rechtswissenschaft promoviert wurde. Gewidmet hatte er seine Schrift seinen beiden Oheimen und väterlichen Freunden Ferdinand Seraphim, Aktuarius des Talsenschen Hauptmannsgerichts, und Wilhelm Seraphim, Ökonomierat des Kurländischen Domainenhofes. Obwohl sich Seraphim bewußt war, viel Mühe, Fleiß und wissenschaftliches Streben* auf diese für eine Magisterdissertation recht große Arbeit (184 S.) verwandt zu haben, so hat er sie für etwas Fertiges selbst nicht gehalten und dem Wunsche nach Kritik in der Vorrede lebhaft Ausdruck gegeben. Die Worte Rückerts,

„Wenn von dem Punkt, wo Einer stillgestanden,
Ein Andrer konnte weitergehn,
So war' ein Ende bald der Wissenschaft vorhanden,
Statt daß wir immer neu am Anfang stehn",

die er seiner Schrift als Motto vorausgesetzte, bezeugen es, wie sehr er sich selbst als Werdenden betrachtete, wie wenig er etwas Abschließendes geleistet zu haben glaubte. — Auf den Rat älterer Freunde bewarb sich Seraphim, dem Prof. Otto, sein alter Lehrer, nach Zusendung der Dissertation schrieb, er freue sich daß sie eine so grundgelehrte und vortreffliche Arbeit geworden sei, auf Grund seines „Noterbenrechts" um den von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zu verteilenden Demidowpreis. F. G. v. Bunge, der die Rezension übernommen hatte, glaubte den Nachweis erbringen zu können, daß Seraphim in zu weitgehender Weise ein sogen. formelles Noterbenrecht für Kurland

*) In Bezug auf Seraphims Darstellungsmethode sei bemerkt, daß während bisher bei Behandlung provinzialrechtlicher Fragen den gemeinrechtlichen Bestimmungen die provinziellen Abweichungen gegenübergestellt zu werden pflegten, Seraphim nach dem Vorbilde neuerer Rechtslehrer, besonders Wächters, in seinem Württembergischen Privatrecht, die gemeinrechtliche Doktrin und die provinziellen Sonderbestimmungen zu einem systematischen Ganzen zu verarbeiten sich bemühte.

annehme, das, wie der Rezensent meinte, in der Praxis dieses Rechtsgebiets nicht rezipiert sei. So wurde die Arbeit Seraphims zwar nicht des Preises, wohl aber einer „ehrenvollen Anerkennung" gewürdigt, die der ständige Sekretär der Akademie am 15. Juni 1860 dem Verfasser in der üblichen Form übermittelte. Doch sollte die Bungesche Rezension noch ein literarisches Nachspiel haben, denn Seraphim, der eine Kritik seiner Arbeit erwartet hatte, war von den Argumenten, die Bunge vorbrachte, keineswegs überzeugt. Er ließ daher 1861 im 1. Heft des VI. Bandes der „Baltischen Monatsschrift" eine „Erwiderung auf die von dem Herrn Dr. F. G. v. Bunge in der 29. Zuerkennung der Demidowschen Preise gelieferte Rezension des Kurländischen Notariatsrechts von F. Seraphim" erscheinen, die die Bungeschen Ausführungen in streng sachlicher und objektiver Weise zu widerlegen suchte *.

Mit der Magisterpromotion war der weitere Aufenthalt in Dorpat unmöglich geworden. So begab sich denn Seraphim, nachdem er noch mit einigen Freunden in der livländischen Schweiz einige schöne Erholungstage verbracht hatte, nach Mitau, wo sich fortan sein weiteres Erdenwirken abspielen sollte.

Die gemütliche Depression, die Seraphims Freunde an ihm nach den Erschütterungen der Dorpater Ereignisse wahrgenommen hatten, überwand seine gesunde Natur bald. — „Ohne schwere Kämpfe", schreibt Seraphim wenige Monate vor seinem Tode an einen seiner Söhne, „ist nur Wenigen, und diesen sicherlich kaum zum Vorteil ihrer inneren Veredlung und Erstarkung, ein Dasein beschieden. Mnn muß sein Leben entweder durchringen oder durchträumen." Diese Erkenntnis hatte er schon früh und zum tatenlosen Träumen war seine durchaus gesunde Natur nur wenig angelegt. So trat er denn mit voller Kraft in den Kampf des Lebens ein. Im Juli 1859 lieferte er dem Oberhofgericht die damals unerläßliche Probearbeit ein und am 9. November desselben Jahres wurde er von dieser obersten Gerichtsbehörde der Provinz in die Zahl der kurländischen Oberhofgerichtsadvokaten rezipiert, ein Amt, in dem er dann 30 Jahre tätig gewesen ist. —

*) Die volle Prämie bekam der russische Gelehrte F. Dmitrijeff, eine halbe Iwan Bjelajew.

Die advokatorische Tätigkeit, in die Seraphim eintrat, war seit Alters her in Kurland eine sehr angesehene und einflußreiche gewesen. Seit herzoglichen Zeiten die rechtskundigen Vertreter des gebildeten Bürgertums, stets in der Zahl beschränkt, haben sie auch wenige bedeutende Persönlichkeiten aufzuweisen gehabt. So auch damals, als sich Seraphim der Advokatur widmete. In Mitau waren es besonders August Tiling und Karl Neumann, die als Zierden ihres Standes gelten durften, zwei sittlich wie geistig gleichermaßen hervorragende Männer, die dem jüngeren Kollegen mit freundlichem Interesse entgegenkamen. Der erstere ist später Seraphims Schwiegervater geworden. Mit diesen beiden Persönlichkeiten stimmte dieser auch in der Auffassung überein, die er von seinem Beruf hatte. Er war in der Tat überzeugt, daß der Advokat im Dienste eines hohen Berufes und seiner Mitmenschen stehen solle, daß er das Recht unter **allen** Umständen vertreten und das Unrecht bekämpfen daß er nicht seinem Vorteil, sondern dem Interesse Aller dienen müsse. Er merkte es aber bald und machte noch in der Folgezeit zu seiner tiefsten Enttäuschung die bittere Erfahrung, daß nicht alle so denken oder doch handeln, daß den Versuchungen gerade dieses Berufes selbst manche schön angelegte Kraft erliegt. Ihm war der Gedanke tief in Fleisch und Blut übergegangen. daß das Vertrauen der Klienten, die dem Anwalt die Wahrnehmung ihren Interessen übertragen, auch gerechtfertigt werden, daß er die volle Kraft seiner Arbeit für sie einsetzen müsse. Nicht weniger aber als die durch menschlichen Leichtsinn und Bequemlichkeit bedingten Schwächen mancher Vertreter seines Berufes perhorreszierte er die zuweilen hervortretende Neigung geistig begabter Menschen, ihr Wissen und Können in den Dienst von Sachen zu stellen, die das Recht nicht für sich haben und in sophistischer Manier der schlechteren Sache zum Siege zu verhelfen, indem sie die geringere Einsicht des Gegners oder des Richters gewandt ausnutzen. Diese freilich nicht so seltene Erscheinung hat allerdings zur Folge gehabt, daß die Wertschätzung der sittlichen Persönlichkeit der Advokaten durch das Publikum im Großen und Ganzen in den meisten Ländern keine sehr große ist, und in diesem Sinne pflegte Seraphim öfters die allerdings etwas pointierten Worte zu zitieren, die Karl Neumann ihm gegenüber über dieses Thema geäußert hatte: „Wir beide werden geachtet,

nicht weil, sondern obgleich wir Advokaten sind." Um so mehr glaubte er, daß es Ehrenpflicht jedes Einzelnen sei, durch treue und gewissenhafte Vertretung des Rechts das Ansehen des eigenen Standes zu heben. In diesem Sinne hat er seine Lebensarbeit 35 Jahre hindurch getan und das haben nicht nur seine Freunde an ihm geehrt, sondern

Auch manche Gegner, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt

und das war auch das einzige, was dieser Mann, dem jede Überhebung und Selbstüberschätzung fremd war, für sich in Anspruch nahm, daß er den Schild seiner Ehre in den Mühen des Berufs und den Nöten des Lebens stets rein erhalten, daß er mit Bewußtsein niemals Unrecht vertreten habe. — Sein Kollege Julius Schiemann hat seine Berufstätigkeit in einem schönen Nachruf trefflich charakterisiert: „Sowohl unter seinen Kollegen als auch bei den Gerichten gelangte man bald zu der Einsicht, daß Seraphim nie anders als im besten Glauben an ihre Gerechtigkeit eine Sache führe, daß er seine Sachen mit einer über jeden Einwand erhabenen Sorgfalt bearbeite und vertrete, und daß er an Gründlichkeit des Wissens auf dem Gebiete des geltenden Rechts von keinem seiner Kollegen übertroffen, von Wenigen erreicht werde. Eiserner Fleiß, zähe Ausdauer und ein nicht gewöhnlicher Scharfsinn standen ihm zu Gebote, und diese Eigenschaften, im Verein mit dem ehrlichen Bestreben, keine Schwierigkeit zu umgehen, die Wahrheit zu suchen und ihr unter allen Umständen die Ehre zu geben, unbeirrt durch Menschenfurcht und Rücksicht auf eigenen Vorteil, haben ihm zu der allgemeinen Hochachtung und dem berechtigten Ansehen verholfen, deren er sein Lebelang bei allen, die ihn kannten, genoß." („Düna-Zeitung" 1894, 7. März, Nr. 52.) Dieses Streben nach Wahrheit hat ihn auch niemals tendenziös im Berufe werden lassen, und wo er glaubte, daß jemand Recht habe, da suchte er zu helfen, so gut er es konnte, und mochte es auch ein *politischer* oder persönlicher Gegner sein. „Recht muß doch Recht bleiben", davon war er durchdrungen und deshalb konnte es, als er seinen Lebenslauf vollbracht, an seinem Grabe ausgesprochen werden, daß seines Lebens und Wirkens Devise stets das „Tue Recht und scheue niemand!" gewesen sei.

Mit vollen Segeln steuerte Seraphim 1859 in sein neues Arbeitsgebiet hinein und es fehlte ihm, obwohl seine schroffe Art und Weise ihm oft hindernd in den Weg trat, nicht an Erfolgen im Beruf und unter den Fachgenossen. Jüngere Juristen, die eben das Studium absolviert hatten und zur Einsicht kamen, daß die Gesetzbücher und die akademischen Vorlesungen doch nicht ausreichten, um ein volles Verständnis des komplizierten kurländischen Rechts zu bieten, suchten ihn gerne auf und holten sich von ihm, der wissenschaftliche Gespräche überaus gerne führte und die Jugend lieb hatte, Anregung und Belehrung. Auch zu mancher Kandidatenschrift hat er das Thema empfohlen.

Was seine eigentliche Berufsstellung als Advokat anlangt, so hat er sie eigentlich nie besonders lieb gewonnen, aber in jenen Jahren 1860—1870 fühlte er sich doch verhältnismäßig in ihr zufrieden, zumal da er sich damals seinen häuslichen Herd bauen konnte. Kurz vor dem Tode August Tillings verlobte er sich mit dessen Tochter Helene, im September 1861 hielt er seine Hochzeit und gründete sich das eigene Heim. „Bei unseren politischen Verhältnissen", schrieb ihm damals — am 25. Juni 1861 — sein Freund Theodor Boetticher, „bedürfen wir doppelt des häuslichen Herdes. Er repräsentiert für den Mann zwar nur die eine Seite des Lebens, während er für die Frau der Inhalt desselben ist. Die andere Seite unserer Existenz aber — die öffentliche — ist, nun einmal die Dinge liegen, uns hier derartig verkümmert und unschmackhaft gemacht, daß wenn das häusliche Leben nicht als Korrektiv eintritt, unser Dasein doch nur eine große Dissonanz wäre." Den Segen des Hauses hat Seraphim dankbar an sich erfahren. Zwar sind es kaum neun Jahre gewesen, die er in glücklicher Ehe hat leben dürfen, nicht selten Jahre der Sorge, oft getrübt durch die früh beginnende Kränklichkeit der geliebten Frau, mit der er zweimal, 1863 und 1867, ins Ausland reisen mußte, um die schwindenden Kräfte aufzufrischen, aber es waren doch trotz allem Zeiten, da der Sonnenschein in sein Leben schien, da eine feinsinnige, zartfühlende und dabei geistig bedeutende Frauennatur auf sein schwerlebiges Temperament Einfluß gewann und, manchen Mißklang ausföhnend, in seinem Hause hegevoll waltete. Als ihm im Juli 1870 ein frühzeitiger Tod die Gattin entriß, war es für ihn ein Schlag, den er niemals ganz hat ver-

winden können. Und wenn er auch in seinen heranwachsenden Söhnen — ein Töchterchen starb ein Jahr nach der Mutter — ein ihm teures Erbe der Hingeschiedenen besaß, dem er mit warmer väterlicher Liebe seine Fürsorge zuwandte, wenn diese seine Kinder auch in seiner Schwägerin eine treue mütterliche Erzieherin fanden, so hat er doch bis in seine letzten Lebenstage ein lebendiges Bewußtsein dessen gehabt, was er in seiner Gattin verloren.

Den gewaltigen politischen Ereignissen der 60er Jahre folgte Seraphim mit regem Interesse, sind jene Zeiten doch die Geburtsjahre der deutschen Einheit, in denen Otto von Bismarck erst gegen den Willen der überwiegenden Mehrzahl der Nation, dann unter dem Jubel der Patrioten das zur Wirklichkeit machte, was der Traum der besten Männer seit den Tagen des Wiener Kongresses gewesen war. Daß nur Preußen die deutschen Staaten zur politischen Einheit zu führen berufen sei und nicht das halb fremdsprachige Österreich, war Seraphim ein selbstverständlicher Gedanke, dessen energisches Verlautbaren ihm manche Konflikten zuzog. — Auf der zweiten ausländischen Reise waren er und seine Gattin in Nagaz mit Karl Theodor Welcker, dem bekannten Publizisten und Politiker, bekannt geworden, dessen gemeinsam mit Rotteck herausgegebenes Staatslexikon lange für die liberalen Kreise den Inbegriff politischer Weisheit ausgemacht hat. Das freundliche Verhältnis zu dem greisen Gelehrten fand ein frühes Ende, als Seraphim dem alten Großdeutschen mit eindringlicher Offenheit darlegte, es wäre am besten, wenn Preußen alle kleinen deutschen Staaten sich inkorporieren würde. Nicht minder stießen die Vertreter des historischen Berufs der norddeutschen Großmacht in unsren baltischen Provinzen gelegentlich auf Widerspruch. Bis in die 60er Jahre hinein war auch bei uns Österreich mit seinen Traditionen für manche Vertreter der alten Zeit das politische Ideal. — Eben in dem Maße aber, wie Seraphim nie an Preußens deutschem Berufe irre geworden ist, ist es ihm lange Zeit schwer gefallen, den Mann, der zum Werkmeister des neuen deutschen Reiches ausersehen war, richtig zu würdigen. Bis zum Kriegsjahr 1866 ist ihm, der noch in manchen Beziehungen durch Erinnerungen an das Jahr 1848 beeinflußt war, Otto von Bismarck nur der märkische Junker gewesen, dann

aber fielen auch ihm die Schuppen von den Augen und er hat dankerfüllten Herzens aufgeschaut zu der historischen Größe des einzigen Mannes. Mitten in die Tage des tiefsten häuslichen Leides, in den Monat, da Seraphims Gattin dahinsiechte und starb, fielen die Anfänge der weltgeschichtlichen Ereignisse des Jahres 1870. Damals trat in Mitau ein „Komitee zur Unterstützung der verwundeten deutschen Krieger" zusammen, zu dem neben Baron Alfons Heyking, Oberlehrer Heinr. Seesemann, Pastor Gustav Seesemann, Dr Grüner, Ferdinand Besthorn und August Westermann auch Seraphim gehörte. Auch ließ man sich gemeinsam direkte Telegramme vom Kriegsschauplatz kommen und abends wurden in der Buchhandlung auf einer großen Kriegskarte die Fortschritte der deutschen Truppen mit schwarz weißen Fähnchen markiert. Schöne, harmlose Zeiten! Dem deutschen Mutterlande den Zoll der Liebe und Dankbarkeit zu entrichten war damals gestattet und möglich, ohne in den Verdacht zu geraten, man hege eine ungetreue Gesinnung gegen den Kaiser und das russische Kaiserreich, dem die baltischen Lande angehörten. Die Begeisterung dieser großen Zeit hat Seraphim auch in den schweren Tagen häuslichen Unglücks von Herzen mitempfunden und die großen Ereignisse sind ihm ein Trost geworden und ein Lichtblick in trüber Zeit. „Das Einzelleben", schrieb nach dem Tode von Seraphims Gattin ein treuer Freund an ihn, „ist mit dem Gesamtleben wundervoll verknüpft. Große weltgeschichtliche Ereignisse, wie wir sie heute miterleben, können Verluste an häuslichem Glück nicht ersetzen, aber sie wirken doch lindernd und mildernd auf das Einzelleben auch in seinem Schmerze zurück. Das gehört nach der Weltordnung der Liebe auch zu den Segnungen, welche der Einzelne aus der Gesamtheit zieht." Das hat Seraphim auch an sich erfahren und noch im weiteren Verlauf seines Lebens ist ihm der Hinüberblick aus der trüben baltischen Gegenwart in die großen Verhältnisse des geeinten Deutschland ein rechter Segen gewesen. So schreibt er im J. 1887: „Allem Unerquicklichen und Trübseligen unserer Verhältnisse gegenüber gewinnt man wahrhafte Erquickung aus der jetzigen Gestaltung der Verhältnisse in Deutschland und den Kundgebungen aufrichtigsten Enthusiasmus gelegentlich des 90jährigen Geburtstages des alten Kaisers Wilhelm, der in der Tat eine gottbegnadete Erscheinung ist, wie kein andrer Herrscher."

Doch kehren wir zu den 60er Jahren, dem Eintritt in das Berufsleben, zurück.

Wie groß ist doch die Kluft, welche unsre heutige provinzielle Lage und Stimmung von jenen 60er Jahren trennt. Es waren schöne Tage, als unter dem milden Regime der ersten Periode Kaiser Alexanders II. ein frischer Frühlingshauch auch über die baltischen Lande wehte, allenthalben neues Leben sproß und man sich in der Hoffnung wiegte, den baltischen Provinzen werde die Möglichkeit geboten werden, von sich aus auf eigenem Boden die für ihre gedeihliche Fortentwicklung nötigen Reformen vorzubereiten. In Livland entstand unter dem Adel die sog. liberale Landtagspartei, deren Organ die „Zeitung für Stadt und Land“ wurde, und auch in Kurland regten sich mächtig die Reformgedanken. Es liegt in der Natur der Dinge und kann einem historisch denkenden Menschen nicht auffallen, daß auch die alte Zeit und deren Formen kräftige Verteidiger finden, daß in dem Kampfe der Meinungen und Interessen die Streiter mitunter hart aneinander geraten würden. In der „Rigaschen Zeitung“, in der von Gustav Keuchel geistvoll redigierten „Zeitung für Stadt und Land“, in der „Baltischen Monatsschrift“, die von Georg Berkholz und Theodor Boetticher trefflich geleitet wurde, kam die öffentliche Meinung in ihren verschiedenen Schattierungen zum Ausdruck. Diesen Strömungen und Bestrebungen ist Seraphim, der mit dem hervorragenden Rigaer Bürgermeister Otto Müller, mit dem Hofgerichtsrat Theodor Boetticher und andern geistig angeregten Persönlichkeiten in freundliche Beziehungen trat, mit Interesse gefolgt und hat an ihnen, gleich seinem in Hasenpoth als Advokat wirkenden Bruder Theodor, regen Anteil genommen. Daß bei den geplanten Reformen alte Rechte des Adels, die er teils seit alters her besessen oder in der Zeit herzoglicher Machtlosigkeit faktisch erworben, fallen mußten, war geeignet die Vertreter der neuen Bestrebungen bei manchen in das Licht zu setzen, als ob sie prinzipielle Feinde des Adels seien. Das ist Seraphim niemals gewesen, aber das Junkertum und junkerliche Allüren, mochten sie bei Edelleuten zutage treten oder bei Literaten — und das letztere war nicht so selten —, waren ihm allerdings durchaus antipathisch. Für die Reformen aber in Justiz und Verwaltung trat er lebhaft ein und bekannte sich zu ihnen mit dem ihm eigenen Feuereifer in Wort

und Schrift. Von historisch entwickelten Rechten hatte auch er Achtung, aber er wußte es auch, daß kein geschriebenes Recht in Allem und Jedem ewig sein kann, daß bei veränderten Voraussetzungen an alten Rechten zäh festhalten zu Verhältnissen führen muß, an denen die Goetheschen Worte zur Wahrheit werden:

Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist.

In diesem Sinne ist ihm z. B. das ausschließlich dem Indigenatsadel reservierte Recht auf den Güterbesitz als ein bedauerlicher Anachronismus und der Erbpfandbesitz nur als ein kümmerliches Surrogat erschienen. Er machte kein Hehl daraus, wie er dachte, obwohl er wußte, daß er mit seinen Anschauungen in manchen Kreisen anstoßen müsse. Als er 1864 in Hafenpath zum Besuch bei seiner alten Mutter weilte, fand er hier in seinem Geburtsort Gelegenheit, in einem adligen Kreise sich über diese Dinge zu äußern. „Ich benutzte", schreibt er an seine Frau, „die Gelegenheit, um mich, zwar mit Ruhe, aber ohne Rückhalt über die gerade zur Sprache gebrachte Güterbesitzfrage und Justizreform auszusprechen. Ich glaube, die Leutchen werden selten so reinen Wein eingeschenkt bekommen haben, indessen habe keine Besorgnis, daß ich in meinen Äußerungen zu weit gegangen. Du weißt ja, daß alles nur auf die Form und die Art ankommt, in der man seine Ansicht ausspricht." Daß aber der heißblütige Mann in der Art und Weise gerade nicht immer die Grenzen der Vorsicht einhielt, trotz aller Bitten der ihm am nächsten Stehenden, hat manche Mißdeutung zur Folge gehabt. Aber es muß nochmals betont werden, daß jeder politische Radikalismus ihm fern lag, daß ihm vielmehr Schlagwörter wie „liberal" oder „konservativ" nur solche waren. Ihm war es eben zur Gewißheit geworden, daß ein vernünftiger Liberaler in einem gewissen Sinne auch konservativ sein müsse, und umgekehrt, kurz, daß jede Parteischablone der Tod alles sachlichen Urteilens, Prüfens und Nachdenkens sei. Sein wahrhafter Sinn ließ sich in die Fesseln einer Parteidoktrin nicht einzwängen, und in dieser Hinsicht ist er in seinen jüngeren Jahren nicht wesentlich anders gewesen, als in seinem Alter. — Über ständische Fragen dachte er **wahrhaft** vornehm. Nicht aus dem Stande, in dem man geboren ist, herausstreben zu wollen, sondern innerhalb der gewiesenen Sphäre seinen Mann zu stehen

dünkte ihm freilich selbstverständliche Pflicht; er wollte sich „seine bürgerliche Firma“ nicht verderben lassen, wie er es mit den Worten eines ihm nahestehenden Oheims wohl gelegentlich auszudrücken liebte. Aber nicht der Abneigung gegen einen andern Stand hat er damit Ausdruck geben, sondern die Würde des eigenen bewußt wahren wollen. Wenn man nun wohl geglaubt hat, daß er in ständischen und politischen Fragen später eine Schwenkung nach rechts gemacht habe, so hat er dem selbst widersprochen und die Erklärung für jene Annahme dürfte unschwer darin zu finden sein, daß viele, ja die meisten der Fragen später garnicht mehr im Vordergrunde der Diskussion standen und stehen konnten, die die 60er Jahre bewegt haben. Er war politisch viel zu sehr disziplinirt in seinem Denken, als daß er Gegensätze in einer Zeit betont hätte, in der der ganze deutsch-baltische Bau in seinen Fugen bereits krachte. Die falsche Deutung übrigens, denen seine Ansichten gelegentlich untertagen, erklärt sich aus der den meisten Menschen unverständlichen Leidenschaftlichkeit, mit der er sie äußerte, wobei dann wieder Stimmung, Gelegenheit und Umgebung für das Maß derselben im einzelnen Falle entscheidend waren.

Aber für die Beurteilung der bestehenden Verhältnisse hat er sich stets einen objektiven Blick gewahrt, und wo er sich von ihnen ein Bild zu machen suchte, da verfügte er auf seiner geistigen Palette über mehr Farben, als schwarz und weiß. Unverrückbar blieb ihm immer nur das Ziel, das Wohl der geliebten Heimat. Da er aber, der sich in Welt, Leben und Geschichte wohl umgeschaut hatte, es wußte, daß denen, die dieses selbe Ziel erstreben, oft verschiedene Wege wünschenswert zu erscheinen pflegen und daß absolute Meinungsgleichheit in allem und jedem nur da sein kann, wo kein geistiges Leben mehr herrscht, so hat er sich wohl gehütet, die politische Gesinnung solcher Männer zu verdächtigen, deren Anschauungen sich in andern Bahnen bewegten, als die seinen. Wie er es nun einerseits für Mannespflicht gehalten hat, denen, die offenen Abfall übten, über seine Stellung zu ihnen durch sein Verhalten keinen Zweifel zu lassen, so haben ihn anderseits die sich zu allen Zeiten, besonders aber in denen des Zusammenbruchs findenden Coterien politischer Ketzerrichter angewidert. Das pharisäisch hochmütige Gebahren gewisser Kreise, die er wohl im Spotte

„Zionswächter" nannte, jenes Treiben, das sich darin gefällt, selbst die achtbarsten Mitkämpfer unbedenklich mit Schmutz zu bewerfen, wenn sie sich nicht in allem ihnen unterordnen, hat, wie jeder Gesinnungsterrorismus, für ihn stets etwas unendlich peinliches gehabt. Mehr selbst für die Heimat handeln, weniger über die Gesinnung andrer reden, das erschien ihm als das wünschenswerte.

Unter den Reformen der 60er Jahre beanspruchte für ihn naturgemäß die der Justiz das größte Interesse. Er hatte durch zehnjährige praktische Beschäftigung die Überzeugung gewonnen, daß die heimische Justizpflege neben unleugbaren Vorzügen auch große Nachteile hatte, die sich sowohl aus der Zusammensetzung der Gerichtsbehörden, als auch den Preßnormen ergaben. In letzterem Punkte wäre er, der dem gemeinen Prozeß, wie ihn Wissenschaft und Praxis im Laufe der Zeiten ausgebildet hatten, stets die größte Anerkennung gezollt hat, mit wenigen, besonders auf die Verminderung der Dauer der Prozesse hinzielenden Änderungen zufrieden gewesen, er stand im Großen und Ganzen auf dem Boden der „Vorschläge zur Verkürzung des in Kurland geltenden Zivilprozesses", die sein geistvoller Bruder Theodor Seraphim 1862 in der Baltischen Monatsschrift (VII, 345 ff.) verlautbart hatte. Gegen ein weitgehendes Prinzip der Mündlichkeit des Verfahrens hatte er gewichtige Bedenken; er glaubte, daß sie sich bei schwierigeren Fällen nur auf Kosten der Gründlichkeit durchführen lassen könne. Hat er die Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlung auch für ein unter Umständen wünschenswertes Korrektiv gehalten, so verkannte er auf der andern Seite auch nicht, daß es zumeist nur eine skandalsüchtige Zuschauermenge zu sein pflegt, die sich in den Gerichtssälen umhertreibt. Sonderliche Verehrung vermochte er den sog. modernen Prinzipien, die doch weit mehr auf politischen Doktrinen beruhten, als auf Bedürfnissen des Rechtslebens, kaum entgegenzutragen, er war in diesen Fragen durchaus konservativ, so auch in der Frage der Geschworenengerichte, gegen die er eine lebhafte Abneigung stets behalten hat. Ihm, dem jedes dilettantische Urteilen in Dingen, in denen er nicht vollkommen zu Hause war, unzulässig dünkte, wollte es scheinen, als ob über juristische Dinge eben nur Juristen urteilen sollten. Daß kriminalrechtliche Fälle anders zu beurteilen seien, daß zur Beantwortung der oft so schwierigen Frage nach dem „Schuldig" oder

„Nichtschuldig“ immer schon der gesunde Menschenverstand eines Laien genüge, gab er nicht ohne weiteres zu.

Viel ventiliert wurde in jener Zeit die Frage der Reorganisation der Gerichtsbehörden. In dieser Hinsicht war Seraphim je länger je mehr von der Überzeugung durchdrungen, daß hier Reformen notwendig seien. Das ständische Prinzip, das sich in der Gliederung der Gerichte in besondere Stadt- Bauer- und „Landes“-behörden aussprach, schien ihm überlebt und die Einführung von Gerichtshöfen, vor die jeder Bewohner des Landes, welchem Stande er auch angehöre, kompetiere, dringend geboten. Als Qualifikation zu dem Richterposten genügte damals tatsächlich für das Land die Zugehörigkeit zu den Adelskorporationen, für die Städte die zur städtischen Bürgerschaft. Juristische Vorbildung war nicht Vorbedingung, und nicht nur die Ratsherren der Stadtmagistrate ermangelten ihrer durchweg, sondern auch in den ausschließlich von und aus dem Adel gewählten Landesbehörden war die Zahl der Richter, die kein regelrechtes juristisches Studium absolviert hatten, eine sehr erhebliche, die später beim Oberhofgericht eingeführten Prüfungen waren auch ohne ein solches zu bestehen.

Hier, meinte er, müsse aufgeräumt werden; nicht die Zugehörigkeit zu einem Stande, sondern das juristische Studium sollte zum Bekleiden von Richterposten qualifizieren und diese den Angehörigen aller Stände — unter dieser Voraussetzung — offen stehen. Wohl wußte er, daß die damals bestehenden Verhältnisse sehr wohl ihre historische Begründung hatten, aber ebenso war er davon durchdrungen, daß sie, die einst aus andern Voraussetzungen entsprungen waren, den Bedürfnissen der Gegenwart weichen müßten.

Das Allerhöchst bestätigte Reichsratsgutachten vom 29. Sept. 1862, welches die Grundzüge zur Reorganisation der Rechtspflege in Rußland enthielt, beauftragte im Punkt 8 den Reichssekretär, „diese Grundzüge den obersten Autoritäten der nicht nach den allgemeinen Reichsgesetzen verwalteten Gouvernements und Gebiete mitzuteilen und die Gutachten derselben darüber einzuholen, welche Abänderungen und Ergänzungen des allgemeinen Fundamental-Reglements des Reiches bei Anpassung desselben an die unter ihnen stehenden Gerichtsbehörden vorzunehmen seien. Einem großen Teil der Mitauschen Juristen schien es nun, daß dieser Punkt 8 sich auch auf die baltischen Provinzen bezöge und

daß sich unter tatsächlicher Zugrundelegung des Fundamentalreglements sehr wohl ein den örtlichen Verhältnissen und dem provinziellen Recht entsprechender Entwurf der Justizreform auch für die Ostseeprovinzen herstellen lasse. Dabei waren diese Juristen — unter ihnen auch Seraphim — der Ansicht, daß, ehe und bevor die Stände (Ritterschaften und Städte) sich an die Zusammenstellung eines der Obrigkeit zur Bestätigung vorzulegenden Entwurfs einer provinziellen Justizreform machten, es von erheblichem Nutzen sein werde, wenn den Ständen eine ausschließlich nur von Sachverständigen herrührende Vorarbeit vorläge, aus welcher sich ersehen lasse, welche Bestimmungen vom Standpunkte der Rechtswissenschaft in dem Entwurf der Justizreform zur Begründung rascher und gerechter Rechtspflege nach der Ansicht Rechtskundiger nicht fehlen dürften. Von dieser Ansicht geleitet, beschloß die Mehrzahl der Juristen Mitaus, an den Minister des Innern ein Gesuch zu richten, er möge das Zusammentreten einer juristischen Expertenkommission zur Herstellung der gedachten Vorarbeiten gestatten. Dabei baten die Juristen, sich selbst an der Wahl der Kommissionsglieder dergestalt beteiligen zu dürfen, daß mindestens die Hälfte derselben *aus und von nicht zum Kurländischen Indigenatsadel gehörenden Juristen gewählt werde*. Indem sie um Zusammensetzung der Kommission aus Juristen, welche durch theoretische Kenntnisse und praktisches Geschick die hervorragendsten seien, baten, gingen sie eben von der Überzeugung aus, daß „die geeignetsten Personen, da hervorragende Tüchtigkeit und Sachkunde am richtigsten nur durch Fachgenossen beurteilt werden können, von den kurländischen Juristen selbst gewählt werden müßten." Juristische Fachkenntnisse konnten nach Meinung der Mitaner den Korporationen des Adels und der Städte *als solchen* nicht prädiziert werden, aber die zu jenen Korporationen gehörigen Juristen waren berücksichtigt. Die Adresse sagte wörtlich: „Der vorgeschlagene Weg — die Konstituierung der gedachten Juristenkommission — soll selbstverständlich die Verlautbarung von Einzelstimmen nicht ausschließen, soll die Gerechtsame der beiden *in erster Linie* beteiligten Stände, des Adels und der städtischen Bürger, *in keiner Weise* verletzen oder beschränken, vielmehr soll es den Organen dieser beiden Stände unbenommen bleiben, *im Hinblick auf den vom Juristenkomitee*

auszuarbeitenden Entwurf von sich aus der Staatsregierung positive Reformvorschläge zu machen." Dabei wurde dem Ermessen des Ministers des Innern unterlegt, ob nicht die Konstituierung besonderer Komitees in den beiden Schwesterprovinzen, sowie die Konstituierung eines Zentralkomitees in Riga zur gemeinsamen Beratung, zur Bewirkung möglichster Übereinstimmung der Entwürfe aller drei Schwesterprovinzen geeignet erscheine, damit alsdann, nach Bewirkung solcher Übereinstimmung, die Entwürfe der bei der Reichskanzlei errichteten „Kommission für Reorganisation der Justizpflege" unterbreitet werden könnten. — Das Ziel dieser Maßnahmen war klar: den Juristen, als den kundigen Trägern des Rechtsbewußtseins im Lande, sollte die Möglichkeit gegeben werden, als Gesamtheit ihr fachmännisches Gutachten abzugeben. Ein Zusammenwirken mit dem Adel und den Städten war in Aussicht genommen, ebenso ein solches mit Liv- und Estland. Um aber eine Juristenkommission bilden zu können, bedurfte es noch den gesetzlichen Bestimmungen der ministeriellen Erlaubnis. War sie konstituiert, so konnte die Anknüpfung mit den historischen Ständen geschehen, vordem waren die Mitauschen Juristen eine unorganisierte Summe von Einzelwesen*.

Nachdem der motivierte Entwurf zu diesem Gesuch in mehreren Exemplaren angefertigt worden war, wurden diejenigen Juristen Mitaus und der andern Städte Kurlands, die an den bisherigen Verhandlungen nicht teilgenommen, zur Unterzeichnung des Gesuches aufgefordert, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie dem Adel angehörten oder nicht. — Man kann bei der damaligen Lage und Stimmung es wohl begreifen, warum die Juristen diesen Schritt taten: sie waren eben überzeugt, daß die Stände entweder überhaupt den Reformvorlagen nicht nahe treten würden, wenn nicht von den Juristen der Anstoß gegeben würde, oder doch, daß die Reformarbeiten der Stände nicht zum erwünschten Ziele führen dürften, wenn nicht eine fachmännische Vorarbeit seitens der Juristen vorläge. Ebenso ist es aber auch zu verstehen, daß die Ritterschaftsoerfretung mit dem Vorgehen der Juristen keineswegs ein-

*) Für die Angelegenheit der Mitauer Juristenkommission hat u. a. dem Verf. ein Brief Viktor Kupffers, des hochverdienten Justizbürgermeisters von Dorpat, vorgelegen, der mit Seraphim durch gegenseitige Wertschätzung verbunden war. Die Einzelheiten sind dem Briefe zum Teil wörtlich entnommen.

verstanden war, daß sie dieses zu durchkreuzen versuchen werde. Der damalige Landesbevollmächtigte v. d. Recke und der Oberrat Eduard v. d. Brüggen nahmen mit dem Assessor des Mitauschen Magistrats, Viktor Kupffer, Rücksprache und forderten ihn auf, seine Gesinnungsgenossen zu veranlassen, das Gesuch an den Minister nicht abzusenden, sondern die ganze Angelegenheit in die Hand der Stände zu legen, welche doch allein zur Betreibung der Angelegenheit verfassungsmäßig legitimiert seien und dafür sorgen würden, daß bei der Herstellung eines ständischen Reformentwurfs die Mitwirkung praktischer Juristen nicht fehlen werde. Kupffer verschloß sich den Gründen, welche die genannten Herren verlautbarten, nicht und war bereit, seine Gesinnungsgenossen zusammenzuberufen und ihnen das Verlangen von der Reckes und von der Brüggens vorzutragen. Bevor er aber dazu kam, erschien in der „Rigaschen Zeitung" ein anonymer Artikel, der das Verhalten der Mehrzahl der Glieder der nur mit Adligen besetzten Gerichte einer so abfälligen Kritik unterzog, daß der Landesbevollmächtigte v. d. Recke Kupffer mitteilte, der Adel fühle sich durch jenen, jedenfalls nicht zeitgemäßen Artikel dermaßen beleidigt, daß er jeden Versuch, sich mit den Mitauer Juristen zu verständigen, aufgeben müsse und nunmehr in der Reformangelegenheit seinen eigenen Weg gehen werde, ohne sich um die Wünsche jener Juristen, aus deren Mitte besagter Artikel hervorgegangen, irgend zu bekümmern. Der Artikel war von dem Advokaten Gustav Borkampff-Laue verfaßt, der an den Verhandlungen der Mitauer Juristen stets teilgenommen, aber, wie es scheint, vor dem Druck des Artikels keinem mitgeteilt hatte, daß und wie er das Verhalten der Mehrzahl der adligen Richter öffentlich kritisieren wolle. Gleich nach dem Erscheinen dieses Artikels hatte der Adel den damaligen Generalgouverneur Fürsten Lieven veranlaßt, das in Kurland zirkulierende Gesuch der Mitauer Juristen durch die Polizei konfiszieren zu lassen. Als einer der Mitauschen Juristen* davon hörte, schickte er ein gerade in seinen Händen befindliches, mit ziemlich zahlreichen Unterschriften versehenes und auch von dem Advokaten Karl Neumann und dem Bruder des Generalgouverneurs unterzeichnetes Exemplar des gedachten Gesuchs, ohne seinen Gesinnungsgenossen darüber Mittei-

*) Wilhelm Zoepffel, Obersekretär des Kurländischen Oberhofgerichts.

lung zu machen, ohne weiteres über die Post an den Minister ab. Die Sache hatte einen komischen Ausgang. Der Minister drückte nach Empfang des Gesuchs aus, es möge der Gouverneur Kurlands schriftlich angewiesen werden, „den gelehrten Doktoren in Mitau“ gehörig den Kopf zu waschen. Da in dem betreffenden Schreiben der Ausdruck „gelehrte Doktoren“ gebraucht war, ließ der Gouverneur sämtliche Ärzte Mitaus zu sich berufen und hielt ihnen ihre unbefugte Einmischung in strengen Worten vor, obschon keiner derselben das Gesuch unterzeichnet hatte. Die Ärzte klärten natürlich die Sache gleich auf, demnach tat der Gouverneur keinen Schritt, um den Mitauer Juristen die ihnen zugedachte Rüge zukommen zu lassen. —

Man mag den Schritt der Mitauer Juristen für inopportun halten, und es ist wohl möglich, daß, wenn nicht die eben erzählten Zufälligkeiten mitgespielt hätten, er ganz unterblieben wäre. Aber daß man aus ihm die Berechtigung sich herleiten würde, die Integrität der politischen Gesinnung der Mitauer Juristen in Frage zu ziehen, das hätte niemand erwartet.

Daher herrschte in den Kreisen der Mitauer Juristen kein geringes Erstaunen und nicht wenig Erbitterung, als die am 10./22. Dezember 1862 herausgegebene Probenummer des Dorpater Tageblatts einen anonymen Artikel brachte, der u. a. ausführte, die Mitauer Juristen hätten die Lehre vorgetragen, in Sachen des Rechts gebe es nur zwei Autoritäten: die Juristen und den Adel. Es war klar, wohin das zielte; die Juristen sollten den städtischen Bürgerkorporationen gegenüber als illegal verdächtigt werden, — gewiß mit wenig Erfolg. Gehörten doch seit 1862 eine Reihe von „Literaten“, besonders von Juristen, zur Mitauschen Bürgergesellschaft, unter anderen auch Seraphim, der am 11. Dezember 1862 in sie rezipiert worden war. Noch schwerwiegender war der Vorwurf, daß die Mitauschen Juristen in ihrer Adresse „fast fürmlich erbeten: es falle das, was sie beschließen heißen, geradeaus seinen Weg nehmen dorthin, wo es keinen Adel und Städte dieses Landes mit dem Recht der Mitberatung und Mitbeschließung gebe.“

Gegen diese auf ungenügender Information beruhenden Insinuationen — machte ihnen im letzten Grunde auch eine sehr berechtigte Tendenz zugrunde liegen — antwortete Seraphim im Namen der Mitauer Juristen zu Beginn des Jahres 1862 in

längerer Zurückweisung in der „Rigaschen Zeitung“. Es wies auf den Leichtsinn ihm, mit dem jene Beschuldigungen erhoben worden und wies nach, daß die Juristen die Stände nicht hätten umgehen, sondern ihnen vielmehr eine von Standesvorurteilen freie, lediglich auf Rechtsprinzipien beruhende Vorarbeit liefern wollen. Um das noch ausdrücklich klarzulegen, schrieb auch Viktor Kupffer einen Artikel für die „Rigasche Zeitung“, doch gelangte dieser nicht zum Druck, weil den Zeitungen inzwischen streng verboten worden war, irgend welche Äußerungen in der Angelegenheit aufzunehmen.

Es ist die Vermutung wohl mit Recht geäußert worden, daß die Haltung der Mitauer Juristen mehr oder weniger zu dem Entschluß der Stände beigetragen habe, bei der Obrigkeit um die Niedersetzung einer aus ständischer Wahl hervorgehenden und mit der Ausarbeitung eines Entwurfs zur Reorganisation des baltischen Justizwesens zu betrauenden Kommission zu petitionieren. Vorher schon wurden auf Veranlassung des Generalgouverneurs v. Lieven Justizkommissionen seitens der Ritterschaften und Städte gewählt, „um diejenigen Vorschläge auszuarbeiten und zu motivieren, welche nach der besonderen Verfassung der betr. Körperschaften als notwendige Abänderungen des Allgemeinen Allerhöchst bestätigten Fundamental-Reglements für die Justizreform des Reiches vom 29 September 1862 zu betrachten seien“ Der Mitausche Stadtmagistrat wählte in diese Kommission den Bürgermeister von Zuccalmaglio, den Stadtsekretär Eckardt und zwei Ratsherren, und da der Generalgouverneur der Kommission ausdrücklich anheimgab, sich durch Sach- und Rechtsverständige aus der Mitauschen Bürgerschaft selbständig zu verstärken, so machte sie hiervon Gebrauch und forderte auch Seraphim (am 6. Mai 1863) zu der Beteiligung an den Kommissionsarbeiten auf. — Die Arbeiten, an denen auch Seraphim regen Anteil nahm, waren die Vorbereitung für die Zentraljustizkommission, welche auf die oben erwähnte Bitte der Stände hin von der Obrigkeit in der Tat berufen wurde. Sie war in der Weise zusammengesetzt, daß die Ritterschaften Liv-, Est-, Kurlands und Oesels, ferner die Städte Riga, Reval, Mitau und Libau durch Deputierte in ihr vertreten waren, zu denen die Regierung noch zwei Vertreter der Juristenfakultät zu Dorpat, wo die Kommission sitzen sollte, hinzufügte. Als Vertreter Mitaus nahm Viktor Kupffer an der Kommission teil, die in der Tat unter

dem Vorsitz Baron Howens in Dorpat zusammentrat und in der Folge Entwürfe einer Zivil- und Kriminalprozeßordnung (1865), einer Konkurs- und Hypothekenordnung, sowie einen Entwurf des Verfahrens vor den Bauergerichten (1866) ausarbeitete und zum Druck gab. Dagegen kam leider ein einheitlicher Entwurf einer baltischen Gerichtsverfassung nicht zustande, weil die bezüglichen Ansichten der ritterschaftlichen Deputierten einerseits und der Deputierten der Städte und der Universität Dorpat anderseits zu weit auseinandergingen und man so genötigt war, zwei von einander abweichende Entwürfe der Gerichtsverfassung in Vorschlag zu bringen. Alle diese Arbeiten wurden unter Hinzufügung von Motiven dem Generalgouverneur übergeben, der sie der Staatsregierung zur Prüfung und Bestätigung vorstellte. Daß keiner dieser Arbeiten ihr Beifall zuteil wurde, ist bekannt. So blieb redlicher Eifer ohne den erhofften Erfolg, und bald wurde man gewahr, daß er ihn nie haben würde. Schon im Jahre 1865 schrieb die Baltische Monatsschrift: „Seit jenen Tagen, in denen der erste Aufsatz zur Justizreform in diesen Blättern erschien, ist eine kurze Spanne Zeit verflossen, und doch ist es, als läge ein Menschenleben zwischen damals und jetzt. Mit der Sorglosigkeit eines seiner Kraft sich bewußten Knaben wurde man kaum gewahr, wie gebrechlich der Nachen war, auf dem der kühne Zug ins weite Meer der Reformen unternommen werden sollte, vergaß man es, an die Unbeständigkeit von Wind und Wetter zu denken, wie leicht auf die verlockende Stille wieder Sturm und Unwetter folgen können."

Der Sturm blieb nicht aus. Zwar brachte das Jahr 1865 noch die Aufhebung der Verordnung, wonach Kinder aus sogen. gemischten Ehen der griechisch-morgenländischen Kirche zufallen sollten, und in dasselbe Jahr fiel die Kodifikation des baltischen Privatrechts. 1869 erfolgte endlich auf wirtschaftlichem Gebiet ein großer Fortschritt: die Freigabe des Güterbesitzrechts an alle Stände, nachdem schon 1863 der Verkauf der Bauergesinde gesetzlich gestattet worden war. Aber das waren auch die letzten Lichtblicke, wenn man die Städteordnung des Jahres 1877 nicht auch hierher rechnen will. Seit dem dritten polnischen Aufstande lenkte die Staatsregierung immer mehr in reaktionäre Bahnen ein und die chauvinistischen Panslavisten richteten immer dreister ihre Angriffe gegen die ihnen verhaßte Sonderstellung der baltischen Lande.

Wenn es nach dem Erscheinen der „Livländischen Antwort“ Prof. Schirrens noch 15 verhältnismäßig ruhige Jahre gab, so lag das an der Persönlichkeit des Herrschers, die allen extremen Schritten abhold war. Aber die baltischen Lande blieben zum großen Teil gegen ihren Wunsch und Willen bei Verhältnissen und Zuständen stehen, die den Hetzern an der Moskwa bei allen Neuerungen den erwünschten heuchlerischen Vorwand gaben, die Ostseeprovinzen hätten mittelalterliche Zustände verewigt. Schwer lasteten diese Dinge auf allen treudenkenden baltischen Herzen.

Auf dem Gebiete des Rechtslebens blieb die Kodifikation des Privatrechts eigentlich die einzige Errungenschaft der 60er Jahre. In den J. 1860—1862 wurde der Entwurf zum Privatrecht in mehreren Lieferungen gedruckt, am 12. November 1864 aber der kaiserliche Ukas publiziert, wonach der Privatrechtskodex, „der III. Teil des Provinzialrechts“, am 1. Juli 1865 in Kraft treten sollte. Seraphim hatte schon dem Entwurf sein Interesse zugewandt und schrieb 1864 eine größere Arbeit erbrechtlichen Charakters (über „Deliberationsfrist und das beneficium inventarii nach älterem kurländischen Recht und nach dem Entwurf des Provinzialrechts von 1864“), indem er nachzuweisen suchte, daß in der betr. Materie der Entwurf nicht sowohl das bisherige Recht fixiere, als vielmehr neues bringe, mithin aus dem Gebiete der Kodifikation in das der Legislative übergreife. Die Emanierung des Gesetzbuches verhinderte die Publikation der Arbeit, die Seraphim nun für antiquiert hielt. Erst 1891, als sein jüngster Sohn über dasselbe Thema nach dem nun geltenden Recht geschrieben hatte und seine Schrift im X. Bande der Dorpater Juristischen Zeitschrift publizierte, hat Seraphim seine Arbeit hervorgeholt und sie, der nun ein mehr rechtshistorisches Interesse zukam, veröffentlicht. — Als nun das baltische Privatrecht 1865 in Kraft getreten war, hat es sich Seraphim zur Aufgabe gemacht, zur Erklärung des neuen Gesetzbuches in der Praxis und in wissenschaftlichen Abhandlungen auch an seinem Teil beizutragen, indem er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, „beim Auftauchen einer Kontroverse über das richtige Verständnis einer Vorschrift des neuen Gesetzes oder über die richtige Ausfüllung einer Lücke desselben, die ganze in Betracht kommende Rechtsfrage theoretisch zu behandeln, die quellenmäßigen Grundlagen, die historischen Verknüpfungen, die logischen

und systematischen Zusammenhänge mit aller Gründlichkeit und dem großen, ihm zu Gebote stehenden Scharfsinn auseinanderzusetzen." Dieser Tätigkeit dienten neben der wissenschaftlichen Praxis — nur eine solche hatte für ihn Interesse — auch die wissenschaftlichen Abhandlungen, die er im Laufe der Jahre geschrieben hat. So begrüßte er es denn freudig, als für die wissenschaftliche Erörterung von Rechtsfragen die Dorpater Juristenfakultät die „Zeitschrift für Rechtswissenschaft" gründete, in der nun auch seine Arbeiten erschienen. Als sie 1890 eingehen mußte, hat er noch in den von den Professoren Erdmann, Engelmann und u. Rohland herausgegebenen „Dorpater Juristischen Studien" einen Aufsatz veröffentlicht, einer ist nach seinem Tode erschienen. Als besondere Schrift ließ er 1881 (bei Gebrüder Behre, Hamburg und Mitau) eine Arbeit „Zur Lehre vom Eigentumserwerbe durch Verbindung und Verarbeitung beweglicher Sachen" erscheinen. Dem Prozeßrecht hat er in gewordener Veranlassung zwei potemische Schriften gewidmet. Als Julius Schiemann 1886 über den Einfluß der Bestimmungen des Reichsratsgutachtens vom 3. Juni 1886 eine Schrift hatte erscheinen lassen, suchte Seraphim einen Teil seiner Ausführungen zu widerlegen und schrieb eine Entgegnung, der, da auch Schiemann seinerseits replizierte, noch ein „Schlußwort" folgte. Mehrere Jahre später — 1889 und 1890 — hat Seraphim dann für das von Mag. Th. v. Bunge herausgegebene Werk über den „Baltischen Zivilprozeß" zahlreiche Auskünfte über den kurländischen Prozeß in längerer Korrespondenz dem Autor zur Verfügung gestellt, eine Mühewaltung, die der mit kurländischen Rechtsverhältnissen weniger vertraute Verfasser in der Vorrede zum I. Bande dankbar anerkannte*.

*) Seraphim hat zu seinen Lebzeiten folgende Schriften im Druck erscheinen lassen:

1) Ueber den § 182 der Kurl. Statuten (in den theoret.-pract. Erört. Bd V. 1853 gedruckt)
2) Das Kurländische Notherbenrecht (Dorpat 1859 Magisterdissertation)
3) u. 4) Die Wirkung der erfüllten Resolutivbedingung (Dorp. Jur. Zeitschr. Bd. I u. IV. 1869. 1873)
5) Ueber die Unterbrechung der Klageverjährung durch Klagezustellung (ebenda Bd. IV. 1873)
6) Zur Lehre vom Eigentumserwerb durch Verbindung und Verarbeitung beweglicher Sachen. (Mitau und Hamburg. 1881.)
7) Bemerkungen zur Lehre von der Blankozession und Zession auf den Inhaber (Dorp. Jur. Zschr. Bd VII, 1879).

Dem Mitwirken an den allgemeinen Fragen des praktischen Lebens hat er sich nicht entzogen; er hat der freiwilligen Feuerwehr in Mitau von ihrer Gründung an, solange es seine Gesundheit ihm gestattete, angehört und sich in den ersten Jahren des Gewerbevereins, solange in diesem noch in erster Reihe gemeinnützige Gesichtspunkte über die geselligen prävalierten, für ihn redlich interessiert. Den Mitbürgern hat er 1862 als Glied der statistischen Kommission für die Stadt Mitau lange Jahre als Sachwalter des Quartierkomitees und der Stadtsparkasse gedient und ist der reformierten Kirche von 1873 bis zu seinem Tode ein sorgsamer Kirchenvorsteher gewesen, hat auch als solcher der reformierten Abteilung des Konsistoriums angehört. Wenn er sich aber an ihn herantretenden Wünschen in dieser Richtung nicht entzog, so hat er doch kommunaler Betätigung nie besonders zugestrebt; er wußte, daß in den rein praktischen Dingen des Lebens, in denen

---

8) Ueber die Wirkung der in die Grund- und Hypothekenbücher nicht eingetragenen Familienfideikommißstiftungen. (Ebenda.)

9) Ueber den Einfluß der testamentarischen und vertragsmäßigen Berufung der beerbten Witwe zur Erfolge in den Nachlaß ihres Mannes, auf die Rückforderung ihrer Illaten resp. auf das dotalitium und das Witwenjahr nach Kurl. Recht. (Ebenda Bd. VIII, 1885.)

10) Ueber die rechtliche Stellung des jedesmaligen Fideikommißbesitzers zu der Kaufschillingsrestforderung für das verkaufte Fideikommißgesinde und die Grenzen der fideikommißturatorischen Befugnisse des Kurland. Ritterschaftskomitees. (Ebenda.)

11) Ueber den Einfluß der Erbteilung auf die Erbgutseigenschaft. (Ebenda.)

12) Ist eine sog. anfechtbare Ehe zur legitimatio per subsequens matrimonium geeignet? (Ebenda.)

13) u. 14) Zwei polemische Schriften über die Prozeßnovelle vom 3. Juni 1886. Mitau und Hamburg 1886.

15) Bemerkungen zur Lehre von den Prälegaten. (Dorp. Jur. Ztsche. Bd. X, 1891.)

16) Deliberationsfrist und beneficium inventarii nach dem Entwurf des Privatrechts von 1864. (Ebenda Bd. X, 1892.)

17) Ueber das Gnaden- oder Trauerjahr nach dem Gesetz für die evangel.-luth. Kirche in Rußland. (Ebenda Bd. XI, 1893.)

18) Nachträgliche Erörterung einiger Fragen in Betreff des sog. Gnaden- oder Trauerjahres nach dem Gesetz für die evang.-luther. Kirche in Rußland. (Dorp. Juristische Studien Bd. I.)

Zu Seraphims Magisterschrift kommt noch die kleine Replik im IV. Bande der „Balt. Monatsschr." (1861), die sich gegen Bunges Rezension jener Dissertation richtete. — Gelegentliche Bemerkungen in den Tageszeitungen können natürlich nicht mehr festgestellt werden. — Nach seinem Tode erschien

19) Ueber das Erlöschen des Pacht- oder Miets-Vertrages durch Erlöschen des dem Pächter oder dem Vermieter an dem Pacht- oder Mietgegenstande zustehenden Rechts nach Liv.-Est.-Kurländischem Privatrecht. (Dorp. Juristische Studien II.)

die Kunst, mit Menschen gewandt zu verkehren, die Hauptsache ist, nicht seine besondere Aufgabe liege. Er sah diese eben darin, ein gewissenhafter Advokat zu sein und die Praxis so auszuüben, daß sie ein wissenschaftlicher Beruf und keine handwerksmäßige Mache sei, die Anregungen der Praxis aber für die Wissenschaft fruchtbar zu machen. Um in diesem Sinne sich und andere zu fördern, hat er sich immer wieder bemüht. Juristenvereine zur Erörterung wichtiger Fragen ins Leben zu rufen, ist, wo solche sich bildeten, ihnen beigetreten und hat an ihren Verhandlungen stets regen Anteil genommen, — so in den 60er Jahren, als er, C. Erdmann, G. Borkampff, Th. v. Bähr, A. v. Sivers, W. Zoepffel, P. Conradi, Th. Engelmann, F. Lutzau, O. v. Brunnow und C. Melville zu einem Juristenabend zusammentraten, der freilich ebenso wenig von längerem Bestande war, wie später ähnliche Unternehmungen, wie zuletzt noch 1884 ein von ihm und Schemann veranlaßter Verein zur Besprechung praktischer Rechtsfragen, der sich im Saale des Hypothekenvereins versammelte. Nicht minder suchte er sich durch private Gespräche in seiner Wissenschaft zu fördern und konnte bei seiner Anlage diejenigen nicht recht begreifen, die nach Erledigung der beruflichen Tagesarbeit sich mit Fachfragen nun höchst ungern befassen. So hat er zum Vorteil der heimischen Rechtspflege sich unablässig bemüht und gearbeitet, hat von Jüngeren und Älteren zu lernen gesucht und ist nie auf den Gedanken gekommen, fertig zu sein. Wie er einst als jüngerer Advokat mit dem späteren Professor Erdmann und dem jetzigen Pernauer Stadthaupt Brockmann Pandektenkontroversen getrieben hatte, so setzte er seine Studien bis zuletzt fort, und die von ihm viel benutzte Bibliothek war die einzige größere Ausgabe, die er, der Bedürfnislose, sich gestattete.

Die Jahre hatten ihm allmählich die praktische Juristentätigkeit erträglicher gemacht, als er es lange selbst geglaubt hatte. Bei den Fachgenossen und den Behörden stieg sein Ansehen, man suchte seinen Rat, noch 1885 nahm er auf Aufforderung des Oberhofgerichts als Mitglied an einer Kommission zur Anpassung der russischen Konkursordnung an die kurländischen Rechtsbestimmungen teil. Aber es wäre ihm nicht schwer geworden, die Advokatur aufzugeben, wenn sich ihm etwas entsprechendes geboten hätte. Als in den 70er Jahren bei einigen Dorpater Professoren der

Gedanke auftauchte, ihn für die Hochschule zu gewinnen — ein Gedanke indessen, der über kleine Kreise hinaus sich nicht Bahn brach —, wäre er gerne in eine akademische Stellung eingetreten, die ja einst der Wunsch seiner jüngeren Jahre gewesen war. Als dann in den 80er Jahren das geschäftige Gerücht wieder solche Pläne zu kolportieren wußte, ist er sich selbst wehmutig des „Zu spät" bewußt gewesen. —

Schweres Leid bereitete ihm auch, wie jedem treuen deutschen Herzen, die zu Beginn der 80er Jahre mit Hochdruck wieder aufgenommene Russifizierung der Heimat. Der Russifizierung der Schulen folgte die der Polizei, endlich 1889 die der Justiz. Schon 1883, als Seraphim am 75jährigen Jubiläum der „Curonia" teilnahm, gab er in der von ihm als Vertreter der Philister der Landsmannschaft ausgearbeiteten und verlesenen Ansprache einer überaus ernsten Auffassung der Zeitlage Ausdruck und richtete an die Jugend die dringende Mahnung, dereinst im Berufsleben treu zu arbeiten im Sinne der Väter; daß der Toast auf den Monarchen beim Festdiner in der Reichssprache ausgebracht wurde, war ihm eine prinzipielle Entscheidung, die ihn als Zeichen der neuen Zeit so verstimmte, daß er dem Diner fern blieb. Das Jahr 1885, das auch die Aufhebung der milderen Praxis in der Frage der Mischehen brachte, war die kritische Zeit, in der es auch dem blödesten Auge klar werden mußte, daß es auf die Vernichtung des deutsch-historischen Charakters der Lande abgesehen sei.

„Das alte Jahr", schreibt Seraphim im Januar 1886, „hat nun begonnen, welches, was unsre baltischen Provinzen betrifft, ganz in die Fußtapfen des alten tritt. Es gilt ja einen energischen Vernichtungskrieg gegen das baltische Deutschtum. Unsre gute, brave *Gesinnung* können wir uns noch retten; unsre *Institutionen*, die Bedingungen eines unsrer Eigenart entsprechenden, für die Entwicklung und Sicherung derselben notwendigen Lebens in unsrer Heimat uns aufrecht zu erhalten, dazu fehlt uns die Macht und nur ein Wunder kann uns retten. Mit trübem, hoffnungslosem Herzen blicke ich in die Zukunft unsrer Lande, die Gott behüten wolle." So ließ ihm denn das Gefühl der Ohnmacht und die Erkenntnis, daß eine große, schwere Zeit nicht immer auch ein starkes Geschlecht im Lande antraf, den Gedanken einer Emigration nach Deutschland wünschenswert

erscheinen, damit die Nachkommen dem Schicksal, in einer ihm tief unsympathisch werdenden Kulturisphäre leben zu müssen, entgingen. „Dahin, dahin", schreibt er im selben Jahre an einen seiner Söhne, „möcht ich mit Euch, Ihr Lieben, gerne ziehn. Wo i weiß ich, daß es auch dort zerbrochene Töpfe gibt, hier gibt es aber jetzt nur noch zerbrochene Töpfe und wir haben das Zusehen." Aber das waren unausführbare Wünsche, die ihn auch nie in der Überzeugung wankend machten, daß es zum Arbeiten und Wirken nie zu spät sei, daß für den Mann bei der Aussichtslosigkeit der Lage seine Aufgabe, für andre und an sich zu arbeiten, nicht aufhört. „Wo will das hinaus?" schreibt er nach der Maßregelung der Rigaschen Zeitung. „Es heißt aber abwarten und den Mut nicht sinken lassen. Darin hast du ganz recht. Was auch die Zukunft uns bringen mag, an Unglück und Leid, solange man sich selbst nicht verliert und seiner Überzeugung treu bleibt, hat man persönlich wenigstens gerettet, was für einen Menschen von Ehre das höchste ist, — das gute Gewissen und die Selbstachtung." Aber er litt schwer unter der Zeitlage. „Du wirst", schreibt er am 27. September 1886 an einen seiner Söhne, „mich, wenn Du zu Weihnachten hier bist, sehr gealtert finden; ich fühle, wie mir die jetzigen Verhältnisse am Leben fressen." Als ihm im Mai 1889 die briefliche Erinnerung an den 30jährigen Jahrestag seiner Magisterpromotion und ein herzlicher Gruß zu diesem Tage zuging, antwortete er deprimiert: „Ich hatte bereits vergessen, daß es am 12. Mai 30 Jahre her sind, daß ich — mit welch andern Aussichten in die Zukunft und voll Lebensmut und Frohsinn — zum Magister promoviert wurde. Und jetzt!? Mit welchen getrübten schmerzlichsten Art sehe ich in die Zukunft und auf wieviel Schmerz und Leid in der Vergangenheit sehe ich zurück!"

Infolge dieser Katastrophen war es ihm nicht beschieden, in den ihm, wenn auch nicht besonders lieben, so doch altvertrauten Berufsverhältnissen seine Lebensarbeit zu beschließen. Am Ende des Jahres 1889 wurden die russischen Justizbehörden in Kurland eingeführt, die alten deutschen Landesbehörden aufgehoben. So kam 25 Jahre später, als die besten Männer der baltischen Lande es gehofft, eine Änderung der Justizverhältnisse zustande. Aber eine wie andere, als man es hoffnungsfroh einst erstrebt hatte! Nicht vom Lande kam die Reform jetzt, sondern einseitig von der Regie-

rung, nicht historisch anknüpfend, sondern Altes zerstörend, keine sachliche Neuordnung war in erster Reihe bezweckt, sondern ein Schlag gegen das baltische Deutschtum. Russisch wurde nun die Gerichtssprache in allen Behörden. Dem geheteristischen Zwange materieller Verhältnisse folgend, mußte sich Seraphim auch unter den neuen Verhältnissen der Advokatur widmen; er fand die Kraft, sich in die sachliche Seite der neuen Justizreform insoweit hineinzufinden, daß er sie nicht weniger als jüngere Männer beherrschte. Mit zähem Fleiße wollte er den Stoff bezwingen, und er bezwang ihn, trotz der großen Schwierigkeiten, die ihm die russische Sprache zunächst machte, eignete er sie sich insoweit an, daß sie ihm zu einer gedeihlichen Führung seiner Geschäfte nicht im Wege stand. Aber es war doch eine andre Art von Praxis, an die sich der 62jährige gewöhnen mußte. Hatten früher die Schriftsätze zu einer wissenschaftlichen Erörterung der betr. Rechtsfragen Raum und Möglichkeit geboten, so hörte das nun auf und an die Stelle wissenschaftlicher Antanitäten trat der formale Gesetzesbuchstabe, entschied nun ein von den mit den historischen Voraussetzungen des baltischen Privatrechts meist ganz unvertrauten Richtern oft mißverstandener Paragraph.

Diese Verhältnisse, die auf die Ausdehnung seiner Praxis naturgemäß zurückwirkten, haben Seraphims Kräfte aufgerieben. Er wurde seit der Justizreform ein müder Mann, und die Depression, die im Jahre 1890 über ihn kam, war eine derartige, daß die Seinen mit banger Sorge um seine Gesundheit erfüllt wurden. Auch eine Auslandreise im Sommer dieses Jahres brachte keine Erfrischung, dann aber half ihm seine gute Natur und er überwand im allgemeinen die schwere Gemütsstimmung, ja er fand wieder die Freudigkeit und Muße zu wissenschaftlicher Produktion, die ihn noch in den letzten Lebensjahren lebhaft interessierte. Gelegentlich memte er zwar bitter, gelehrt und verständen würden seine Arbeiten von den russischen Richtern doch nicht, es überkam ihn dann das niederdrückende Gefühl, umsonst gearbeitet zu haben. Aber das ließ ihn nicht müde werden, auf einem Gebiet sich zu betätigen, auf dem er, wenn auch nur kleineren Kreisen, nützen zu können zugeben mußte.

Noch ist es Tag, da tummle sich der Mann,
Nach kommt die Nacht, da niemand wirken kann

So arbeitete er rastlos weiter. Allein an den Überanstrengungen geistiger und gemütlicher Art, die die neue Zeit mit sich brachte, ist der Mann, der von sich wohl im Scherze sagte, er sei auf 100 Jahre angelegt, vorzeitig alt geworden.

Dem Postulat, daß sich der Mensch durch Nachdenken und Studium bilden solle, zu entsprechen, ist Seraphim stets Lebensbedürfnis gewesen. Besonders die Geschichte hat er zum Gegenstande eingehenderer Studien gemacht, als es gemeinhin bei Laien der Fall zu sein pflegt. Sein Detailwissen auf diesem Gebiete war ein großes, aber er blieb nie im Stoffe stecken. Dieser wurde sein geistiges Eigentum, das er wirklich beherrschte, und aus der vollen Würdigung vergangener Zustände und Menschen erwuchs ihm das rechte Verständnis der Gegenwart. Aber auch eine Freude war ihm diese Beschäftigung in trüben Tagen. „Geschichtliche Werke", schreibt er am 30. Oktober 1886 an einen seiner Söhne, „sind mir jetzt mehr als je eine Erquickung. Ich suche in dem Studium der Geschichte Trost für die trostlose Gegenwart."

Wie hätte es anders sein können, als daß diese stets strebende Natur auch den höchsten Dingen nachsann und über religiöse Fragen viel studierte und nachdachte. Die Bibel hat er als älterer Mann wieder eingehend studiert und von den Darstellungen des Lebens Jesu waren ihm manche vertraut, die Haleysche hatte er sich noch für den Sommer 1894, den er nicht mehr erleben sollte, zum Studium bestimmt. Aber ein ehrlicher Zweifler ist er doch immer geblieben; von dem heißen Bedürfnis nach Erkenntnis erfüllt, hat er sich, wie er nun einmal nach Anlage und Entwicklung war, niemals auf den Standpunkt des kirchlichen Dogmas zu stellen vermocht und in diesen heiligsten und ernstesten Fragen des menschlichen Herzens hat er natürlich nie als einer erscheinen wollen, der er in Wirklichkeit nicht war. Wohl legte ihm die Predigt zu religiöser Betrachtung an; ja, er hat in schweren Lebenslagen das Abendmahl, das ihm freilich eine Sinnenangelegenheit im weitesten Sinne war, mitbegangen, weil es ihm Bedürfnis war, gemeinsam mit der ganzen Gemeinde Gott die Ehre zu geben. Aber weiter hat er nicht gehen können. Gerne bekannte er, daß er sich resigniere, daß es so, wie Gott die Dinge in Welt und Ewigkeit bestimmt habe, gut sein müsse, daß uns irrenden Menschen aber mehr zu wissen nicht beschieden sei. Und doch ließ er sich stets wieder zum

Digitized by Google

Nachdenken anregen; noch in den letzten Jahren haben ihn Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“, Schillers „Über den Sündenfall“, über die „Sendung des Moses“ viel beschäftigt, und in Goethes Faust, den er in jüngeren Jahren fast auswendig kannte, trat ihm eine Weltauffassung entgegen, deren tiefster Inhalt sich ihm in den Worten im 2. Teil der Dichtung auszudrücken schien:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Und im letzten Grunde erschienen ihm ethische Fragen weit wichtiger. Eines, meinte er, sei für jeden klar, daß er seine Pflicht zu tun habe. So bekannte er sich im weitesten und höchsten Sinne zum kategorischen Imperativ Kants. Tue deine Pflicht, arbeite unablässig für deine eigene Veredlung und für das Wohl deiner Nächsten, erst die andern, dann du! — Das war ihm das höchste Wissen. „Ich kenne“, schreibt er wenige Monate vor seinem Hinscheiden an einen seiner Söhne, „eigentlich keinen andern Ehrgeiz, als den, meine Pflicht zu tun“, und obwohl er sich seines Irrens und Fehlens wohl bewußt war, so verlor er diesen Kompaß nie aus den Augen.

Aber er ist im Leben oft mißverstanden, — oft verkannt worden.

Er hat das Schicksal aller wirklichen Idealisten gehabt. Er wollte sich eine Welt bauen nach seinem Plan, mit Menschen nach seinem Sinne, und sah nur zu oft in der rauhen Wirklichkeit, daß er sich ein Luftgebäude errichtet habe. So wurde er oft enttäuscht und in der Folge nicht selten bitter und manchmal ohne Grund mißtrauisch. Gewiß hat er einen Teil seiner Gegner und Feinde haben müssen, weil er keine Kompromisse kannte, weil er nicht paktieren wollte mit Anschauungen und Strömungen, die ihn in seinem besten Empfinden und Denken verletzten. So war er in der Tat eine im weitesten Maße unbequeme Natur, um des lieben Friedens willen aus seinem Meinen und Empfinden ein Hehl zu machen, ist ihm nie geläufig geworden, und wo er Unrecht oder Gesinnungslosigkeit zu sehen glaubte, konnte sein Zorn mit elementarer Kraft aufdonnern. Das machte ihm manche Gegner, er wußte das, aber ließ sich nicht beirren. Es ist charakteristisch, daß sich unter den Gedichten, die er, weil sie ihn besonders ansprachen, gesammelt hatte, auch die Verse Anastasius Grüns befanden:

Man schreibt auf manchen Stein:
„Er hatte keinen Feind!“
Als Lobspruch ist's gemeint,
Doch schließt's auch schlimmes ein:
Es klänge just so gut,
Ihm fehlte Herz und Blut,
Er ließ sich treten,
Er ließ wie Ton sich kneten,
Sein Aug' war blind dem Lichte,
Sein Mund war stumm für Wichte,
O raubt mir nicht am Grabe
Nach meine beste Habe
Die Feinde, deren Zorn
Mein Schmuck, mein Stolz, mein Sporn;
Von jenem Worte rein
Laßt meinen Stein.

Aber auch manch anderer ist ihm entfremdet, der über des Lebens höchste Güter ähnlich dachte wie er. Sein Mißtrauen, seine Heftigkeit und nervöse Reizbarkeit haben ihm manche Feindschaft zugezogen, haben sein kinderweiches Gemüt gelegentlich hart und ungerecht *erscheinen* lassen. Auch er hätte mit dem Dichter bekennen dürfen:

Ich bin kein ausgeklügelt *Buch*,
Ich bin ein *Mensch* mit *seinem Widerspruch*.

Auch hat er, bei trotz allem Verstöhnis für urwüchsige Derbheit auch in Form und Auftreten niemals den feingebildeten Mann verleugnete, mancher Unzartheit des Verkehrstones, mancher mitunterlaufenden Rohheit eine weitergehende Bedeutung beigelegt, als ihr nach den Intentionen der betreffenden Personen zukam*. So hatte er in der Tat scharfe Kanten, deren Berührung wehe tun konnte, aber es ist an seinem Grabe auch schön ausgesprochen worden, daß im letzten Grunde auch seine Fehler, wie z. B. seine Schroffheit und Subjektivität, doch so unverkennbar die Züge seiner Kardinaltugenden, der Wahrheit und Lauterkeit trugen.

Man würde nun sehr irren, wollte man glauben, er habe den Anstoß, den seine Art und Weise den Menschen gab oder den er an ihnen nahm, in philosophischer Gelassenheit getragen. Jede

*) Auch hat er gelegentlich zu dem ultimum refugium einer Gesellschaft greifen müssen, die so stumpf ist, daß sie gegen fernale Beleidigungen nicht Stellung nimmt.

Auseinandersetzung mit Menschen ist ihm vielmehr ein schmerzlicher Schnitt in sein Gemütsleben gewesen, und die unfreundliche Stellung zu einigen, die seinem Herzen einst nahe gestanden, hat ihn bis zuletzt geschmerzt. Er hat sein Temperament nicht lieb gehabt und aus der Not keine Tugend gemacht. Wohl waren ihm „jene korrekten Naturen, die stets Eis auf dem Kopfe haben", unbegreiflich und er meinte gewiß nicht mit Unrecht, daß wenn derartige Persönlichkeiten auch nicht auf Fehltritte der Leidenschaft zurückzublicken haben, so ihnen doch anderseits auch jene Erhebungen des Gemüts fern bleiben, die stets in Welt und Leben eine Großmacht gewesen sind. Aber daß seine eigene Kraft oft zu gewaltsam überschäumte, hat er wohl gewußt und in den Briefen an seine Söhne, die ihm allmählich seine nächsten Freunde geworden waren, spricht er es nicht selten aus, wie tief ihn die Erkenntnis schmerze, daß er durch seine Art andern und sich selbst oft weh täte. Aber ihm blieb auch nicht die Erfahrung erspart, daß die große Masse eher Gesinnungslosigkeit und Gewissenlosigkeit ruhig gewähren läßt, — solange sie nicht anstoßt — als die elementare Schroffheit edler Naturen. Und wie er einerseits in seinem Wohlwollen so wunderlich verkannt worden ist, daß die platte Alltäglichkeit ihm gelegentlich bei Betätigung jener Eigenschaften persönliche Nebenabsichten unterzuschieben sich unterfing, so wurde anderseits seiner Schwerlebigkeit auch da jene nachsichtige Liebe, die alles trägt, versagt, wo man seine edlen Seiten genau kannte. So kam er mit manchen auseinander, mancher zog sich in passiver Kühle von ihm zurück, der ihm früher nahe verbunden gewesen. Darin, könnte man sagen, liegt ein tragischer Zug in seinem Lebensgange.

Es kamen Zeiten, wo er meinte, er könne ohne Menschen auskommen, seine Bücher seien ihm seine Welt. Aber wenn er diesen, man möchte sagen unpersönlichen Gedanken aussprach, war er in einer großen Selbsttäuschung befangen. Gewiß stieß ihn manche Erfahrung immer wieder zurück, aber immer wieder fühlte er sich auch von Menschen von Geist und Gemüt angezogen und trotz mancher Ernüchterung hat er doch immer wieder das Bedürfnis gehabt, anzuknüpfen, und gerade besonders gerne mit der Jugend, die auch ihn stets lieb gehabt hat. Aber im großen und ganzen wurde sein Kreis doch stets kleiner, sein Lebensgang immer einsamer, nachdem noch in den letzten Lebensjahren zwei nahe

Freunde, sein Vetter, der Grunhoffsche Pastor Eduard Seraphim und der um das Mitauer Gymnasium hochverdiente Inspektor desselben, Karl Donnenberg, ihm im Tode vorausgegangen, waren es nur wenige vertraute Männer, die ihm das Leben oder der Tod übrig gelassen hatten. So wurde auch sein Leben immer mehr ein nach innen gekehrtes, der Welt abgewandtes, und der Gedanke zu scheiden, ihm stets vertrauter. Früher aber, als er es selbst geglaubt, hat ihn der große Überwinder Tod bezwungen. Eine seit Jahren ausgebildete, aber stets für harmlos gehaltene Geschwulst nahm zu Beginn des Jahres 1894 eine bösartige Entwicklung an. Mit großer Ruhe bestellte Seraphim, der übrigens der besten Hoffnung auf Genesung war, sein Haus und ordnete alle geschäftlichen Beziehungen, ehe er sich der notwendig gewordenen Operation unterzog. An einer nach dieser eingetretenen Darmlähmung ist er ohne große Qualen hinübergegangen, um ½10 Uhr morgens, am 27. Februar, einem Sonntag, hörte sein Herz zu schlagen auf, fand der müde Kämpfer den Frieden, der ihm im Leben so oft ferngeblieben war.

Als die Todesnachricht bekannt wurde, war die Stimmung weiterer Kreise von dem Gedanken beherrscht, daß Kurland um einen edlen und bedeutenden Mann ärmer geworden sei*. Sein Freund Oskar Kurnatowski glaubte das bestimmende Moment seiner menschlichen Art am besten zu treffen, wenn er seiner Leichenrede den Text zugrunde legte: „Des Gerechten wird nimmermehr vergessen", und im Hinblick auf seine Berufstätigkeit sprach Julius Schiemann am Grabe den warmen Wunsch aus: „Möchten wir alle so werden!" Als einige Zeit nach Seraphims Tode noch in den „Dorpater Studien" eine von ihm hinterlassene Abhandlung erschien, fügte Professor Karl Erdmann eine Nachschrift hinzu, die des Verstorbenen Verhältnis zur Rechtswissenschaft in nachstehender Weise würdigte:

„Die Hand, welche die nachstehend gedruckten Zeilen geschrieben hat, ruht jetzt von ihrer Arbeit. Mit ihr ist einer der treuesten Mitarbeiter an der Dorpater Zeitschrift für Rechtswissenschaft und

*) Einen längeren Nachruf schrieb Julius Schiemann in der „Düna-Ztg" Nr 52 vom 7 März 1894, das „Mitauer Tageblatt" und die „Mitausche Zeitung" brachten kürzere Nekrologe, aus der letzteren übernahm ihn die „Zeitung für Stadt und Land".

den Dorpater Beiträgen aus den Reihen unsrer praktischen Juristen geschieden. Da dürfte denn den Herausgebern das Recht und die Pflicht erwachsen, dem Geschiedenen ein paar Worte warmer Erinnerung in die Gruft nachzurufen.

Sie sollen hier nur dem Juristen gelten, nicht dem Manne. Wohl hat der Schreiber dieser Zeilen Grund, nicht bloß dem Berufsgenossen, sondern auch dem Freunde seinen Nachruf zu widmen. Allein der Mann und der Freund, seine Schicksale und Verdienste sind bereits in den Tagesblättern, unmittelbar nach dem Eintreffen der Todesnachricht, ausreichend hervorgehoben und gewürdigt worden. Der Zweck dieser Blätter aber muß uns den Anlaß geben, dem hochverdienten Juristen und vor allem dem Zivilisten* Ferdinand Seraphim und mit ihm einem scheidenden Typus unsrer Rechtsvertreter, dessen hervorragender Repräsentant er war, diese Worte zu widmen.

Es hat vielleicht wenig Länder gegeben, in welchen früher der Theoretiker und der Praktiker so ineinander verschmolzen, wie dies in den Ostseeprovinzen der Fall war.

Der Mangel einer zusammenfassenden Kodifikation brachte neben manchen Mißständen auch den Vorzug mit sich, daß der praktische Jurist genötigt war, unmittelbar aus den Rechtsquellen und namentlich unmittelbar aus dem reichlich strömenden Brunnen des gemeinen Rechts zu schöpfen. Jede wissenschaftliche Arbeit, jede neue Anschauung auf dem Gebiete dieses letzteren war eine direkte Fundgrube, nicht bloß für den Theoretiker, nein, auch für Richter und den Advokaten der hiesigen Lande. In den Urteilen und Parteischriften früherer Tage finden wir ausführliche wissenschaftliche Exkurse, wie sie sonst nicht häufig praktischen Rechtsdeduktionen innewohnen. Vor allem verlangte man von dem gewiegten Advokaten, der hier nicht bloß Vertreter der Partei, sondern Vertrauensmann und Ratgeber des Publikums war, die volle Beherrschung des zum Teil spröden und unverarbeiteten Materials der Quellen. Daher mußte in jener Zeit der Advokat durch Ablegung der Magisterprüfung und Erwerbung des Magistergrades seine Fähigkeit zu wissenschaftlicher Behandlung des Rechts-

*) Wie in allen Kulturländern, so spielt auch hier in der Rechtspraxis das Zivilrecht und nicht das Strafrecht die Hauptrolle. Es gab eben hier wie anderswo mehr Spielarten von Rechtsgeschäften, als von Verbrechen.

stoffes dokumentieren, während dies von den Richtern nicht verlangt wurde. Kein Wunder, daß auch in der öffentlichen juristischen Wertschätzung der gewiegte Advokat höher stand als der Richter und daß der letztere zum ersteren, nicht aber umgekehrt, zu avancieren pflegte. Daher die große Zahl hochbedeutender Juristen, welche in der Advokatur des Landes stehend, den Stolz des letzteren nach dieser Richtung hin bildeten.

Dieser Klasse gehörte Ferdinand Seraphim voll an. Mochte auch seine ursprüngliche Neigung und Begabung ihn mehr nach der Seite der akademischen Lehre getrieben haben, — als das Schicksal gegen seinen Plan entschied, warf er sich mit der ihm eigentümlichen Energie auf den Beruf des Advokaten. Er hatte das Glück, jener Periode der Rechtswissenschaft zu entstammen, in welcher die Zivilistik durch den Sieg der historischen Schule neues Blut in die Adern erhalten und gelernt hatte, das Recht aus seinen Entwicklungsstadien bis in seine frühesten Keime zurück zu schöpfen, in welcher glänzende und begeisterte Vertreter insbesondere des römischen Rechts jene Samenkörner pflanzten, aus denen in Deutschland eine so reiche zivilistische Saat aufgegangen ist. Mit voller Seele hing er an diesen Idealen seiner Rechtsauffassung, und wenn er auch durchaus kein sklavischer Nachbeter seiner geistigen Lehrer war, so waren sie doch bestimmend für seine Auffassung und Deduktionsmethode.

Kein Wunder, daß er nur zögernd und ungern eine Kodifikation wie die von 1864 entgegennahm, welche ihm die Brücke mit dem Mutterboden des gemeinen Rechts abzubrechen und an die Stelle vertiefter Geistesarbeit die mehr mechanischen Leistungen des Routiniers zu setzen schien. Ich habe ihn damals oft recht unwirsch werden sehen, wenn er auf den „Provinzialkodex" zu sprechen kam. Die Notwendigkeit für diesen letzteren, sich in den vielfachen Kontroversen des gemeinen Rechts für die eine oder die andere Anschauung zu entscheiden, setzte denselben zudem auch inhaltlich nicht selten in Widerspruch zu den Überzeugungen Seraphims. Erst allmählich rang er sich zu einer besseren Wertschätzung einer Arbeit durch, welche, trotz der Veränderung in mancher den Juristen liebgewordenen Anschauung und Arbeitsart, dem Rechtsleben überhaupt Sicherheit, Klarheit und die Möglichkeit fester Weiterentwicklung verleiht, ohne dabei die Verbindung mit der Quelle abzu-

brechen, welche durch eine Kodifikation ja nur fixiert, nicht abgelöst wird. —

Seraphim trug die alte bewährte Methode, auch als Praktiker in der Wissenschaft zu forschen, in jene veränderte Lage der Dinge hinein. Und so wurde ihm fast jede von der Praxis aufgeworfene Frage, fast jeder an ihn herantretende Fall des Rechtslebens zu einem wissenschaftlichen Problem, dem er nachsann, bis er es gelöst zu haben glaubte. Daß er dabei häufig kasuistisch verfuhr und bis in die einzelnen Details den Möglichkeiten praktischer Verwertung seiner Resultate nachsann, das war die Frucht seiner Lebensstellung. Daß er aber dabei stets zu den Ausgangspunkten der Entwicklung des in Frage kommenden Rechtssatzes zurückging, daß er insbesondere seinen geliebten romanistischen Lehrern die Anschauungen entnahm, von denen er ausging, ohne jemals auf selbständige Kritik zu verzichten, — das war die Frucht seiner vortrefflichen theoretischen Schulung.

Und hinter beidem stand ihm eins: die Liebe zu seiner Wissenschaft und zum Recht. Ein glühender Gerechtigkeitstrieb ließ ihn niemals ruhen, wo ihm, wenn auch nur in Schrift und Wort, ein Recht verletzt schien, mochte es auch praktisch bisweilen minutiös erscheinen. So verkörperte sich in ihm sowohl moralisch als logisch genommen die Idee eines echten Rechtsvertreters, der nicht die Partei, sondern das Recht selbst schützt, des Rechtsanwalts im eigentlichen Sinne des Wortes.

Gott schenke uns noch viele solche!"

*

Der Mensch fällt aber nicht mit der Summe seiner Taten zusammen. Auch Ferdinand Seraphim war mehr als ein gelehrter Jurist und ein hervorragender Advokat. Er war eine edle und reine Persönlichkeit, die dem Gemeinen abhold, immer nach Vertiefung und Veredlung rang und dem Guten dienen wollte, ein wahrhaftiger und tapferer Mann, der aufrecht und ungebeugt durch ein ernstes Leben ging, ein warmherziger baltischer Patriot, wert, daß die Heimat seiner nicht vergesse.

Wilhelm Leibl.

Ein Vortrag, gehalten am 3. November 1907 im „Dozenten-Verein" in Dorpat

von

Reinhold von Moeller*.

Wenn man die Gemäldesammlungen, die uns Aufschluß über die Kunsttätigkeit der verschiedenen Jahrhunderte geben, betrachtet, so findet man als überraschende Tatsache, daß sich die Malerei in Deutschland eine längere Zeit hindurch ununterbrochen und höchst eigenartig entwickelt und in Dürers und Holbeins Leistungen eine sehr bedeutende, von der ganzen gebildeten Welt anerkannte Höhe erreicht, sehr bald darauf aber fast vollständig verschwindet und das Feld unbestritten der italienischen, niederländischen und französischen Kunst überläßt. Vom Dreißigjährigen Kriege an bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war die bildende Kunst in Deutschland rapid rückwärts gegangen und zuletzt kaum noch vorhanden.

Und wie sollte das auch anders sein?

In einem Lande, dessen Wohlstand durch unausgesetzte blutige Kriege und fortwährende Kontributionen beinahe vollständig vernichtet war, wo die große Masse des Adels und der Bürgerschaft darbte und der Bauer am Hungertuche nagte, da war kein Baden mehr für die Kunst, deren Werke zu den teuersten Luxusartikeln gehören, an deren Erwerbung nur Menschen denken können, die viel mehr besitzen, als zur Befriedigung der notwendigsten Dinge gehört. An Talenten hat es sicher niemals gefehlt, aber in einem Lande, in dem keine Kunstwerke gekauft werden und keine Bestellungen gemacht werden, da können sich keine Talente — sie mögen noch so groß sein — entwickeln, da können und werden sich nicht

*) R. v. Moeller lebte von 1870 bis 1893 in München (erst als Schüler der Akademie der Künste, dann als ausübender Künstler) und kannte den Maler Leibl persönlich. Manches für den Vortrag hat er aber der „Künstler-Monographie: Leibl von Georg Gronau" entnommen.

Leute jahrzehntelang zeitraubenden, kostspieligen Studien hingeben, weil ihnen nach aller Mühe und redlichen Arbeit nur eine Aussicht winkt — die Aussicht zu verhungern.

Das wenige Kunstbedürfnis, das noch an den Höfen der kleinen deutschen Fürsten vorhanden war, wurde mit seltenen Ausnahmen von Ausländern, Bürgern glücklicherer Staaten, Franzosen, Niederländern und Italienern befriedigt.

Erst am Anfang des 19. Jahrhunderts ließ die deutsche Kunst, speziell die deutsche Malerei, wieder von sich hören. Als die letzten fremdländischen Scharen, die unter Napoleon I. die deutschen Gauen überflutet und verwüstet hatten, endgültig vertrieben waren und mit dem Frieden allmählich wieder Gedeihen und Wohlstand auf deutschem Boden möglich wurde, regte sich auch wieder die Kunst. Anfangs schüchtern und unbeholfen, erhob sie allmählich ihr Haupt immer mehr und mehr, bis sie in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts sich stark genug fühlte, um mit der Kunst der übrigen Reiche von neuem in erfolgreichen Wettbewerb treten zu können.

Aber es wurde der Malerei in Deutschland nicht leicht, sich aus ihrem totalen Niedergang wieder emporzuarbeiten!

Vor allem war fast jede Tradition der Technik verloren gegangen. Die Erfahrungen, die oft Jahre, ja ein ganzes Leben in Anspruch nehmen, mußten alle von neuem gemacht werden, angefangen von der Art einen Malgrund auf der Holztafel oder der Leinwand herzustellen, bis zur Art wie die Farbe aufgetragen, wie der Pinsel geführt werden solle, welche Bindemittel und welche Firnisse anzuwenden waren. Was das bedeutet, wird man verstehen, wenn man bedenkt, daß ein überwiegend großer Teil der Arbeit eines jeden Malers rein technischer Natur ist, und es ist fraglos, daß nicht wenige Mißerfolge in dieser Sparte der Kunst auf die technische Unkenntnis und Ungeschicklichkeit der betreffenden Autoren zurückzuführen sind. Dieser Kampf um die Wiedererlangung einer allen Anforderungen entsprechenden Technik, der in Frankreich schon vor 70 und in Deutschland vor etwa 50 Jahren begonnen hat, dauert noch heute fort. Obgleich seit so vielen Jahren wieder experimentiert wird und Erfahrungen gesammelt werden, herrscht noch jetzt über manche Fragen eine große Unklarheit und kämpfen heute noch die bedeutendsten Künstler mit gewissen

technischen Schwierigkeiten, ohne daß es ihnen gelingen will, sie mit Sicherheit zu überwinden.

Neben dem Verlust der technischen Tradition wirkte aber noch ein andres Moment sehr ungünstig auf die Wiederbelebung der Malerei — nämlich die ästhetische Richtung, die im vorigen Jahrhundert bis in die 60er Jahre das Publikum fast ausschließlich beherrschte: der Klassizismus und die Romantik. — Der einzige wirkliche Lehrmeister der bildenden Künstler war immer und wird immer sein — die Natur, und zwar sie allein, und man hätte erwarten und wünschen können, daß die Künstler beim Wiedererwachen der Kunst in Deutschland vor allem mit einem pietätvollen Studium der Natur beginnen würden, um erst allmählich mit den gemachten Erfahrungen in der Technik und der Beherrschung der Form zu schwierigeren Arbeiten und der Lösung von komplizierten Problemen überzugehen. Statt dessen geschah das Umgekehrte. Nicht das Studium der Natur, sondern das der „Antiken" wurde auf den Schild gehoben und dabei vergessen, daß die herrlichen Werke der Griechen ja auch nur entstanden waren als Frucht jahrhundertelangen Studiums nach der Natur, und zwar eines Studiums, betrieben von den gottbegnadetsten Künstlern.

Die Folgen dieses verkehrten Studiums zeigten sich auch sofort in einem stümperhaften Dilettantismus einerseits und in heillosem Manierismus andererseits, und das nicht nur bei den Malern mittleren Ranges, sondern auch bei den Künstlern, die den größten Ruhm genossen. — Ich möchte hier nur als Beispiel anführen die Deckengemälde von Cornelius in der Glyptothek in München, die seinerzeit allgemein bewundert und gepriesen wurden. Sie malen einen heute an wie schlecht kolorierte Kartons, und auch die Zeichnung, auf die man besonders stolz war, ist voll vom hohlsten Pathos und konventionell im schlechten Sinne.

Auch in Frankreich standen die Akademie der Künste und die von ihr beherrschten Kreise bis tief ins vorige Jahrhundert hinein unter dem Einfluß der antikisierenden Richtung, die zur Zeit der Republik modern geworden war; aber dort machte sich schon in den 30er und 40er Jahren eine starke Opposition gegen diese Anschauungsweise geltend, eine Opposition, die von einer Reihe höchst begabter Künstler ausgehend, in kürzester Zeit den voll-

ständigen Sieg davontrug. Durch das Beispiel hervorragender Männer angeregt, lernten die jungen Leute in Frankreich vor allem wieder die Natur ordentlich wiedergeben, d. h. wieder malen, ehe sie sich daran machten, ihre künstlerischen Konzeptionen in Gemälden dem Publikum zu offenbaren. Den Parisern schlossen sich bald die Belgier und Holländer an, bei denen letzteren die technische Tradition übrigens niemals ganz unterbrochen worden war. Von Paris und Antwerpen kam dann in den 50er Jahren das intensive Naturstudium und das Streben nach besserer Technik auch nach Deutschland und speziell nach München durch Karl von Piloty.

Der Corneliamische Einfluß hatte in München trotz gelegentlicher Versuche einiger Koloristen, wie Viktor Müller, Baron Romberg und Feuerbach, sich von diesem zu emanzipieren, ziemlich ungeschwächt bis auf Wilhelm von Kaulbach fortgedauert, und die ganze Jugend, die dort studierte, seufzte schon lange und litt unter der veralteten, unsäglich kläglichen Malweise und unter dem zu einseitig betonten Studium nach der „Antiken", und es wurde von ihr geradezu als eine Erlösung empfunden, als mit der Berufung Pilotys zum Professor an der Akademie ein Lehrer angestellt ward, bei dem sie endlich lernen konnten, wie man einen Kopf, eine Hand, einen Stoff plastisch und koloristisch malen könne und malen müsse. Plastik und Farbe wurden für die nächsten Dezennien das Losungswort und farbenfreudiges Malen trat an die Stelle des dilettantischen Kolorierens. Die leuchtenden tiefen Farben der alten Venezianer, eines Tizian, eines Paluma, eines Tintoretto suchten Piloty und seine Anhänger zu erreichen, während der etwas später angestellte Prof. Diez und seine Jünger sich die koloristisch feineren Holländer: Van Dyk, Franz Hals und den Spanier Velasquez zum Muster erwählten.

So kam in Deutschland, besonders in München, zu Anfang der 60er Jahre ein neues Leben und ein wohrhaft begeistertes Streben in die heranwachsende Künstlerschaft. Mit der größten Hingebung an ihre Arbeit, nicht selten unter jahrelangen Entbehrungen, setzten die Kunstjünger alles an die fortgesetzte Vervollkommnung ihres technischen Könnens und an die Schulung ihres Auges für malerische Eindrücke. Und dieses hingebende Streben nach Vervollkommnung hat reiche Frucht getragen.

Die deutsche Malerei hat in den letzten 40 Jahren eine Menge Werke geschaffen, die den Werken jeder andern Nation ebenbürtig sind. Dutzende von Namen, die in der Geschichte der Malerei immer genannt werden müssen, gehören Männern an, die damals in Düsseldorf und vor allem in München in den neuen Geiste ihre Studien trieben.

Einer der Hervorragendsten aus der Zahl jener Sterne, die damals am deutschen Kunsthimmel aufgingen, war **Wilhelm Leibl**.

Lange Jahre von der heimischen Kunstkritik und dem kunstliebenden deutschen Publikum ignoriert, verschaffte ihm endlich ein Zufall und die gerechte Beurteilung des Auslandes die Stellung, die ihm gebührte, und jetzt, nach seinem Tode, ist ihm sogar in Berlin — wie ich zu meiner Freude gesehen habe — die Ehre zuteil geworden, daß man einer Anzahl seiner Werke, ebenso wie den Werken von Menzel und Liebermann, einen eigenen Saal in der Nationalgalerie eingeräumt hat. Nur sehr wenige Künstler haben so ehrlich gearbeitet wie er, unbekümmert um materielle Mißerfolge und ohne jemals auf Kosten seiner Kunst dem Publikum und den Kunsthändlern irgend welche Konzessionen zu machen, und nur bei sehr wenigen Künstlern vereinigte sich ein bedeutendes Talent mit einer solchen Summe von Energie.

Wilhelm Leibl war in Köln im Jahre 1844 geboren als siebentes Kind seines bereits sechzigjährigen Vaters, des Kapellmeisters am Kölner Dom. Nach Absolvierung einer Bürgerschule, in der er nur durch sein Zeichentalent hervorgeragt hatte, sollte er Feinmechaniker werden und wurde als Vorbereitung dazu zu einem Schlosser in die Lehre gegeben. Da es ihn aber schon als Jüngling mit aller Macht zur Kunst trieb, so verließ er die Schlosserwerkstatt und ging nach Düsseldorf, um dort zeichnen und malen zu lernen, vertauschte aber schon 1863 Düsseldorf mit München, wohin damals alle begeisterten Kunstjünger strebten, um unter dem Bahnbrecher des Naturalismus **Karl v. Piloty** zu arbeiten.

Der Professor Piloty stand damals im Zenith seines Ruhmes und unter seiner Leitung studierten die talentvollsten Schüler der Münchner Akademie: Lenbach, Makart, Defregger, Gabriel Max, Gysis, Mathias Schmidt, Alexander Wagner und viele andere,

Digitized by Google

deren Namen allbekannt sind, und der Umstand, daß Leibl nach kurzen Vorstudien (bei Baron Raunberg) in der Kreis der Schüler Pilotys aufgenommen wurde, beweist, daß die Arbeiten, die er bei seiner Anmeldung vorweisen konnte, schon entschiedenes Talent verraten haben, weil von Piloty — bei dem übergroßen Zudrang zu seiner Schule — nur die Begabtesten Berücksichtigung finden konnten.

Leibls äußere Erscheinung war schlicht und einfach, mehr die eines Försters oder Verwalters, als eines Künstlers, wie sich das Publikum im allgemeinen einen solchen vorstellt. Etwas über mittlerer Größe, breitschultrig, mit enorm entwickelter Muskulatur, hatte er es schon als Jüngling mit den stärksten Männern im Ringen und Stemmen aufgenommen. Sein Nervensystem war außerordentlich fest und geeignet große Anstrengungen und wenn nötig Entbehrungen und ermüdende Arbeit zu ertragen. Dabei war er, wie fast alle Kraftmenschen, gutmütig und von ruhigem Temperament und ließ sich durch das Getriebe der Großstadt mit ihrem Ehrgeiz und hastigen Streben, mit den tausend Widerwärtigkeiten und Plackereien wenig beirren.

In der Münchner Akademie arbeitete er mit eisernem Fleiße und eignete sich alles an, was er auf dieser Hochschule an technischer Geschicklichkeit lernen konnte, dabei zeigte er aber schon sehr bald eine seltene Selbständigkeit. Trotz des fast übermächtigen Einflusses von Piloty, dem sonst alle sich willenlos fügten, blieb er immer bis zu einem hohen Grade er selbst und machte alles nur so wie er es empfand und für richtig hielt. — Da er von seinen Eltern nur sehr wenig unterstützt werden konnte, so ging es ihm materiell äußerst dürftig und er war gezwungen keinen noch so geringen Verdienst von der Hand zu weisen. So soll er z. B. für den Preis von 2 Gulden für arme Leute die Porträts Verstorbener gezeichnet haben, ehe sie beerdigt wurden, und zwar, um sich und seiner Kunst nicht zu schaden, immer so gut wie möglich d. h. vorzüglich. Diese Ebbe in seiner Kasse und der schwere Kampf um seine materielle Existenz sollte übrigens mit kurzen Unterbrechungen, trotz Fleiß und Können, noch weitere 13 Jahre fortdauern. Doch darauf werde ich noch später zurückkommen müssen.

Durch die zielbewußten, unverdrossenen Studien, die Leibl innerhalb und außerhalb der Hochschule fortsetzte, gelangte er bald zu einer bedeutenden Sicherheit im Zeichnen und Malen, und wenn man die Porträts seines Vaters und mehrerer seiner Freunde, die er in den Jahren 1866—67 malte, genau betrachtet, so erscheint es einem wohl verständlich, daß dieser junge Mann mit kaum 23 Jahren eine führende Stellung unter seinen Mitschülern einnahm. Damals malte er auch sein erstes Genrebild, das unter dem Namen „die Kritiker" in verschiedenen Städten, unter andrem auch in Düsseldorf ausgestellt wurde und die Aufmerksamkeit seiner Kollegen auch außerhalb Münchens auf sich lenkte. Der Gegenstand der Darstellung war sehr einfach. In einem Atelier betrachten zwei junge Künstler ein Blatt, das sie einer Mappe entnommen haben. Aber die Art der Darstellung war für die damalige Zeit ganz außergewöhnlich. Abgesehen von der vorzüglichen Zeichnung und breiten Malweise, war die Komposition von einem überraschenden Leben, einer Unmittelbarkeit und Naturwahrheit, neben gänzlichem Mangel an Pose, wie solches nur ausnahmsweise von wenigen Künstlern erreicht werden konnte. Bald darauf malte Leibl das Porträt der Frau seines Freundes, des Bildhauers Gedon. Dieses Porträt war noch bedeutender als das eben erwähnte Genrebild. Es schlug in seiner edlen Einfachheit und in der feinfühligen Farbe, sowie in der wunderbar weichen Behandlung des Fleisches alles, was gleichzeitig auf diesem Gebiet geleistet wurde.

1869 fand in München die erste Internationale Ausstellung statt, an der sich auch die Franzosen, die bis dato Deutschland als quantité négligeable betrachtet hatten, beteiligten. Trotzdem daß damals die ältere klassizistische Richtung noch mit vielen tüchtigen Werken vertreten war, so war doch der Sieg der neueren naturalistischen Schule entlaut und unter den Werken dieser Schule zogen Leibl's „Kritiker" und das Porträt von Gedons Gattin die Aufmerksamkeit aller wirklichen Kenner auf sich. Aufrichtiges Lob wurde diesen Leistungen von allen Künstlern gespendet, aber die Prämierung derselben wurde trotz der Bemühungen bedeutender Maler wie Viktor Müller und Ramberg nicht durchgesetzt, „weil der Autor noch Schüler der Akademie war"! Für Leibl war aber die 1869er Ausstellung dadurch von großer Bedeutung, daß

er während derſelben den franzöſiſchen Maler Courbet perſönlich kennen lernte, der damals von ſeinen Landsleuten mit Recht für den hervorragendſten Repräſentanten der naturaliſtiſchen Richtung gehalten wurde.

Courbet hatte neben andern Arbeiten ſeine „Steinklopfer“ in München ausgeſtellt, ein Bild von großer Kraft und feſſelnder Wahrheit, welches 2 Arbeiter auf einer Chauſſee in der Nähe von Paris ſchildert, „eine Darſtellung des nüchternſten alltäglichen Lebens, das nach damaliger allgemeiner Anſchauung für die künſtleriſche Darſtellung völlig unfruchtbar war und doch von ihm zu einer gewaltigen Leiſtung erhoben wurde“, die alles um ſich her, alle Hiſtorien und Genrebilder der ganzen Ausſtellung in Schatten ſtellte. Courbets Kunſt wirkte auf die jungen Künſtler Deutſchlands, die ſchon dem Naturalismus huldigten, wie eine Offenbarung. Sie ſahen in dieſer ihre Ideale verwirklicht und zum Siege geführt. Auch der 25jährige Leibl wurde von dieſen Kunſtwerken hingeriſſen und dieſer Eindruck wurde noch durch die Perſönlichkeit des Autors, der nach München gekommen war, verſtärkt.

Der kraftvolle Fünfziger mit dem mächtigen Kopfe, in der Tracht eines franzöſiſchen Arbeiters — der blauen Bluſe und den hohen Stiefeln —, der durch ſeine Leiſtungen einen ſo enormen Kunſterfolg errungen hatte und der es wagen konnte dem Akademiedirektor Wilhelm von Kaulbach, dem Ritter höchſter Orden, auf ſeine Frage, wie ihm ſeine Gemälde gefallen, die lakoniſche Antwort zu geben: „Je peinture“, — dieſer Mann imponierte Leibl und ſeinen Freunden gewaltig. Tag für Tag trafen ſich die jungen Münchner Akademiker mit ihm im Café Probſt oder im Hofbräuhaus und Leibl war nicht wenig ſtolz darauf, von dem berühmten Franzoſen als der bedeutendſte unter ſeinen Kollegen in München anerkannt und gewürdigt zu werden.

Bald nach Schluß der Ausſtellung trat Leibl aus der Akademie aus und ſiedelte nach Paris über, um den Meiſtern näher zu ſein, denen er nachſtrebte, und dem Publikum näher zu ſein, welches, durch althergebrachtes Urteil weniger befangen, die Leiſtungen und das Streben der jungen Generation anerkannte und in gerechter Weiſe würdigte. — Aber ſein Aufenthalt in Paris dauerte kaum zehn Monate, da er wie alle deutſchen Untertanen

beim Ausbruch des großen Krieges 1870, Ende Juli Frankreich wieder verlassen mußte.

Trotzdem war für ihn dieser Aufenthalt in der Metropole der Kunst nicht ohne Bedeutung gewesen. Im Pariser „Salon“ wurde das schon erwähnte Porträt der Frau Gedon mit der goldnen Medaille prämiert, einer Auszeichnung, deren nur die allerersten Künstler Europas gewürdigt wurden und die weit höher geschätzt wird als die Medaille, die demselben Kunstwerk in München verweigert worden war, und in Paris malte Leibl auch zwei Bilder, die in technischer Hinsicht für alle Bilder, die er später malte, typisch waren. Das eine Bild, unter dem Namen die „Coquette“ bekannt, schildert eine junge Frau in einem Lehnstuhl ruhend, mit einer Tonpfeife in der Hand, von Luxus umgeben, das andere eine alte Frau, die einen „Rosenkranz“ durch die Finger gleiten läßt, in dürftiger Kleidung in einer ärmlichen Umgebung. Beide Gemälde zeichnen sich durch eine sehr einfache Komposition und eine wundervolle Farbenharmonie aus, sind aber technisch ganz verschieden gemalt. Das erstgenannte ist nach jeder Richtung hin fein ausgeführt und durchgebildet, während er das zweite breit, fast skizzenhaft behandelt hat.

Wenn man diese zwei Gemälde betrachtet, so muß es auffallen, daß ein Künstler mit einem so bedeutenden Können technisch so verschieden arbeitete und so wenig eine ganz bestimmte, ausgesprochene Handschrift besaß, und es fällt um so mehr auf, wenn man sieht, daß dieser Künstler bis zu seinem Lebensende beständig zwischen diesen beiden Arten der Technik hin und her geschwankt hat.

Der Grund für diese eigentümliche Erscheinung ist nur in seinem künstlerischen Streben zu suchen. Er wollte in seinen Werken zweierlei erreichen, was nur schwer zu erreichen ist: einerseits die Charakteristik, die äußerste Wahrheit und vollendete Zeichnung der alten deutschen und niederländischen Meister, wie Van Eyk, Kranach, Dürer und Holbein, anderseits die leuchtende und weiche Wiedergabe des Fleisches, die wir bei den Italienern wie antreffen, bei den Spaniern nur bei Velasquez, bei den Niederländern bei einigen Werken von Rubens, Van Dyk, Frans Hals und Rembrandt. Dabei hielt er jede kräftige Untermalung für schädlich und jede Lasur für Schwindel. Alles wollte er „prima vista“ vollenden. So wie er nun nach genauer subtiler Vollendung eines Gemäldes

empfand, daß die Figuren nicht weich genug in der Umgebung standen, oder das gemalte Fleisch nicht fleischig genug, d. h. zu fest erschien, so gab er diese Art der Darstellung sofort wieder für längere Zeit auf und legte bei den nächsten Arbeiten das Schwergewicht nur auf weiche, breite Behandlung, um seine Hand für eine leichtere, geschicktere Pinselführung von neuem zu schulen. Hatte er so eine Zeitlang gearbeitet, so versuchte er wieder einmal ein Werk auf das äußerste durchzuführen. Da aber das Ziel, das er erreichen wollte, kaum zu erreichen und seine Selbstkritik von unerbittlicher Schärfe und Unbestechlichkeit war, so hat er bis zuletzt an der Vervollkommnung seines technischen Könnens gearbeitet und ist nie mit seinen Versuchen und Übungen zum Schluß gekommen.

Aus Paris nach München zurückgekehrt, wurde er mit Jubel von seinen Anhängern und Freunden begrüßt und als der erste Vorkämpfer einer gesunden realistischen Kunst in Deutschland gefeiert. Leider blieb für ihn aber jeder pekuniäre Erfolg, dessen er so dringend bedurft hatte, immer noch aus und er war gezwungen unter sehr ungünstigen Bedingungen seine Tätigkeit in Deutschland wieder aufzunehmen. Er mietete sich in München ein Atelier, stattete es mit dem allernotwendigsten aus und machte sich sofort wieder an die Arbeit.

In einer Zeit, in der seine früheren Kollegen aus der Pilotyschule schon jedes Bild auf der Staffelei um teures Geld an die Kunsthändler und Amateure verkauften und Anfänger schon für ihre stümperhaften Leistungen annehmbare Preise erhielten, mußte er mit seinen Meisterwerken beinahe hausieren gehen. Seine „Cocotte" war er gezwungen um einige hundert Gulden herzugeben, und für die herrlichsten Studienköpfe, die heute mit Tausenden von Mark bezahlt werden, bot ihm der Kunsthändler Fleischmann in München nicht mehr als 60 Gulden, d. i. 100 Mark. Das Verständnis für wirkliche Kunst war damals im Publikum (mit Ausnahme des Pariser Publikums) noch zu gering. Man fragte noch nicht darnach, wie weit das Gemälde ein Kunstwerk sei, sondern in erster Reihe nur nach dem Gegenstand, den es darstellte, was es vorstellte, was es erzählte. Dazu kam noch, daß das Publikum durch Pilotys dekorative Historiengemälde an Farbenpracht, glänzende Gewänder, blitzende Waffen und

Geräte, Gobelins, Teppiche und reiche Interieurs gewöhnt worden war, und in kleineren Genrebildern an sentimentale oder lustige Erzählungen, die rühren oder amüsieren konnten. Leibl aber verachtete „alles Gemachte, alles durch die Mode Überkommene: die altdeutsche und Renaissance-Kostümierung, den altholländischen Ton, das venezianische Kolorit, mit einem Wort allen Atelierfirlefanz und Atelierton.“ Ebenso verschmähte er stets alle „Witze und Witzchen, durch die man so leicht und so sicher auf die große Masse wirkt.“ Er wollte immer nur die Natur wiedergeben, einfach und schlicht, wie er selbst sie sah, und sein Streben ging darnach, im Bilde nur die Schönheit zu erreichen und zu fixieren, die sich ihm überall in der einfachen, großen Natur in so hohem Maße offenbarte. Leiblschen Gemälden stand damals (Anfang der 70er Jahre) das Publikum noch verständnislos gegenüber und kaufte sie nicht, und mit Leiblschen Gemälden konnten deshalb die Kunsthändler auch kein glänzendes Geschäft, wie mit Grützners oder Defreggers Bildern, machen. Seine Bilder waren „keine gangbare Ware“, wie die Händler sich ausdrückten.

Den Sommer verbrachte Leibl stets auf dem Lande, wo er in den kernigen Gestalten und ausdrucksvollen Köpfen der Bauern und Bäuerinnen mehr charakteristisches und malerisches fand, als bei der Bevölkerung in der Stadt, — auf dem Lande, wo sich das Leben noch einfach und natürlich abspielt und die Menschen zu dem Boden gehören, auf dem sie aufwuchsen. Die ersten Jahre bevorzugte Leibl Dachau, einen Ort in der Nähe von München, dessen Einwohner noch bis heute ein sehr originelles Kostüm tragen, und dort malte er auch ein wundervolles Bild, das zwei Bäuerinnen schildert, die in einer Bauernstube zusammen sitzen und über einen Brief, den die jüngere erhalten hat, sprechen, — ein Bild, das jetzt eine der schönsten Perlen der Nationalgalerie in Berlin ist.

Neben dem Studium lockte ihn auch die Jagd auf dem Lande, die seit seinem Jünglingsalter seine einzige Leidenschaft gewesen war und bis zu seinem Tode blieb. Ihm, dem brillanten Schützen und vorzüglichen Jäger, erlaubten alle Jagdbesitzer gern auf ihren Gründen dem edlen Waidwerk nachzugehn. Im Winter arbeitete er in München, aber von Jahr zu Jahr kürzte er den Aufenthalt in der Stadt ab, so daß er zuweilen nur noch einige Wochen in der Stadt verweilte.

Aus Dachau siedelte Leibl 1875 nach Schondorf am Ammersee über. Die idyllische Gegend, die Nähe der Berge, die erquickende Ruhe und die Möglichkeit nach Herzenslust zu jagen, zu fischen und zu rudern, zog ihn dorthin. Sein von Kraft strotzender Körper brauchte neben der stillen Arbeit im Atelier viel und intensive Bewegung. Dort hat er auch außer einigen Porträts mehrere Bilder vollendet, und unter ihnen eines seiner besten — „die Dorfpolitiker", welches Bild er in einem Briefe an seine greise Mutter mit folgenden Worten beschreibt: „Mein Bild stellt fünf Bauern vor, die in einer kleinen Bauernstube die Köpfe zusammenstecken, vermutlich wegen einer Gemeindesache, weil einer ein Stück Papier, welches aussieht wie ein Kataster, in der Hand hält. Es sind wirkliche Bauern, weil ich sie alle möglichst treu nach der Natur male. Auch die Bauernstube ist eine solche, weil ich das Bild in derselben male; zum Fenster hinaus sieht man noch ein Stück vom Ammersee." — Dieses Bild, an welchem er fast zwei Jahre gearbeitet hatte (vom Frühjahr 1876 bis Dezember 1877) war technisch weit vollendeter als alles, was er in der Dachauer Gegend gemalt hatte, und den schon erwähnten „zwei Dachauerbäuerinnen" darin noch überlegen.

Ein solches Kunstwerk mußte einen Erfolg haben!

Nachdem er das Bild im Kunstverein in München ausgestellt hatte, brachte er es zum Kunsthändler Fleischmann und bot es ihm für den fast lächerlich bescheidenen Preis von 4000 Mark an. Fleischmann wußte, daß der Künstler wieder einmal in der dringendsten Geldnot war und bot nur 2500 Mark mit dem Bemerken, daß er unter keinen Umständen mehr zahlen werde. Leibl war empört. „Das ist eine gemeine Frechheit! Das Bild kostet mich allein an Modellgeld gegen 2000 Mark, und wenn ich verhungern sollte, so werde ich dieses Bild dem Juden nicht um einen solchen Schundpreis hergeben", soll er wütend in seiner drastischen Weise geäußert haben.

Aber die Situation war kritisch, lange konnte es nicht mehr so fortgehen. Da kam im J. 1878 die Internationale in Paris.

Deutschland war absichtlich von den Franzosen zuletzt, und zwar sehr spät, zur Beteiligung an der geplanten Ausstellung aufgefordert worden, so spät, daß die „Deutsche Künstlergenossenschaft" (der Zentralverband der deutschen Künstler) den Beschluß faßte,

die Einladung zu ignorieren. Als aber der Kaiser Wilhelm I. von diesem Beschluß hörte, der ihm durchaus nicht gefiel, weil er alles vermieden wissen wollte, was geeignet war die wenig erfreulichen Beziehungen zum Nachbarreiche noch schlechter zu gestalten, so erteilte er dem Akademiedirektor Anton von Werner den Auftrag, die Künstlerschaft Deutschlands in seinem Namen zu bitten, obigen Beschluß zu widerrufen und wenigstens einige Ehrenwerke in Paris auszustellen, um, wie er sich ausgedrückt haben soll, „die Einladung der Franzosen wenigstens mit einer Visitenkarte zu erwiedern."

Der Wunsch des Kaisers war für die Künstlerschaft ein Befehl. — In aller Eile wurde in München, ebenso wie in den andern Kunstzentren Deutschlands, eine Jury gewählt und die Künstler ersucht, das Beste, was sie zur Disposition hätten, einzusenden, mit der gleichzeitigen Bemerkung: die Jury sei beauftragt, sehr streng zu sein und nur das allerbeste zu akzeptieren. Aus Deutschland gingen nicht viel mehr als 200 Bilder nach Paris, darunter Leibl's „Dorfpolitiker".

Der Raum, den die Franzosen der deutschen Kunst überwiesen hatten, war mehr als genügend, und die Mittel, die zur Inszenierung der Ausstellung vom Deutschen Reich zur Disposition gestellt wurden, sehr abundant. Die Ausstattung der Räume und das ganze Arrangement in denselben wurde den Münchnern übertragen und diese schickten ihre erprobten Leute: den Architekten Seidl, den Maler Lenbach und den Bildhauer Gedon nach Paris, welch letzterer auch den Auftrag erhielt, den Katalog der deutschen Kunstabteilung zusammenzustellen. Es gab nur eine Stimme des Lobes, wie diese Herren sich ihres Auftrages entledigt haben.

Bei der Anfertigung des Katalogs hatte sich aber Gedon einen Übergriff erlaubt. Leibl hatte gewünscht, daß seine „Dorfpolitiker" im Katalog mit dem Preise von 5000 Fr. (4000 Mk.) verzeichnet würden. Gedon erklärte dieses aber in einer Sitzung in Paris für unmöglich im Vergleich mit den Leistungen und geforderten Preisen der Franzosen und Engländer und erhöhte auf eigene Verantwortung den Preis für die „Dorfpolitiker" von 5000 auf 15,000 Francs

Gleich nach Eröffnung der Ausstellung kam eine Anzahl dieser Kataloge nach München und einer gelangte in Leibls Hände.

Dieser war außer sich „Wenn ich den Gedan erwisch, ich schlag ihn halbtot. Er weiß doch, daß ich seit einem halben Jahre meine Ateliermiete nicht mehr bezahlen konnte und nächstens mein Essen und Trinken schuldig bleiben muß, und er macht trotzdem solch einen schlechten Witz, durch den ich alle Hoffnung verliere, mein Bild in Paris zu verkaufen."

Wenige Tage darauf kam nach München ein Telegramm, die „Dorfpolitiker" seien verkauft und der Autor könne das Geld in der Vereinsbank erheben. Mit einem Schlage waren des Ergrimmten pekuniäre Sorgen mehr als gehoben, aber als ihm von allen Seiten gratuliert wurde, sagte Leibl, wenn auch lächelnd: „Und doch ist der Gedon ein Hallunke und verdient eine Tracht Prügel. Dieses Mal ist es gut gegangen, aber wer hat ihn geheißen meinen Auftrag so einfach zu ignorieren?"

Wie ein Lauffeuer ging durch München die Kunde, Leibls Bild ist in Paris um einen hohen Preis verkauft worden, und dann kamen die Kritiken der Pariser Kunstkritiker, die alle darin gipfelten, daß die „Dorfpolitiker" fast alles übertrafen, was von Künstlern in der Internationalen ausgestellt warden sei. „Das Bild ist so außerordentlich schön, daß ich die halbe Ausstellung für dasselbe hergeben würde", schrieb der bekannte Kunstschriftsteller Walf, und ein andrer: „Wenn unsre französischen Kunstler wissen wollen, wie man malen soll, so rat ich ihnen in die deutsche Abteilung zu gehen und sich das Gemälde von Leibl anzusehen!" ꝛc.

Das wirkte. — Jetzt endlich begriffen auch die Münchner Kunsthändler, wie kurzsichtig sie gewesen waren, wie ungeschickt, daß sie nicht alles aufgekauft hatten, was von diesem Künstler zu haben gewesen. Auch Fleischmann hatte seine Ungeschicklichkeit eingesehen und eilte zu Leibl, um ihm jetzt für Studienköpfe, die er früher kaum mit 100 Mark bezahlen wollte, das Doppelte, das Fünffache, endlich sogar, weil der Künstler ungerührt blieb, das Zehnfache, 1000 Mark. Aber er wurde abgewiesen. „Ich brauche Ihr Geld nicht mehr! Ich kann jetzt ein paar Jahre ohne Saugen arbeiten und dann wird sich wohl wieder etwas finden. Sie haben mich mehr als ein Jahrzehnt wie einen Tagelöhner bezahlt und für die besten Arbeiten die schäbigsten Preise gegeben Sie werden mit meinen Arbeiten keine Geschäfte mehr machen, denn Ihnen werde ich nie mehr etwas verkaufen!" Dabei blieb es.

Leibl gab sein Atelier in München auf und zog ganz auf das Land in die Oberbayrischen Vorberge, die er von jeher so sehr geliebt hatte. Aber nicht mehr nach Schongau ging er zurück, weil dort die Bauern vom günstigen Verkauf des Bildes gehört hatten und in ihrem Unverstande unerschwingliche Preise für das Modellstehen verlangten, sondern er ging zuerst nach Berbling und dann nach dem nahegelegenen Aibling, einem kleinen Ort südlich von München, am Fuße des Mangfallgebirges. Dort fand er denselben kernigen Schlag der Bevölkerung, wie am Ammersee, der ihn als Künstler so sehr interessierte; dort standen ihm ebenfalls die besten Jagdgründe zur Verfügung, auf denen er Hirsche und Gemsen sowie Auerhähne, Birkwild und anderes Geflügel schießen konnte soviel er wollte, und dort fand er auch unter den Beamten und Bürgern an den langen Winterabenden etwas anregende Gesellschaft, die er in Schongau oft recht sehr vermißt hatte. Je länger er in Aibling oder in den umliegenden Dörfern lebte, desto besser gefiel es ihm dort in der idyllischen Gegend, und als ihm, wie zu erwarten war, durch seine Arbeiten jetzt reiche Mittel zuflossen, da kaufte er sich bei Aibling ein kleines Anwesen, auf dem er ein bescheidenes Häuschen mit einem mozig großen Atelier für sich erbauen ließ.

In München ist Leibl seit dem Herbst 1878 nur noch vorübergehend gewesen. Das städtische Leben mit seinem nervenerregenden ungesunden Hasten und Treiben behagte ihm nicht mehr, und dieses Unbehagen wurde noch bedeutend dadurch vermehrt, daß er, der früher von der Presse und dem Publikum Ignorierte, jetzt von Schmeichlern überlaufen wurde. „Ich habe die Berühmtheit vollkommen satt und freue mich in der Stille des Landlebens ein neues Bild anzufangen und mit Fleiß und Bescheidenheit auszuführen. Die ewige Lobhudelei und das geräuschvolle Treiben sind nicht dazu angetan, mir in Ausübung meiner Kunst zu nützen." So schrieb er im Winter 1878 an seine hochbetagte Mutter.

Das Häuschen mit dem Atelier in Aibling blieb bis zu seinem Tode sein Lieblingsaufenthalt, wenn er sich auch dazwischen monatelang in der Nähe, in Berbling oder Kutterling, aufhielt, um dort an Ort und Stelle Motive, die ihn zur Arbeit angeregt hatten, zu malen und als Bilder bis zum letzten Strich zu vollenden. In Berbling malte er das so berühmt gewordene Bild

„Frauen in der Kirche", an welchem er beinahe volle drei Jahre gearbeitet hat (1880—1883).

Dieses Bild stellt drei in der Kirche betende Bauerinnen vor und ist wohl das vollendetste, was er geschaffen hat. Die Köpfe, die Hände, die Gewänder sind von einer ganz einzigen Wahrheit und Schönheit in der Zeichnung und größter technischer Geschicklichkeit in der Malerei. Der Ausdruck der betenden Frauen ist unübertroffen; da ist keine Pose! die Andacht der Bäuerinnen ist ungeheuchelt, sie ist durch und durch wahr!

„Das Bild erregte in München" (schreibt Georg Gronau) „und in Wien, später auch in Berlin allgemeine Bewunderung, nicht nur als ein Hauptwerk der betreffenden Ausstellung, sondern als eines der allerhervorragendsten Meisterwerke der deutschen Kunst des ganzen neunzehnten Jahrhunderts. Der größte Erfolg in Künstlerkreisen stellte sich aber nicht in Deutschland, sondern in Paris ein. Leibl war aufgefordert worden, sich dort 1883 an einer Internationalen Elite-Ausstellung, zu der nur zwölf Maler aus ganz Europa eingeladen wurden, zu beteiligen. „Ce n'est plus de la peinture! ici est le cri que le sentiment de l'admiration arrache aux spectateurs!" liest man in einer Besprechung von A. de Lostalot in der Gazette de Beaux Arts 1883." —

Glücklicher Weise blieb dieses Kunstwerk in Deutschland. Um 20,000 Mark kaufte es ein Baron Schön in Worms, bei dessen Erben es sich noch befindet.

Die Erfolge, die Leibl in den letzten 5 Jahren erzielt hatte, waren mehr als groß, so groß, daß sie für die meisten Künstler höchst gefährlich geworden wären, aber Leibls Selbstkritik war noch größer. Ihm genügten seine Schöpfungen noch nicht im Vergleich mit der Natur. Er fand, daß die Köpfe und Hände noch nicht fleischig genug gemalt seien und noch zu wenig den eigentümlichen Reiz des Fleisches wiedergaben. Das veranlaßte ihn in den nächsten Gemälden wieder auf die breitere Technik mit stärkerer Betonung der Flächen zurückzugehen, in der Hoffnung, auf diese Art zu einer noch leichteren Pinselführung zu gelangen.

Eine ganze Reihe von Porträts und Genrebildern, die in jener Zeit entstanden, zeigen, mit welchem Eifer er dieses stete Arbeiten und Verbessern an seiner Technik betrieb und wie er

allmählich immer näher und näher dem Ziele kam, welches er sich gesteckt hatte: die äußerste Treue und Feinheit in der Zeichnung mit der weichsten und breitesten Behandlung des Fleisches zu verbinden.

Nur einmal hat er sich noch an ein größeres Bild gemacht, dem er den Titel „die Wildschützen" gab. Er begann dieses Bild im Jahre 1882 und malte an demselben bis 1886, über drei Jahre. Es war eine lange Arbeit und eine schwierige Aufgabe, die er sich gestellt hatte, aber vier ganz besonders charakteristische Modelle, die er unter den Bauern der Voralpen gefunden, hatten es ihm angetan. Leider war der Raum, in dem er diese verwegenen Gesellen malte, so klein, daß er gezwungen war während der Arbeit zu nahe an den Modellen zu sitzen und sich dadurch für ihn die perspektivische Erscheinung der Gruppen sehr ungünstig gestaltete.

Als das Bild fertig war, schickte Leibl es zuerst nach Paris. Aber trotz der wundervollen Einzelheiten, die das Gemälde enthielt, mußten diesmal auch seine größten Verehrer zugeben, daß das Ganze keinen günstigen Eindruck machte, weil die vorderen Figuren zu groß, d. h. die Perspektive verfehlt war. Aus Paris kam das Bild 1889 nach Berlin, wo es bei Gurlitt mit mehreren andern Bildern desselben Autors ausgestellt wurde. Dort sah Leibl sein Werk zum ersten Mal in einem größeren Raume, und als er bei eingehender objektiver Prüfung desselben zu der Überzeugung kam, daß seine Freunde in Paris mit der Behauptung Recht hatten: die Komposition sei perspektivisch verfehlt, zog er das Bild aus der Ausstellung zurück und zerschnitt es unbarmherzig in einzelne Stücke. (Diese Stücke befinden sich jetzt teils in der Nationalgalerie, teils im Privatbesitz.

Die meisten Bilder, die er seitdem noch malte, waren Porträts und Genrebilder, die ein mäßiges Format nicht überschritten. In seinen Genrebildern schilderte er fast ausnahmslos wenige Personen (2 bis 3) in möglichst ruhiger Haltung. In den wenigen Landschaften mit figürlicher Staffage, die mit seinem Namen gezeichnet sind, malte er die meisterhaft charakteristische Staffage, und sein intimster Freund Sperl, mit dem er jahrelang zusammen lebte, die Landschaft.

Aus den verschiedenen Jahren seiner Kunsttätigkeit stammen

außer den Gemälden eine Reihe von erstklassigen Bleistift und Federzeichnungen, sowie eine Anzahl höchst interessanter Radierungen. Unter den Federzeichnungen sind einige, wie das Porträt seiner Mutter und eine Studie nach den Händen seiner Mutter, so eminent, daß sie es getrost mit den besten Leistungen eines Aldegrewer, Dürer und Holbein aufnehmen und alles, was jemals die Italiener auf diesem Gebiete der Kunst geleistet haben, bedeutend übertreffen.

Am 4. Dezember ist Leibl in Würzburg, wo er einen Arzt wegen beginnender Kurzatmigkeit konsultieren wollte, an Herzlähmung gestorben. Die ganze Künstlerschaft Europas betrauerte das frühe Hinscheiden dieses erst 53jährigen Kollegen.

Als Leibl starb, hinterließ er mehr als einen aufrichtigen Freund und eine Menge begeisterter Verehrer. Feinde hat er kaum in seinem Leben gehabt, weil er niemandem im Wege stand. Sein Streben war nie auf Anerkennung in der großen Welt, auf Orden und Titel gerichtet gewesen und er hatte immer ein einfaches Leben unter einfachen, schlichten Menschen dem geräuschvollen Treiben und ehrgeizigen Hasten der Großstadt, an den glänzenden Höfen der Herrscher und Gewaltigen vorgezogen. Er lebte nur für seine Arbeit, für seine Kunst, und sein Ehrgeiz beschränkte sich darauf, das bestmögliche zu leisten. Er war ein großer Verehrer der alten Meister und wertvolle Reproduktionen nach Van Eyk, Dürer, Holbein, Velasquez und Franz Hals füllten die Mappen in seinem Atelier, aber noch weit höher als sie schätzte er die ewig junge Natur, die ihn in ihrer erhabenen Einfachheit und Größe, ebenso wie in ihrer wunderbaren Schönheit im Kleinen immer wieder zum Schaffen begeisterte.

Sein Wirken fiel zeitlich zusammen mit der Periode des größten Aufschwungs und großten Glanzes, den die Malerei in München erlebt hat, und sein enormes technisches Können hat — wie das nicht anders zu erwarten war — vorbildlich einen sehr weitgehenden Einfluß auf diese Glanzperiode gehabt. Bei Ernst Zimmermann, Trübner, Huth du Frêne, Duveneck, Haider, Lang, Eibel, Ulrich, Speil und sehr vielen andern war dieser Einfluß in ihrer Technik direkt nachweisbar, während Hunderte andrer Künstler durch sein Vorbild zu gewissenhafter und intensiver Arbeit angespornt worden sind.

Wie Leibl sich in den Jahren der empfindlichsten pekuniären Misere, als er noch vom Publikum und den Kunstschriftstellern völlig ignoriert wurde, nicht hatte niederdrücken lassen, so blieb er auch in den Tagen der überschwänglichsten Erfolge ohne Eitelkeit und Hochmut. Seine scharfe, sogar durch das größte Lob nicht zu bestechende Selbstkritik zwang ihn unablässig nach noch Besserem, noch Vollendeterem zu streben, so daß seine Versuche, sich nach weiter technisch zu vervollkommnen, erst mit seinem Leben endeten.

Bei Leibl vermißt man vieles, was man sonst bei großen Künstlern zu finden gewohnt ist. Er hatte keinen glänzenden Geist, besaß wenig Phantasie, war nicht dazu gebaren, große Kompositionen zu bewältigen oder neue Probleme zu lösen und konnte keine schnellen, wuchtigen Bewegungen fixieren; aber das was er besaß, die scharfe Beobachtungsgabe und das technische und koloristische Talent, war bei ihm in einem Maße entwickelt, wie bei keinem seiner Zeitgenossen.

In der Charakteristik, Zeichnung und Farbe und namentlich in der Behandlung des Fleisches war er allen überlegen, ja man kann behaupten, daß das Fleisch noch niemals — weder von alten noch von neuen Meistern — so vorzüglich gemalt wurde, wie von ihm, — daß vor ihm niemand den eigentümlichen Reiz des Fleisches, das Leuchtende und Weiche besonders des Fleisches junger Mädchen und Frauen so erfaßt hat und wiedergegeben imstande war, wie er.

Leibl war ein Künstler, der die Fähigkeit und Kraft besaß, auf dem engeren Gebiete, auf das ihn sein Talent gewiesen hatte, das außerordentlichste zu leisten, und deshalb werden seine Werke — obgleich sehr einfach in dem, was sie schildern — doch immer einen Ehrenplatz unter den allerbesten Kunstwerken des 19. Jahrhunderts einnehmen.

Wirklich Bedeutendes kann auch in der Kunst, wie auf allen andern Gebieten menschlicher Tätigkeit, nur dann geleistet werden, wenn sich im Künstler, wie bei Wilhelm Leibl, großes Talent mit noch größerer Energie zusammenfinden!

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Das landwirtschaftliche Institut in Alt-Kusthof*.

1834—1839.

Bereits im J. 1825 hatte der Konsek der Dorpater Universität die Absicht gehabt, um die Einrichtung einer Musterwirtschaft in der Nähe Dorpats, als praktische Schule für die Studenten der Landwirtschaft nachzusuchen. Damals war diese Absicht jedoch aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung gelangt. Erst 1830, nachdem die Livl. Gemeinnützige und Ökonomische Sozietät dem Domänen-Departement einen Bericht über den Zustand der Landwirtschaft in Livland eingereicht hatte, trat man der Frage wiederum näher. Die Ökonomische Sozietät hatte in ihrem Bericht den Nachweis zu führen gesucht, daß die Rückständigkeit der livländischen Landwirtschaft im Vergleich mit der preußischen und sächsischen eine Folge des Fehlens solcher wissenschaftlich praktischer agronomischer Institute sei, wie sie Preußen und Sachsen schon längst besäßen. Die Sozietät sprach daher den Wunsch aus, daß im Anschluß an die agronomische Abteilung der philosophischen Fakultät in Dorpat eine Musterwirtschaft errichtet werden möge, überzeugt, daß die Hebung der landwirtschaftlichen Bildung in Livland von allgemeinem Nutzen für Rußland überhaupt sein werde, da die Zahl der Studenten der Agronomie aus den inneren Gouvernements sich von Jahr zu Jahr vermehre. Zugleich wies sie auf den Professor der Landwirtschaft und Technologie Johann

*) Die nachstehende Skizze beruht auf einem Artikel des Dorpater Dozenten Tomson, der als Beilage zu seiner kurzen Biographie des Professors Schmalz erschienen ist im „Biographischen Lexikon" der Dorpater Professuren, herausgegeben von Prof. Lewitzki (russisch), Bd. I. Jurjew 1902.

Friedr. Leberecht Schmalz* hin, als die für die Leitung eines solchen Instituts geeignete Persönlichkeit, erklärte dabei aber auch, daß sie an Einrichtungs- und Unterhaltungskosten aus Mangel an Mitteln nicht teilnehmen könne. — Nun reichte auch der Universitätskonseil ein dem Sinne nach gleiches Gesuch ein.

Als Antwort darauf teilte der Kurator Baron v. d. Pahlen mit, der Minister der Volksaufklärung halte die Gründung eines solchen Instituts für ein sehr nützliches Unternehmen und der geeignetste Weg zur Verwirklichung des Planes scheine ihm der zu sein, daß zu diesem Zwecke ein Kronsgut angewiesen werde, von dessen Einkünften das Institut erhalten werden könne, er habe auch den Minister des Innern ersucht, dazu die Allerhöchste Genehmigung einzuholen.

Nach diesem Bescheid wandte sich der Konseil an die Ökonomische Sozietät mit der Bitte, die in der Umgegend Dorpats belegenen Kronsgüter auf ihre Brauchbarkeit für diesen Zweck hin zu untersuchen. Das geschah durch eine besondere Kommission, zu der auch Professor Schmalz gehörte. Da sie jedoch keines der Güter geeignet fand, schlug sie den Erwerb des Privatgutes Ropkoi vor. Allein der Kurator hielt es des hohen Kaufpreises wegen nicht für möglich, beim Ministerium darum nachzusuchen, und fand, daß das Gut Forbushof, Baron Bruiningk gehörig, geeigneter wäre. Professor Schmalz besah nun Forbushof, sowie auch die Güter Falkenau, Kabbina und Wassula und fand von allen nur letzteres für Institutszwecke und zur Einrichtung einer Musterwirtschaft geeignet. Als aber auch der Ankauf von Wassula nicht möglich gemacht werden konnte, erwarb erstere Professor Schmalz auf eigene Kosten und Gefahr das Gut Alt-Kusthof auf 12 Jahre und schlug vor — man schrieb mittlerweile bereits 1833 — hier eine Musterwirtschaft zu begründen, was auch deshalb nicht unvorteilhaft erschien, weil der Besitzer, Landmarschall von Liphard, dazu seine Beihilfe zugesagt hatte. Nach Prof. Schmalz' Berechnung würde der Unterhalt auf 5000 Rbl. Bo. zu stehen kommen, wovon 3000 Rbl. dem Inspektor zu zahlen wären, der dafür die Verwaltung des Gutes, die Aufsicht über die Zöglinge, die Buchführung und den Unterricht in einigen Fächern zu über-

*) Geb. 1781 in Sachsen, seit 1829 Professor in Dorpat.

nehmen hätte, während die übrigen 2000 Rbl. für landwirtschaftliche Versuche zu bestimmen seien. Studenten der Agronomie, die ein Graduatexamen abzulegen wünschten, müßten verpflichtet werden, vorher einen einjährigen praktischen Kursus im Institut durchzumachen.

Auf Wunsch des Kurators arbeitete Professor Schmalz ein besonderes Statut dieses landwirtschaftlichen Instituts aus, das dann dem Minister vorgestellt wurde. Am 5. März 1834 konnte der Kurator dann mitteilen, daß S. M. der Kaiser zu befehlen geruht habe, entsprechend dem Beschluß des Ministerkomitees, in Alt-Kusthof ein landwirtschaftliches Institut zu eröffnen und dazu aus der Staatskasse 5000 Rbl. zu assignieren.

Am 2. Mai 1834 wurde das landwirtschaftliche Institut zu Alt-Kusthof feierlich eröffnet. Als Fest- und Einladungsschrift hatte der zum Direktor des Instituts ernannte Professor Schmalz eine Abhandlung veröffentlicht. „Versuch einer Beantwortung der Frage, ist es gut oder wohl gar notwendig, daß die Landwirtschaft wissenschaftlich behandelt werde?"

Nach den Statuten lag dem Direktor die allgemeine Leitung des Instituts ob. Er hatte in der Zeit vom 1. Mai bis Ende September seinen ständigen Aufenthalt in Alt-Kusthof zu nehmen, in der übrigen Jahreszeit möglichst häufig dort zu sein (Schmalz pflegte 1 bis 2 Mal wöchentlich hinauszukommen), um seine Vorlesungen zu halten. — Der Inspektor hatte die Aufsicht über die Zöglinge und die Verwaltung des Gutes, die Aufsicht über den Versuchsgarten und das Laboratorium, sowie endlich eine Anzahl Vorlesungen auf sich zu nehmen.

Die Zöglinge zerfielen in 2 Kategorien; zur einen gehörten die Studenten der Universität, die im Institut einen praktischen Kursus durchmachen mußten; zur zweiten junge Leute aus den höheren und gebildeten Ständen, nicht unter 17 Jahren, die hier praktisch die Landwirtschaft erlernten und nach abgelegtem Examen ein Attestat erhalten konnten.

Den Unterverwaltern des Gutes lag die Aufgabe ob, die Zöglinge in der praktischen Arbeit des Pflügens, Säens usw. anzuleiten.

Das Lehrgeld betrug 200 Rbl. Bo. im Jahre, das Pensionsgeld für ein Zimmer 100—200 jährlich, für Mittagessen 15 Rbl.

(Kaffe, Tee ꝛc. extra), für Wäsche und Bedienung 20—25 Rbl. monatlich.

Die Musterwirtschaft in Alt Kusthof war so eingerichtet, daß sie bei einem Zwölffeldersystem den für jene Zeit höchsten Ertrag gab. Das wurde hauptsächlich durch verstärkten Anbau von Futterkräutern auf den Wiesen und Feldern des Gutes erzielt, von rotem und weißem Klee, Thimoteegras, Erbsen und Wicken, das gab die Möglichkeit eine größere Anzahl Vieh zu halten. Während des vierjährigen Bestehens des Instituts wurden 230 Dess. gereinigt, trockengelegt und planiert, wobei eine Bewässerung der Wiesen in Zukunft ins Auge gefaßt wor. An Vieh wurden vornehmlich verbesserte Rocen gehalten. Hornvieh wurde durch vogtländische Race verbessert, Schweine durch Bayonner. Die Anzahl Schafe edler Racen betrug über 2000. Zur Unterbringung der Tiere waren verbesserte Ställe vorhanden. Auch die Bienenzucht wor nicht vergessen. Beim Branntweinbrand wurde eine Ersparnis an Feuerungsmaterial bei größerem Spiritusgewinn erzielt, der aus der schlesischen stärkereichen (über 20 %) Kartoffel gewonnen wurde. Im Versuchsgarten wurden verschiedene landwirtschaftliche Gewächse gezogen, unter andrem 154 Sorten Kartoffeln, eine Gabe des Finanzministers Canerin. Die Zuckerrübe, Sommerraps und Luzerne wurden sowohl im Versuchsgarten als auch auf den Feldern angebaut. Aus der Zuckerrübe gewann Prof. Schmalz Zucker, aus der Kartoffel braute er Bier. Auf den Gutsfeldern wurden viele Verbesserungen probiert und viele landwirtschaftliche Geräte und Maschinen. Professor Schmalz richtete auch ein Laboratorium ein, das mit den nötigsten physikalischen und chemischen Apparaten versehen war. Die Sammlungen des Instituts bestanden aus Modellen landwirtschaftlicher Geräte, von denen viele vom Finanzminister Grafen Cancrin geschenkt waren, aus Samenproben von Nutzpflanzen, einem reichen Herbarium von Steppengräsern, Kokons der Seidenraupe und Seidenproben, Mineralien, Wollproben usw.

Zum Personaldestande des Instituts gehörten folgende Personen:

Neben dem Direktor Professor Fr. Schmalz stand als Inspektor sein Sohn Hermann Schmalz (geb. 1808), der in Königsberg und Berlin Landwirtschaft und Cameralia studiert hatte. Er war seit 1831 in Magdeburg angestellt, von wo er nach Alt-

Kusthof berufen wurde. Hier hielt er Vorlesungen über technische Physik, politische Ökonomie, landwirtschaftliches Rechnungswesen, Theorie und Praxis der Bierbrauerei und Branntweindrennerei, über die Landwirtschaft im Altertum usw. Im J. 1838 wurde er ins gelehrte Komitee beim Ministerium der Domänen berufen.

Professor Adjunkt am Institut war seit 1836 Peter Pell (geb. 1807, Alb. acad. 2414). Er hatte in Dorpat, dann in Tharand und Hohenheim studiert und war 1834 auch Zögling des Alt-Kusthofschen Instituts gewesen. Er las über Zoologie, Physiologie der Pflanzen und Haustiere, allgemeine Botanik und erteilte auch den Unterricht in der russischen Sprache, nach dem Abgang des ersten russischen Lehrers, des Kreisschullehrers Polewsky. In den J. 1841—59 war er dann außerordentlicher Professor der Landwirtschaft an der Universität Kasan. Er starb 1861.

Weitere Lehrkräfte waren: Rudolf von Trautvetter (geb. 1809, Alb. acad. 2046), seit 1833 Direktorgehilfe am botanischen Garten in Dorpat und seit 1834 auch Privatdozent an der Universität, der zeitweilig die Vorlesungen über Botanik am Institut hielt. Er war später Professor der Botanik in Kijew (1838—59) und Direktor des botanischen Gartens in Petersburg (1864—75). — Ferner der Kreis-Landmesser Rücker, der Unterricht in der praktischen Geometrie erteilte, — und endlich Heinrich Bark (geb. 1807, Alb. acad. 2335), der in der Buchführung und landwirtschaftlichen Ökonomie unterrichtete und auch die praktischen Übungen der Zöglinge leitete. Er wurde nach dem Weggang Hermann Schmolz' zum Inspektor des Instituts ernannt, was er bis zu dessen Schließung blieb. Später bewirtschaftete er mehrere Güter (Neuhausen, Eigstfer, Alt-Kusthof) und war darauf selbst Besitzer von Kawa in Livland, dann der Landstelle Mentzingen bei Kergel. Er starb 1871.

Was die Frequenz der Anstalt anlangt, so wurden aufgenommen:

1834	— 10	Zöglinge			
1835	— 9	„	und traten aus	—	5.
1836	— 10	„	„ „ „	—	9.
1837	— 16	„	„ „ „	—	6.
1838	— 13	„	„ „ „	—	9.

Beim Schluß der Anstalt waren 29 Zöglinge vorhanden. Die

Nachfrage nach Absolventen des Instituts war groß, sowohl von seiten der Regierung als auch von privater Seite.

Schon im ersten Jahre seines Bestehens erfreute sich das Institut des Zutrauens der Regierung: im Interesse einer Förderung der landwirtschaftlichen Bildung in Rußland kommandierte das „Komitee zur Unterstützung der Landwirtschaft" mit Allerhöchster Genehmigung mehrere jüngere Leute auf 2 Jahre nach Alt-Kusthof, damit sie sich dort zu Lehrern an den damals projektierten landwirtschaftlichen Schulen ausbildeten. Zu den ersten gehörten: Julius Witte, der Vater des späteren Finanzministers, gelehrter Förster und Beamter am Nußegoroder Kameralhof, ferner F. Astafjew, ehemaliger Zögling des Forstinstituts, K. Salemann, Praktikant des Bergcollegiums, K. Ziep, Praktikant am Uralschen Bergwerk, sodann die Dorpater Studenten Wilhelm Krause (geb. 1809, Alb. acad. 2347), der später 1842—63 Professor am landwirtschaftlichen Institut in Gorigoretzk war, Karl Kyber (geb. 1814, Alb. acad. 3090), Heinrich Michelson (geb. 1812, Alb. acad. 2662), später, 1840—1860 Direktor der Lehrfarm in Gorigoretzk; Joh. Gottl. Zellinsky (geb. 1812, Alb. acad. 1991), später Professor und Inspektor des landwirtschaftlichen Instituts in Gorigoretzk, dann Professor an einem gleichen Institut bei Petersburg, zuletzt Besitzer des Gutes Gruschinskoje bei Pleskau.

Die Kronsstipendiaten erhielten aus der Rentei je 1200 Rbl. Bo. jährlich, später auch noch 300 Rbl für Lehrmittel. — Geprüft wurden sie auf der Grundlage eines von Prof. Schmalz zusammengestellten und von den Ministern der Finanzen und der Volksaufklärung bestätigten Programms. Kandidaten der Dorpater Universität erhielten durch dies Examen am Institut den Grad eines Magisters, diejenigen, die den Kandidatengrad nicht besaßen, erwarben dadurch das Recht, ins Ausland abkommandiert zu werden, sowie die Anwartschaft auf einen besseren Posten. Die Kronsstipendiaten wurden nach bestandenem Examen direkt als Lehrer angestellt.

Außer den bereits Genannten studierten auf Kronskosten am Institut noch folgende Personen: der Praktikant G. Juchanzew, der oben erwähnte Peter Peil, der Beamte v. Schlüter; ferner die Studenten:

Ottomar Lohmann (geb. 1815. Alb. acad. 3395. Später bis 1868 Beamter in Kataster-Kommissionen im Innern des Reichs, dann bis 1874 Chef der Domänen-Bauerland-Kommission in Pensa und Nawgorod, † 1887).

August Feldmann (geb. 1813. Alb. acad. 3340. Später ebenfalls bei verschiedenen Kataster-Kommissionen im Innern angestellt, zuletzt bei der Katasterabteilung der Schloßverwaltung von Oranienbaum).

Eduard Knüpffer (geb. 1816. Alb. acad. 3396. Später 1845—55 Professor Adjunkt am landwirtschaftlichen Institut in Gorigoretzk, dann bis 1874 in verschiedenen Kataster-Kommissionen im Innern des Reiches angestellt).

Hermann v. Gavel (geb. 1815. Alb. acad. 3592. Später Direktor der Lehrferme in Jekaterinoslaw, dann Glied der Kataster-Kommission in Tambaw; † 1882 in Riga).

Karl Friedr. v. Frankenstein (geb. 1812. Album acad. 3116. Später Direktor der Luganschen Lehrferme, dann Glied der Kataster-Kommissionen in Jekaterinoslaw und Charkaw; † 1852).

Joh. Mart. Aug. Bönicke (geb. 1815. Alb. ac. 3623. Später 1847—55 Direktor der Südöstlichen Lehrferme, dann bis 1865 Direktor der Charkawer landwirtschaftlichen Schule und Lehrferme)

Alle Genannten, außer Juchanew und Schlüter, unterzogen sich dem Examen und wurden darauf zur Veranstaltung auf 1 Jahr nach Tharand geschickt.

Zweimal hat das Institut in Alt-Kusthof den Besuch hochstehender Personen gesehen: im J. 1835 wurde es vom Finanzminister Grafen Cancrin besucht und im folgenden Jahre vom Moskauer Generalgouverneur Fürsten D. Golizyn

Dem Institut war jedoch kein langes Dasein beschieden. Der Kurator Krafftström war von seiner Gemeinnützigkeit überzeugt und er versuchte daher seine weitere Existenz zu sichern, indem er dem Ministerium der Volksaufklärung den Vorschlag machte, es in ein staatliches agranomisches, Forst- und Veterinärinstitut umzuwandeln. Zu diesem Zweck sollte ein Krongut angewiesen und die Forstklasse des Gymnasiums illustre in Mitau, sowie das Veterinärinstitut mit ihm vereinigt werden. Ein detailliertes Projekt

wurde in diesem Sinne von Professor Schmalz und einer besonderen, vom Konseil der Universität Dorpat erwählten Kommission ausgearbeitet. Da nun die Kronsgüter in der Nähe Dorpats bereits früher als ungeeignet erkannt waren, schlug die Kommission den Ankauf eines der drei Güter Alt-Kusthof, Techelfer oder Wassula vor. Aber Krafftströms Gesuch hatte keinen Erfolg. Und als im November 1838 Alt-Kusthof vom Besitzer verkauft wurde, da waren auch die Tage des Instituts gezählt. Der Vorschlag des Domänenministers, es auf ein Kronsgut überzuführen, konnte aus den bereits angeführten Gründen nicht akzeptiert werden. Und so ging das Institut im J. 1839 ein.

Professor Schmalz, der Begründer und Leiter dieses Instituts*, der während dieser Jahre auch mehrfach als Experte von der Regierung in den Süden und Südwesten des Reiches gesandt worden war, u. a. zur Besichtigung der deutschen Kolonien, zur Prüfung des Standes der Schafzucht und der Frage, ob der Weinbau, die Oliven-, Baumwollen- und Teekultur in der Krim möglich sei, legte im Jahre 1845 seine Professur in Dorpat aus Gesundheitsrücksichten nieder und lebte dann auf seinen Gütern. Er starb im J. 1847.

*) Zu seinen Schülern gehörten außer den oben Genannten auch noch

Wilhelm Bernh Baumann (geb 1817. Album acad 3715 Später bei verschiedenen Kataster-Kommissionen im Innern des Reiches angestellt, 1852—57 Direktor der Zelaterinaslawschen Lehrferme. Er zog dann nach Deutschland, † 1870 in Leipzig, und

Karl Georg Hehn (geb 1821. Alb acad 3882. Später 1861 bis 1865 Sekretär der Livl Oekonom Sozietät, dann bis 1873 Professor der Landwirtschaft am Polytechnikum in Riga, und darauf bis 1875 an der Universität Dorpat. † 1875).

Literarische Rundschau.

Ein baltisches Liederbuch*.

Vor kurzem ist ein Gedichtbuch erschienen, das die ernste Beachtung aller Freunde heimatlicher Lyrik verdient. Der Autor ist Otto v. Schilling. Schilling ist geborener Kurländer (geb. 15. Juni 1874 in Mitau). Nach langen Jahren, die er im Auslande verbracht hat — er ist alter Jenenser —, ist er wieder in die Heimat zurückgekehrt und gegenwärtig als Redakteur tätig.

Das „Kurische" ist denn auch in seinen Gedichten unverkennbar. Sie tragen den spezifischen „Erdgeruch", sie wurzeln im Baden, dem der Poet entstammt. Ein frischer, kecker, flatter Ton geht durchs Ganze; auch Derbheiten werden gelegentlich nicht vermieden. Unbefangen geben sich diese Verse, gesunder Wirklichkeitssinn spricht aus ihnen. Weichliche Pose und pathetische Phrase ist ihnen in gleicher Weise fremd. Aber es fehlen auch nicht die innigen Töne, die zarten, graziösen Gebilde.

Und dann, es sind Lieder, wirkliche, echte Lieder, die oft ganz volksliedermäßig anmuten. Es wäre seltsam, wenn diese Lieder nicht so manchen zur Vertonung reizen sollten. Wir haben es hier — das sollen unsre Proben erweisen — nicht mit bloßer Reflexionspoesie zu tun, wir finden nichts Ausgeklügeltes, Schattenhaftes. Es sind eben — Lieder.

Die Sammlung enthält 243 Seiten. Die Auswahl hätte wohl strenger sein müssen. Wir treffen auf so manche Note, die zum Volksklange nichts beiträgt, die eher die Totalwirkung schwächt. Das alte Wort vom „Weniger wäre mehr" findet auch hier seine Anwendung.

Aber des Schönen wird viel geboten.

---

*) Otto von Schilling, Tandaradei! Lieder eines Kurländers. Riga, Kommissionsverlag von Jonck und Poliewsky.

Fast alle Gedichte zeichnen sich durch hohe Anschaulichkeit aus, da ist alles lebendiges Leben. Hervorzuheben ist die Fähigkeit des Dichters, Abstraktes zu vergegenständlichen. Die Tage wirbeln wie Blätter im Wind, meine Sehnsucht zählt nach Wochen und nach Tagen und nach Stunden.

Die Bilder des Dichters sind nicht gesucht, sondern „geschaut". Bisweilen genügt ein einziges Wort, um zu charakterisieren: die Menschen tragen wieder *frahe* Kleider, der *Marschall* Wind. Das Künstlerauge *sieht* eben und greift aus der unerschöpflichen Fülle des Naturlebens *das* heraus, was der Moment verlangt. Nicht blendend sind die Bilder unsres Dichters, wohl aber zeugen sie von seiner innigen Vertrautheit mit dem Leben und Weben unsrer Umgebung.

Schon hüllt in fahle Dämmerung
Der Tag die müden Glieder
Der Wind pfeift wie ein Straßenjung
Vagantenlieder

Bald klopft nach altem Bettlerbrauch
Ans Fenster Spatz und Meise
Im Garten friert der Fliederstrauch
Und zittert leise.

Wir Menschen gehn im dicken Kleid
Durch regenfeuchte Gassen
Und träumen von der Sommerzeit,
Die uns verlassen.

Mit dem Dichter sehen wir den Nebel über taufeuchte, geldbraune Wiesen den Mühlbach entlang kriechen, hören wir, träumend im Moose liegend, Käfer summen und Vögel schwirren. Die Natur vermenschlicht sich ihm. Der Birnbaum steht im weißen Kleid wie ein geschmücktes Bräutchen, geschickt bemalt des Frostes Hand das Scheibenglas mit Blumen, der Winter ging, der Hungerleider, der gramlich durch die Straßen strich.

Mit offenem Auge hat der Dichter das Leben der Natur angeschaut und viele ihrer intimen Reize haben sich ihm enthüllt; die erste Abteilung der Sammlung („Durchs Jahr") bezeugt das fast auf jeder Seite. Nicht, daß der Dichter etwa beschreibend vorginge, es sind immer nur einzelne charakteristische Züge, die er herausgreift und die er — meist nur andeutend — in Beziehung zur Menschenseele zu setzen weiß. Im Vorfrühling sieht er die Erde daliegen „in zitternder Brautangst, glückselig und bang". Markige Kraft spricht aus dem „Gewitter":

Horch, Kind, es ist der grimme Gott der Schlachten,
Der droben rasselnd auf dem Wagen fährt,
Nach Mannerkampf sieht seines Herzens Trachten,
Es lechzt nach rotem Blut sein nacktes Schwert.
Stieß' aufrecht, wenn die Flammenklinge zuckt,
Ein Feigling, wer sich zammernd niederduckt.

Hinaus ins Freie und dem Sturm entgegen!
Der Himmel steht in schwefelgelbem Brand.
Die Erde zittert unter Donnerschlägen, —
Da endlich birst die schwarze Wolkenwand
Und rauschend strömt der Regen auf die Flur
Zu Heil und Segen aller Kreatur.

Der Herbst ist dem Dichter vor allem die Zeit der Jagd; Hundegekläff und Hussageschrei machen ihm das Herz weit. Und freudig begrüßt er den Winter, da „jauchzend braust der Nordost".

Ein entschiedener Lebensbejaher, ein Prediger der Lebensfreude ist unser Dichter.

Das Leben ist ein Rosenstrauch
Mit tausend roten Rosen
Es lockt und winkt, doch reißt es auch
Die Lecher in die Hosen.

Die Zeit flickt alle Schäden zu,
Da magst du ruhig fleitern,
Doch ganz vergebens stäberst du
Im Herbst nach Rosenblättern.

Drum pflücke Rosen früh und dreist,
Die schönsten und die größten!
Die kluge Vorsicht muß sich meist
Mit Hagebutten trösten.

In allen Tonarten variiert der Dichter diese Grundmelodie, — in seinen Liedesliedern, in seinen Tanz- und Brettelliedern, in seinen Trinkliedern, in seinem „Durcheinander". Eine ganze Stufenleiter, — von kosendem Geschäker bis zu tollem Jubel und dionysischem Rausche.

*

Eine tiefe, innige Liebe weiht der Dichter seiner Heimat. Den „Duft der Heimat" hat er nie vergessen, ob er auch fern von ihr weilt. Traute Erinnerungen knüpfen ihn mit starkem Bande an sie

Ein steiles, rotes Giebeldach,
Die Hauswand hell gestrichen,
Die grünen Türen altersschwach,
Vom Regen ausgeblichen.

Durch hohe Fenster fällt das Licht
In liebe alte Stuben,
Wo jedes Stück von Kindern spricht,
Von kleinen, wilden Buben.

Das Haus, das jedem Fremden schmeckt,
Ist voll von Knabenträumen:
Die Zinnsoldaten führen Krieg,
Die Schaukelpferde bäumen

Treppauf, treppab, bald laut, bald leis,
Gekrippel und Getrappel,
Und was das alte Haus nicht weiß,
Das weiß im Hof die Pappel.

Die steht noch heut' am Gartenzaun
Wie eine große Rute,
Höchst unerquicklich angenehm
Für kleine Unartigute.

Die weiß von mancher wilden Schlacht
Mit arg zerrissnen Hosen,
Und denkt auch jetzt noch jede Nacht
An uns, die Heimatlosen.

Vortrefflich ist das Gedicht „Riga". Interessant ist der Vergleich mit dem wundervollen Gedicht von Elfriede Skolberg: „Heimat". Dort alles zart und duftig, hier alles flott, prägnant, im besten Sinne realistisch, — beides echt patriotische Verherrlichungen unsrer baltischen Metropole. Das mittelalterliche Riga liegt wieder vor uns da. wir erblicken Bürgerhäuser, Pforten, Kettenbrücken, Sankt Peter mit seiner alles überragenden Spitze; wir sehen den stolzen Handelsmann am Ufer der Duna stehen und der Verladung seiner Waren auf dem Hansaschiffe zuschauen, wir hören den Jahrmarktströdel, das Hämmern der Schmiede, das Pochen der Böttcher, — aber

Auf dem Markt hält Roland Wache
Mit dem Schwert,
Warnet Base, tröstet Schwache,
Schützt und wehrt.

*

Und derselbe Dichter, der hier mit kräftigem Striche malt, weiß schlichte, innige Worte zu finden, wenn er vom Teuersten, was er auf Erden hat, von Weib und Kinder singt.

Du klagst, du würdest alt
Gemiß der rasche Schritt der Zeit
Macht auch bei deinem Liebreiz keinen Halt,
Doch sieh ich keinen Grund zur Traurigkeit

Für mich wirst du nicht alt,
Nur schöner wirst du Tag für Tag,
Die Seele gibt dem Körper die Gestalt,
Wird deine Seele einmal alt, dann klag!

Oder: Mein Kind, mein frohes Kind,
Wie die nach tränenfeuchten
Gucklugleim wieder leuchten
Und voller Jubel sind
O könnt' ich so gelchwind
Doch immer alle Schmerzen
Dir aus dem Leben scherzen
Mein Kind, mein armes Kind,

*

Dem kindlichen „Quälgeist“ vermag der Vater auf die Dauer nicht zu widerstehen:

Was macht der Mensch? Ich wär' ein Bachar,
Wenn ich auf mein „Nein“ mich verbärte
Ich nähme den Zauberschlüssel „es war“
Und öffne die Märchenpforte

Das Märchenhafte übt seinen starken Zauber auch auf dieses Poetengemüt. Märchenstimmung liegt über den Gedichten „Ins Märchenland“ (S. 219). Die „Mondfee (S. 220), selbst ein Märchen ist das Lied vom Mädchen, das, des Alltags müde, in den Wald geflohen ist und dort, auf sammetnem Moose ruhend, ihres Prinzen und Erlösers harrt (S. 74).

Und wie duftig und zart, wie taufrisch ist das Lied von den Mädchen, die sich im Dämmerlichte, schweigend und verstohlen, das Osterwasser vom Quell holen (S. 14)

Zierlich und voll Grazie sind die meisten Tanz- und Bettellieder; da ist das Lied von der Nymphe im Schloßteich, die sich ein Spitzenkleid, seidene Strümpfe und einen Glockenhut wünscht, während das Schloßfräulein gar zu gerne mit dem Nixlein tauschen möchte (S. 178), da ist „Le Seigneur“ mit seinem Wechselgesang (S. 178), Eine „vom Habenichts“ (S. 181) und das Lied von der Gänseliese auf der grünen Wiese und dem Erbgrafen in der Staatskarosse (S. 182).

*

Als freudigen Teilnehmer am Bankett des Lebens haben wir den Dichter kennen gelernt. Aber mitunter vernehmen wir, leise, gedämpft, einen Unterton des Ernstes, der Resignation, der Wehmut. Unser aller Los, das hat er nicht vergessen, ist:

Aus dieser Welt des Sonnenlichts
Ziehn wir verhüllten Angesichts
Zu unbekannten Steenen.

Und:

Auch ich muß einmal durch die dunkle Pforte —
Was nehm' ich nun?

Und ergreifend wirkt das Lied von den Stillen im Lande:

In unsrem Garten hatten
Wie Blumen, die im Schatten
Erblühten und gediehn
Sie wollten ihre Farben.
Ihr Duft verging, sie starben.
Doch, wo die Sonne schien.

So gibt's auch Menschenseelen,
Die sich ins Dunkel stehlen.
Sie zittern vor dem Licht

Der Lebenssonne Strahlen
Schafft ihnen Leid und Qualen —
Dann laßt sie, stört sie nicht.

*

Schon betont worden ist, daß viele Lieder Schillings rein volksliedermäßig anklingen. Aus diesen vielen seien hier hervorgehoben: Dort, wo der Wald ein Ende hat (S. 80), Der Landsknecht (S. 159), Das Recht der langen Spieße (S. 160), Die Absage (S. 162), Ritter Tod:

Komm mit, seine Frau, komm mit!
Wo ich des Wegs tu reiten,
Alles Volk muß mich begleiten,
Dein Weinen hilft dir nit.

Ritter Tod, was ficht Euch an?
Ihr durft mich nit anfassen,
Mein Kind kann ich nicht lassen,
Dazu meinen liebsten Mann.

Feine Frau, laß ab zu flehn,
Dein Kind mag nach dir schrein,
Dein Mann eine andre frein,
Du mußt jetzt mit mir gehn.

Da ist es denn garnicht überraschend, daß dem Dichter Lieder „aus vergangner Zeit" ganz besonders glücken: Knappheit der Sprache, Beschränkung aufs Wesentlichste, volle Gegenständlichkeit.

Man höre nur die Verse „Auf der Flucht":

Den ganzen Tag im Kettenhemd
Voll Schweiß und Blut geritten
Die Freunde tot, die Straße fremd,
Die Heimkehr abgeschnitten.

Das Schwert entzwei, der Helm verbeult,
Der Schild gespickt mit Pfeilen
Horch, wie der Wolf im Dickicht heult —
Nicht ratten, vorwärts eilen!

Die Sonne sinkt, der Gaul wird matt,
Rings Schrecken und Verderben.
Ach Gott, jetzt eine Lagerstatt,
Und wär's auch nur zum Sterben.

Ferner: Lady Godiva (S. 128—130), ein Stoff, den auch Alfred Tennyson behandelt hat, Anno Tobock (S. 151), eine treffende Charakteristik der Ritter von der Divise. „Nach uns die Sintflut", die frischen Bilder „aus dem 30jährigen Kriege", Femio! (S. 142) mit der prächtigen Eingangsstrophe.

Durchs Städtchen tänzelt mit knisterndem Schritt
Im blutroten Festkleid der Brand
Schweifwedelt läuft ihm der Morgenwind mit,
Gehorsam dem Wink seiner Hand.

Zuletzt — aber wahrlich nicht als das Letzte — „Nach der Koſie“.

Nun ſind nach Tanz und Mummenſchanz
Die Junker fortgeritten
Das Haus träumt noch von Kerzenglanz
Und lauten Herrenſcherzen,
Von Flöten und von Geigen
Und keck geſchwungnem Reigen.

Das Fräulein liegt im Himmelbett
Mit glühend heißen Backen
„Wenn er mich noch gebeten hätt',
Doch ſo — und auf den Nacken.
Am liebſten ſäh ich Jürgen
Mit eigner Hand erwürgen“

E. F.

Baltische Bürgerkunde. I Herausgegeben von **Karl von Schilling** und **Burchard von Schrenck.***

Ein Buch dieser Art haben wir bisher noch nicht gehabt. Es ist die unmittelbare Frucht der neuen politischen Epoche, in die wir eingetreten sind, mit ihren großen Aenderungen und Reformen im Reiche sowohl wie in unsren Provinzen. Je größer der Anteil ist, den der Staatsbürger persönlich am politischen Leben nimmt, desto mehr muß er auch über die rechtlichen Grundlagen, die Verfassungsfragen und alle politischen und sozialen Verhältnisse seines Landes orientiert sein. Diese notwendigen Kenntnisse den Bewohnern der baltischen Provinzen in knapper handlicher Form zu vermitteln ist die Aufgabe, die sich die „Bürgerkunde" gestellt hat.

Bei der Neuheit eines solchen Unternehmens ist es von Interesse, was die Herausgeber über Plan und Ausführung ihres Buches in der Vorrede sagen. Es heißt hier:

„Das rege öffentliche Leben, das auch in unsrer baltischen Heimat erwacht ist, läßt das Verlangen nach einem Wegweiser entstehen, der jedermann behilflich wäre, sich über die Einrichtungen auf dem staatlichen und rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Gebiet in bequemer Weise zu unterrichten. Mangelt es doch noch vielfach an der Kenntnis dieser Einrichtungen und am rechten Verständnis für ihre Entstehung und Bedeutung.

Eine „Bürgerkunde" stellt sich nun die Aufgabe, in übersichtlicher und gemeinverständlicher Weise dasjenige vorzuführen, was dem Staats- und Landesbürger von seinem Gemeinwesen vor allem zu wissen nottut und was er sich sonst aus vielerlei Büchern mühsam zusammensuchen mußte.

Von Herrn Stadtbibliothekar R. Busch in Riga ging die dankenswerte Anregung aus, auch für unsre baltischen Provinzen eine solche Bürgerkunde zu schreiben. Ein Kreis von Mitarbeitern fand sich für das gemeinsame Werk zusammen, dessen Redaktion und Herausgabe von den Unterzeichneten übernommen wurde, während sich in Herrn G. Löffler in Riga ein entgegenkommender Verleger fand.

*) Riga, 1908. Verlag von G. Löffler. V u. 375 SS. Preis geb. Rbl. 2, kart. Rbl. 1,50.

Zur Gliederung des vielseitigen Stoffes, den es zu bearbeiten galt, sei folgendes bemerkt:

Es liegt im Wesen und Zweck einer Bürgerkunde, sowohl in die allgemeinen Begriffe im Bereiche des Staats-, Rechts- und Wirtschaftslebens in klarer und faßlicher Form einzuführen, als auch anderseits darzulegen, in welcher Weise in dem Lande, für das die Bürgerkunde bestimmt ist, die öffentlichen Einrichtungen sich geschichtlich entwickelt haben und wie sie in der Gegenwart beschaffen sind. So hat sich, damit eine rechte Bürgerkunde entstehe, das Allgemeine mit dem Besonderen zu verbinden.

Zu den allgemeinen Teilen einer Bürgerkunde gehören vor allem die Staats- und Rechtslehre, sowie die Volkswirtschaftslehre, natürlich nur im Umriß. Darum sind die Grundzüge der allgemeinen Staatslehre, in der zugleich auch einige grundlegende Begriffe aus dem Rechtsleben gegeben werden, als erster Abschnitt in das Buch aufgenommen. Die Elemente der Volkswirtschaftslehre sollen alsdann den in Aussicht genommenen zweiten Teil des Buches einleiten.

Als zweiter und dritter Abschnitt im vorliegenden ersten Bande folgen die Geschichte Rußlands und das russische Staatsrecht. Haben wir so unsrer Pflicht als Staatsbürger Genüge getan, so wenden wir uns der heimatlichen Landeskunde, als dem Hauptinhalt des Buches, zu. Hier folgt als erster Abschnitt die Geschichte, und zwar werden in großen Zügen die politischen Geschicke der drei Ostseeprovinzen aufgerollt bis zur Zeit ihrer Einverleibung in das russische Kaiserreich. Hieran schließt sich die Darstellung der Selbstverwaltung im Lande und in den Städten, des Kirchen- und Schulwesens und der Agrarverhältnisse. Auch diese Abschnitte sind mehr oder weniger in geschichtlichem Sinne gehalten. Kann jedes Dinges Wesen nur dann recht verstanden werden, wenn man seine Entstehung und allmähliche Entfaltung vor Augen hat, so gilt das in besonderem Maße von unsrer baltischen Heimat und ihrer auf vielhundertjähriger Entwicklung beruhenden Sonder- und Eigenart. In heutiger Zeit vollends, wo ein hohler und dünkelhafter Doktrinarismus sich anmaßt, mit allem geschichtlich Gewordenen aufräumen zu können und ein neues Gebäude ohne Fundament zu errichten, erscheint es doppelt geboten, die historischen Grundlagen aufzuweisen, aus denen die sozialen Gebilde erwachsen sind. — Als Schlußabschnitt sind dem vorliegenden Bande einige Notizen zur physikalischen Geographie und zur Bevölkerungsstatistik der Ostseeprovinzen angefügt. — Das genaue Inhaltsverzeichnis soll die Uebersicht über den dargebotenen Stoff erleichtern und es jedem ermöglichen, ohne Zeitverlust das herauszufinden, was er für seine Zwecke gerade braucht.

Das vorliegende Buch bildet, wie schon erwähnt, nur den ersten Teil der „Baltischen Bürgerkunde“. Ob und wann der zweite Teil erscheinen kann, läßt sich zurzeit leider nicht bestimmen und wird nicht nur von der Gewinnung der nötigen Arbeitskräfte für die Mitarbeit und Redaktion, sondern auch davon abhängen, inwieweit der erste Teil, einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommend, günstige Aufnahme findet.

Ins Auge zu fassen wären für den zweiten Teil der Bürgerkunde, als Abschnitte allgemeinen Inhalts: die schon erwähnten Grundzüge der Volkswirtschaftslehre (einschließlich der Finanzwissenschaft), ferner eine kritische Beleuchtung der Gedankenwelt des Sozialismus, der ja auch in unser heimatliches Leben jetzt so zerstörend eingreift, und endlich eine Einführung in die soziale Frage und die Sozialpolitik. Als spezielle, den baltischen Verhältnissen gewidmete Abschnitte hätten sich daran zu schließen: vor allem die Darstellung des gewerblichen Lebens (Handel, Handwerk und Industrie, sodann die Gebiete der sozialen Fürsorge und Sozialreform, der Armenpflege, der inneren Mission u. a. m. Auch das vielgestaltige blühende Vereinswesen der baltischen Provinzen wäre dabei nicht zu vergessen, sowie der Wissenschaft und Kunst ein gebührender Platz einzuräumen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der erste Teil der Bürgerkunde, der hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird, nicht etwas in sich Geschlossenes und Abgerundetes bietet. Er behandelt vielmehr, neben einleitenden Abschnitten, nur einige der allerwichtigsten Gebiete des öffentlichen — politischen, wirtschaftlichen und kulturellen — Lebens der baltischen Lande. Und auch hierbei ließ sich leider zunächst weder Lückenlosigkeit noch auch völlige Gleichmäßigkeit in der Anlage und Ausarbeitung der einzelnen Abschnitte erreichen. Liegt das schon an und für sich in der Natur eines Sammelwerkes, so kamen in diesem Falle noch besondere Schwierigkeiten hinzu. Von Riga aus, wo die Redaktion sich befand, konnte nicht stets in wünschenswerter Schnelligkeit und Vollständigkeit das Material für alle drei Schwesterprovinzen beschafft werden. Sodann aber treten in heutiger Zeit gerade an die in den öffentlichen Institutionen wirkenden Kräfte, unter denen vornehmlich die Mitarbeiter zu suchen waren, ohnehin schon übergroße Arbeitsansprüche heran. So konnte z. B. der Abschnitt über die Agrarverhältnisse Estlands, wegen Arbeitsüberlastung des dafür gewonnenen Mitarbeiters, leider nicht fertiggestellt werden. Dennoch haben die Unterzeichneten, denen für ihre Arbeit nur eine kurz bemessene Frist zur Verfügung stand, das Erscheinen des Buches nicht hinausschieben zu dürfen geglaubt, in der Hoffnung, daß es je rascher um so besser der guten Sache dienen werde, wohl aber bitten sie, bei der Aufnahme und Beurteilung des Buches den

mancherlei erschwerenden Umständen, unter denen es zustande kam, eine freundliche Berücksichtigung zu schenken.

Unser bekannter baltischer Geschichtsforscher L. Arbusow hat seinem soeben in dritter Auflage erschienenen „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands" das Wort des Amos Comenius vorangestellt: **Was alle angeht, sollen alle betreiben, wenigstens wissen.** Und auch der „Baltischen Bürgerkunde" kann kein besseres Wort zum Geleit gegeben werden. Daß die Vergangenheit und Zukunft der Heimat uns alle gleichermaßen angeht — wenn dies Bewußtsein zu größter Lebendigkeit erhoben würde! Das Wohl und die Ehre des Landes — ein allen gemeinsames oberstes Interesse, hinter dem die Interessen des Privatlebens zurückstehen! Nur ein solcher, das ganze Herz füllender Patriotismus kann die Feuerprobe bestehen, nur aus ihm kann der brennende Drang geboren werden, alles einzusetzen, wenn es die Heimat gilt. Was uns alle angeht, sollen wir auch alle wissen, kennen und treiben. In seinem eigenen Hause muß der Bescheid wissen, der darin alles wohlbestellen will, daß es standhalte in Wetter und Not.

Solches Wissen zu fordern, solches Gemeinschaftsbewußtsein zu stärken, dazu will die „Baltische Bürgerkunde" auch an ihrem Teil mithelfen. Keine schönere Aufgabe weiß sie sich, als diese: zu festigen das Gefühl unauflöslichen Verbundenseins mit der Heimatscholle, auf der unsre Väter ausgeharrt haben auch durch die bösesten Zeiten, und auf der auch wir ausharren und weiter arbeiten wollen, in Kraft des demütig-stolzen Wortes 2. Korinther 6, 8—10, das wohl auch auf unsre, der Balten, vielbewegte Geschicke angewandt werden darf.

Möge denn dieses, der Heimat gewidmete Buch Leser finden, die es im Geiste der Heimatliebe aufnehmen, und möge es viel Frucht tragen zum Segen der Heimat!"

Das Buch will also, wie aus dieser Vorrede hervorgeht, nicht nur in knapper Form die dürren Tatsachen geben, das einfache „Wissen fördern", sondern es will zugleich auch die Heimatliebe, das Gemeinschaftsbewußtsein stärken. Demnach kann es nicht bloß ein trockenes, farbloses Kompendium sein, sondern es muß die Dinge von einem festen politischen Standpunkt aus, nach bestimmten Richtlinien darzustellen suchen. Und das ist in der Tat auch der Fall. Dennoch ist es nicht etwa das, was man einen „Parteikatechismus" nennen würde. Der Gesichtswinkel, unter dem die Dinge betrachtet werden, wäre dann ein engerer gewesen, als er es ist.

Der politische Standpunkt, der in dem Buche deutlich erkennbar hervortritt, ist jener realpolitische, wie er sich mit logischer Konsequenz aus der Geschichte des Landes ergibt und der auch

von der baltisch konstitutionellen Partei, wie sie ursprünglich gedacht war und bevor sich sogenannte „liberale" Cliquen darin eingenistet hatten, die drauf und dran waren, das politische Bild der Partei zu trüben, eingenommen wurde. — Eine Besprechung des Buches in der noch oft genug in vulgärem „Liberalismus" machenden „Rigaschen Rundschau" (Nr. 283) betonte, daß die „Bürgerkunde" in ausgedehnterem Maße auf die anzustrebenden Reformen hätte eingehen und ihre Notwendigkeit nachweisen sollen. Sie hätte also, wie es scheint, so eine Art parteipolitischer Proklamation lieber gesehen, als eine möglichst objektive von geschichtlichen Grundlagen ausgehende Darstellung dessen, „was ist" und „wie es geworden ist". Die Herausgeber haben in einer Zuschrift an das Blatt mit Recht hervorgehoben, „daß über die Reformbedürftigkeit unserer staatlichen und kommunalen Institutionen sich nachgerade niemand mehr im Unklaren ist. Sind es doch wie bei jeder Sache so auch hier die Mängel, die am ersten erkannt werden und viel bekannter sind als die guten Seiten." Diesen politischen Gesichtspunkt hält aber die „Rig. Rdsch." „auch wie vor für unrichtig" und meint: daß das Publikum die Mängel unserer Verfassung besser kenne, als die guten Seiten, gelte voll und ganz von den Lesern radikaler lettischer Zeitungen. Vom deutschen Publikum könne man ruhig das direkte Gegenteil behaupten. — Abgesehen von der merkwürdigen Entschuldigung, die hier der Kritik der radikalen lettischen Blätter zuteil wird, klingt der letzte Satz gerade im Munde eines sogen. „liberalen Blattes" recht sonderbar. Denn gerade unsre „Liberalen" haben es wahrlich nicht an Beispielen in Wort und Schrift fehlen lassen, die eine ziemlich kompakte Unkenntnis des geschichtlichen Werdens und Wesens unserer Verfassung dartaten. Gerade sie taten sehr gut daran, die „Bürgerkunde" fleißig zu studieren und sich über die Dinge von Leuten belehren zu lassen, die darüber Wohlbegründetes und Wohldurchdachtes zu sagen wissen. —

Das Buch besteht aus 15 Abschnitten, die von verschiedenen Verfassern herrühren. In einleitenden Artikeln schildern C. von Schilling die Grundzüge der allgemeinen Staatslehre und das Russische Staatsrecht und Dr. A. v. Pebenpurm die Geschichte Rußlands bis 1903, wozu die Herausgeber ein Nachwort über die erste und zweite Duma gefügt haben. Daran schließt sich eine konzentrierte Geschichte der Ostseeprovinzen von L. Arbusow, die in ihren Maßverhältnissen, wie uns scheinen will, etwas ungleichmäßig aufgebaut ist: auf die ältere Geschichte des Landes bis 1562 entfallen etwas über 24 SS, auf die ganze folgende Zeit mit ihren großen äußeren Veränderungen und inneren Entwicklungen dagegen bloß 4½ Seiten. Allerdings ist dabei in Betracht zu ziehen, daß eine Reihe geschichtlicher Angaben sich auch in den

übrigen Abschnitten des Buches finden. — Es folgt eine knappe, vortreffliche Darstellung der Organisation der baltischen ländlichen Selbstverwaltung von Th. v. Richter und ein ganz ausgezeichneter geschichtlicher Rückblick auf die Entwicklung dieser Selbstverwaltung von Dr. Astaf v. Transehe-Roseneck, sowie eine instruktive Darstellung der städtischen Selbstverwaltung vom Rigaschen Stadtsekretär A. Carlberg. — Ferner schildert der Sekretär des livländischen Konsistoriums A. v. Villebois die Entwicklung und gegenwärtigen Verhältnisse der evang.-lutherischen Landeskirche und der Landvolksschulen, und der ehem. Direktor des Rigaschen Stadtgymnasiums G. Schweder das deutsche Schulwesen in den Städten. — In den folgenden Abschnitten behandelt A. v. Transehe die Agrargeschichte der Ostseeprovinzen und die Agrarverhältnisse von Livland, M. v. Blaese die Agrarverhältnisse Kurlands. Den Schluß bilden ein Artikel über die physikalische Geographie von G. Schweder und einer zur baltischen Bevölkerungsstatistik von E. Baron Campenhausen. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis erleichtert ganz wesentlich die Benutzung des Buches.

Die „Bürgerkunde" sollte in jedermanns Händen sein, der unsrem öffentlichen Leben auch nur das geringste Interesse widmet. Das dürfte heutigen Tages aber wohl bedeuten: in jedermanns Händen.

FB.

L. Arbusow, Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands.*

Wenn man daran denkt, wie mangelhaft es noch vielfach mit der Kenntnis unsrer geschichtlichen Vergangenheit bestellt ist, so leuchtet ein, mit welcher Befriedigung jedes Hilfsmittel zur Verbreitung wissenschaftlich wohlbegründeter Kenntnisse in der Heimatsgeschichte zu begrüßen ist.

Der knappe „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands" von L. Arbusow erfreute sich seit seinem ersten Erscheinen mit vollem Recht des größten Zutrauens. Aber er war längst vergriffen. Jetzt nun liegt er in bedeutend erweiterter Gestalt in dritter Auflage vor und darf auch in dieser neuen Gestalt als ein durchaus zuverlässiger Führer durch die baltische Vergangenheit gelten. Jedes Wort ist hier wohlerwogen und durch den strengsten kritischen Filter gegangen, überall

*) 3. Aufl. Mit 1 Karte und 2 Lichtdrucktafeln. Riga 1908. Verlag von Jonck & Poliewsky. Preis Rbl. 2,40, geb. Rbl. 3.

entspricht das Buch dem Stande der neuesten Forschung. Diese Eigenschaften des Arbusowschen Grundrisses sind übrigens so allgemein anerkannt, daß hier nicht weiter darauf einzugehen zu werden braucht. Die Darstellung ist knapp und gedrängt, wie das dem Charakter eines „Grundrisses“ entspricht, trotzdem aber doch glatt und leicht lesbar. Nach allen diesen Seiten hin wird also das Urteil kurz zusammenfassend lauten dürfen: ein ganz vortreffliches geschichtliches Handbüchlein, gerade ein solches, wie wir es dringend nötig hatten.

Jedoch sei es gestattet, nach einer andern Richtung hin eine abweichende Ansicht zu vertreten, nämlich hinsichtlich der Oekonomie des Buches. Das Werk umfaßt im ganzen 277 Seiten. Davon entfallen nicht weniger als 169 Seiten auf die ältere Zeit bis zum Untergang der livländischen Selbständigkeit 1562. Die ganze folgende Zeit bis zur Gegenwart (1903), zwei nur Provinzialgeschichte, aber erfüllt von vielen bedeutenden Ereignissen und bis in unsre Tage nachwirkenden Entwicklungsmomenten, wird auf nur 108 Seiten abgehandelt. Von diesen entfallen wiederum 34½ Seiten auf die Geschichte Kurlands (1562—1796), 6½ Seiten auf die Literatur im 17. und 18. Jahrhundert, 22 Seiten auf das 19. Jahrhundert. So bleiben für die Geschichte Livland Estlands von 1562—1796 blos 45 Seiten übrig, und zwar kommen davon 15 Seiten auf die polnische, 18 Seiten auf die ganze schwedische Zeit bis 1721 und 12 Seiten auf das 18. Jahrhundert. — Uns scheint in einer solchen Verteilung des Stoffes ein gewisses Mißverhältnis zu liegen, weil dadurch im Vergleich zu der größeren Ausführlichkeit bei der älteren Zeit die späteren, für die Entwicklung des Landes so überaus wichtigen Epochen bei weitem nicht so zur Geltung gelangen, wie es notwendig wäre.

So scheint uns, um nur kurz und beispielshalber auf einiges hinzuweisen, die Zeit um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts auf einigen wenigen Zeilen doch allzuknapp behandelt zu sein. Es sind die Jahre, in denen Estland und die livländische Ritterschaft von Polen zu Schweden übergehen, Ereignisse, die eng mit der großen gegenreformatorischen Bewegung zusammenhängen, und in denen die politischen Keime unsrer bedeutsamen schwedischen Epoche liegen. Das sog. Privilegium König Karl IX. von 1602 wird gar nicht erwähnt, und doch ist es ein für die politische Entwicklung Livlands und für seine staatsrechtliche Stellung zu Schweden grundlegend wichtiges Dokument. Auch die Zeit König Gustav Adolfs scheint uns gar zu kurz geraten, ebenso vieles aus den folgenden Jahren. Man vermißt doch z. B. einige Hinweise auf die politische Stellung der Stadt Riga, auf ihr eigenartiges Verhältnis zu der ihr zustehenden Reichsstandschaft. Ebenso etwas eingehendere Angaben über die politische und wirtschaftliche Lage

Livlands zur Zeit Gustav Adolfs. Sa werden zwar die sogen. Schloßgerichte erwähnt, aber nichts über das sogen. königliche Kommissorialgericht gesagt, das namentlich die unsagbar verworrenen Besitzverhältnisse zu regeln hatte und dessen Untersuchungen und Entscheidungen eine große Bedeutung zukommt; die Güter, die es als Erbgüter anerkannte, sind später durch die Reduktion auch nicht eingezogen worden. Die Begründung des livländischen Landratskollegiums (1643) wird kurz notiert, dabei aber mit keinem Worte einer so markanten Persönlichkeit gedacht, wie es Otto von Mengden war, dessen politische Wirksamkeit bei der Neukonstituierung des livländischen „Landesstaates" von so einschneidender Bedeutung war. Ebenso, will uns scheinen, hätte ein Hinweis darauf nicht fehlen sollen, wie es kam, daß das Verhältnis Livlands zum Reiche Schweden ein staatsrechtlicher Torso geblieben ist, was doch für die Beurteilung der Reduktionszeit nach ihrer rechtlichen Seite hin ein sehr wesentliches Moment bildet. — Auch dem so gründlich in die Geschichte des Landes einschneidenden Nordischen Kriege hätte nach unserer Empfindung und Ansicht eine etwas größere Ausführlichkeit gewidmet werden, auch mehr Persönlichkeiten dabei genannt werden können. Wenn der Feldmarschall Scheremetjew mit seinem Vornamen (Boris Petrowitsch) angeführt wird, so ist nicht recht einzusehen, weshalb die schwedischen Generale Wolmar Anton Schlippenbach oder Adam Ludwig Loewenhoupt ohne ihre Vornamen erscheinen, oder weshalb der Kommandant der russischen Peipusflotte Generalmajor von Werden genannt wird, der schwedische Verteidiger Narvas Graf Horn dagegen nicht usw.

Vortrefflich in seiner prägnanten Kürze ist, was über die Zustände des Landes in der Zeit nach dem Nordischen Kriege bis zum Besuch der Kaiserin Katharina II. 1764, der einen Wendepunkt im Leben der Provinz bedeutete, gesagt ist. Mitunter ein kurzer Satz so inhaltreich wie ein ganzes Kapitel. Vielleicht aber hätten auch hier z. B. die jetzt vorliegenden neuen Materialien, die so viel charakteristisches Licht über die erste Zeit der russischen Verwaltung des Landes verbreiten, eine noch etwas ausgiebigere Verwertung finden können. Ein wenig zu knapp für ihre politische Bedeutung scheint uns dann wieder die Statthalterschaftszeit ausgefallen zu sein. Auch das 19. Jahrhundert wird ein wenig kursorisch behandelt, was für diese Zeit freilich am einleuchtendsten ist, aber es sind überall vortreffliche Durchschnitte durch alle wesentlichen Lebenserscheinungen, die hier gegeben werden.

Doch genug. Uns kam es nur darauf an, auf etwas hinzuweisen, was uns als ein gewisses Mißverhältnis zwischen den beiden Teilen des Buches erschienen ist. Wir würden eher ein umgekehrtes Verhältnis befürworten: 100 Seiten für die ältere und 200 Seiten für die neuere Zeit. Vielleicht kann eine Aus-

gestaltung des Buches in dieser Richtung, wie sie hier zur Diskussion gestellt wird, für eine neue Ausgabe in Erwägung gezogen werden. Und daß eine neue Auflage des trefflichen Buches binnen kurzer Zeit nötig werden wird, daran möchten wir garnicht zweifeln. Denn es ist doch so: wer über irgend eine Frage aus unsrer Geschichte, besonders der älteren Zeit, ganz zuverlässige Auskunft zu erhalten wünscht, der wird eben nach Arbusows „Grundriß" greifen, dem sichersten Führer, den wir bis jetzt haben.

FB.

Dr. E. Seraphim, Baltische Geschichte im Grundriß.*

Noch ein zweites, für weitere Leserkreise bestimmtes Buch über unsre heimische Vergangenheit ist soeben erschienen, auf das wir auch an dieser Stelle hinweisen möchten: die „Baltische Geschichte im Grundriß" von Dr. E. Seraphim. — Wir tun das mit großer Befriedigung. Denn bei dem leider so vielfach zutage tretenden Mangel an Kenntnis unsrer historischen Entwicklung sind solche Bücher in der Tat ein dringendes Bedürfnis. Solche Bücher über baltische Geschichte, meinen wir, die ohne gelehrten Apparat, in leicht lesbarer Form die Geschehnisse darstellen und die dabei — billig sind. Diesen Anforderungen entspricht die Seraphimsche „Geschichte im Grundriß". Und, um es von vornherein zu sagen, wir wissen es dem Verfasser Dank, daß er ohne hundertundzwanzig Bedenken und ohne vor mancherlei Schwierigkeiten zurückzuschrecken, seine schnelle Arbeitskraft und seine flinke Feder in den Dienst dieser guten und notwendigen Sache gestellt hat. Er hat uns so ein Buch gegeben, das es wohl verdient in weiten Kreisen Eingang zu finden, und das, weil es mit Wärme und in großen Zügen geschrieben, ohne doch belebender Einzelheiten zu entbehren, wohl nirgends „langweilig" ist und daher auch für unsre baltische Jugend geschaffen zu sein scheint. Gerade sie muß immer und immer wieder darauf hingewiesen werden, daß „es keine Willkür in der Geschichte gibt, daß alles, was war und ist, seine Ursache hat". „Gerade heute", betont der Verfasser mit Recht in einem einleitenden Kapitel über Wesen und Art der baltischen Geschichte, „inmitten schwerer Kämpfe, die unsre deutsche Bevölkerung zu bestehen hat, gilt es für alle, die mit Bewußtsein sich deutsch fühlen, Einblick zu gewinnen in den Werdegang der baltischen Geschichte, damit sie aus ihm erkennen, daß auch für uns die Gegenwart sich folgerichtig aus der Ver-

*) Reval 1908, Verlag von Franz Kluge. 418 S. nebst einer Karte von R. v. Lowis of Menar. Preis Rbl. 1,50, geb. Rbl. 2.

gangenheit entwickelt hat und diejenigen Unrecht haben, die das Heute als ein willkürliches Gebilde der jetzt lebenden Generation hinstellen, das beliebig abgeändert werden kann."

Wir wollen hier keine Kritik des Buches im Einzelnen geben. Nur einige allgemeinere Bemerkungen seien gestattet. — Das Seraphimschen Buch bildet nach einer Richtung hin eine sehr willkommene Ergänzung des Arbusowschen Grundrisses. Was in letzterem nur in sehr knappen Zügen berührt ist, konnte in jenem in weit größerer Ausführlichkeit Berücksichtigung finden. Die ganze neuere Zeit seit dem Untergang der livländischen Selbständigkeit (1562) ist hier bedeutend eingehender behandelt worden. Und gerade darauf möchten wir ein besonderes Gewicht legen. Denn, sollen wir unsre Gegenwart aus der Vergangenheit verstehen und begreifen lernen, dann wird es ja gerade darauf ankommen, die Epochen zu kennen, die noch am engsten mit der jetzigen Zeit zusammenhängen, deren Nachwirkungen in unserem heutigen Leben und unseren heutigen Einrichtungen noch am merklichsten zu spüren sind. Eine solche Epoche ist z. T. die schwedische Zeit, von der noch bis vor kurzem galt und z. T. noch gilt, was ein baltischer Historiker, Baron H. Brunnigk 1879 in seiner „livländischen Rückschau" sagen konnte: überall treffen wir auf Erinnerungen aus dieser Zeit; „es ist tatsächlich schwer, irgend ein größeres Gebiet unsrer Administrativ und Justizverwaltung, unsres Standerechts und unsrer Behördenverfassung, unsres Prozesses, unsres Verkehrs und Präsidialwesens, unsrer Agrarverhältnisse und unsrer Organisation in Kirche und Schule ausfindig zu machen, wo solches nicht zutröfe, ja sogar die rechtliche Grundbasis der Regierungsorgane datiert ihren Ursprung noch aus jener Zeit."

Diesem Verhältnis der Dinge trägt, will uns scheinen, das Buch in gebührender Weise Rechnung. Es umfaßt im Ganzen 418 Seiten. Davon entfallen auf die Zeit bis zur Reformation 117 S., auf die Epoche der Reformation bis zum Untergang des Ordensstaates (1562) 52 S., auf die polnische Zeit 46 S., auf die schwedische Zeit 76 S (einschließlich 17 S. für den Nordischen Krieg) und 88 S. auf die russische Periode bis 1894, worin sich ein kurzes Nachwort schließt, das bis zur Gegenwart leicht. Der Geschichte Kurlands bis 1737, d. h. bis zum Aussterben des Herzogshauses der Kettler, sind 31 Seiten eingeräumt, wogegen freilich die folgende Zeit bis zur Einverleibung Kurlands in Rußland (1795) etwas gar zu knapp in einer einzigen Anmerkung auf S. 356 und 357 behandelt ist. Diese Periode hätte natürlich des Gleichmaßes wegen in derselben Weise wie die vorhergehende behandelt werden müssen. — Uns scheint bei dieser Anordnung die Gewichtsverteilung im ganzen recht glücklich getroffen zu sein. An diesem Gesamteindruck ändert auch wohl der Umstand wenig,

daß man vielleicht gerne hier eine Einzelheit schärfer hervorgehoben, dort anderes etwas eingehender behandelt gesehen hätte, so, um ein Beispiel zu nennen, hätte in der Zeit der Umwälzungen zu Beginn des 17. Jahrhunderts viel präziser und deutlicher als ein sehr gewichtiges Motiv des Anschlusses der livländischen Ritterschaft an Schweden der Gedanke einer Rettung von „aller Dienstbarkeit und Zorn der Papisten", von der „unerträglichen Last der Baalisten und des beschorenen Hausens", also von den Einwirkungen der Gegenreformation betont und ausgeführt werden können; so hätten neben Otto v. Vietinghoff, der als einer der politischen Werber für Schweden in diesen Jahren genannt wird, ohne Frage auch noch andre Persönlichkeiten angeführt werden müssen, vor allem und in erster Reihe Johann v. Tiesenhausen-Versohn und Fabian v. Tiesenhausen-Adlehn u. a., die eine ganz hervorragende Rolle in dieser Hinsicht gespielt haben. So hätte für die Zeit des Beginns der russischen Verwaltung gleich nach dem Nordischen Kriege das jetzt vorliegende Material ausgiebigere Verwertung finden können, wodurch die Darstellung um manchen überaus charakteristischen Zug hätte bereichert werden können usw. Hier und da würden wir auch wohl eine etwas anders schattierte Auffassung vertreten, so z. B. bezüglich der Eingriffe der schwedischen Staatsgewalt in die Verhältnisse des Landes usw. Doch, wie gesagt, wir wollen hier nicht auf solche Einzelheiten eingehen.

Jedem Abschnitt ist eine kurze „Merktafel" der wichtigsten chronologischen Daten angehängt. Das ist unsrer Ansicht nach eine sehr gute Einrichtung. Gleich nach der Lektüre eines Kapitels überflogen man nochmals die kurzen Zeitangaben, wodurch sie sich dem Gedächtnis um so besser einprägen. Nur hätte bei den Jahreszahlen nicht jedesmal „nach Christo" zu stehen brauchen, denn das versteht sich ja von selbst, und ferner hätten im Inhaltsverzeichnis die Hinweise auf die Stellen, wo sich die Merktafeln finden, nicht fehlen dürfen. — Am Schluß findet sich eine Erläuterung zur beigegebenen Karte von K. v. Löwis of Menar, die sehr willkommen ist.

Wir schließen unsere Anzeige, die den Zweck hat, die Leser auch auf diese neue „Baltische Geschichte" aufmerksam zu machen, mit dem Wort, das der Verfasser an den Schluß seiner Einleitung gestellt hat: „Möge die Kenntnis der Vergangenheit uns stark machen für die Gegenwart, und auch in kommenden Zeiten die Richtlinien in jener dreifachen Hinsicht weisen, die aus dem allgemeinen wie dem besonderen Wesen unsrer Geschichte sich ergeben für uns und unser Volkstum, für Kaiser und Reich und für die anderssprachigen Bewohner unsrer Heimat, mit denen wir dieselbe Scholle teilen."

FB.

Falck, Paul Th., Der Stammbaum der Familie Lenz in Livland, nach einem neuen System. Dazu als Pendant ein Goethe Stammbaum nach demselben System. Nürnberg, Verlag von Bauer u. Raspe, 1907. — 52 S. und 3 Beilagen.

Wir müssen gestehen, daß wir dieses Büchlein mit wachsendem Interesse gelesen haben, zumal es nicht wenig neue und originelle Anschauungen vorbringt, die dem Verfasser von seiten der Genealogen vielleicht manchen Ausdruck der Mißbilligung eintragen können, die aber nach unsrer unmaßgeblichen Ansicht als ein Fortschritt auf dem Gebiete der Handhabung und Verwertung genealogischen Materials wohl Beachtung verdienen.

In einem genealogisch-historischen Teil wird das vom Verfasser erdachte neue System einer Stammbaum Anlage des Näheren erläutert. In der Tat bietet es im Vergleich zu der bisher üblichen Darstellung von Stammbäumen manche praktischen Vorteile, die eine vorurteilslose Kritik nicht von der Hand weisen darf. Ein in dieser Art konzentrisch angeordneter Stammbaum ist viel übersichtlicher, man hat die einzelnen Generationen auf den ersten Blick beisammen und außerdem ist die Raumersparnis eine sehr bedeutende*. Daß es dem Anfänger nach kein „Baum" ist, sondern vom Stammvater als Zentrum auslaufend, das Bild eines Führers bildet, daran dürften sich nur Wortklauber stoßen. Nach einer klaren, wenn auch gedrängt kurzen Charakterisierung der drei Linien des livländischen Zweiges der Familie Lenz folgt der höchst interessante genealogisch-statistische Teil, der in Anknüpfung an gewisse

*) Anmerkung. Wir können dem geehrten Herrn Verf. hierin nicht ganz beipflichten, weil wir die Ansicht vertreten, daß dieses neue System der konzentrischen Anordnung eines Stammbaumes sich schwerlich allgemein einbürgern wird und nicht geeignet ist, die alte Form, bei der die Glieder jeder Generation neben einander stehen, zu verdrängen. Zugegeben, daß bei der herkömmlichen Form durch die in großen Familien sehr lang ausgedehnten Reihen, wenn man alle nebeneinander stellt, oder durch die notwendigen Verweisungen, wenn die einzelnen Zweige auf gesonderte Tafeln gebracht werden, die Uebersichtlichkeit leidet oder doch leiden kann so gibt es doch auch den modernen Methoden ausreichende Mittel, die Uebersichtlichkeit zu wahren z. B. durch farbige, die einzelnen Generationen trennende Streife, durch sorgfältige deutlich sichtbare Numeration der Generationen sowohl wie der einzelnen Glieder mit römischen und arabischen Ziffern usw. Anderseits hat das konzentrische System durch die ungleiche Richtung der Schrift ohne Frage auch etwas Unübersichtliches an sich, was bei größeren Stammbäumen besonders deutlich werden müßte. Und wenn etwa angeführt wird, daß bei diesem System z. B. das Aussterben eines Zweiges unmittelbar ersichtlich werde (durch die umgrenzenden Streife), so lassen sich ja auch bei dem alten System solche Streife u. dgl. in der wünschenswerten Klarheit ohne Schwierigkeiten verwerten. Zuzugeben ist dagegen vielleicht, daß bei Stammbäumen von mittlerem Umfang das konzentrische System eine gewisse Raumersparnis ermöglicht.

Die Red. der B. M.

Erscheinungen im Werden und Vergehen des unsrer Heimat angehörenden Lenz-Stammes viele allgemeine Fragen des genealogisch-statistischen Studiums berührt. Es werden eine ganze Reihe Hinweise und Andeutungen an der Hand von Tatsachen und Zahlen geboten, welche bei einer wissenschaftlichen Bearbeitung und Verwertung ähnlichen Materials wohl beachtet zu werden verdienen. Besonders sympathisch berührt uns auch der Umstand, daß der Verfasser an seine Aufgabe nicht vom exklusiv-historischen, sondern sozusagen mathematisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt herantritt.

Im biographischen Teil werden in kurzen, prägnanten Zügen die hervorragendsten Vertreter der livländischen Familie Lenz nach Lebensgang und Leistungen behandelt: der Generalsuperintendent Chr. David Lenz, Goethes Jugendfreund, der „Shakespeare-Lenz" Jakob Mich. Reinh. Lenz, Joh. Reinhold von Lenz (Lenz-Kuhne), der Schauspieler, Heinr. Friedr. Emil Lenz, der Entdecker des Induktionsgesetzes, Robert Lenz, der Sprachforscher, Chr. Wilhelm von Lenz (der Beethoven-Lenz); Robert von Lenz, der Physiker und Naturforscher, und Joh. Wold. Lenz, der theologische Schriftsteller.

Die Beigabe des Goethe-Stammbaumes (nach demselben neuen System zusammengestellt) soll zugleich die Malthussche Uebervölkerungstheorie noch einmal ad absurdum führen.

Höchst instruktiv erscheinen die vier genealogisch-statistischen Tabellen (I der Söhne und Schwiegertöchter, II der ledigen Söhne, III der ledigen Töchter und IV der verheirateten Töchter und Schwiegersöhne) der livländischen Familie Lenz.

Wir haben uns absichtlich bemüht, den reichen Inhalt des sehr anregend geschriebenen Werkes nur anzudeuten, da wir überzeugt sind, daß ein jeder, der Interesse für derlei Fragen, besonders wenn sie bedeutende Männer der Heimat betreffen, besitzt, gerne sich das Werk anschaffen wird, nicht bloß, um es zu lesen, sondern um aus den darin enthaltenen Anweisungen auch vielleicht die Anregung zu einer Zusammenstellung des eigenen Stammbaumes zu empfangen, denn Goethe sagt:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größ.
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!

In unsrer pietätlosen Zeit eine Mahnung am rechten Platz.

C. G.

De Jong's Cacao

ist nahrhaft, leicht verdaulich, vollkommen rein, im Gebrauch sparsam.

½ kg. genügt für 120 Tassen.

Hochste Auszeichnungen

auf div Ausstellungen u. s.

Paris 1900, St. Louis 1904, Kapstadt 1905.

Goldene Medaillen:

Lütticli 1905 — Diplôme d'honneur

„Hüchste Auszeichnung."

Ges geschützt

Fabrik gegr 1700

Pelz-Handlung

F. L. Mertens,

Riga, Herrenstraße Nr. 6.

Telephon 1544

Größtes Pelzwaren-Lager Rigas.

Saison-Neuheiten

in großter Auswahl

Spezialität: **Pelz-Jaketts.**

Ohne Ausnahme

alle existierenden

1873.

Maschinen, Motoren,
Feuerspritzen, Pumpen,
Heizungen, Beleuchtungen,
Wäscherei-Einrichtungen,
Geld-Schränke, Waagen 2c. 2c. 2c.
und **technische Artikel** f. Industrien, Fabriken
und Gewerbe-Betriebe.

Hugo Hermann Meyer, Riga.

Die Firma besteht 35 Jahre

Louis Lundmann & Co., Riga.

Haupt-Geschäft in der Stadt: **Kalkstr. Nr. 10. Teleph. 265.** | Kellereien und Comptoir: **Matthäistr. 21. Teleph. 286.**

Weine, Cognac, Rum, Arac, Porter und Liquere.

Filialen in eigener Verwaltung:

Alexanderstr. Nr. 30. Telephon Nr. 2483.
Alexanderstr. Nr. 84. Telephon Nr. 1245.
Marienstr. Nr. 50, Ecke der Säulenstr. Telephon 1239.
Matthäistr. Nr. 21. Telephon 286.
Dorpater Straße Nr. 7. Telephon 115.
Schiffsstr. Nr. 13, Ecke der Schoonerstr. Telephon 2967.
Alte Mitauer Str. 29, Ecke der Communakationsstr. Tel. 2966.
in Edinburg II: Grenzstraße 15.

Dépôts:

in Riga:
bei Hrn. **Eduard Worm,** Ecke der Nikolai- und Mühlenstr.
„ **T. Hauschkinewitz,** Kalnezeemsche Straße Nr. 4.
„ **J. J. Bobrow,** Ecke gr. Brauer- und gr. Sandstr.
„ **D. Sweestin,** Nordeckshofsche 1.
„ **Jul. Hübner,** gr. Neustr. 31.

in Dubbeln:
bei Hrn. **J. Petersohn,** Central-Hôtel.

in Bilderlingshof:
bei Hrn. **J. Bulder,** gr. Prospekt 40.

In **Tuckum** bei Hrn. **C. H. Reinwaldt.**
„ **Mitau** „ **F. A. Klein.**
„ **Libau** „ **J. C. Freymann.**
„ **Preekuln** „ **Gebr. Burkewitz.**
„ **Werro** „ **Rob. Klein.**
„ **Fellin** „ **J. J. Töpffer & Co.**
„ **Pernau** „ **Wold. Dultz.**
„ **Wenden** „ **D. Behrsing.**
„ **Fehteln** „ **J. Salinsch.**
„ **Dago-Heinis** bei Hrn. **W. F. Scheffel**
„ **Antz** bei Hrn. **Ed. Sam. Wegner.**
„ **Salisburg** bei Hrn. **Arn. Ohre.**

Google

Baltiſche Revolutionschronik 1905—1906.

Beilage
zur
Baltiſchen Monatsſchrift.

1905.

Januar.

1. Januar. Riga. Bei der Gertrudkirche finden Unruhen statt. Sozialdemokratische Proklamationen werden verstreut. Ein Schutzmann wird mit eisernen Stocken verwundet.

9. Jan. Die große Straßendemonstration in Petersburg wird mit Waffengewalt unterdrückt.

10 Jan. Riga. In eine Versammlung des Russischen Literarischen Zirkels im Saal des Alexander Gymnasiums drängt sich ein Haufe jüngerer Juden. Als die Sitzung geschlossen wird, schleudert eine Jüdin russische revolutionäre Proklamationen in Gestalt von roten Postkarten. Es gelingt nicht sie festzuhalten.

11. Jan Riga. Abends finden konspirative sozialdemokratische Versammlungen statt, auf denen beschlossen wird, sofort den allgemeinen Streik zu proklamieren. In derselben Nacht wird eine Proklamation an die Arbeiter in 15,000 Exemplaren gedruckt, die neben ökonomischen Forderungen die Berufung einer konstituierenden Versammlung auf der Basis des „vierschwanzigen" Wahlrechts, die Freiheit des Wortes, der Presse, der Versammlungen und der Streiks und die sofortige Beendigung des Krieges verlangte. Sie endigte mit den Worten: „Nieder mit dem Krieg! Es lebe der achtstündige Arbeitstag! Es lebe die Revolution! Es lebe die Sozialdemokratie!"

12. Jan. Riga. Großer Arbeiterstreik. Schon am Morgen um 6 Uhr, als die Arbeiter der Sassenhofer Schloßfabrik Herminghaus u. Voormann zur Arbeit erschienen, wurden sie von Emissären empfangen, die mit Hinweis auf die Petersburger Vorgänge sie zur Einstellung der Arbeit aufforderten und Proklamationen verteilten. Von dort gingen die Arbeiter im Zuge zu den übrigen Fabriken. Die Arbeiter sämtlicher Fabriken jenseits der Düna, in Sassenhof, Ilgezeem, Thorensberg und Bienenhof stellten ihre Arbeiten ein, mit Ausnahme der Schiffswerft von Lange u. Sohn. Bei der Zementfabrik, wo zwei Kompagnien Infanterie eingetroffen waren, werden sechs Agitatoren mit revolutionären Proklamationen verhaftet.

Im Petersburger Stadtteil begann die Arbeitseinstellung auf der Maschinenfabrik „Richard Pohle“. Von dort begaben sich die Arbeiter zu den übrigen Fabriken. Hierauf bewegte sich der Zug durch den Kaiserwald zu dem am Stintsee und an der Petersburger Chaussee belegenen Fabriken, deren Arbeiter sich den Streikenden anschließen mußten. Von dort begab sich die Menge, die sich unterdessen geteilt hatte, nach verschiedenen Richtungen, zu den noch in Arbeit stehenden Fabriken. Bei der Kaplauschen Kartonagenfabrik in der Säulenstraße begann die Menge die Pforte zu erbrechen und auf die Polizei zu schießen. Die Schutzleute antworten, worauf die Menge sich teilt. Sie muß noch an mehreren Stellen mit Hilfe requirierten Militärs zerstreut werden. Insgesamt werden ca. 100 Personen verhaftet.

12. Januar. Reval. Arbeiterstreik. Die Arbeiter der Maschinenfabrik „Dwigatel“ stellen am Morgen die Arbeit ein und ziehen von Fabrik zu Fabrik, überall durch Ueberredung und Drohung den Streik erzwingend, so daß in kurzer Zeit der Ausstand allgemein ist. Auch das städtische Gaswerk muß feiern, die Stadt ist daher mehrere Nächte in Dunkel gehüllt. Die Zeitungen können nicht erscheinen, die Läden werden geschlossen. Arbeitermassen, denen sich auch sonstige Tumultuanten anschließen, durchziehen die Straßen, ohne jedoch größere Exzesse zu begehen. Auf einer Wiese im ersten Vorstadtteil halten sie mit Genehmigung der Obrigkeit eine Versammlung ab. Beratungen der Regierungsorgane mit den Fabrikbesitzern und Arbeiterdelegierten. Militärpatrouillen durchziehen die Straßen. Auch Arbeiterpatrouillen suchen nachts etwaige Ausschreitungen zu verhindern. Dennoch werden abends einige tolerierte Bauer demoliert und in Brand gesteckt, wobei der Polizeimeister im Handgemenge mit den Tumultuanten am Kopf verwundet wird.

13. Januar. Libau. Arbeiterstreik. Morgens früh wird von als Arbeiter verkleideten Personen die Telephonstation überfallen, den Beamten mit Erschießen gedroht, die Leitung unbrauchbar gemacht. Sodann beginnt der Ausstand in der Drahtfabrik, auch die andern Fabriken werden zum Einstellen der Arbeit gezwungen. Die Läden sind geschlossen, auch die Telegraphenleitung wird beschädigt. Banden meist junger Burschen durchziehen die Straßen, das Laden der Schiffe im Hafen wird eingestellt.

13. Januar. Riga. Blutiger Straßentumult. In verschiedenen Gegenden der Stadt, auf Fabriken und Werkstätten, wo noch gearbeitet wurde, erscheinen Manifestanten und erzwingen den Streikanschluß, zwei Schutzleuten werden die Revolver entrissen, ein Wagen der elektrischen Straßenbahn demoliert.

Viele weibliche Personen und Studenten nehmen an den Demonstrationen teil, die an mehreren Stellen von Polizei und Truppen zerstreut werden, so eine größere Ansammlung auf der Alexanderstraße und eine auf der Elisabethin. (zwischen Alexander- und Schulenstraße), wobei aus der Menge auf das Militär geschossen wird, das die Schüsse jedoch nicht erwidert. Es werden bloß zahlreiche Verhaftungen (121) vorgenommen. Um 2 Uhr mittags zieht eine große Menge durch die innere Stadt und zwingt sämtliche Druckereien zu schließen. (Die Zeitungen können mehrere Tage nicht erscheinen.) Dann sammelte sich die Masse in die Moskauer Vorstadt, wo die Fabriken zur Einstellung der Arbeit gezwungen werden, und um 5 Uhr, durch die dortigen Arbeiter verstärkt, wieder zur Stadt zurück. Bei der Eisenbahnbrücke stößt sie auf eine halbe Kompagnie des Unteroffizierslehrbataillons, die inspiziert, mit Steinen beworfen und schließlich beschossen wird. Darauf gibt auch das Militär Feuer. Ein Teil der Menge war inzwischen in die Herrenstraße eingedrungen, wo ihr die zweite halbe Kompagnie entgegentritt und, mit Schüssen empfangen, ebenfalls scharf zu schießen genötigt war. Auf dem Platz blieben 22 Tote und ca. 60 Verwundete, von denen noch 19 starben, darunter der Student des Ing.-Polytechnikums K. N. Petschnikin. Verwundet wurden 8 Soldaten, von denen 1 starb. Getötet wurde auch der Polizeiwachtgehilfe Konst. Mich. Bilew.

Abends um 8 Uhr erzwingt ein Haufe Studenten, wegen der vorgefallenen Ereignisse, die Schließung des Russischen Theaters und darauf auch die des deutschen Stadttheaters

14. Januar. Reval. Nachdem die Streikenden vergeblich versucht, eine abermalige Schließung der Gasfabrik zu bewirken, drangte ein großer Haufe nachmittags in den Hafen zum Elevator. Das Militär war genötigt mit gefälltem Bajonett vorzugehen, ein Arbeiter wurde getötet und mehrere verwundet. — An den folgenden Tagen kommt es bei der Lutherschen Fabrik zu ernsteren Ausschreitungen und bei der Meyerschen muß das Militär schließlich zur Feuerwaffe greifen, um die andringenden Arbeiterscharen zurückzuscheuchen, wobei es einige Tote und Verwundete gab.

14. Januar. Dorpat. Abends wird, nachdem es bereits an den zwei vorhergehenden Tagen zu kleinen Demonstrationen auf dem Marktplatz gekommen war, unter Leitung namentlich von Halbwüchsigen von einem schließlich etwa 400 Kopf starken Menschenhaufen, in dem jedoch nur wenig eigentliche Arbeiter zu bemerken waren, ein grober Straßenunfug in Szene gesetzt, wobei eine Menge Fensterscheiben eingeschlagen und 44 städtische Laternen zertrümmert werden. Die Monopolbude in

Digitized by Google

der Petersburger Str. wird aufgebrochen und zum Teil demoliert, auf die dort postierten beiden Schutzleute mehrere Schüsse abgefeuert. Weiteren Ausschreitungen wird durch polizeiliche Maßnahmen und wohl auch durch einen Schneesturm vorgebeugt. — Im „Postumees" veröffentlichen einzelne Arbeiter mehrerer Werkstätten und Gewerbebetriebe einen Protest gegen den verübten Unfug und fordern zu ruhigem und gesetzlichem Verhalten auf.

14. Januar. Riga. Der Unterricht in den Schulen wird bis zum 18. Januar eingestellt.

— — Um die Mittagszeit findet eine zahlreich besuchte Studentenversammlung im Polytechnikum statt zwecks einer Gedenkfeier für den tags zuvor getöteten Studenten Petschurkin. Aus einem Fenster des Saales wird eine schwarze Trauerfahne ausgehängt mit der Inschrift „Ruhm den Gefallenen, Tod den Mördern!" Um ½12 Uhr erschien Polizei nebst 20 Mann Militär mit dem Befehl die Fahne, im Notfall mit Gewalt, zu entfernen. Der Direktor des Polytechnikums, Professor Walden, erwirkte beim Polizeimeister einen Aufschub und suchte die Studenten zu freiwilligem Einziehen der revolutionären Fahne zu bewegen. Vergeblich, die Demonstranten wünschten sie „bis zum letzten Blutstropfen" zu verteidigen und baten ihnen die Beendigung der Feier zu ermöglichen. Der Direktor versprach, sich um die Zurückziehung des Militärs zu bemühen, die sodann auch vom Gouverneur verfügt wurde. Während die Fahne ruhig weiter hing, wurde nun der Direktor von den Studenten gebeten, vor ihnen zu erscheinen, um „ihre Resolution entgegenzunehmen". Auch dieser Bitte kam der Direktor nach. Die „Resolution" der Studenten verlangte: die Schließung des Instituts zu Ehren des Toten auf drei Tage, die Auslieferung der Leiche an die Studenten, die Hinzufügung der Bemerkung auf der Todesanzeige am schwarzen Brett, daß P. bei einem Zusammenstoß mit Militär und Polizei erschossen worden. Die dritte Forderung lehnte der Direktor ab, über die beiden ersten versprach er sich zuständigen Orts zu besprechen. Daraufhin wurde die Leiche nach der Obduktion ausgeliefert, das Polytechnikum aber vom Kurator, der das bereits vorher beschlossen hatte, auf unbestimmte Zeit geschlossen. Danach blieb die Versammlung noch eine Weile zusammen, erst zwischen 4 und 5 Uhr entfernte sie die Fahne und verließ das Institut.

— — Konferenz der Fabrikanten und Industriellen im Börsenkomitee.

15. Januar. Riga. Große demonstrative Prozession zur Bestattung des gefallenen Studenten Putschkurkin unter Beteiligung von Studenten und Arbeitern, dem Zuge folgt eine ungeheure

Menschenmenge. Proklamationen werden verteilt, in denen die Einwohner aufgefordert werden, auf die Straße hinauszukommen. Auf dem Rückwege der Menge vom Kirchhof werden gleichfalls Proklamationen verteilt und Lieder gesungen; hie und da kommt es zu unbedeutenderen Ausschreitungen, doch werden die Exzedenten von Kosaken und Infanterie zerstreut. Auf der Alexanderstraße wird ein Polytechniker Georg Wilkne verhaftet, bei dem revolutionäre Proklamationen gefunden werden. — Ein Schutzmann wird verprügelt und erheblich verletzt.

16. Januar. Libau. Der Gouverneur fordert durch Anschlag auf, die Ordnung einzuhalten, widrigenfalls die Truppen mit der Waffe vorgehen würden. Eine demonstrierende Arbeitermenge von ca. 700 Mann wird zwischen dem Strande und dem Stadtkrankenhaus umzingelt und die Haupträdelsführer verhaftet.

17. Jan. Mitau. Demonstranten werden durch Militär vom Marktplatz vertrieben und verüben darauf in den Straßen einigen Unfug durch Demolierung von Scheiben und Laternen. Ein Schutzmann wird durch einen Schuß leicht verwundet. — Am 21. Jan. haben die meisten Fabriken die Arbeit wieder aufgenommen.

17. Jan. Riga. Eine Versammlung der Fabrikanten beschließt den streikenden Arbeitern anzuzeigen, daß alle, die binnen drei Tage die Arbeit nicht aufnehmen, als freiwillig entlassen angesehen werden. — Ein Schutzmann wird überfallen und mit einem Totschläger, ein zweiter durch 4 Revolverschüsse verwundet.

17. Jan. Windau. Morgens stellen Arbeiter auf dem Elevator die Arbeit ein und verlangen von der Administration: Lohnerhöhung, 8stündigen Arbeitstag und Anschluß der auswärtigen, speziell polnischen und litauischen, Arbeiter. Abgewiesen, zwingen sie die übrigen Elevatorarbeiter zum Ausstand, ziehen darauf zum Zollkai, zu den Eisenbahnwerkstätten und einigen anderen Etablissements, überall die Arbeiter mit sich nehmend, und schließlich auf den Marktplatz. Gleichzeitig erscheint hier auch ein zweiter Haufe, vom Strande herkommend, unter Vorantragung einer weißen Fahne. Aufgefordert Delegierte zu wählen, zerstreut sich endlich die Menge in Ruhe. Um 3 Uhr erscheinen 10 Delegierte nebst zahlreichen Streikern wieder auf dem Marktplatz, wo Vertreter der Administration und Kaufmannschaft mit ihnen verhandeln. Eine Lohnerhöhung wird bewilligt, die übrigen Forderungen als unerfüllbar abgewiesen. Damit findet der allgemeine Streik seinen Abschluß.

17. Jan. Jaggowal (Estl. bei Reval). Eine Bande von etwa 10 bewaffneten Räubern überfällt nachts das Gutshaus, raubt

Silbergerät und beschießt den Arrendator v. Dehn, der das Feuer erwidert. Die Telephonleitung war zerschnitten worden. Mit Johlen und Schreien fährt die Bande auf mehreren Schlitten davon.

18. Januar. Riga. Bei der Beerdigung von am 13. Jan. Gefallenen auf dem Kirchhof beim Kuckuksberg wird eine rote Fahne entfaltet. Aus der Menge wird auf Polizei und Kosaken geschossen, worauf sie auseinandergetrieben wird. — Bei der Beerdigung eines russischen Arbeiters legen zwei Polytechniker J. und Z. einen Kranz mit roten Schleifen aufs Grab; sie werden verhaftet und bei ihnen revolutionäre Proklamationen gefunden.

19 Jan. Riga. Etwa 1000 Arbeiter der Baltischen Wagonfabrik treten zur Arbeit an, werden aber durch Demonstranten daran gehindert. Ein Rädelsführer, der verhaftet werden soll, schießt auf einen Schutzmann.

19. Jan. Libau. Kleinere Demonstrationen Streikender; einige Rädelsführer werden verhaftet. Eine Arbeiterdeputation erscheint mit Forderungen beim Gouverneur, der die Beendigung des Ausstandes verlangt, da sonst weitere Unterredungen unmöglich seien.

20. Jan. Die baltischen Hafenstädte, Riga, Reval, Windau, Libau, sind durch hunderte beladener Wagons überfüllt. Die Bahnverwaltungen haben die Verantwortlichkeit für rechtzeitige Zustellung der Frachten abgelehnt.

21. Jan. Riga. Von den etwa 42,000 Rigaschen Fabrikarbeitern haben 60 pZt. die Arbeit wieder aufgenommen.

21. Jan. Libau. Die Hafenarbeiter, die teilweise die Arbeit wieder aufgenommen hatten, stellen sie aufs neue ein. — Die Fabrikantenversammlung beschließt, die Arbeiter, die bis zum 25. Jan. die Arbeit nicht aufgenommen hätten, als entlassen zu betrachten.

22. Jan. Pernau. Arbeiterstreik. Nachmittags finden Zusammenrottungen von Arbeitern und andern Personen vor der Fabrik „Waldhof" statt, um die Arbeiter der Nachtschicht an der Aufnahme der Arbeit zu verhindern. Die Kontorfenster und das Fabriktor werden zertrümmert, der Dampf abgelassen, die elektrischen Leitungen ausgeschaltet und so die Einstellung des Betriebes erzwungen. Die Menge zieht dann zur Stadt und verlangt auch hier die Arbeitseinstellung in mehreren Etablissements. Ein loziertes Haus wird in Brand gesteckt. — Am 23. Jan. legt eine Deputation von 10 Arbeitern der Direktion von „Waldhof" die Forderungen vor: Lohnerhöhung, 8stündigen Arbeitstag, Lohnerhöhung an Feiertagen um 5% und Entlassung einer Anzahl Meister und Angestellter. Tags

darauf treffen 2 Kompagnien Infanterie aus Wenden ein mit scharfen Instruktionen, nötigenfalls von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen. Es kommen auch weiter keine Ruhestörungen vor, auf der Zintenhoffschen Tuchfabrik wird die Arbeit nicht unterbrochen. Am 25. Januar findet auf der Fabrik „Waldhof" Lohnauszahlung statt, die Forderungen werden nicht bewilligt. Noch und nach finden im Lauf der nächsten Tage die Arbeiter sich wieder zur Arbeit ein. — Alle Schulen sind während dieser Tage geschlossen.

24. Januar. Libau. Die Hafenarbeiter nehmen fast vollzählig die Arbeit wieder auf.

24. Jan. Reval. Fast alle Fabriken haben die Arbeit wieder aufgenommen.

24. Jan Fellin. Unter Forderung höherer Löhne streiken die Arbeiter eines Flachsspeichers, jedoch ohne Ruhestörungen.

24. Jan Riga. Es haben 83% der Ausständigen die Arbeit wieder aufgenommen. An den folgenden Tagen kann der allgemeine Streik als beendet gelten, wenn auch, wie die Chronik zeigt, einzelne Ausstände hie und da weiter flackern. Während der ganzen Zeit der Arbeitseinstellungen finden beim Gouvernör täglich Beratungen statt, an denen auch Vertreter des Börsenkomitees teilnehmen. Wenn diese Beratungen, heißt es im offiziellen Bericht des Börsenkomitees (Rig. Handelsarchiv 1906 Hft. 1 S 3), „wohl kaum einen wesentlichen Einfluß auf die relativ ruhig verlaufene Bewegung in den Fabriken ausgeübt haben", so haben sie „doch wohl zweifellos festgestellt, daß der Streik eine politische Unterlage hatte." Wenn er länger andauerte, so lag es an der Furcht der Arbeitswilligen vor den Nichtarbeitswilligen, und an der Hoffnung der Arbeiter, von den Fabriken Zugeständnisse erzwingen zu können. Dem geschlossenen Auftreten der Arbeiter entsprach kein geschlossenes und entschlossenes der Fabrikanten. Viele von diesen bildeten sich ein, durch Konzessionen die Bewegung zum Stillstand bringen zu können. „Diese Politik der Nachgiebigkeit erwies sich, wie überall, auch hier als eine verfehlte." Gerade auf den Fabriken, wo die größten Zugeständnisse gemacht werden, treten die Arbeiter mit immer neuen Forderungen hervor.

24. Jan Riga. Ein Schutzmann wird auf seinem Posten auf der Kalnezeemschen Str. von einer Bande schwer verprügelt.

25. Jan. Libau. In fast allen Fabriken wird die Arbeit wieder aufgenommen.

25. Jan Dorpat. Etwa 200 Studenten beschließen den Professoren die „Resolution" „zur Kenntnis zu bringen", daß sie nach den blutigen Januartagen es nicht für möglich halten, ihre „direkten Beschäftigungen" wieder aufzunehmen und daher

die gänzliche Schließung der Universität und, falls das durch die Professoren nicht möglich, die Einberufung einer allgemeinstudentischen Versammlung („Schodka") proponieren, „um Hand in Hand mit dem Professorenkollegium" die Frage „zu beurteilen". Sie ersuchen die Entscheidung nur in Abhängigkeit von dieser Versammlung zu treffen. — Die Majorität der Studenten des vierten Kursus der juristischen Fakultät beschließt die Arbeit zu unterbrechen und von dem bevorstehenden Staatsexamen zurückzutreten, und motivieren diesen Entschluß mit den unerträglichen Bedingungen des akademischen Lebens.

26. Jan. Dorpat. Das Konseil der Universität beschließt, um vorläufige Sistierung der Vorlesungen nachzusuchen, „um eventuellen Störungen innerhalb der Universität vorzubeugen"

29. Jan. Riga. Der Chargiertenkonvent der Korporationen (Präs. Frat. Arctica) richtet an die Direktion des Polytechnikums ein Schreiben, in dem er, „die stets von ihm vertretene Stellung der Alma mater gegenüber" auch jetzt wahrend, die Direktion bittet, ihr Möglichstes zu baldigen Wiederaufnahme der Studien zu tun. (Vgl. 5. Febr.)

29. Jan. Riga. Einige Fabriken jenseits der Düna treten aufs neue in den Ausstand.

29. Januar. Riga. Ein Meister der Russisch-Balt. Wagonfabrik wird mit zwei Schußwunden im Kopf bewußtlos aufgefunden.

29. Jan. Lecal (Estl.) Es findet ein Streik der Dienstmägde statt, die Lohnerhöhung fordern.

29. Jan. Reval. Die Arbeiterstreiks sind zu Ende. — Die Unterhandlungen zwischen Fabrikanten und Arbeitern haben zu einem Uebereinkommen geführt. Der Gouverneur besucht die Fabriken zwecks Kenntnisnahme von der Lage der Arbeiter.

29. Jan. Hummelshof (bei Wolk, Livl.). Infolge Brandstiftung brennt der Viehstall nieder, wobei ca. 300 Kopf Groß- und Kleinvieh, Geflügel und Schweine in den Flammen umkommen.

Februar.

2. Februar. Kr. Jerwen in Estl. Eine Bewegung unter den Gutsknechten in den Kirchspielen Marien-Magdalenen, St. Petri und Turgel macht sich bemerkbar. In Wack kündigen alle Gutsknechte ihre Stellen, in Weinjerwen über die Hälfte. In Mechekülll, Loupa u. a. O. stellen die Arbeiter plötzlich die Arbeit ein, um bessere Bedingungen zu erzwingen. Die Forderungen wurden erfüllt oder die Erfüllung wenigstens zugesichert, so daß nach mehreren Tagen die Arbeit wieder aufgenommen wurde.

3. Febr. Riga. Ein Meister der Werkstatt der Riga-Oreler Eisenbahn wird morgens auf der Straße von mer Männern überfallen und durch mehrere Revolverschüsse verwundet
4. Febr. Dorpat. Das Konseil der Universität beschließt auf einer 8stündigen Sitzung dem Minister auf dessen Anfrage zu antworten, daß es im gegenwärtigen Augenblick keine Möglichkeit sieht, die Vorlesungen zu eröffnen, auch keine Maßnahmen zur Ordnung der gegenwärtigen Universitätsverhältnisse in Vorschlag zu bringen wisse, da die Ursachen der Erregung der studierenden Jugend außerhalb der Universität gelegen sind und nicht schwinden werden, solange diese Ursachen fortbestehen. Dabei hält es das Konseil doch nicht für ausgeschlossen, daß die studierende Jugend sofort sich beruhigen und zum ordnungsmäßigen Studium zurückkehren werde, falls durch irgendwelche Ereignisse die angedeuteten Ursachen der studentischen Erregung beseitigt werden.
5. Febr. Riga. Das Lehrkomitee des Polytechnikums beschließt: daß „bei der zur Zeit äußerst erregten Stimmung eines ansehnlichen Teiles der Studentenschaft die volle Lehrtätigkeit undurchführbar ist, ein ordnungsmäßiger und fruchtbringender Verlauf der Arbeiten kann nur dann gesichert sein, wenn die Lehrtätigkeit an den andern Hochschulen des Reiches wieder aufgenommen wird. Zugleich hält das Lehrkomitee es für seine Pflicht, seine volle Bereitwilligkeit und seinen Wunsch, die Lehrtätigkeit fortzusetzen, zum Ausdruck zu bringen; diese Tätigkeit wird zu Zeit teilweise fortgeführt und wird, in den Grenzen der Möglichkeit, fortgeführt werden" (Kommissionsprüfungen und Diplomandenarbeiten). — Dieser Beschluß wurde am 14. Febr. publiziert.
7. Februar. Riga. Etwa 300 Studenten des Polytechnikums suchen beim Lehrkomitee um Genehmigung einer allgemeinen Studentenversammlung nach, um die Frage der Wiederaufnahme der Studien zu „beurteilen", augenscheinlich, wie die sich daran knüpfenden Verhandlungen ergeben, zwecks Herbeiführung einer andauernden Sistierung des Unterrichts (vgl. die aktenmäßige Darstellung von Prof. Kupffer, Aus der jüngsten Vergangenheit des Rig. Polytechn. Instituts. Riga 1906. S. 41 ff.) aus politisch oppositionellen Gründen. Die Studenten gehen auf die vom Lehrkomitee für nötig befundenen Bedingungen nicht ein, die Verhandlungen (vgl. 5. Februar) zerschlagen sich am 16. Februar und das Polytechnikum bleibt bis zum Herbst geschlossen.
7. Febr. Dorpat. Der Chargiertenkonvent beharrt auf seinem Standpunkt, sich mit Politik nicht zu befassen und ist gesonnen die Kollegia weiter zu besuchen.

7. Febr. Riga. Eine Anzahl Fabriken tritt, wie auch schon an den vorhergehenden Tagen, aufs neue in den Ausstand.

7. Febr. Libau. Ein Haufe fremder Leute dringt morgens in die Fabrik von Wiemben u. Larsen ein, zerschneidet einige Treibriemen und zwingt die Arbeiter zum Ausstand. Nachmittags sucht ein Haufe Streikender in die Ramsaysche Brauerei einzudringen, wird aber durch Truppen und Polizei auseinander getrieben; viele waren mit Revolvern bewaffnet, einige feuerten auf die Schutzleute. Im übrigen wird auf den Fabriken voll gezählig gearbeitet, mit Ausnahme der Fabrik „Ufsow", wo $^1/_2$, und der Böckerschen Stahlwerke, wo $^2/_3$ der Arbeiter streikt, und 13 Fabriken und gewerblichen Etablissements, wo die Arbeit ganz ruht. Im Ganzen streiken ca. 25,000 Mann. — In Riga verbreitet sich das Gerücht, daß Libau in Flammen stehe, was auf einige Brandstiftungsversuche zurückzuführen ist.

8. Febr. Riga. Der Ausstand dauert auf einem Teil der Fabriken an. Es fehlt auch nicht an einzelnen Ausschreitungen. Fast allen Fabriken sind Militär und Kosaken zur Verfügung gestellt. — Aus Wilna trifft noch eine Sotnie Kosaken ein.

9. Febr. Riga. Streikende Arbeiter ziehen johlend und singend durch die Petersburger Vorstadt und zwingen die Arbeiter der dortigen Fabriken zum Niederlegen der Arbeit. Die Zahl der Streikenden beträgt etwa 20,000 Mann. Auch die Arbeiter mehrerer Eisenbahnwerkstätten streiken, das Bahngelände wird bis zur Rangierstation militärisch besetzt, die Beförderung der Wagenzüge ist mit Schwierigkeiten verbunden. Eine Zirkulardepesche des Kommunikationsministers sagt den Werkstattarbeitern 9stündige Arbeitszeit und eine Regulierung der Lohnverhältnisse bei Stückarbeit und für die Schwarzarbeiter zu.

9. Februar Riga. Bei der Brauerei „Waldschlößchen" überfällt ein 17jähriger Arbeiter mit dem Revolver in der Hand einen Schutzmann, der ihn bei der Verteidigung tödlich verwundet.

10. Febr. Riga. Auf einen Wagen der elektrischen Straßenbahn wird in der Pernauer Str. geschossen; die Kugel durchschlägt ein Fenster.

11. Febr. Walk. In den Eisenbahnwerkstätten bricht ein Streik aus; die Arbeiter, verstärkt durch allerlei Janhagel, (ca. 200 Mann) zwingen auch die andern industriellen Betriebe zur Einstellung der Arbeit. Auch städtische Handwerker durchziehen die Stadt und zwingen die Handwerksstuben zum Schließen. Im estnischen Mäßigkeitsverein formulieren die Arbeiter ihre Forderungen. — Aus Dorpat trifft nachts eine halbe Rotte Infanterie ein.

Digitized by Google

12. Februar. Riga. Der Güterverkehr auf den in Riga mündenden Teilstrecken der Riga-Oreler Bahn wird eingestellt.

14. Febr. Dorpat. Die Arbeiter der Bäckereien beginnen zu streiken.

15. Febr. Libau. Auf allen Fabriken ist die Arbeit wieder aufgenommen. — Der Güterverkehr auf der Libau-Romnyer Bahn ist eingestellt.

15. Febr. Riga. In den Werkstätten der Riga-Oreler Bahn werden die Arbeiten wieder aufgenommen.

— — Bei einer Fabrik an der Nakeu-Düna kommt es zu einem Zusammenstoß zwischen Militär und Arbeitern, ebenso bei der Fabrik „Aetna".

15. Febr. Schlock. Die Arbeiter der Baltischen Zellulosefabrik treten in den Ausstand. Am 18. Febr. nehmen sie die Arbeit wieder auf.

17. Febr. Kurland. Auf dem flachen Lande machen sich in verschiedenen Gegenden Agitatianen bemerkbar. Die Berichte der gut informierten Polizeiorgane stoßen jedoch bei der höheren Administration auf Schwierigkeiten. (Pet. Ztg.) — Aehnliche Nachrichten beginnen auch aus Livland einzulaufen.

17. Febr. Revat. Der Ausstand gewinnt wieder an Boden. Nachmittags versammelt sich ein großer Arbeitertrupp auf dem Marktplatz, geht aber bald auseinander, nachdem man beschlossen, sich anderen Tages in den Fabriken zu versammeln. Dem Arbeiterzuge hatte sich eine große Schar Neugieriger angeschlossen, unter der viele Schüler und Schülerinnen sich auffallend vordringlich bemerkbar machen. — Fast alle Fabriken stehen, einige Verwaltungen machen bekannt, daß alle Arbeiter, die bis zum 21. Febr. die Arbeit nicht aufnehmen, entlassen werden. In der Lutherschen Fabrik kommt es zu Ausschreitungen, indem die Arbeiter sich an zwei Arbeitswilligen vergreifen, erst nach zwei blinden Salven des Militärs verlassen sie die Fabrik.

18. Febr. Reval. Druckereilehrlinge versuchen einige Druckereien zum Stillstand zu bringen, Handelsgehilfen sind vorherrschend Lehrlinge der (estnischen) Martuaschen Druckerei.

18. Febr. Riga. Etwa 100 Arbeiter der Pohlesschen Maschinenfabrik zwingen die Angestellten der Zentral-Güterstation die Arbeit einzustellen. Auf der Station Riga I werden auch die Kanzleibeamten gewaltsam genötigt die Arbeit niederzulegen. — In alle Fälle wird die gesamte Militär- und Polizeimannschaft aufgeboten, um etwaigen Unruhen vorzubeugen.

18. Febr. Kackora (Nordlivl.). Die Hafenknechte kehren aus der Stadt (Dorpat) mit einer großen Fahne auf das Gut

zurück. Kaum angekommen, legen sie, augenscheinlich in der Stadt dazu beeinflußt, die Arbeit nieder, bringen genau die städtischen Forderungen auf kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne vor, wobei sich alle, Knechte wie Ansiedler, für solidarisch erklären. Das Zureden des Besitzers G. v. Rathlef hat keinen Erfolg. Am 19. Febr. hindern die Streikenden mit Gewalt die Arbeitswilligen am Beschicken des Viehs, am Betrieb der Brennerei usw. Nach reichlichem Branntweingenuß steigert sich dann der Tumult der Streiker. Der Haufe dringt trotz des anwesenden Landgendarmen ins Herrenhaus. Das Erscheinen des Besitzers hilft nur für einen Augenblick, dann heißt es: Er bewilligt doch nichts, jetzt hilft nur noch Gewalt. Nun muß der Gutsherr nachdrücklich von seinem Hausrecht Gebrauch machen. Draußen steigern sich die Drohungen. Der eingetroffene jüngere Kreischefsgehilfe erklärt sich der Zusammenrottung gegenüber für machtlos, so daß nichts übrig bleibt, als einen Teil der „Forderungen" zuzugestehen. Abends wird es endlich ruhig. — Gleich bei diesem ersten Falle äußerte die „Nordl. Ztg.": „Alles was an ordnungsliebenden Elementen und schützenden Kräften bei uns zu Lande vorhanden ist, sollte aufs allerernstlichste der Wiederkehr ähnlicher Vorgänge vorzubeugen bestrebt sein — Vorgänge, die das Verlassensein der auf den einsamen Höfen lebenden Gutsbesitzer der brutalen Gewalt gegenüber (denn von einer Streikbewegung kann hier schon nicht mehr die Rede sein) in ein grelles Licht stellen und deren Einreißenlassen schwer überfehbare Konsequenzen nach sich ziehen würde."

20. Februar. Kokenhusen. Eine Anzahl Bauern erscheinen abends auf dem Gutshof und verüben einen tumultuarischen Erpressungsversuch. Schon auf dem Wege dahin hatte einer von ihnen, Peter Wilkine, den Buschwächter Swille niedergeschlagen, so daß er besinnungslos ins Hospital gebracht werden mußte, und ihm seinen Revolver geraubt. In der Verwalterwohnung wurde ein Fenster eingeschlagen, dann dringt einer aus der Bande bis zum Besitzer, O. v. Löwenstern, vor und fordert Geld. Als dies verweigert wird, schießt Wilkine in die Tür eines Korridors. Etwa zwei Stunden lang tobt der Haufe beim Schloß und versucht einzudringen, begnügt sich aber zuletzt mit dem Raub verschiedener Nahrungsmittel aus der Küche. (Das Bezirksgericht verurteilte im April 1906 den Wilkine zu 8 Jahren Arrestantenkompagnie und fünf andre Beteiligte zu 7tägigem Arrest.)

21. Febr. Riga. In den Kanzleien und Werkstätten der Riga-Oreler Bahn werden die Arbeiten wieder aufgenommen, ebenso in den meisten Fabriken.

Digitized by Google

21. Febr. Reval. Die Streikbewegung ist noch nicht zu Ende. Einige Fabriken haben einen 10stündigen Arbeitstag, statt des bisherigen 11stündigen bewilligt, die Wagonfabrik „Dwigatel“ einen 9stündigen statt des bisherigen 10stündigen. Die Arbeiter der Fabrik „Volta“ treten um gleiches zu erlangen, wieder in den Ausstand. In der Baumwollenmanufaktur werden die Arbeiter, weil sie nicht zum Termin die Arbeit wieder aufgenommen, entlassen und die Tätigkeit bis auf weiteres eingestellt.

21. Febr. Mitau. Alle Fabriken (mit Ausnahme der Chokoladenfabrik) sind im Ausstand. Streikende Arbeiter versuchen in die Schulen einzudringen, werden aber durch Soldatenpatrouillen wieder zerstreut.

19. Febr. Sieckeln (Kur. Oberland). Eine Bande Witepskischer Bauern unternimmt, aufgestachelt durch die Einflüsterungen, daß ihnen auch die Privatwälder gehören, einen Raubzug in die Sieckelnschen Wälder und ist im Begriff mit den mit geraubtem Holz beladenen Fuhren über das Eis der Düna zurückzukehren. Hier treten jedoch der mit Beilen, Sägen, Knütteln und teilweise auch mit Pistolen bewaffneten Bande der fingere Kreisscheefsgehilfe. 2 Kreispolizisten, ein Gendarm und zu ihrer Unterstützung auch eine Anzahl benachbarter Gutsherren, 2 Barone Engelhardt, 2 Barone Stromberg Baron Lieven, v. Riemann nebst 13 Buschwächtern, entgegen, wobei es zum Kampf kommt. Von Seiten der Bauern fallen 2 Schüsse, von der andern 2 Schreckschüsse und in äußerster Notwehr — einer der Herren war bereits zu Boden geworfen und durch ein Beil oder eine Säge schwer bedroht — 3 Treffer. Einige Bauern werden verwundet und mehrere gefangen genommen. — Nach diesem Gefecht werden zum Schutz vor ondgedohten Ueberfällen und Brandstiftungen 65 Mann Infanterie auf den Gütern Sieckeln und Groß-Roden postiert.

19. Febr. Mitau. Nachdem die Arbeiter bereits tags zuvor in den meisten Fabriken die Arbeit aufs neue eingestellt haben, teilweise nur widerwillig unter dem Druck der Agitatoren, durchziehen große Arbeitermengen singend und sozialdemokratische Proklamationen verteilend die Straßen.

19. Febr. Riga. Vor dem Polytechnikum finden größere Ansammlungen von Studierenden statt, zur Verhütung von Ausschreitungen wird Militär dorthin beordert.

22. Febr. Riga. Fast sämtliche Fuseurgehilfen treten in den Ausstand, sie fordern eine Arbeitszeit wochentags von 8 bis 8 Uhr (sonntags von 8—12 Uhr), während die Meister die Lokale bis 9 oder 10 Uhr geöffnet halten wollen.

— — Arbeiteransammlungen bei einigen Fabriken jenseits der Düna, die jedoch bald durch Kosaken auseinandergesprengt werden.

22. Febr. Riga. Die Gouvernementsadministration erläßt die Vorschrift, daß sämtliche Personen, die sich an öffentlichen Unruhen beteiligen oder verdächtig sind die Menge dazu aufzureizen, aus Riga verwiesen werden sollen.

23. Febr. Grünhof (bei Otak). Ein Gutsknecht bringt ins Kontor und verlangt vom Verwalter ein Pferd, um sein Holz aus dem Walde zu holen. Als ihm das aus triftigen Gründen verweigert wird, überfällt und mißhandelt er den alten Verwalter.

23. Febr. Riga. Ernste Nachrichten vom flachen Lande laufen aus verschiedenen Gegenden Livlands ein. Eine Erregung unter den Hof und Gesindeknechten, geschürt durch Agitatoren aus der Stadt und indirekt durch einige Organe der estnischen und lettischen Presse, ist in stetem Wachsen und hat eine dumpfe nervöse Stimmung erzeugt. Die „Düna-Ztg." schrieb dazu: „Man wird nicht umhin können, diesen Erscheinungen als in gewissem Sinne symptomatischen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden . . Die soziale Kluft erhält durch die Agitation unberufener Führer eine nationale Vertiefung. Ohne dem achtbaren Stande der Volksschullehrer zu nahe treten zu wollen, muß doch gesagt werden, daß unter ihnen radikale Elemente ihr Wesen treiben, deren Einfluß kein guter ist. Direkt pernizios wirkt aber ein in lettischer Sprache erscheinendes Blatt, die in Petersburg ohne Präventivzensur ausgegebene „Peterb Awizes", die in einem Ton, der aufreizend wirken muß, pietätlos und zynisch alle und jede Autorität, Staat, Geistlichkeit, höhere Stände herunterreißt." — Das Blatt wird öffentlich überall ungehindert verkauft und findet reißenden Absatz, einzelne Nummern werden mit 20 bis 40 Kop. bezahlt.

25. Febr. Weißenstein (Estl.). Die Gutsknechte und Tagelöhner auf vielen Gütern des Kreises haben die Arbeit eingestellt; sie fordern Lohnaufbesserung.

25. Febr. Koenda (Estl.). Abends wird auf den in seinem Schreibzimmer sitzenden Arrendator de Vries von außen her geschossen; die Kugel verwundet ihn an der Stirn.

25. Februar. Riga. Ein Polizeibezirksaufseher wird in der Moskauer Vorstadt erheblich mit einem Beil verwundet, als er einige Unruhestifter verhaften will.

27. Febr. Kleistenhof (bei Riga). Gutsarbeiter und Grundzinsler legen der Gutsverwaltung eine Anzahl zum Teil ganz indiskutable Forderungen vor und drohen bei Nichtbewilligung in den nächsten Tagen gewaltsam vorzugehen. — Aehnliche Vorgänge spielen sich auch in Schwarzeckshof und Champêtre (bei Riga) ab, wo die Grundzinsler eine

Herabsetzung des Grundzinses auf 1 Kop. pro Quadratfaden und Erlaß sämtlicher Schulden fordern.

28. Febr. Riga. Tumult in der Marienstraße. Die Schneider- und Mützenmachergesellen treten in den Ausstand und versammeln sich abends vor dem Bazar Berg, wo die Ladenbesitzer über ihre Forderungen beraten wollten. Bevor letztere ihre Entscheidung kundgegeben, beginnen die Streiker die Buden mit Steinen zu bewerfen und mit Revolvern zu schießen; 13 große Schaufenster werden zertrümmert. Die Tumultuanten zerstreuen sich, bevor das Militär einschreitet.

— — Die Arbeiter mehrerer Fabriken, darunter jetzt auch der Schiffswerft von Lange u. Sohn, streiken aufs neue.

28. Febr. Dorpat. In der Stadt werden verschiedene Flugblätter aufreizenden Inhalts verbreitet.

28. Febr. Riga. Das Börsenkomitee erhält vom Gouverneur die Aufforderung, Vertreter der Industrie für eine besondere Konferenz zu Riga zur Klärung der Arbeiterfrage zu wählen.

28. Febr. Libau. Auf einigen Fabriken wird der Streik erneuert; eine demonstrierende Arbeitermenge vor der Fabrik Wicander u. Luisen wird schnell auseinandergetrieben.

28. Febr. Nordlivland. In Cašer und Merhof legen die Hofsknechte die Arbeit nieder, bringen die Brennerei zum Stillstand, verhindern das Beschicken des Viehs und stellen Forderungen. Dem Oberverwalter und dem Kreischefgehilfen gelingt es sie noch am selben Tage zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen; es werden ihnen für das kommende Jahr einige Aufbesserungen zugebilligt. Auf die Frage, worauf die Leute ihre Forderungen gründen, antworten sie, daß sie durch auswärtige Emissäre (darunter einen, der aus der Arrestantenkompagnie entsprungen war) und durch verbreitete Proklamationen dazu angereizt worden seien.

In Wassulo streiken die Knechte auch, sie fordern, abgesehen von Lohnaufbesserung u. a., Arbeit von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang das ganze Jahr hindurch. Die Viehzahl von ihnen gehörte zu den Knechten, die zu Georgi den Hof verlassen wollten.

In Ar. Kusthof machen 4 Knechte den Versuch, einen Streik in Szene zu setzen, doch schlägt er fehl.

März.

1. März. Reval. Eine große Menge Arbeiter aller Nationalitäten, vorzugsweise Esten, veranstaltet abends einen Aufzug ans Schloß, um dem bisherigen Gouverneur Bellegarde eine Adresse zu überreichen.

2. März. Libau. Der Bahnzug Hasenpoth-Libau entgeht mit knapper Not einer Katastrophe, da im Illienschen Walde ein Steinblock auf die Schienen gewälzt war. Die Maschine wird nicht unerheblich beschädigt.
2. März. Riga. Tumultuanten überfallen die Polizei in der Smolenskischen Straße und verwunden einen Schutzmann gefährlich durch Revolverschüsse.
2. März. Allazkiwwi (Nordlivland). Bereits einige Tage zuvor hatten die Gutsarbeiter einen Streik wie im benachbarten Rockoto (vgl. 18. Febr.) zu inszenieren versucht, sich jedoch eines besseren belehren lassen. Am 2. März morgens wurde der Oberförster A. Haenßler gewarnt, daß Unruhen bevorstünden, worauf er einige treue Buschwächter bewaffnet zu sich berief. Nachmittags stürmte ein großer Haufe Russen aus den Fischerdörfern am Peipus sowie Gesindewirte in sein Kontor und stellten einige „Forderungen"; jene verlangten die Zuteilung von Hofsheuschlag, diese von Hofswald, der rechtlich garnicht abgetrennt werden darf, da das Gut Majorat ist. Die Leute waren vielfach schwer betrunken. Als die Forderungen abgelehnt wurden, begann im Verwalterhause ein großer Tumult, Türen, Fenster, Möbel usw. wurden demoliert, auch im Herrenhause Scheiben eingeworfen. Die Tumultuanten bombardierten förmlich mit Steinen u. dgl. die Wohnung des Oberförsters (im Verwalterhause), der selbst auch getroffen wird. Darauf läßt er schießen, ein Angreifer wird tötlich getroffen. Als die Leute nun aber nach Waffen gingen, riet der Verwalter Fuucke zur Flucht. Mit Mühe erreicht der Oberförster mit seiner Gattin einen Schlitten, wobei ein auf ihn abgegebener Schuß ihn nur deshalb nicht tötet, weil die Kugel durch seinen Flintenkolben aufgehalten wird. Abends gehen dann 7 Scheunen mit allen Futtervorräten in Flammen auf. — Weder die Hofsarbeiter noch die Aufiedler beteiligen sich an den Ausschreitungen.
3. März. Riga. Zu Anlaß einer Sitzung des Petersburger Appellhofes im Bezirksgericht beabsichtigt ein großer Haufe, der sich jenseits der Düna versammelt hat, zu demonstrieren; er wird, bevor er herüberkommt, auseinandergetrieben. Ebenso wird eine Ansammlung vor dem Gebäude des Bezirksgerichts zerstreut. — Abends werden Kosaken aus einer Bierbude in der Schlockschen Str. mit Flaschen beworfen; ein Kosak wird verwundet.
3. März. Alt-Drostenhof. Golthardsberg (Livland). Bereits seit einigen Wochen waren Proklamationen gegen die Regierung und die Gutsbesitzer in der Umgegend verbreitet worden; man kannte einige von den sozialdemokratischen Agenten,

doch war keiner verhaftet worden. Am 2. März versammelten sich Bauern von beiden genannten Gütern im Hofskruge von Alt-Drosteuhof, führten aufrührerische Reden und drohten sodann in den Gutshof einzudringen. Haupträdelsführer waren ein Müller T. von einem benachbarten Gute und ein Schuster B. Doch verlief sich der Haufe nach einigen Stunden. Am 3. März erschienen dieselben Rädelsführer mit andren Genossen in Gotthardsberg, entfalteten eine rote Fahne, verlasen Proklamationen und hetzten die zum Verdingungstage versammelte Menge auf. Da nach der Kreispolizei gesandt wurde (die erst Tags darauf eintraf) und die Güter von zuverlässigen bewaffneten Mannschaften bewacht wurden, kam es nicht zu größeren Exzessen, der Schuster B. entfloh, in seiner Wohnung wurden Proklamationen gefunden. Der Müller wurde nicht verhaftet. Damals, zu ihrem Bericht über diese Vorgänge, bemerkte die „Düna Ztg.“. „Es wäre die höchste Zeit einzuschreiten, damit es nicht zu gefährlichen Exzessen kommt und der Terrorismus sich nicht weiter verbreitet. Wir sehen ernsten Tagen entgegen.“

4. März. Libau. Sechs unbekannte Männer überfallen abends 2 Schutzleute auf der Großen Str., entreißen ihnen Revolver und Säbel und verwunden den einen durch Revolverschüsse.

4. März. In den Kreisen Grodno und Hasenpoth (Kurl.) beginnt der Gutsarbeiterstreik, der sich schließlich auf fast sämtliche Güter ausdehnt. Die Knechte verlangen höhere Löhne, doch lassen sie sich auf den meisten Gütern durch gütliche Verhandlungen beruhigen. Die Bewegung tritt aber dennoch nicht als eine ökonomische auf, es ließ sich vielmehr durch Tatsachen an vielen Orten nachweisen, daß die Knechte von sozialdemokratischen Agitatoren durch Drohungen zum Streik veranlaßt und an der Wiederaufnahme der Arbeit verhindert wurden. Ernste Gewalttätigkeiten und Demolierungen, abgesehen von einigen Brandstiftungen an Scheunen usw. in Ligutten, Warwen und Dubenalken, kamen nicht vor. In Neuwacken versuchten die Arbeiter zwar die Dreschmaschine zu demolieren, worin sie aber durch das energische Einschreiten des Besitzers verhindert wurden.

5. März. Durben (Kurl.). Eine Menge von ca. 400 Personen veranstaltet eine Demonstration mit roten Fahnen und will die Gutsarbeiter zum Streik zwingen. Soldaten, die seit kurzem bereits in der Gegend dislociert sind, zerstreuen sie und verhaften eine Anzahl von ihnen.

5. März. Riga. Der Petersburger Zug, mit dem der Präses und die Glieder des Appellhofes abfuhren, wird, als er die Ueberfahrt bei der Mühlenstraße passiert, von beiden Seiten mit Revolverschüssen und demonstrativem Geschrei von einer

angesammelten Menge empfangen. Ein Schutzmann, der letztere zum Auseinandergehen auffordert, wird von einem Juden mit einem Schuß durch den Kopf gefährlich verwundet. Unter der Menge befanden sich zahlreiche Schüler der Mironowschen Kommerzschule. Auf dem Platz wurden revolutionäre Proklamationen gefunden.

6. März. Riga. In Lindenruh versammelt sich eine Volksmenge von ca. 2000 Personen. Die hingeschickten Kosaken werden mit Revolverschüssen empfangen, treiben aber die Demonstranten energisch mit der Nagaika auseinander und verhaften etwa 80 Personen. Auf dem Platz findet man revolutionäre Proklamationen zerstreut.

6. März. Dondangen (Kurl). Die Arbeiter einiger umliegenden Güter versammeln sich beim Kruge und veranstalten einen Umzug unter roter Fahne. Es werden Reden gehalten, in denen die Stürmung der Brennerei, der Brouerei und des Herrenhauses vorgeschlagen wird. Es bleibt jedoch bei der Demonstration. — Ein mit den Verhältnissen vertrauter Nachbar warnt in einer Tageszeitung vor der umsichgreifenden Gehörung: „Es ist Zeit Maßregeln zu treffen, um größerem Unglück vorzubeugen."

6. März. Mitau. Auf den Besitzer der Eulenbergschen Dampfmühle wird abends mittelst eines Schrotschusses durchs Fenster seiner Wohnung ein Attentat verübt. Es wird nicht getroffen.

7. März. Mitau. Fast gleichzeitig werden in dem Gymnasium der Realschule, dem Mädchengymnasium und der Alexander-Stadtschule stinkende Flüssigkeiten ausgegossen (also „Stinkbomben" gewonnen, wofür bald der importierte Ausdruck „chemische Obstruktion" aufkommt). Die Täter können nicht ermittelt werden. Das Gros der älteren Schüler äußert seine Entrüstung über diesen Versuch die Schulen gewaltsam zu schließen.

7. März. Fehteln-Odensee (Livl.). Während des Marktes überfallen verschiedene aus der weiteren Umgegend zusammengekommene Leute die Markt-Juden, zertrümmern ihre Buden und verbrennen ihre Waren, wobei der anwesende Landgendarm verwundet wird. Der tobende Haufe dringt sodann in den Hofskrug und demoliert das Telephon sowie das gesamte Mobiliar. Von hier zieht er aus Revolvern schießend und schreiend zum Gutshause, wo sich ihm jedoch die Hofsknechte und das ganze Dienstpersonal entgegenstellen und ihn nach heftigem Kampf verjagen. 8 von den Tumultuanten werden verhaftet; im Abziehen drohen die übrigen, sie würden das Gut zerstören. Unter den ortsansässigen Leuten ist keine Unruhe bemerkbar geworden.

7. März Riga. Im Hagensberger Walde eine Ansammlung von ca. 2000 Personen, die sich von hier zur Stadt begeben, um die in Lindenruh verhafteten 80 Tumultuanten zu befreien. Bei der Pontonbrücke werden sie von Kosaken auseinandergejagt.

— — Ein Volkshaufe, der sich bei der Schiffswerft Lange und Sahn angesammelt hat und gegen deren Administration demonstriert, wird durch Kosaken auseinandergejagt. — Ein andrer Volkshaufe versperrt in der Schonerstraße durch über den Straßendamm gespannte Drähte Kosaken den Weg, welche die Menge jedoch auseinandertrieben.

— — Fast sämtliche Marktkändler verweigern dem Marktpächter die Entrichtung des Standgeldes. Es war durch Agitatoren das unbegründete Gerücht böswillig ausgesprengt worden, daß die Standgelder erhöht worden seien. Die Polizei treibt mit Hilfe von Kosaken und Dragonern, die jedoch nicht in Aktion zu treten brauchen, zunächst von den Fleischhändlern die Gebühren ein.

— — In einem Teil der Fabriken, namentlich jenseits der Düna, ward die Arbeit aufs neue eingestellt, u. a. auch in der Russisch-Baltischen Waggonfabrik, wo das aber nur einen Tag andauert.

7. März Reval. Die Streikbewegung dauert noch an. Es streiken die Bäcker, die ein Meeting abhalten; eine Schar Tischler zieht in den Werkstätten um und veranlaßt die Einstellung der Arbeit, geht beim Erscheinen der Polizei jedoch auseinander.

7. März. Wardus (Nardtivl.). Die Hofsknechte stellen die Arbeit ein und stellen eine Reihe Forderungen, die vom Gutsherrn abgelehnt werden. Die Arbeit wird jedoch trotzdem wieder aufgenommen

7. März. Dorpat. Die „Nardtivl Ztg" warnt in Anlaß der letzten Ereignisse in der Umgegend. Diese Vorgänge „haben alle einen gemeinsamen Zug: sie sind nicht aus den gegebenen örtlichen Verhältnissen von sich aus hervorgewachsen, sondern Früchte einer von außen hereingetragenen Agitation . . ." „Geht es auch nur eine Weile so fort, so treiben wir Zuständen entgegen, die uns der Zerrüttung aller geordneten Verhältnisse und der völligen Auflösung aller Begriffe von Recht und Gesetz unaufhaltsam entgegentreiben. Es muß Schutz geschaffen werden gegen ein weiteres Einreißen dieses Grades gewalttätiger Zügellosigkeit, der künstlich geweckt ist und jetzt noch durch das Mißverstehen aller Erscheinungen im öffentlichen Leben stets stärker um sich frißt. Wenn jetzt noch verhältnismäßig unschuldige dem begriffsver-

wirrenden, zersetzenden Uebel vorgebeugt werden kann, so könnte es bei längerem Zuwarten leicht damit zu spät werden."

8. März. Kurland. Immer zahlreicher laufen Nachrichten vom Lande ein über Plakate aufrührerischen Inhalts und sozialistische Flugschriften, die allenthalben ausgestreut werden und ihre Wirkung, namentlich auch unter der Jugend (von 15—20 Jahren), nicht verfehlen.

8. März. Mitau. Eine Plenarversammlung des Ritterschaftskomitees hat beschlossen, zuständigen Orts ernste Vorstellungen zu machen, damit durch Dislozierung von Truppen auf dem Lande und in den kleinen Städten den Unruhen vorgebeugt werde.

8. März. Lunia (Nordliv.). Bereits am 7. März hatten die Gutsarbeiter einige Forderungen vorgebracht und, da der Verwalter diese von sich aus nicht bewilligen konnte, die Arbeit niedergelegt. Am 8. März veranlaßten einige Arbeiter auch die Gutshandwerker usw. zum Ausstand. Nachmittags erschien eine mit Knütteln 2c. bewaffnete Bande fremder Leute unter Führung eines kürzlich aus der Mandschurei als verwundet entlassenen Waffulaschen Ansiedlers auf dem Hof und zwang mit Drohungen und Schlagen die Hofsleute sich ihr anzuschließen. Die Meierei wurde gewaltsam zum Stehen gebracht. Dann bewegte sich der Haufe zum Herrenhause, wo ihm der Verwalter entgegentrat. Der Anführer erklärte, sie, als Glieder einer „sozialen" Gesellschaft, wollten ihren „bedrückten Brüdern" zu ihrem Recht verhelfen und, falls die Forderungen nicht erfüllt würden, alles vernichten. Die Haltung des anwesenden Offiziers und seiner 20 Soldaten, die schon tags zuvor zum Schutze des Gutes eingetroffen waren, veranlaßte jedoch die Bande den Hof zu verlassen. Die Hofsleute selbst wollten übrigens mit den Fremden durchaus nicht gemeinsame Sache machen, sie beruhigten sich und es kam zu einem Ausgleich. Am 10. März war in Lunia die Arbeit allenthalben wieder aufgenommen.

9. März. Aya (Nordliv.). Unter den Gutsarbeitern brechen Unruhen aus, so daß Militär requiriert werden muß. Der gleichfalls eintreffende Bauerkommissar Grodinger hielt es dabei nicht für seine Pflicht, die tumultuierende Menge zu beruhigen, er verlangte vielmehr, ohne sich auf eine Untersuchung des Falles einzulassen, kategorisch vom Verwalter des Gutes die sofortige Bewilligung sämtlicher Forderungen der Arbeiter: die Zeit der Verbergenschaft sei vorüber. Er ignorierte den Einwand des Verwalters, daß er keine Vollmacht dazu habe, und drohte, daß im Weigerungsfalle das Militär zurückgezogen werden würde, das heißt also das dem Verwalter anvertraute

fremde Eigentum der Zerstörung durch eine Rotte Aufrührer preisgegeben werden. Unter diesen Umständen blieb dem Verwalter nichts anderes übrig, als sich zu fügen.

9. März. Rüggen (Nordlivl.). Die Monopolbude wird geplündert.

9. März. Brinkenhof (Nordlivl., Ksp. Theal-Fölk). Etwa 20 bewaffnete Gesindewirte holzen den Wald ab und rauben mehrere Tage lang bereits gestapeltes Holz. Die Kreispolizei schreitet nicht ein.

9. März. Riga. Die Telegraphenleitung nach Bolderaa wird nachts durch Umhauen eines Pfostens und Zerreißen der Drähte beschädigt.

9. März. Kurland. Dragonerabteilungen werden in Windau (statt der abziehenden Kosaken), Popen und Doubongen stationiert.

10. März. Bockenhof (Nordlivl.). Die Gutsarbeiter stellen die Arbeit ein und übergeben schriftlich eine Reihe Forderungen. Ihnen wird eine gewisse Lohnerhöhung zugesagt; sie ziehen drohend ab, nehmen aber am folgenden Tage die Arbeit wieder auf. — In Woisek kommt es auch zu Ausschreitungen der Arbeiter.

10. März. Marienburg (Livland). Der Verwalter von Kragenhof, Ferd. Biempel, wird von einem Volkshaufen überfallen und mißhandelt (Verlust des Gehörs auf einem Ohr).

10. März. Edwahlen (Kurl.). Gutsarbeiter fordern Lohnerhöhung und drohen mit Gewalt. Aus Windau treffen Dragoner ein, wodurch weitere Ausschreitungen verhindert werden.

10. März. Riga. Die Rigasche Kreispolizei, der ein Rayon von 5468 Quadratwerst mit ca. 120,000 Einwohnern (ohne Riga) unterstellt ist, hat bisher vergeblich um zeitweilige Verstärkung nachgesucht, obgleich sie nur über 3 Kreisschesgehülfen und eine kleine Zahl Landgendarmen verfügt, die ganz ungenügend ist, die Tagesblätter sprechen nochdrücklich die Hoffnung aus, daß ihr angesichts der immer bedrohlicher werdenden Situation in der Umgebung der Stadt die Unterstützung durch Militär nicht länger vorenthalten bleiben werde, zumal es doch möglich sei, aus Libau Soldaten aufs flache Land zu entsenden. (In diesen Tagen wurden 600 Mann Infanterie aus Mitau auf die Güter in der Libauschen Gegend dirigiert.)

11. März. Kurland. Die Streikbewegung beginnt auch die Knechte der Gesindewirte zu ergreifen, wobei sie Forderungen aufstellen, welche die Wirte ohne eigenen Ruin garnicht bewilligen können.

12. März. Riga. In der Matthäistraße werden abends von einer randalierenden Bande durch Revolverschüsse ein Schutzmann getötet, ein zweiter Schutzmann lebensgefährlich (es werden

ihm 7 Kugeln aus dem Unterleib extrahiert) und ein Nachtwächter schwer verwundet.

13. März. Dorpat. Es wird der Plan gefaßt, eine Bürgerwehr zu organisieren, um nötigenfalls zur Wahrung der Ordnung beizutragen und so dem Militär die Möglichkeit zu geben in größerer Anzahl auf die am schwersten bedrohten Güter der Umgegend abzurücken.

13. März. Nordlivland. Im Dörptschen und Werroschen Kreise gährt die Streikbewegung unter den Landarbeitern fort. Auf sehr vielen Gütern kommt es um diese Zeit zur Einstellung der Arbeit, wenn auch meist nur auf einen oder einige Tage, hie und da auch bis zu Unordnungen, so in Ayakar, Kayafer, in Pautenhof, Uelzen, Schönangern, die jedoch keine größeren Dimensionen annehmen.

In Tolama kommt es am 13. März, nachdem schon seit einigen Tagen revolutionäre Proklamationen verbreitet waren, zu gewalttätigem Tumult. Eine Haufe Hofsknechte nebst auswärtigem Gesindel plündert die Monopolbude und brennt den Lemako-Hofskrug nieder, wobei der Landgendarm schwer verwundet wird. Der angetrunkene Haufe macht sich dann, trotz Beruhigungsversuchen des anwesenden Kreischefgehilfen v. Rieder, ans Gutshaus, demoliert die gesamte innere Einrichtung, Möbel, Türen, Fenster usw. und brennt sodann die Dampfsägemühle bis auf den Grund nieder. Der Besitzer L. Hammer (selbst ursprünglich estnischer Herkunft) wird durch einen Schuß am Kopf verwundet, er sucht sich durch Flucht ins benachbarte Rappin zu retten, wird jedoch dabei ergriffen und nebst dem Kreischefgehilfen gewaltsam in Tolama zurückgehalten. Erst am folgenden Tage werden sie durch den Bauerkommissar und den Untersuchungsrichter, die mit Hilfe eintreffen, befreit, und erst an diesem Tage präsentieren die Gutsarbeiter eine Reihe von Forderungen an den Gutsbesitzer.

18. März. Saßmacken (Kurl., Kr. Talsen). Einige Menge von 2—300 Personen versucht die Monopolbude zu demolieren, beruhigt sich jedoch, als sie geöffnet wird und zieht nach reichlichem Branntweinkonsum zur Saßmackenschen Brauerei. Vor den rechtzeitig eintreffenden 20 Dragonern flieht sie aber auseinander.

13. März. Dondangen (Kurland). In der Nacht (zum 13. März) wird der Vieh- und Pferdestall von böswilliger Hand niedergebrannt. Die Tiere werden gerettet.

13. März. Versohn (Livl.). Neben der Kirche ist auf einem Baum eine rote Fahne mit revolutionärer Inschrift befestigt. Sie wird erst am dritten Tage von der Polizei entfernt.

13. März. Ronneburg (Livl.). Nach dem Gottesdienst versammelt sich eine Bande von ca. 8 Mann vor der Kirche und arrangiert in Gegenwart der Kirchgänger eine revolutionäre Demonstration. Gegen Regierung und Gutsbesitzer gerichtete Proklamationen werden verteilt, Reden gehalten und revolutionäre Lieder nach geistlichen Melodien gesungen (vgl. 20. März).
13. März. Dalbingen (Kurl.). Vor der Kirche finden nach beendetem Gottesdienst Demonstrationen statt. Revolutionäre Proklamationen werden ausgestreut und eine rote Fahne entfaltet. Unter den Demonstranten sind nicht wenige Wirtssöhne.
14. März. Reval. Die Arbeiter auf der Fabrik „Dwigatel" stellen die Arbeit ein.
14. März. Riga. Streik der Schuhmachergesellen und -Lehrlinge. — Arbeiterstreik in der Zementfabrik in Poderaa.
15. März. Der Zustand des verstärkten Schutzes wird über das Gouvernement Livland verhängt.
15. März. Riga. Im Stadthause beschäftigte Maurer werden von Streikern zum Niederlegen der Arbeit gezwungen. — In einzelnen Konfektionsläden stellt das weibliche Personal die Arbeit ein. — Die Zunahtmacher treten in den Ausstand.
15. März. Riga. Die Chronik der Raubüberfälle, Diebstähle und Einbrüche nimmt in den Rigaschen Tagesblättern einen immer größeren Umfang ein. Die Verbrecher entkommen in den meisten Fällen.
15. März. Windauscher Kreis (Kurl.). Bewegung unter den Landarbeitern. Auf einigen Gütern (Suhrs u. a.) suchen sie Lohnerhöhungen durchzusetzen, ohne daß es gerade zu Ausschreitungen kommt. Auf den Wegen werden revolutionäre Proklamationen gefunden.
15. März. Frauenburg (Kurland). Auf dem Wege nach Goldingen werden mehrere Telephonposten abgesägt, die Isolatoren zerbrochen und der Draht gestohlen.
15. März. Kuna (Nordlivl bei Rappin). Eine Bande von ca. 80 Mann verübt allerlei Gewalttaten. Als sie sich abends verzieht, hört man plötzlich ein dreifaches Hurra und gleichzeitig stand die große Riege mit dem Viehfutter in Flammen. Die Leute, von den Tumultuanten bedroht, wagen nicht den Brand zu löschen.
16. März. Riga. Der ehem. Meister der Russisch-baltischen Waggonfabrik, Albing, wird in der Bärenstraße von drei Leuten durch Revolverschüsse ermordet.
16. März. In Nordlivland gährt es besonders unter der Bevölkerung am Peipus in der Rappinschen Gegend. In Mecks haben die Arrendatoren des Hofzgutes Landes eine schriftliche Eingabe mit vollen Namensunterschriften an den

Besitzer des Gutes gemacht, in welcher sie alles Mögliche und Unmögliche fordern und ihn im Weigerungsfalle mit Ergreifung der rigorosesten Maßregeln bedrohen.

17. März. Riga. Nachts wird in der Polizeifadenstraße ein Schutzmann von zwei Leuten überfallen, die 7 Revolverschüsse auf ihn abgeben und ihn erheblich verwunden.

17. März. Fahna (Estland). Die Gährung unter den Landarbeitern greift auch nach Estland hinüber. In Fähna erscheint eine Deputation der Hofsknechte beim Besitzer Baron Stackelberg und legt ihm verschiedene Forderungen auf Lohnerhöhung vor, während sich auf dem Hof ca 100 andere Personen ansammeln. Nachdem ihnen eine Erhöhung des Deputats zugestanden war, zogen sie, jedoch wie es schien nicht völlig befriedigt, in den Viehhof und suchten das Melken der Kühe zu hindern. Doch gelang es den ruhigen Vorstellungen des Verwalters, sie zum Auseinandergehen zu bewegen.

17. März. Grünhof (Kurl.). Nachdem im Konsumvereinshause ein Verdingtag abgehalten worden, zog ein mehrere hundert Mann starker Haufe meist junger Leute in den Krug, wo getrunken und sodann unter Lärmen und Toben eine rote Fahne entfaltet wurde. Ein Polizist wurde von ihnen arg mißhandelt und versteckte sich. Um ihn zu befreien, rückten Kosaken in Begleitung des Verwalters zum Kruge. Sie wurden von der Menge beschimpft, doch wagte diese keinen tätlichen Angriff. Erst als Kosaken und Verwalter sich entfernten, warf man letzteren Steine nach, auch fiel ein Schuß, der aber nicht traf. Darauf zerstreuten die Kosaken binnen kurzem die Menge und verhafteten einige Personen.

17.—19. März. In Kurland und Estland kommen immer häufiger Brandstiftungen vor. In Warwen wird eine Riege abgebrannt, ebenso in Liguttten (Kurland), in Saxmols, Munkenhof und Männikorb (Estland) gleichfalls Scheunen und Riegen.

18. März. Luksifer (Nordlivl.). Plötzliche Arbeitsniederlegung der Gutsarbeiter, die Heerde bleibt einen ganzen Tag lang unversorgt, da die Arbeitswilligen von ihrer Beschickung gewaltsam abgehalten werden. Am folgenden Tage kommt es zu einer bedrohlichen Tumultszene, es gelingt dem Bevollmächtigten nur mit Mühe die Leute zu beruhigen.

18. März. Nabben. Bei dem Besitzer Herrn von Sivers erscheint ein Mann, Namens Peter Laßmann, und verlangt die sofortige Ausreichung von 700 Rbl. und eines Gewehres, wobei er einen lettisch geschriebenen Zettel präsentiert, welcher die Drohung enthielt, daß bei Herrn v. Sivers „alles bis auf den Grund zerstört und vernichtet" werden würde, wenn jene

Forderung nicht schleunigste Erfüllung fände. Auf Befragen erklärt Laßmann naiv, dazu von einem fremden Mann, der während der Arbeit im Walde zu ihm gekommen sei, angestiftet worden zu sein und den Zettel auf Diktat des Unbekannten geschrieben zu haben.

18. März. Würken (bei Rujen, Livl.). Die Agitation unter den Landleuten beleuchtet folgender Vorfall. Im Rujenschen hatte ein aus Riga zum Besuch seiner Verwandten angereister Schiffskapitän Wipul Chausseearbeiter dazu angestachelt, durch Niederlegung der Arbeit einen höheren Lohn zu erzielen. Von Schnaps unterstützt, fanden die Ueberredungskünste des fremden „Ingenieurs" immer mehr Anhänger und schließlich zog die ganze Arbeitermasse, vom „Ingenieur" geführt und teilweise mit Schaufeln und Hämmern bewaffnet, nach dem Gute Würken, dessen Arrendator für das Landeskulturbureau die Ablöhnung der Arbeiter vermittelt. Letzterer war nicht zu Hause und es kam zu keinen Ausschreitungen. Der Agitator wurde von dem benachrichtigten Kreischefgehilfen arretiert.

19. März. Riga. Der Straßenschutz wird in Thorensberg, Hagensberg und benachbarten Stadtteilen dem Militär übertragen.

19. März. Riga. Die Maler treten in den Ausstand. — Die Fabrik „Prowodnik" wird, da dort tumultuose Unruhen stattgefunden haben, geschlossen.

19. März. Riga. In der Kalnezeemschen Straße wird ein Nachtwächter überfallen und verwundet. — Nachts wird das Höfchen Anneahof bei Solitude überfallen, die Fenster zertrümmert und die Telegraphendrähte zerrissen.

19. März u. ff. Nordlivland. Unruhen und Streiks der Landarbeiter auf einer Anzahl Güter im Dorpater Kreise, Rappin, Sommerpahlen, Kerjell, Parzimois, Uelzen. An der Polweschen Monopolbude wird ein Demolierungsversuch gemacht.

19. März. Moisekatz (Nordlivl.). Es findet eine im voraus verabredete Versammlung von Moisekatzschem und fremdem Volk (aus Rasin) statt, um vom Besitzer Landrat A. Baron Nolcken eine ganze Reihe von zum Teil unerfüllbaren Forderungen zu erpressen. Da diese Absicht bekannt war, so war bereits Tags zuvor der jüngere Gehilfe des Werroschen Kreischefs Grigorjew und eine halbe Kompagnie Soldaten unter dem Stabskapitän Wjedwitzki eingetroffen. In der Nacht wurde der von verschiedenen Seiten als die Seele dieser räuberischen Verschwörung bezeichnete Chr. Sougand aus Kachkowa aufgehoben, der, wie die Handschrift erwies, der Urheber mehrerer an die Hofsleute gerichteter Aufrufe war, sie möchten sich an dem „Streik", wie das Volk diesen Raubzug nannte, beteiligen.

— Morgens versammelt sich eine vielhundertköpfige Menschenmenge bei dem Gemeindehause und reicht dann ein mit ca. 80 Unterschriften versehenes Gesuch ein, der Sungand möge aus der Haft entlassen werden, welchem Gesuch keine Folge gegeben werden konnte. — Nachmittags erscheint ein Haufe von etwa 300, vielfach mit Knütteln bewaffneten Volkes, unter Absingung revolutionärer Lieder, am Eingang des Gutes. Der Kreishefsgehilfe verhandelt mit ihnen etwa dreiviertel Stunden lang ohne Erfolg. Während dieser Zeit werden vom Besitzer des Gutes die schriftlich übergebenen Forderungen der Pächter und Grundeigentümer kategorisch abgelehnt, und diesen Leuten, welche allesamt versichern, sie seien nur durch Drohungen zum Mithalten gezwungen worden, geraten, sie sollten alle ihre Genossen bewegen, sich mehr zurückzuziehen, da dieser Raubzug ein schlechtes Ende nehmen könne. Dieser Rat wird denn auch soweit befolgt, daß den Truppen gegenüber allmählich ein unzweifelhaftes Gesindel verblieb. Da die übrigen aber nicht ganz fortgingen, war ein Vorgehen der Truppen mit dem Bajonett der sehr langen Knüttel dieser großen Menschenmenge wegen unmöglich. Während noch mehr als zweier Stunden werden alle erdenklichen Versuche gemacht, die Menge zum Fortgehen zu bewegen. Vergeblich. — Sie verlangten unter Schimpfen und Geschrei die Befreiung des Sungand und drohten nachts das Gutshaus in Brand zu stecken. Gegen 6 Uhr abends wird ihnen zugerufen, sie möchten auseinandergehen, es werde nach drei Trommelschlägen scharf geschossen werden. Sie lachen, johlen und schreien, rühren sich aber nicht. Nach den drei Trommelwirbeln werden mit viel Geklapper die Patronen eingeführt. Dann wird ihnen noch einmal zugerufen, sie sollen um des Himmelswillen weggehen, es würde mit scharfen Patronen geschossen. Vergeblich. Sie lachen und höhnen. Da erfolgte eine Salve, durch welche zwei der Tumultuanten leichter und einer schwer verwundet niedergestreckt werden, zehn andere leicht verwundet werden, ohne zu fallen. Darauf stiebt die Menge schnell auseinander. — Die dreistündige Langmut des Stabskapitäns der provozierenden Haltung des Gesindels gegenüber wird durch nichts besser illustriert, als durch das Verhalten sämtlicher Hofsleute, die dem Vorgang beigewohnt hatten: sie waren kaum dazu zu bewegen, die Verwundeten aufzuheben, und meinten, solche Räuber solle man auf der Straße liegen lassen. — Einer der Verwundeten ist später seiner Wunde erlegen.

20. März. Stenden (Kreis Talsen, Kurl.) Die Gutsriege nebst Darre und Sägegatter gehen durch Brandstiftung in Flammen auf.

20. März. Libau. Eine Bande von ca. 100 halbwüchsigen Straßenjungen demoliert die Fensterscheiben eines Hauses in der Emilienstraße.

20. März. Riga. Ein Nachtwächter in der Katholischen Straße wird überfallen, verwundet und aller Schlüssel beraubt. — In der Adlerstraße wird abends auf vorübergehende Polizeibeamte mit Steinen geworfen, ebenso auf vorüberreitende Kosaken, auf die in derselben Straße auch geschossen wird.

20. März. Ronneburg. An diesem Sonntag sollte aufs neue (vgl. 13. März) ein Tumult vor der Kirche inszeniert werden; er unterblieb jedoch, da die Polizeimannschaft verstärkt war. Im nahe belegenen Walde hatte sich dagegen eine größere Bande von 60—70 Personen versammelt, die verbrecherische Proklamationen verteilte und revolutionäre Lieder sang.

21. März. Riga. Schiffsarbeiter und Lastfuhrleute an der Düna werden von einem Haufen Streikender an der Arbeit gehindert, ebenso werden auch Pflasterungsarbeiten bei der Börse verhindert. (Die Schiffsarbeiter nehmen erst am 24. März die Arbeit wieder auf.) — Eine Bande von Rowdys treiben an der Stintspforte groben Unfug. Sobald irgend ein anständig gekleideter Passant an dieser Stelle erscheint, erhält er ohne jegliche Veranlassung Faustschläge ins Gesicht und wird an die Wand geschleudert, zum großen Gaudium des Gesindels.

— — Die Geheimpolizei entdeckt in einem Hause an der Mühlenstraße eine geheime Druckerei, in der revolutionäre Proklamationen gedruckt wurden.

21. März. Dorpat. Ein Zug Infanterie wird nach Mekshof zum Schutze des Gutes abgeschickt, ebenso Kosaken nach Tammist und Oberpahlen.

— — Die Schmiedegesellen veranstalten ein Meeting, verlangen Lohnerhöhung und drohen mit Arbeitseinstellung. Polizei treibt sie auseinander. Abends setzen sie das Meeting vor dem Rathause fort. — Es streiken die Arbeiter der Schneiderwerkstätten und veranstalten einen Aufzug auf dem Großen Markt. Die Polizei zerstreut sie mit leichter Mühe. Abends ziehen sie wieder durch die Straßen, wobei sie einige Fensterscheiben zertrümmern, werden jedoch anderweitig getrieben. Am 23. März ist die Polizei zu energischerem Eingreifen genötigt und arretiert 27 Mann aus einem Haufen Demonstranten. Es werden estnische Proklamationen verteilt, in denen die Arbeiter der andren Gewerbe zum Anschluß an die Streikenden aufgefordert werden. Abends halten die Streiker bei Techelfer, am folgenden Tage bei der Eisenbahnbrücke eine Versammlung ab.

21. März. Libau. Streik der Schneidergesellen. Es kommt zu rohen Ausschreitungen der Streiker gegenüber den Arbeitswilligen. Die Polizei jagt sie auseinander und verhaftet einige.

21. März. Sackenhausen (Kurl.). Arbeiter der Sägemühle und Fischer demonstrieren auf dem Gute. Sie werden von Dragonern zerstreut.

21.—28. März. Windauscher Kreis (Kurl.). Die Streikbewegung der Landarbeiter greift um sich. Am 21 März beginnen die Arbeiter in dem zu Popen gehörigen Neuhof den Streik, am 22. in Popen selbst und in Neupopen, am 26. in Lohnasten, und am 28 in Anzen und Johannisberg.

22 März. Windau. Streik der Hafenarbeiter. Ansammlungen werden durch Polizei und Dragoner zerstreut.

22. März. Kurland, Kreise Grobin und Hasenpoth. Die Streikbewegung, die anfangs nur an einigen Stellen entstanden war, erstreckte sich fast über alle Güter der beiden Kreise. Sie äußerte sich, wie damals die „Lib. Ztg." feststellte, in einer Arbeitseinstellung der Knechte, die höhere Lohnforderungen geltend machen, und holte sich um diese Zeit auf den meisten Gutern schon ohne ernste Ruhestorungen durch gütliche Verhandlungen gelegt. Die Bewegung tritt aber nicht als eine ökonomische, aus der Mitte der Arbeiter selbst entstandene auf; es liegen vielmehr Tatsachen vor, die darauf hindeuten, daß verschiedene dunkle Persönlichkeiten die wohlsituierten Knechte wider deren Willen durch Drohungen zur Einstellung der Arbeit veranlaßt haben und an der Wiederaufnahme der Arbeit verhinderten. Brände, die auf Brandstiftungen hinweisen, ereigneten sich in Ligutten und Warwen, in Dubenalken, Bachhof, Akmen und Rassuten. Zur Unterstützung der Polizei wurde Militar hinzugezogen und zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den Kreisen verteilt. Auf einigen Gütern ist die Arbeit noch nicht aufgenommen, weil die arbeitswilligen Knechte durch Drohungen der Aufhetzer, deren Namen sie nicht angeben, davon abgehalten werden.

22. März. Estland. Die Hofsarbeiter von Jeddefer legen verschiedene Forderungen vor, wie Entlassung des Aufsehers, zwei Faden Brennholz und 10 Rbl. Lohnerhöhung. Der Verwalter erfüllt teilweise die Wünsche. Ruhestörungen kommen dabei nicht vor und nach zwei Tagen wird die Arbeit wieder aufgenommen. — Auch auf andern Gütern Estlands ist eine Gährung unter den Landarbeitern bemerkbar; vielfach kommt es aber zu friedlichen Vereinbarungen, ohne daß Unordnungen

ſtattgefunden hätten; berechtigte Wünſche der Arbeiter werden nach Möglichkeit erfüllt.

24 März. Riga. Auf dem Höfchen Annenhof bei Solitüde brennt Pferdeſtall und Scheune infolge von Brandſtiftung nieder.

25. März. Annenhof (Kurl.). Ins Schlafzimmer des Freiherrn v. d. Recke werden drei ihm geltende Schüſſe abgegeben, durch die das Fenſter zertrümmert wird, v d Recke hatte jedoch das Zimmer im Moment des Attentats noch nicht betreten.

26. März. Eſtland. Die „Rev. Ztg“ enthält folgende Auslaſſung über die Lage auf dem flachen Lande: „Obgleich wir auf dem Lande bisher von eigentlichen politiſchen Unruhen ſo ziemlich verſchont geblieben ſind, ſo nimmt doch die Unſicherheit in einem erſchreckenden Maße zu, was vor allem auf die gänzliche Disziplinloſigkeit der bäuerlichen Bevölkerung und die allgemein verbreitete Anſchauung zurückzuführen iſt, daß Ausſchreitungen augenblicklich ſo gut wie ſtraflos ſeien. Da Verurteilungen für Brandſtiftung und Diebſtahl nur bei ganz ſicheren Zeugenausſagen erfolgen, ſo entbehrt dieſe Anſchauung allerdings auch nicht jeder Begründung. Nachdem wir geſtern von Brandſtiftungsverſuchen in Charlottenhof berichten mußten, geht uns heute die Nachricht von faſt noch ſchlimmeren Verhältniſſen auf dem Gute Maart zu. Demnach gehört der Diebſtahl hier überhaupt zur Tagesordnung. Die Gemaßregelten aber pflegen ſich durch irgend eine Brandſtiftung zu rächen. . Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ganz energiſche Maßregeln der Obrigkeit dieſem Treiben ein ſchnelles und ſtrafendes Ende bereiten. Am meiſten aber könnte hier ein Frostmachen der beſſeren Elemente unſrer bäuerlichen Bevölkerung ſelbſt nützlich ſein, auf das aber nur unſre eſtniſche Preſſe einwirken kann.“

27. März. Libau. Auf den Gefängniſchef Bonkewitz werden in der Gartenſtraße von drei jungen Burſchen 9 Revolverſchüſſe abgefeuert, die jedoch nicht treffen Einer von den Attentätern wird verhaftet.

27. März. Nonneburg (Livland). Nach dem Gottesdienſt findet wieder (vgl. 20. März) eine revolutionäre Verſammlung von ca. 100 Perſonen ſtatt mit aufrühreriſchen Liedern, Reden und Proklamationen.

28. März. Riga. In der Patronenfabrik an der Kalnezeemſchen Straße wird von einem Arbeiter an vier Stellen zugleich Feuer angelegt, das von den Fabrikarbeitern gelöſcht wurde.

28. März. Oberpahlen. Die Hofsknechte auf Schloß Oberpahlen legen die Arbeit nieder.

29. März. Reval. Auf den Polizeipristaw Malyzin werden drei Revolverschüsse abgegeben. Die Attentäter entkommen.
29. März. Libau. Auf den Polizeidemanten Drogat wird ein erfolgloses Revolverattentat ausgeführt. Die Attentäter entkommen.
29. März. Riga. Auf die Mahnung der deutschen Presse, die lettischen Zeitungen sollten endlich ihre Stimme erheben, um das Landvolk zur Pflicht und Ordnung zurückzuführen und um die noch ruhigen Elemente von den Unruhestiftern und sozialistischen Wühlern zu warnen, erklärt der „Baltijas Wehstnesis“ (das Organ des Advokaten Arved Berg) kurz und bündig: „Wir können nicht helfen.“ So überschreibt er nämlich einen Leitartikel, aus welchem folgender Passus (nach der Uebersetzung der „Düna Ztg.“) als besonders charakteristisch hervorzuheben ist:

„Alle baltischen Fragen und speziell die Agrarfrage, um die es sich jetzt dreht, haben sich bis jetzt völlig in den Händen unsrer Deutschen befunden, sind nach ihrem Sinn entschieden worden. Weder die lettische Zeitungspresse noch unsre Kreise sind dabei zu Rate gezogen worden, ja noch mehr, die Agrarfrage ist schon seit einer langen Reihe von Jahren systematisch und prinzipiell der Beurteilung und Besprechung entzogen worden. Ja noch mehr: wenn dennoch ein Wort über diese Fragen in die Oeffentlichkeit drang, — ganz übereinstimmend mit den deutschen Wünschen konnte es selbstverständlich nicht sein — dann erschollen sofort Worte wie „Hetzer“ und „Volksaufrührer“. Nein, die Ordnung, respektive die Unordnung, die jetzt bei uns herrscht, ist ein rein deutsches Produkt, allein ihre Schöpfer haben für sie zu verantworten. Uns dagegen will man die Verpflichtung aufbürden, das Dach eines von einem andern erbauten Hauses, dessen Fundament schwankt, zu retten. Das freilich ist ein vergebliches Bemühen und daher mögen die Bewohner unsres Landes nicht von uns naive Beruhigungsschriften über Polizeiverstärkung und die Untaten, welche sich rasende Kugsbrüderchen begangen haben, verlangen. Wir glauben nicht, daß Worte, und waren sie von Engelszungen gesprochen, hier uns helfen konnten. Jetzt bedarf es der Taten. Und zu diesen sind wir stets bereit, hehlfliche Hand zu bieten, wenn man sie nur nicht zurückweist ... Wie jetzt die Verhältnisse liegen, können wir nicht helfen, und von Verantwortung halten wir uns frei.“
29. März. Arensburg. Auch im stillen Oesel macht sich der unruhige Geist bemerkbar. In Laumjall wird dem Besitzer

ein Stein ins Schlafzimmer geworfen, desgleichen dem Verwalter, der am Kopf verwundet wird.

29. März. Mitau. Ein kurländischer Großgrundbesitzer hat dem Ritterschaftskomitee 5000 Rbl. „zum Schutze des Landes" zur Verfügung gestellt.

30. März. Südlivland. Auch in der livländischen Strandgegend zwischen Riga und Pernau macht sich eine gewisse Unruhe bemerkbar. Verdächtige Personen treiben sich unbehindert umher, überall werden Proklamationen verbreitet. Die Bauern äußern hier wie auch an andern Orten, offenbar sei die Regierung mit ihnen, weil sie andernfalls gegen die Bewegung scharfe Maßregeln treffen würde.

30. März. Riga. Seit Ausbruch der Arbeiterunruhen haben viele Fabrikanten, deren Angestellte und Meister anonyme Drohbriefe erhalten, welche den Betreffenden, falls sie nicht die Forderungen erfüllen, ein Todesurteil ankündigen. Diese Briefe enthalten zum Teil die stärksten revolutionären Ausbrüche und als Unterschrift ein sozialdemokratisches Komitee, bisweilen auch die Gesamtunterschrift: Alle Arbeiter und Arbeiterinnen der betreffenden Fabrik. In vielen Fällen kann festgestellt werden, daß gar keine der betreffenden Arbeiter an jenem Schriftstück beteiligt sind.

30. März. Ösel (Livland). Es findet ein Überfall auf dem Gute statt, bei dem der Landwirtschaftseleve v. G. durch einen Schuß verwundet wird.

30. März. Reval. In der Wiegandschen Fabrik kommt es zu Gewalttätigkeiten. Die Arbeiter der Tischlerei stecken einen Meister in den Sack und verprügeln ihn so, daß er besinnungslos liegen bleibt. Die Arbeiter der Abteilung werden daher entlassen. Die übrigen Arbeiter verlangen die Wiederaufnahme der Entlassenen und legen die Arbeit nieder. — Ganz ähnliche Vorgänge spielen sich auf der Fabrik „Dwigatel" ab. In beiden Fabriken zusammen streiken ca. 1000 Arbeiter.

31. März. Dorpat. Mehrfach erhalten Besitzer industrieller Unternehmungen in diesen Tagen estnische Drohbriefe, in denen ihnen mit Tod oder Brandstiftung gedroht wird.

April.

1. April. Riga. Als eine Abteilung Kosaken, die in Ilgezeem einquartiert war, verlegt wird und abends ihr Quartier geräumt hat, überfällt ein Haufe Arbeiter und andrer Personen ihr bisheriges Lokal in der offenbaren Absicht, es zu demolieren oder niederzubrennen, um so eine Neueinquartierung von Kosaken in diesem Lokal, das mitten in einem Fabrikviertel liegt, unmöglich zu machen. Die Polizei zerstreut die Menge.

1. April. Libau. Die Hafenarbeiter stellen die Arbeit ein, obgleich sie einen Tagelohn von 3—4 Rbl. erarbeiten.
— — Ein Meister der Libau-Romnyer Bahnwerkstätten wird von einer Schar Arbeiter gewaltsam auf einer Kohlenkarre auf die Straße hinausgekarrt, um seine Entlassung durchzusetzen.
1. April. Taubenhof (bei Lemsal, Livland). Eine Dreschscheune mit den Maschinen wird durch Brandstiftung ein Raub der Flammen
2. April. Estland. Auf dem flachen Lande Estlands sind in letzter Zeit massenhafte Proklamationen verteilt worden und Aufrufe an das Volk, behufs Durchsetzung politischer Forderungen, zu Massenausständen und Gewalttaten zu schreiten — Es ist zur Verhängung von Ausschreitungen Militär nach Wesenberg, Weißenstein und andern Punkten beordert worden.
2. April. Riga. Eine Verordnung des Gouverneurs wird an den Straßenecken angeschlagen, durch die Ansammlungen auf den Straßen verboten und der Verkauf und das Tragen von Waffen geregelt werden.
— — Im Kontor des Kommissionsgeschäfts von Charanowsky u. Kanter wird um 1 Uhr mittags ein Koffer mit 57 Revolvern gestohlen.
2. April. Rüggen (Nordkiol.). Ein ehemaliger Lugdenscher Krug wird von einer Bande von etwa 6 Mann großenteils niedergerissen. Die Leute sagen dabei sie suchten im Kruge „das Geld, das ihre Väter und Verwandten einst dort vertrunken hatten."
2. April. Libau. Ein beim Verteilen revolutionärer Proklamationen arretierter Agitator wird während des Transports ins Gefängnis gewaltsam befreit. Er wurde von einem Gendarmen und einem Schutzmann in einer Droschke eskortiert. In der Waisenhausstraße werden sie von zwei jungen Leuten überfallen, die zahlreiche Revolverschüsse auf sie abgeben, den Gefangenen aus der Droschke reißen und mit ihm entfliehen. Der Gendarm erliegt nach wenigen Stunden seinen Wunden.
2. April. Riga. Der Aufseher des Gouvernementsgefängnisses N. Schamschura wird in der Matthäistraße überfallen, tötlich verwundet und beraubt.
3. April. Libau. In der Nähe der Station Grodin werden die Telegraphenleitungen durchschnitten und mehrere Telegraphenstangen beschädigt.
3. April. Riga. Im Kontor des Kaufmanns Rabinowitsch in der gr. Sandstraße wird um 4 Uhr nachmittags auf einen Angestellten ein erfolgloses Revolverattentat von zwei Männern und einer Frau ausgeführt.

3. April. Reval. Wegen der Sonntagsruhe wird von den Hafenarbeitern eine organisierte Arbeitseinstellung durchgeführt.

4. April. Kurland. Auf das ganze Gouvernement Kurland mit Einschluß Libaus, ist die Verordnung über den verstärkten Schutz ausgedehnt worden. Es sind Volksansammlungen verboten und die üblichen Einschränkungen festgesetzt.

4. April. Libau. Ein zur Arbeit gehender Arbeiter wird auf der Straße von einer Schar Streikender mit seinem eigenen, ihm entrissenen Hammer niedergeschlagen. — Zwei Kutscher, die Waren zum Hafen führen, werden von Streikenden gezwungen, die Pferde auszuspannen und die Wagen stehen zu lassen.

— — Arbeitseinstellung auf den Stohlwerken vorm. Becker u. Ko. Am 6. April kommt es unter den streikenden Arbeitern zu einer großen Schlägerei, bei der 17 Mann Verletzungen, zum Teil schwere, erleiden. Verhandlungen zwischen der Direktion und den Arbeiterdelegierten führen am 11. April zur Wiederaufnahme der Arbeit. — Während dieser Zeit finden Streiks statt auch auf der Zündholzfabrik „Vulkan", der Kapselfabrik „Wolga", der Korkenfabrik und der Kopfkelfabrik „Wiemder u. Larsen".

4. April. Riga. Ein Mechaniker, Angestellter einer Waffenniederlage, wird in der Mühlenstraße von drei anständig gekleideten Personen durch Revolverschüsse verwundet.

4. April. Riga. In verschiedenen Roggenbrotbäckereien der Stadt und der Vororte dicht ein Streik aus, der ein fast gänzliches Verschwinden frischen Schwarz- und Grobbrotes vom Lebensmittelmarkt zur Folge hat. Am 5. April veranlaßt ein Hanfe Streikender auch die Händler auf dem Dünamarkt und in vielen Kolonialwarenhandlungen, den Brodverkauf einzustellen.

4. April. Riga. In der Gummifabrik Mündel, die seit dem 19. Februar feiert, wird die Arbeit von einem Teil der Arbeiter wieder aufgenommen. Die nicht wieder aufgenommenen Arbeiter versuchen zu demonstrieren, werden aber von Kosaken auseinandergetrieben.

4. April. Mitau. Auf Baron Behr-Tetelmünde wird auf der Fahrt von der Stadt aufs nahegelegene Gut von einer Bande stadtisch gekleideter Leute im Walde geschossen, jedoch ohne Erfolg.

4. April. Alt-Mocken (Kurl.) Die Gutsknechte stellen die Arbeit ein, veranlaßt durch Ueberredung und Drohungen des Vorarbeiters. Als dieser dann verhaftet wird, wird die Arbeit

wieder aufgenommen. — In Neu Mocken brennt am 5. April infolge von Brandstiftung eine große Scheune nieder.

In einer Zuschrift aus Kurland einer Tageszeitung heißt es: „Streiks, rohe Exzesse und Rechtswidrigkeiten aller Art, Brandstiftungen, — das sind so die Dinge, die gegenwärtig allein den Stoff geben zu Korrespondenzen vom platten Lande."

5. April. Liban. Ein Gendarm, der in Begleitung eines Polizisten einen Arrestanten eskortiert, wird in der Gartenstraße durch einen Revolverschuß verwundet. Der Arrestant wird befreit. — Ein Agitator, der Proklamationen verteilt, wird verhaftet.

5. April. Riga. Ein Meister der Hesseschen Kapselfabrik wird abends auf der Straße von zwei jungen Leuten durch Revolverschüsse lebensgefährlich verwundet. Die Attentäter entkommen.

5. April. Goldingen. In den Tagen nach dem 5. April werden in der Stahlwarenhandlung von L. Weinreich Waffen und Patronen gestohlen, während andere Waren unberührt bleiben.

6. April. Ayakar (Nordlivl.). Die Viehställe werden das Opfer einer Brandstiftung.

7. April. Riga. Auf der Strecke zwischen Riga und Mitau werden Proklamationen verbreitet, die die Gutsknechte aufreizen.

7. April. Liban. Auf der Station Dubenalken der Hasenpother Bahn werden 17 Telegraphenpfosten abgesägt und quer über die Schienen gelegt.

7. April. Orrenhof (Estl.). In der Nacht wird ein neu erbautes Knechtshaus nebst Kuhställen in Brand gesteckt und eingeäschert.

8. April. Estland. Über die Lage in Jerwen notiert der „Weißensteinsche Anz.": „Die Aufruhrbewegung, die in den östlichen, am Peipus belegenen Kirchspielen begann, pflanzt sich immer weiter westwärts ins Land hinein fort, so daß neuerdings auch schon aus unserm Nachbargebiet, dem Oberpahlenschen, so besorgnisserregende Nachrichten einliefen, daß sogar eine Abteilung Kosaken dorthin dirigiert werden mußte." — Auch im Kip Marien-Magdalenen werden estnische revolutionäre Flugschriften verbreitet. Es kursiert das Gerücht, die zu Uebungen einberufenen Landwehrleute hätten beschlossen, ihre Gewehre nicht mehr abzuliefern, sondern sie „für kommende Ereignisse" mit nach Hause zu nehmen. Die Kreisverwaltung sah sich nach alle dem genötigt, um militärischen Schutz nachzusuchen.

8. April. Illien (Kurland). Eine Scheune des Gutes wird nachts in Brand gesteckt.

8. April. Preekuln (Kurl.) Ein Friedensrichter des Hasenpoth-Grabinschen Kreises verurteilt von 47 Hofsknechten, die angeklagt waren, von Gut zu Gut gegangen zu sein und die dortigen Knechte durch Drohungen und Gewalt zur Niederlegung der Arbeit gezwungen zu haben, 21 (von den Gütern Wirgen, Groß Gramsden, Meldsern, Aiswicken) zu einem Arrest von 1 Woche bis zu 2 Monaten. — Derselbe Friedensrichter verurteilt am 9. und 11. April 17 Knechte (aus Dubenalken und Klein Telsen) zur Exmission, welche die kontraktlich übernommene Arbeit niedergelegt hatten, sich zugleich aber weigerten, ihre Dienstwohnungen zu räumen.

9. April. Goldingen. Der „Gold. Anz." konstatiert, daß häufig durch Zerschneiden der Drähte Störungen im Telephonverkehr stattfinden.

9. April. Riga. In einem Artikel über die „Baltische Autonomie" faßt die „Düna-Ztg." die deutsch-baltischen Anschauungen und Wünsche zusammen wie folgt: „Die Erörterungen über die baltische Autonomie, insbesondere über die Zulassung deutscher Schulen und einheimischer Wahlbeamten, haben sonderbarer Weise in einem Teil der hiesigen und auswärtigen russischen Presse eine abweisende Beurteilung erfahren. Die alte Geschichte wiederholt sich auch hier. Was dem Polen, Litauer und Grusinier Recht ist, was selbst kleinen Völkern eingeräumt werden kann, darf dem Deutschen in den baltischen Provinzen in keinem Falle bewilligt werden. Um diese Ablehnung recht schmackhaft für den russischen Leser zu machen, dem liberale Ideen heute ja nicht mehr fremd sind, wird ein Satz, ein Wort aus dem Zusammenhang gerissen und nun der Unsinn in die Welt posaunt, die mittelalterlichen, reaktionären Balten dächten allen Ernstes daran, ihr Joch wieder auf die Schultern der armen Letten und Esten zu legen. Das ist ja natürlich alles barer Unsinn, aber es macht Stimmung und soll liberale Kreise in Harnisch bringen und sie Arm in Arm mit den nationalistischen Hetzern gegen uns ins Feld führen. Gegen solche Unterstellungen, die in dem „Rishskij Westnik" und in einer Korrespondenz der „Now. Wremja" aufgetaucht sind und von der hiesigen nationalen Presse mit dem bekannten Augenaufschlag reproduziert werden, legen wir aufs nachdrücklichste Protest ein! Was wir wollen, ist so klar, daß darüber kein Zweifel bestehen kann: wir wollen dieselben Rechte wie die andern Völker des russischen Reichs. Dagegen legen wir Verwahrung ein, daß man uns mit einem andern Maß messen und uns verweigern will, was andern bewilligt wird. Die Reformen auf dem Gebiet der Schule, der Stadtordnung, der Wählbarkeit

von Richtern und Beamten, des Glaubens und der Sprache, für die sich noch vor wenigen Tagen die Professoren Rußlands mit Würde und Ernst ausgesprochen haben, sollen auch uns zugute kommen. Nun in den Augen von unverbesserlichen Deutschenfeinden kann ein solches selbstverständliches Begehren eine staatsgefährliche Ungehörigkeit darstellen, in den Augen billig denkender Menschen wird das darauf abzielende Bemühen der berufenen Vertreter und der deutschen Presse nur Billigung finden. Und so rechnen wir darauf und hoffen darauf, daß die heraufziehende Zukunft auch uns bessere, lichtere Tage bringt. Das ist unser Recht und unsre Pflicht."

10. April. Sitz (Estl.). Die große Gutsmaschinenriege wird niedergebrannt.

10. April. Zierau (Kurl.). Auf dem Zierauschen Beihof Mittelhof, wo drei Knechtsfamilien gemäß friedensrichterlichem Urteil exmittiert werden mußten, kommt es zu Widersetzlichkeiten gegen die Polizei, die u. a. mit heißer Jauche begossen wird. Einige Männer und Frauen werden daher verhaftet und dem Untersuchungsrichter eingeliefert. Die Exmission kann schließlich nur infolge der Anwesenheit von Dragonern durchgeführt werden, die genötigt sind, energisch ihre Peitschen zu gebrauchen. Den Eingang in das Knechtsgebäude können sie sich nur nach Demolierung der verbarrikadierten Tür und einiger Fenster erzwingen.

10. April. Riga. Die Zuschrift eines lettischen Volksschullehrers in den „Rishsk. Wed." urteilt über die negativen Resultate der baltischen Volksschulen: „Die baltische Volksschule macht jetzt eine Reaktionsperiode durch. Die Zahl derjenigen, die nicht zu lesen und zu schreiben verstehen, ist im Wachsen begriffen, wie das die Daten der Einberufenen beweisen. Die Zahl der sich dem obligatorischen Unterricht Entziehenden wächst mit jedem Jahr. Die Gesellschaft hat auch aufgehört, sich für die Volksschule zu interessieren. Die fähigeren Pädagogen verlassen den Lehrerstand, weil die Lehrer nicht freie Arbeiter auf ihrem verantwortungsvollen Gebiet sind, sondern nur blinde Werkzeuge der Instruktionen, Vorschriften und Zirkulare. Der Unterricht in der Schule zeitigt die armseligsten Resultate und entspricht nur wenig dem gesitteten Niveau der Lernenden. So ist in der Tat die Lage der Volksschule und der Volksbildung in unserm Gebiet."

11. April. Popen (Kurland). Der Hofspferdestall und die Wagenscheune werden in Brand gesteckt. Durch herbeieilende Buschwächter und das auf dem Gut stationierte Militär können die Pferde und die meisten Equipagen gerettet werden. Von den streikenden Knechten beteiligt sich niemand an den Rettungsarbeiten.

11. April. Ramkau (Südlivl.). Die Flosser drohen, daß sie die Holzschleiferei und Pappenfabrik nicht würden arbeiten lassen, wenn ihnen kein Schadenersatz geleistet werde für angeblich infolge eines Dammes der Fabrik beschädigte Flösse. Der Kreischefgehilfe beruhigt sie.

11. April. Doblen (Kurl.). Pastor Dr. August Bielenstein veröffentlicht in der „Latw. Awises" (Nr. 28) unter dem Titel „Lettisches Volk erwache!" einen warmherzigen Aufruf ans lettische Volk, festzuhalten an der Achtung vor dem Gesetz und Gottesfurcht.

11. April. Eine Petition von ca. 200 lettischen Literaten an den Ministerkonseil wird im „Sjun Otjetschestwa", allerdings ohne die namentlichen Unterschriften, veröffentlicht. (Das Datum der Petition wird in der reproduzierenden Tagespresse nicht angegeben.) Die Einleitung enthält allgemeine Forderungen, wie sie in ähnlicher Weise schon oft von Vertretern der russischen Intelligenz gestellt worden. Freiheit der Person, der Presse, des Wortes, Unantastbarkeit der Wohnung und des Briefgeheimnisses, Amnestie aller Personen, die wegen religiöser oder politischer Ueberzeugungen gelitten haben.

Punkt I betrifft die Lage der lettischen Presse und gipfelt in dem Wunsch nach Aufhebung der Präventivzensur, der ja allen Nationen Rußlands gemeinsam ist.

Punkt II behandelt den administrativen Druck, unter dem die Veranstaltung von Konzerten, Vorlesungen, Gemäldeausstellungen, Versammlungen 2c. zu leiden hat. Alle Beschränkungen seien aufzuheben, Freiheit der religiösen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen, Erleichterung bei Vereinsgründungen, Versammlungsfreiheit 2c. sei notwendig.

Punkt III ist der Schulfrage gewidmet und verlangt: 1) die Aufhebung der Aemter von Volksschuldirektoren und -Inspektoren und die Uebergabe der Volks- und Mittelschulverwaltung an die Organe der ländlichen und städtischen Selbstverwaltung; wo der Staat zum Unterhalt der Schulen beisteuere, solle er das Aufsichtsrecht haben; 2) das Recht zur Gründung von Schulen, darunter auch von Mittelschulen mit lettischer Unterrichtssprache, solle jedem unbescholtenen erwachsenen Menschen einfach auf eine Meldung freistehen; 3) der Unterricht auf dem Lande und in den Städten solle unentgeltlich sein; 4) in den Volksschulen müsse das Lettische die Unterrichtssprache, das Russische ein obligatorischer Unterrichtsgegenstand sein.

Punkt IV gilt den Rechten der lettischen Sprache im allgemeinen. Diese müsse 1) Unterrichtssprache in den Schulen,

2) Geschäftssprache in allen Gemeinde- und Kirspielsinstitutionen sowie in den Gemeindegerichten sein; 3) müsse es gestattet werden, in allen Verwaltungs- und Gerichtsinstitutionen (natürlich innerhalb des lettischen Sprachgebiets) Petitionen und Erklärungen in lettischer Sprache abzugeben und sich ohne die Vermittlung eines Uebersetzers in allen diesen Institutionen zu äußern; 4) müsse der Gebrauch der lettischen Sprache bei den Debatten in den ländlichen und städtischen Selbstverwaltungsinstitutionen gestattet werden; 5) müßten lettische Inschriften auf Magazin- und Straßenschildern, auf Gebäuden, an den Landwegen 2c. neben den russischen gestattet werden.

Punkt V verlangt die Aenderung der Landesverwaltung: „Der deutsche Adel, der durch den Landtag die gesetzliche leitende Kraft ist, hat durch übermäßig hohe Pachtsätze die Entwicklung des kleinen bäuerlichen Landbesitzes gehemmt und tut es noch durch ungerechte Verteilung der Landesabgaben und -Lasten zugunsten der Großgrundbesitzer und durch allerlei Maßnahmen, die den Großgrundbesitz zum Schaden des Kleingrundbesitzes begünstigen; ebenso hält er die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens der übrigen Stände auf, indem er vermittels einer ständischen Institution — des Landtags — das wirtschaftliche Leben eines ganzen Gouvernements ganz allein leitet. Selbst dann, wenn der Adel Vertreter der andern Stände in den Landtag zuließe, so wäre das nicht wünschenswert, denn der Landtag bliebe dennoch eine ständische Institution. Einzig und allein die Tätigkeit des deutschen Adels und Landtags, eine Tätigkeit, die nur durch Standesinteressen bedingt wurde, hat unser Gouvernement in ihren jetzigen abnormen Zustand versetzt; die Bauern wurden befreit, aber ohne Land, und das hat zur Entstehung eines ländlichen Proletariats geführt, jetzt befinden sich diese landlosen Bauern in einer aussichtslosen Lage, bilden aber wohlfeile Arbeitskräfte, der deutsche Adel ist daran schuld, daß jetzt Unruhen unter den verarmten, in geistiger Finsternis belassenen Leuten entstehen (gerade in kulturell niedrig stehenden, armen Gegenden, z. B. bei Libau, ist es zu Bauernunruhen gekommen). Als der einzige Ausweg aus dieser unerträglichen Lage erscheint die Aufhebung des Landtags und der übermäßigen Privilegien, die Hebung des kleinen bäuerlichen Landbesitzes, die rechtliche Gleichstellung der Bauern mit den übrigen Ständen und die gerechte Vertretung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen des Gebiets vermittels der Einführung der landschaftlichen Selbstverwaltung unter Beteiligung aller Stände. Die Selbstverwaltung muß sukzessive in den Gemeinden, Kirchspielen, Kreisen und Gouvernements auf Grund des allgemeinen, direkten und geheimen

Stimmrechts eingeführt werden." — Auch die Polizei müsse den Selbstverwaltungsorganen übergeben werden, denn jetzt sei sie nicht selten unter dem Einfluß der Großgrundbesitzer gelangt. Auch das Patronatsrecht sei aufzuheben.

Punkt VI beschäftigt sich mit der Lage der Bauernschaft, die unter der übermäßigen Bevormundung von seiten der Administration, „deren Organe nicht selten Glieder des deutschen Adels" seien, zu leiden habe. Die Rechtslage der Bauern werde nach oben durch die Gesetze von 1817 und 1819 bestimmt „Allerdings" sei 1861 ein gewisses Maß von Selbstverwaltung eingeführt, aber die Bauern ständen unter so strenger Vormundschaft der Kommissare und der Polizei, daß die Selbstverwaltung fast nur auf dem Papier stände und die Bauern größtenteils von den Großgrundbesitzern abhingen. „Selbst die Privatrechte der Bauern sind beschränkt; in materieller Beziehung sind sie durch hohe Pachtsätze bedrückt, da die Höhe der Pacht weder durch Regierungsinstitutionen noch durch Schiedsrichter festgesetzt wird." — Deshalb sei erforderlich: 1) eine Revision der Bauergesetzgebung und die Erleichterung der Lage der ländlichen Arbeiter durch Verleihung des faktischen Koalitionsrechts; 2) Aufhebung der administrativen Rechte der Bauerkommissare in Bezug auf die Gemeindeverwaltungen, 3) Gleichberechtigung der Bauern und der übrigen Stände; 4) Erleichterung der schwierigen Pachtverhältnisse.

Punkt VII handelt von den Gerichtsinstitutionen und befürwortet: 1) die Einführung der Geschworenengerichte, 2) müßten die Richter die Ortssprachen kennen, 3) müßte den Parteien das Recht gegeben werden, sich vor Gericht ihrer Muttersprache zu bedienen; 4) müßten die Friedensrichter durch allgemeine und direkte Wahlen erkoren werden.

Punkt VIII betrifft die Arbeiter, denen 1) Gleichberechtigung mit den übrigen Ständen, 2) das Vereins- und Versammlungsrecht und 3) das Streikrecht zu gewähren sei, 4) müsse die Stadtpolizei in die Hände der städtischen Kommunalverwaltung gelangen.

Das Schlußwort verlangt eine konstituierende Versammlung auf Grund des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechts. Es sei der einzige Ausweg aus der gegenwärtigen Situation.

* * *

Zu dieser Petition veröffentlichte eine hochangesehene Persönlichkeit, die gegenwärtig Mitglied des Reichsrats ist, aus Kurland unter der Chiffre W. R N. in der „Petersb. Ztg." (24. April) eine Zuschrift, in der es hieß:

„Die traurigen Wirren, die wir jetzt erleben, sind eine direkte Folge der furchtbaren Verrohung der Jugend und des sittlichen Niedergonges, wie er sich schon seit Jahren partiell an dem Körper des lettischen Volkes bemerkbar macht und der ihn naturgemäß nur zu empfänglich zur Aufnahme aller denkbarer sozialistischer und anarchistischer Gifte gestaltet, welche ihm in letzter Zeit sowohl von Fremden als auch aus der Mitte des eigenen Volkes reichlich zugeführt wurden. Nicht der deutsche Adel trägt die Schuld an diesem Niedergang, vielmehr hat letzterer erst dann beginnen können, als dem Adel und der Geistlichkeit des Landes der Einfluß auf Volk und Schule genommen wurde und die Führung den Händen landfremder Beamten anvertraut und zugleich die nationale Presse es sich angelegen sein ließ, eine energische Hetzkampagne gegen alle diejenigen Elemente zu führen, welche bisher die Autorität im Lande repräsentiert hatten. Man darf nicht vergessen, daß das lettische Volk ein reines Bauernvolk war und zum großen Teil noch ist, daß es dank den Bemühungen der evangelischen Kirche und der früheren Volksschule fast keine Analphabeten aufweist, daß es ein begabtes und lerndegieriges Volk ist, und daß daher die zahlreichen lettischen Zeitungen bis in die letzte Hütte dringen und dort ebenso eifrig wie kritiklos gelesen werden. — Welches ist nun die Rolle der lettischen Presse bei der gegebenen Sachlage gewesen? Sie hat fast ausnahmslos dem nach Bildung und Belehrung hungernden Volke statt der ersehnten Speise einen Stein gegeben. Rastlos und unermüdlich hat sie den deutschen Adel, den Gutsherrn, den Großgrundbesitz, den Pastor, das Patronatsrecht bekämpft und verleumdet und in den Augen des Volkes herabgesetzt und auf jede Weise das lettische Volk gegen den deutschen „Eindringling und Fremdling" aufgehetzt. Ermöglicht wurde ihr dieses Treiben durch eine kurzsichtige Bureaukratie, welcher etwas „Deutschenhetze" garnicht unlieb war, und die jetzt wohl unangenehm überrascht sein mag, daß die Hetze von dem jetzt bereits als ungefährlich erkannten deutschen Wilde ablößt und mit voller Kraft sich gegen den Tschinownik wendet, ja den Zensor selbst über den Haufen zu rennen droht. — Gleichzeitig wurde die Volksschule russifiziert, d. h. dem Einfluß des örtlichen Gutsherrn und Predigers entzogen und der offiziellen Leitung dem Volke fernstehender Inspektoren unterstellt, in deren Augen nur das Auswendiglernen russischer Vokabeln, und sei es auf Kosten aller übrigen Fächer, selbst der Religion, das zu erstrebende Resultat war. Es spricht entschieden für das lettische Volk, daß es auch heute noch, trotz der geschilderten Mißwirtschaft der letzten 20 Jahre, in seiner

Majorität kirchlich und ehrbar geblieben ist. Wer aber Wind sät — der erntet Sturm! Aus der irregeführten, teilweise aller Moral und Religion baren und daher jeder Regung der Begehrlichkeit zugänglichen Jugend des lettischen Volkes entstand bald ein sozialdemokratischer Kern, der sich zu einer straffen und disziplinierten Organisation unter dem Namen „Lettisches sozialdemokratisches Komitee" verdichtete. Dieses Komitee, welches in enger Fühlung mit den Sozialisten aller Länder steht und dessen Delegierte auf den meisten Sozialistenkongressen zu finden sind, treibt seit Jahren durch Agenten und Proklamationen eine ungemein rührige Propaganda unter den Letten und steht jetzt an der Spitze der hiesigen Bewegung. Alle Unruhen der letzten Zeit, die Streiks in den Städten, die Lohn- und Agrarbewegungen auf dem Lande, die rein revolutionären Demonstrationen in Stadt und Land, die Terrorisierung der Landbevölkerung, — alle diese Erscheinungen lassen sich auf die Tätigkeit dieses Komitees zurückführen.

Nach allem Vorhergesagten ist es völlig unerfindlich, wie man dazu gelangen kann, den hiesigen Adel für die Unruhen verantwortlich zu machen, denn nicht er hat die nationale Presse inspiriert, nicht er hat den Atheismus und die Sittenlosigkeit großgezogen, und daß er der Tätigkeit des lettischen sozialdemokratischen Komitees fernsteht, werden selbst die 200 Vertreter der lettischen Intelligenz zugeben müssen, wobei wir nur hoffen wollen, daß sie an diesen Dingen ebenso unbeteiligt sind.

Wir wollen es unterlassen, auf alle weiteren Anschuldigungen gegen den Landtag und den deutschen Adel näher einzugehen und ebenfalls näher auszuführen, daß zwischen den durchaus berechtigten und billigen verlautbarten Wünschen sich auch manche hineingeschoben haben, deren Gewährung für das lettische Volk von durchaus zweifelhaftem Vorteil wäre, und wieder andere, die von einem etwas naiven Größenwahn diktiert erscheinen*.

*) Eine andre Zuschrift aus Kurland an die „Düna-Ztg" (Nr 85) bemerkte zu dieser lettischen Petition: „Es ist richtig, daß das lettische Volk in vielen seiner vitalsten Interessen schwer geschädigt wird, so daß auch jeder Nichtlette die hinsichtlich der Presse und der sub Pkt. I bis IV und VI bis VIII vorgebrachten Beschwerden im allgemeinen gern unterschreiben kann. Aber die hier beregten Verhältnisse lassen nicht nur drückend auf dem lettischen Volke, sondern auf dem ganzen Reiche. Allerorten und von allen Völkern wird um deren Abänderung gebeten und dahin gearbeitet.

Die 200 erweisen sich leider in ihren Ausführungen sub I, III 3, IV 1, V und VI 3 als unreif, unpolnisch und rechtsverachtend. Sie wollen die Letten von tötendem Druck befreien und zugleich und unverwellt die Deutschen unter ihnen gewaltsam um ihre guten, dem ganzen Lande heilsamen Rechte bringen. So handeln nicht Menschen, welche die Freiheit aller wollen, sondern welche mit allen Mitteln nach Herrschaft und Vergewaltigung streben."

Wie dem auch sei, es bleibt für uns die Tatsache wichtig und interessant, daß die Hauptpunkte in der Petition der Letten Gegenstände betreffen, welche seit langen Jahren nicht von der Tagesordnung der vielgeschmähten Landtage gewichen sind. Wir meinen in erster Linie die Fragen der Gewissensfreiheit, der Beschränkung der administrativen Einmischung, der lettischen Unterrichtssprache für die Volksschulen, der Befreiung der Volksschule von dem bureaukratischen Druck, der Erwirkung eines Intestat-Erbrechts für die Bauern, und endlich der Einführung einer ländlichen allständischen Selbstverwaltung. In letzterer Beziehung namentlich liegen sorgfältig ausgearbeitete Projekte schon seit etwa 20 Jahren vor, deren bisherige Nichtbestätigung ebensowenig dem Adel auf das Schuldkonto zu setzen wäre, als der bisherige negative Erfolg aller hiesigen Bestrebungen zur Sanierung der Volksschule. Jedenfalls aber haben sich die Landtage stets zu allen berechtigten und vernünftigen Bestrebungen des Landvolkes aufmerksam und wohlwollend verhalten und auch ihre Mittel in nicht geringem Maße in den Dienst des Volkes gestellt. — Trotz aller gehässigen Angriffe gegen den Landtag und den deutschen Adel wagen wir es zu behaupten, daß in dem weißen Hause an der Düna (Ritterhaus) mehr und besser für das materielle und intellektuelle Wohl der Letten gesorgt worden ist, als dieses in den Versammlungen der 200 Künstler, Schriftsteller, Publizisten, Schauspieler, Lehrer, Aerzte, Juristen lettischer Nationalität bisher stattgefunden hat.

Die heranbrechende Zeit ruft alle produktiven Kräfte des Landes zu gemeinsamer Arbeit zusammen .. Zu engherzigem, nationalistischem Hader ist hier kein Raum, ebensowenig für alle nutzetaue Klagen und Schmähungen; Ruhe, Besonnenheit und objektives Verhalten sind mehr als je am Platze, und wenn die 200 Herren der lettischen Intelligenz ihr Mandat nicht usurpiert haben und ihrem Volke ehrlich nützen wollen, so mögen sie dafür sorgen, daß dieses Volk nicht durch Auflehnung und Aufruhr diejenigen Ausdrücke auf eine künftige Zukunft kompromittiert und verscherzt, welche auch ihnen ein gütiges kaiserliches Wort in Aussicht gestellt hat. Das lettische Volk ist fleißig, begabt und lenksam, lenken Sie es nur nach der Seite des Rechts, der inneren Wahrheit und der guten Sitte, dann, meine Herren Führer, winkt Ihrem Volke und auch Ihnen eine sichere und lichte Zukunft!

Der deutsche Adel aber wird, unbeirrt durch die Schmähungen einiger, vielleicht nicht einmal legitimierter Mandatare des lettischen Volkes, nach wie vor an der Entwicklung der Heimat zum Wohle der gesamten Bevölkerung arbeiten, und

zweifelt nicht daran, daß er an seinen lettischen Mitbürgern und speziell an dem kräftigen und blühenden lettischen Bauernstande willige und fähige Mitarbeiter zu künftiger gemeinsamer nutzbringender Tätigkeit finden wird."

11. April. Sommerpahlen (NVol.). In der „Pet. Ztg." veröffentlicht der Ehrenfriedensrichter Ed. Baron Nolcken zu Kawershof unter der Ueberschrift „Wer trägt die Schuld?" eine Zuschrift über die Vorgänge in Sommerpahlen:

„Nach dem Aufsehen, welches das Vorgehen des Bauerkommissars Herrn Grodinger bei Gelegenheit des Knechts- und Bauernaufruhrs auf dem Gute Aya (vgl. 9 März) in weitesten Kreisen hervorgerufen hat, dürfte es nicht ohne Wert sein, auch die Stellungnahme eines anderen livländischen Bauerkommissars, des Herrn Baron Kleist, bei Gelegenheit ähnlicher Knechtsunruhen auf dem Gute Sommerpahlen der Kenntnis der Oeffentlichkeit zu übergeben. — Am 15. März erfolgte in Sommerpahlen seitens der Knechte die Einstellung der Arbeit, wobei die Leute erklärten, ohne Lohnerhöhung nicht weiterdienen zu wollen. Alle Hinweise des Gutsherrn darauf, daß sie noch vor wenigen Monaten freiwillig die Jahreskontrakte unterschrieben hätten und sich daher jetzt des Kontraktbruchs schuldig machten, blieben erfolglos. Da Unruhen befürchtet werden mußten, wandte sich der Besitzer Herr F. v. Moller an die Kreispolizei, und am 17. morgens trafen drei ältere Kreisschefgehilfe sowie eine halbe Rotte Soldaten unter dem Befehl eines Offiziers in Sommerpahlen ein. Die Verhandlungen mit den kontraktbrüchigen Arbeitern wurden wieder aufgenommen und hätten allem Anschein nach zu einer Verständigung geführt, wenn nicht plötzlich der von niemandem gerufene Bauerkommissar des ersten Werroschen Distrikts Baron Kleist erschienen wäre. Dieser erklärte dem Besitzer, daß er als Bauerkommissar als Vertreter der Knechte dem Gutsherrn gegenüber auftrete. Zugleich verlangte er kategorisch, daß die Forderungen der Knechte erfüllt würden. Die Energie, mit der der Bauerkommissar auf der Erfüllung der völlig unberechtigten und auf nichts begründeten Forderungen der aufrührerischen Knechte bestand, ist eine derartige gewesen, daß sich der Besitzer Herr v. Moller mit Recht sagen mußte, alles wurde verloren sein, sobald die Leute von dieser Stellungnahme eines Regierungsbeamten Kenntnis erhielten. Er gab daher nach und mußte es nun noch erfahren, daß der Bauerkommissar darauf bestand, selbst die vom Besitzer auf diese Weise erpreßten Lohnerhöhungen den Leuten mitzuteilen. Der Kommissar ging sogar so weit, sich hierbei die Anwesenheit des Gutsherrn zu verbitten, also desjenigen, aus dessen Tasche

die — freilich mit seiner Hilfe — erpreßten Summen ausgezahlt werden mußten."

12. April. Riga. Agitatoren beginnen in einzelnen Häusern die Dienstboten zum Anschluß an den Streik zu bewegen.

12. April. Auf dem allrussischen Journalistenkongreß, der Anfang April in Petersburg getagt und einen sehr radikalen Charakter gehabt hatte, war die lettische und estnische Presse nicht nur vertreten gewesen, sondern auch durch ihre Abgesandten wiederholt im Präsidium repräsentiert worden. Der Kongreß hatte Beschlüsse gefaßt, die einer Staatsverfassung auf breitester demokratischer Grundlage das Wort redeten. Ueber die Wege dazu konnte man sich nicht einigen, und 29 Sozialdemokraten, die für eine Propaganda der Tat eintraten, verließen den Kongreß. Die baltisch-deutsche Presse hatte zu diesem Kongreß keine Einladungen erhalten, weil sie zu aristokratisch und reaktionär sei. Dazu schrieb die „Düna-Ztg." (Nr. 80), indem sie zugleich darauf hinwies, welche Gefahren die radikalen Reformatoren über Rußland heraufbeschwören und wie hinderlich sie der Verwirklichung der so notwendigen Reformen werden könnten: „Es schadet nichts, daß man uns übergangen hat, da man uns, waren wir gekommen, doch nicht gehört hätte. Auch dagegen haben wir wahrlich nichts einzuwenden, daß man uns aristokratisch nennt, da wir glauben, daß alle wahre Aufklärung und aller wirkliche Fortschritt aus der Aristokratie — dieses Wort im besten und eigentlichen Sinne genommen — hervorgeht. Wohl aber müssen wir nachdrücklich dagegen protestieren, daß man uns in eine solche Stellung drängen will, indem man uns zu Reaktionären stempelt, weil die Mittel, die wir anwenden, die Wege, die wir gehen wollen, andere sind, als die der radikalen Presse."

Zu diesem Artikel bemerkten die „Rishsk. Wjedomosti": „Ist es nicht seltsam, daß es die deutsche Presse ist, die russische Männer, wenn auch von radikaler Gesinnung, auf die dem Staat infolge ihrer extremen Bestrebungen drohenden „Gefahr der Auflösung" aufmerksam machen muß? Die Russen, welcher Gesinnung sie auch sein mögen, sollten dies doch selbst nicht vergessen. Leider hat unser Radikalismus noch ebensowenig Kultur, wie unsre Reaktion, und äußert sich daher nicht selten in recht merkwürdigen Formen."

12. April. Allaykiwwi (NVpl.). Der Gemeindeausschuß hat auf Grundlage des Allerhöchsten Reskripts an den Dirigierenden Senat vom 18. Febr. eine Kommission niedergesetzt zur Bearbeitung der Frage einer Reform der Staatsverfassung.

12. April. Riga. Mißlungenes Minenattentat in der Fabrik „Aetna". An einer Seitenpforte der Fabrik, welche einige Meister gewöhnlich zu passieren pflegen, war eine Pulvermine vergraben worden, die beim Oeffnen der Pforte explodieren sollte. Es entzündete sich jedoch nur das Piston.

13. April. Riga. Bei der Synagoge an der Gogolstraße werden in einer versammelten Menge aufrührerische Proklamationen verteilt. Polizei und Kosaken, die von der Menge mit Steinen beworfen werden, treiben sie auseinander.

16. April. Windau. Die Polizei verhaftet zwei Agitatoren, bei denen eine große Anzahl revolutionärer Proklamationen gefunden werden.

16. April. Römershof. Ein Eisenbahnwächter wird von fremden Leuten unter Bedrohung mit Revolvern aufgefordert, sich als Mitglied eines sozialdemokratischen Vereins anzuschreiben, und gezwungen, ihnen 2 Rbl. Mitgliedsbeitrag zu zahlen.

16. April. Dorpat. Wünsche der Esten an das Ministerkomitee. Der „Postimees" veröffentlicht nachstehende estnische Wünsche:

Gemäß dem Kaiserlichen Manifest vom 12. Dezember 1904 und auf Grundlage des Allerhöchsten Reskripts an den Dirigierenden Senat vom 18. Febr. 1905 beehren sich die Endesunterzeichneten dem Ministerkomitee behufs Hebung der Wohlfahrt des Volkes und zur Förderung der Wohlordnung des Reiches allerergebenst folgende Wünsche vorzutragen, die alle aus den Lebensbedürfnissen der Baltischen Provinzen und des estnischen Volkes hervorgewachsen sind:

A. Die Volksschule. 1) Einzige Aufgabe der Volksschule sei die Hebung der Volksbildung und Erziehung des heranwachsenden Geschlechts. Die Russifizierungspolitik, welche hier seit einigen Jahrzehnten betrieben worden, muß der Volksschule fernbleiben. — 2) In den estnischen Volksschulen, d. h. in den Gemeinde-, Parochial- und Ministeriumsschulen und in den städtischen Elementarschulen sei das Estnische als Muttersprache der Schüler die Unterrichtssprache. Mit einer fremden Unterrichtssprache vermag die Volksschule nicht ihrer Zöglinge Geist und Herz zu bilden. — 3) In den Volksschulen bilde auf allen Stufen die russische Sprache einen Hauptunterrichtsgegenstand. — 4) Den Unterhalt der Volksschulen 1. und 2. Stufe mögen bestreiten zu je einem Drittel: die Ortsgemeinde, das Land und der Staat. Wenn das Land und der Staat nicht mithelfen, sind die einzelnen Gemeinden in Land und Stadt nicht imstande, die Volksschule auf das erforderliche Niveau zu heben. — 5) Die Volksbildung nach dem

Kursus der Volkselementarschulen sei unentgeltlich und obligatorisch für alle Kinder. Anmerk.: Auf der 2. Volksschulstufe (in den Parochialschulen und in der 3. Klasse der Ministeriumsschulen) ist der Unterricht unentgeltlich, aber nicht obligatorisch. — 6) An der Beaufsichtigung der Volksschulen, an der Aufstellung der Lehrpläne und an der Ernennung der an der Schule Tätigen müssen Vertreter der Gemeinde, des Kirchspiels, des Kreises und des Landes entscheidend teilnehmen. Die Stellung der staatlichen Schulinspektoren und der Selbstverwaltungsvertretung ist so abzugrenzen, daß die Vertreter des Staates über die Volksschule und über die an ihr Tätigen nicht die Uebermacht haben. Anmerk.: Bei dem jetzigen Modus haben die Volksschulinspektoren sich von Willkür und politischen Gesichtspunkten leiten lassen, worunter das ganze Volksschulwesen schwer gelitten hat. — 7) Zur richtigen Vorbereitung von Volksschullehrern werden nach den für die Volksschulen geltenden leitenden Gesichtspunkten Schullehrer-Seminare errichtet.

B. Die Parochial- und Stadtschule. 1) Der Volksschule zweite Stufe ist die Parochialschule, die 3. Klasse der Ministeriumsschule und die Stadtschule. — 2) Die Unterrichtssprache innerhalb der zweiten Stufe ist die estnische Sprache. Anmerk.: Auf der zweiten Stufe der Volksschule wird beim Unterricht des Russischen besonderes Gewicht darauf gelegt, daß der Schüler sich die Fähigkeit aneigne, sich im Russischen frei auszudrücken.

C. Die Mittelschule. 1) In den mittleren Lehranstalten, zu denen die Gymnasien, Real- und Kommerzschulen zählen, ist für die Zöglinge estnischer Herkunft die Muttersprache bei unentgeltlichem Unterricht als obligatorisches Unterrichtsfach anzusehen. Anmerk.: Der Lehrer der estnischen Sprache ist seinen Rechten nach den Lehrern der neueren Sprachen gleich zustellen. — 2) In den unteren Klassen ist den Schülern die Muttersprache als Hilfssprache zu gestatten.

D. Die Hochschulen. 1) Zum Dozieren der estnischen Sprache ist an der Landesuniversität, außer dem Lektorat für estnische Sprache, eine ordentliche Professur für das Estnische zu errichten. — 2) In der theologischen Fakultät muß den Theologie-Studierenden, welche on estnischen Gemeinden zu wirken beabsichtigen, die praktische Theologie in estnischer Sprache gelehrt werden. — 3) Die Hochschule trete der Ortsbevölkerung speziell dadurch näher, daß sie mit Hilfe von Kursen und Vorträgen in der Volkssprache allgemeine Bildung in das Volk hineinträgt.

E. Fachbildung. 1) Von landwirtschaftlichen Fachschulen ist für jedes Gouvernement wenigstens eine mittlere

Ackerbauschule und für jeden Kreis wenigstens eine niedere Ackerbauschule einzuführen. Die Unterrichtssprache in beiden Kursen ist die estnische. Die Unterhaltungskosten der landwirtschaftlichen Schulen trägt zur Hälfte die Krone, zur Hälfte die Landesverwaltung. — 2) Zur Förderung der landwirtschaftlichen Bildung sind in der Volkssprache landwirtschaftliche Kurse einzurichten, speziell bei den landwirtschaftlichen Schulen. — 3) Zur Förderung der Spezialbildung in den einzelnen Arbeitszweigen sei es ermöglicht, Schulen und Kurse in der Volkssprache einzurichten. — 4) Das Estenvolk hat durch eine Kollekte 100,000 Rbl. zusammengebracht, um mit Hilfe dieses Kapitals eine landwirtschaftliche Mittelschule oder irgend eine andere Mittelschule in estnischer Sprache zu eröffnen. Die Regierung hat statt dessen mit dem aufgebrachten Kapital eine einfache russische Stadtschule gegründet. Nach Meinung der Veranstalter obiger Kollekte ist die estnische Alexanderschule mit Unterstützung der Regierung unverzüglich in eine landwirtschaftliche Mittelschule mit estnischer Sprache umzuwandeln. Die Ausarbeitung des Schulplanes sowie die Leitung der Schule ist einem von den estnischen landwirtschaftlichen Vereinen gemeinsam gewählten speziellen Komitee zu übertragen.

F. Allgemeine Bestimmungen. 1) Der Eintritt in die Volksschule sowie in die höheren Lehranstalten ist jedermann ohne Unterschied von Geschlecht, Stand, Nationalität und Glauben gestattet. Anmerk. Dieselben Grundsätze gelten für die Mittelschule, mit dem Unterschied, daß die Möglichkeit vorliegt, für beide Geschlechter eigene Mittelschulen zu gründen. — 2) Die Organisierung des häuslichen Unterrichts ist Sache der Eltern. — 3) Die Gründung von Privatschulen ist jedem vollberechtigten Staatsbürger gestattet, der die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung hat. — 4) Es ist gestattet, private Mittelschulen mit estnischer Unterrichtssprache zu eröffnen.

II. Die Landes-Selbstverwaltung. 1. Die Verfassung der Selbstverwaltung unseres Landes ist so einzurichten, daß allen Gruppen der Bevölkerung die Möglichkeit geboten ist, an der Führung der allgemeinen Angelegenheiten aktiv teilzunehmen und für ihre Bedürfnisse einzustehen. — 2) Als die unterste Stufe der örtlichen Selbstverwaltung muß auf dem Lande die allständische Landgemeinde und in den Städten die Stadtverwaltung bestehen. Die nächstfolgende Stufe der Selbstverwaltung ist die Kreis-Selbstverwaltung. Die oberste Stufe der Selbstverwaltung ist die Landesverwaltung, an welcher Vertreter aller Gruppen aus Land und Stadt teilzunehmen haben. Anmerk. 1: Die estnischen Kreise Estlands und Livlands müssen von der Regierung zu einem

Gouvernement vereinigt werden. Anmerk. 2: Die historischen Grenzen der geographischen Grenzen der Selbstverwaltungseinheiten können nach Bedarf abgeändert werden. Anmerk. 3: Den Vertretern der Land- und Stadtbevölkerung muß unverzüglich das Recht zugestanden werden, an der Landesverwaltung mit vollem Stimmrecht teilzunehmen, und zwar noch ehe die vollständig erneuerte Ordnung in Kraft tritt. — 3) Die Sprache der der Landesselbstverwaltung unterstellten (Gemeinde- und Kreis-) Institutionen ist bei Führung der Verhandlungen die estnische als die örtliche Volkssprache. Es muß möglich sein, in den Gouvernementsinstitutionen Geschäfte in estnischer Sprache zu führen. — 4) Die Befugnisse der Vertreter der örtlichen Selbstverwaltung und der Regierung sind gesetzmäßig so abzugrenzen, daß die Vertreter der Regierungsgewalt außer der Aufsicht sich in den Gang der Selbstverwaltung nicht zu mischen haben, so wie das z. B. den Bauerkommissaren, Volksschulinspektoren, Gouvernueren, Lehrbezirkskuratoren u. a. bisher möglich gewesen ist. — 5) Die Polizeiinstitutionen sind der örtlichen Selbstverwaltung zu unterstellen. — 6) Zur Besserung der gesundheitlichen Zustände der Landbevölkerung sind unverzüglich solche Mittel anzuwenden, daß jedermann kostenlos ärztliche Hilfe zur Verfügung steht.

III. Das Gericht. 1) Die in den Gemeinden und Kreisen wirkenden Gerichtsbeamten werden von den Bewohnern nach gleichem Stimmrecht gewählt. — 2) In allen Gerichtsinstitutionen innerhalb des Kreises soll es möglich sein, die Verhandlungen direkt (ohne Dolmetscher) in den örtlichen Sprachen zu führen. — 3) In den höheren Gerichtsinstitutionen des Gouvernements müssen des Estnischen mächtige Glieder sein, welche an den Verhandlungen, die im Estnischen geführt werden müssen, teilzunehmen haben. — 4) Das Geschworenengericht muß in unserm Lande eingeführt werden.

IV. Die Abgaben. 1) Die öffentliche Steuerordnung ist so einzuführen, daß die Bewohner nach Einkommen und Vermögensstand an den öffentlichen Abgaben partizipieren, wobei die Höhe der Abgabenprozente bei dem einzelnen um so mehr steigt, je größer Einkommen und Vermögen sind — die progressive Einkommensteuer. — 2) Die öffentlichen Landesabgaben und Prästanden, wie Wegebau, Stellung von Schießpferden, Postbeförderungsfourage, Unterhalt der Volksschulen usw. sind unverzüglich auf der Basis der früheren Schätzung auf das Gesinde-, Guts und Quotenland zu reportieren, während nach der neuen Immobilienschätzung auch das sonstige unbewegliche Vermögen besteuert wird usw. Gegenwärtig lasten die öffentlichen Prästanden sehr schwer auf den Gesindeinhabern.

— 3) Die bisherigen Chaussee-, Brücken- und Fahrgelder sind abzuschaffen.

V. Privilegien und Standesrechte 1) Alle ständischen, nationalen und religiösen Vorrechte bezüglich öffentlicher Pflichten und öffentlicher Rechte sind abzuschaffen, so daß alle Staatsbürger vor Gesetz und Gericht gleich sind. — Anmerk. 1: Bei Besetzung der staatlichen und öffentlichen Aemter soll nicht auf den Stand, sondern auf Bildung und persönliche Tüchtigkeit Rücksicht genommen werden. Anm. 2: Die Rechtslage der Frau muß in den Grenzen des diesseitigen wie auch öffentlichen Lebens durchgreifend gebessert werden. — 2) In unsrem Lande sind alle Privilegien der Ritterguter sowie der Rittergutsbesitzer, wie das Patronatsrecht, das Recht der Anlage von Buden, das Krugsrecht, das Bierbrauerei- und Bierverkaufsrecht, das Brennereirecht, das Jagd-, Fischerei- und Strandrecht, das Recht zur Anlage von Hakelwerken, Jahrmärkte abzuhalten und sämtliche ähnliche persönliche Privilegien, die im Liv-, Est- und Kurländischen Privatrecht unter den §§ 552, 883 bis 896 u. a. angeführt sind, abzuschaffen. — Anmerk. 1: Das Jagd- und Fischereirecht geht auf die Eigenthümer des Landes über. Anmerk. 2 Das Patronatsrecht ist unverzüglich abzuschaffen, denn es schädigt das Leben der Gemeinden und stimmt mit den evangelisch-protestantischen Gedanken ganz und gar nicht überein. Anmerk. 3: Das Recht zur Anlage von Buden ist unverzüglich aus der Liste der persönlichen Privilegien der Rittergutsbesitzer zu streichen und jedermann freizugeben. Anmerk 4: Das Strandrecht muß so geregelt werden, daß Schifffahrt, Fischfang und Fischhandel als wichtige Faktoren der Volkswirtschaft ohne Störung sich entwickeln können. — 3) Das persönliche Recht der Branntweinbrennerei und Bierbrauerei, das Krugsrecht und Bierverkaufsrecht ist den Rittergutsbesitzern unverzüglich zu entziehen, da solche Rechte das Wohl des Volkes gefährden und die Gutsbesitzer für den Verlust des Rechts des Branntweinverkaufs von der Krone schon eine Entschädigung (10 Mill. Rbl.) erhalten haben. — Anmerk.: Der Verkauf von alkoholischen Getränken ist abzuschaffen, sobald die Mehrzahl der Ortseinwohner dies verlangt.

VI. Die Agrarverhältnisse. 1) Der Boden ist die wichtigste Grundlage der Volkswirtschaft, weshalb man nicht zulassen darf, daß er als Handelsobjekt Einzelindividuen anheimfällt, die mit dem Landbau direkt keine Verbindung haben und nichts mit ihm zu schaffen haben. Dieser Gedanke, der im livländischen Bauerrecht zum Schutz des Bauerlandes zur Erscheinung kommt, muß in der Gegenwart insbesondere nach der Seite hin geschützt werden, daß der Großgrundbesitz

durch künstliche Mittel den Kleingrundbesitz weder verschlingen noch zu Boden drücken könne, wie es beispielsweise dadurch geschieht, daß Gesinde zusammengekauft nach den Gütern angegliedert werden, Quoten- und Gesindeländereien auf dem Wege des Tausches an die Güter fallen, nicht zum Ackerbaustande gehörige Personen Landstellen durch Kauf erwerben usw. — 2) Das Minimum von 10 Talern für ein Gesinde ist dahin abzuändern, daß die Möglichkeit geboten wird, von den Gesinden das über 10 Taler hinausgehende Land in kleineren Stücken mittels Verkaufs, Schenkens oder sonstwie abzutrennen, wobei das abzutrennende Stück Land so groß sein muß, daß es imstande ist, einer ganzen Familie Arbeit zu gewähren, sobald der Inhaber keine spezielle Berufsarbeit hat, die ihm den notwendigen Lebensunterhalt bietet, oder keine sonstigen Einnahmequellen, oder wenn das abzulösende Stück Land nicht zu industriellen Unternehmungen benutzt wird. Anmerk.: Unter dem 10Talerwert stehende Grundstücke sind unteilbar. — 3) Bisher unverkaufte Gesinde oder Quotenländereien müssen an die Landwirte für den Kleingrundbetrieb zwangsweise verkauft werden. Der Kaufpreis des Landes soll mit Hilfe der Regierung fixiert werden, wobei der Staat bei Ankauf des Landes eine Subvention zahlt, wie dies im Innern des Reiches nach Aufhebung der Leibeigenschaft geschah, d. h. die Regierung zahlt den Kaufpreis an das Gut und überläßt dem Käufer das Land auf Abzahlung. — 4) Krons- und Kirchenguts-Ländereien müssen für den Kleingrundbetrieb so verkauft werden, daß eine ganze Familie, wie im Pkt. 2 angedeutet, Arbeit findet. Anmerk.: Den Pastoren bleibt zur Nutznießung ein Landstück von 10 Taler Größe. — 5) Bei den zum Eigentum erworbenen Wacken-, Quoten- und Hofesland Gesinden, deren Kaufpreis nach nicht beglichen ist, sollte die Regierung zur Deckung der Kaufsumme beitragen, wie es zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft im innern Rußland war, d. h. die Regierung zahlt die Kaufsumme aus und erhält sie von den Gesindeinhabern durch Abzahlung zurück. Bei der gegenwärtigen Ordnung droht dem Ackerbau in unserm Lande eine schreckliche Notlage. — 6) Die Lage des Bauernstandes ist durch eine zwangsweise durchzusetzende staatliche Versicherung gegen Arbeitsunfähigkeit im Alter und bei Unglücksfällen sicherzustellen.

VII. Glaubensfreiheit. 1) Der Glaubenszwang, der in unserm Lande lange Zeit hindurch auf Herz und Gemütern der Menschen schwer gelastet hat, muß abgeschafft werden, und die Glaubensfreiheit muß wahrhaft in Kraft treten, so daß jeder sich nach seiner Erkenntnis seinen Glauben wählen kann. — 2) Ehen verschiedener Konfession, die bisher durch

das Gelübde gebunden waren, ihre Kinder im griechisch-orthodoxen Bekenntnis zu erziehen, müssen das Recht erhalten, ihre Kinder nach freier Wahl des Glaubens erziehen zu dürfen. — 3) Den Menschen steht es frei, mit Wissen der Regierung mit ihren Bekenntnisgenossen ihre Gemeinden zu gründen. — 4) Der Religionsunterricht der Jugend ist so einzurichten, daß er für die Lernenden keine Ueberlastung bedeutet. — 5) Die Zivilehe muß neben der kirchlichen Ehe ermöglicht werden. — 6) Die kirchliche Gemeindeselbstverwaltung leitet sowohl die allgemeinen Gemeindeangelegenheiten, als auch die Verwaltung des Kirchengutes: die Gemeinde wählt den Prediger, den Kirchenvorstand und die übrigen Gemeindevertreter und -Beamten, bestimmt die notwendigen Gehälter usw. — 7) Die veralteten Regulative sind abzuschaffen.

VIII. Die Vereins-, Gedanken- und Preßfreiheit, sowie die Unantastbarkeit der Persönlichkeit. 1) Die Unantastbarkeit der Persönlichkeit muß durch Gesetzesbestimmung sichergestellt werden. Jeder hat sich für seine Taten und Worte einzig vor Gericht zu verantworten. Keiner darf ohne richterlichen Spruch mehr als 24 Stunden in Haft gehalten werden. — 2) Es soll allgemein das Recht eingeführt werden, unter Mitwissen der Regierungsgewalt freie Versammlungen abzuhalten, Gesellschaften zu gründen, sich zu vereinigen (Koalitionsrecht) und in Wort und Schrift seine Gedanken an die Oeffentlichkeit zu bringen. — 3) Die Herausgabe von Zeitschriften ist jedem vollberechtigten Staatsbürger unter der Anzeige an die Regierung gestattet. — 4) Jeder Sprache kann man sich in Wort und Schrift frei bedienen. Die russische Sprache ist im bürgerlichen Kommunalleben (kobanlises ühiskondlises elus) nicht obligatorisch.

IX. Die Staatsordnung. 1) Um der künftigen friedlichen Förderung des russischen Staats- und Volkslebens willen ist es notwendig, den Vertretern des Volkes das Recht einzuräumen, an der Gesetzgebung und Ueberwachung der Regierungstätigkeit in mitentscheidender Weise zu partizipieren. — 2) Die Wahl der Volksvertreter geschieht auf dem Wege der gleichen, direkten und geheimen Stimmabgabe. Anmerk.: In Angelegenheiten der örtlichen Landesselbstverwaltung ist grundsätzlich gleiches und direktes Stimmrecht zu fordern, was aber erst dann vollständig in die Praxis einzuführen ist, wenn allen Landesbewohnern die Pflicht auferlegt worden ist, an den Landesabgaben zu partizipieren. — 3) Die Verwaltungs-, Selbstverwaltungs- und Justizbeamten können vor der gesetzmäßigen Grenzfrist nur durch gerichtlichen Spruch ihres Amtes enthoben oder anderswohin versetzt werden.

17. April. Ostern. Toleranzedikt. Allerhöchster Namentlicher Ukas an den Dirigierenden Senat über die Glaubensduldung.

17. April. Kleistenhof (bei Riga) Der ganze Viehstallkomplex brennt infolge von Brandstiftung nieder.

17. April. Ronneburg Nachdem in der vorhergehenden Nacht die Telephonlinie nach Wenden und nach Smilten (wo Militär stand) an vielen Stellen demoliert worden war, findet nach dem Ostergottesdienst vor der Ronneburgschen Kirche wieder eine revolutionäre Demonstration statt (vgl. 27 März). Die Hauptarrangeure, 12 an der Zahl, waren aus Riga mit der Bahn gekommen und aus Wenden vom Bahnhof mit entgegengeschickten Fuhrwerken abgeholt worden. Vor der Kirchentür wird eine rote seidene Fahne mit revolutionärer Inschrift entfaltet, und die vielhundertköpfige Menge folgt den Anführern zum sog. Tönnisberg, wo Lieder gesungen, Reden gehalten und Hurra geschrien wird. Die Polizei — es waren 2 Landgendarmen gegenwärtig — wird unter Drohungen einfach beiseite geschoben und kann keine Verhaftungen vornehmen. Man hatte es unterlassen, rechtzeitig die in Ronneburg überall bekannten dortigen Agitatoren unschädlich zu machen. Kurz zuvor waren auch Rädelsführer der revolutionären Propaganda im benachbarten Drostenhof aus der Untersuchungshaft entlassen worden und sogleich hatten auch wieder revolutionäre Zusammenkünfte im Hofskruge stattgefunden An der Demonstration in R. beteiligt sich namentlich die Jugend, nder auch ein großer Teil der Ronneburgschen Wirte sympathisiert ganz offen mit den Aufrührern. Der wohlgesinnte geringere Teil der Wirte wird schwer bedroht, falls er sich nicht der Bewegung anschließen sollte.

18. April. Serden Der Sohn des Besitzers von Serden, Baron Loudon, wird auf einer Fahrt in den Wald, in Begleitung eines Kutschers und eines Buschwächters, von einer Bande von 10—15 Personen überfallen, die zuerst dem allein auf dem Wege wartenden Kutscher droht, daß sie den jungen Baron erschießen würde, und später wirklich aus dem Hinterhalt auf ihn schießt, jedoch ohne zu treffen.

18. April. Allasküwwi. Die Aufregung unter dem Landvolk ist wieder im Steigen begriffen. Die Gutstelephonleitung ist an vielen Stellen beschädigt. Revolutionäre Proklamationen werden in großer Menge verbreitet. Der „Postimees“ bemerkt dazu Unter dem Volke mache sich ein gegen diese Schriften gerichteter Unwille bemerkbar, da die Leute von Aufwiegelei gegen die bestehende Staatsordnung nichts wissen wollen und einzig und allein eine Besserung ihrer wirtschaftlichen Lebens-

lage wünschen. Wie verlaute, will man der Gemeindewahlversammlung den Vorschlag machen, demjenigen, der einen solchen Verbreiter aufwiegelnder Druckſachen feſtnimmt, ſo daß man ihn dem Gericht übergeben kann, eine Geldprämie auszuſetzen.

19. April. Riga. Die Livländiſche Ritterſchaft richtet folgendes Danktelegramm an S. Maj. den Kaiſer: Tiefbewegten Herzens wagt es die Livländiſche Ritterſchaft, Ew. Kais. Majeſtät ihren allerunterthänigſten Dank für die hochherzige Kundgebung, die Millionen Herzen vom Gewiſſensdrang befreit hat, zu Füßen zu legen. Die Livländiſche Ritterſchaft und mit ihr ganz Livland flehen um Gottes Segen und Schutz für Ew. Kaiſerliche Majeſtät, in der freudigen Zuverſicht, daß der religiöſe Frieden das Band der unverbrüchlichen Anhänglichkeit je mehr und mehr feſtigen wird. — Im Namen der treuunterthänigſten Livländiſchen Ritterſchaft: Reſidierender Landrat v. Oettingen, Landmarſchall Baron Meyendorff.

19. April. Kurland. Aus verſchiedenen Gegenden wird über ſyſtematiſche Zerſtörungen der Telephonleitungen berichtet, die die Güter mit einander und mit den Kreiszentren verbinden.

19. April. Serben (Sibi). Auf dem Jahrmarkt verkauft ein Bauer ganz offen revolutionäre Proklamationen für 1 Rbl. das Stück. Ein andrer zeigt der Polizei an, daß ihm während des Marktes ein Päckchen revolutionärer Proklamationen geſtohlen ſei und verlangt, daß die Polizei ihm zur Wiedererlangung ſeiner geſtohlenen Proklamationen behülflich ſein ſolle!

19. April. Kurland. Die Lage der Dinge wird durch eine Zuſchrift aus Kurland an die „Düna-Ztg." beleuchtet: „Eine wirkliche Einigung mit den Landarbeitern iſt ausgeſchloſſen, ſolange die lettiſche ſozialdemokratiſche Partei wie bisher ungeſtört die Landbevölkerung durch Flugſchriften, Proklamationen und Brandreden aufhetzt und durch Drohungen terroriſiert. Es läßt ſich ſogar mit Sicherheit vorausſagen, daß wenn nicht noch in letzter Stunde zu außergewöhnlichen, energiſchen Maßregeln gegriffen werden wird, die Bewegung den leitenden Kreiſen über den Kopf wachſen wird. Die Achtung vor Recht und Geſetz, die Autorität der Behörden und Beamten hat bedenklich abgenommen, und nur die Anweſenheit des Militärs hat den Pöbel bisher von gröberen Ausſchreitungen zurückgehalten. Unſre hieſige Polizei — daß ein Kreisſchefgehülfe mit drei oder vier Landgendarmen auf etwa 50 Quadratmeilen — kann allein wenig ausrichten, auch ſind ihr vielfach die Hände gebunden. Es dürfte im Lauf dieſes

Jahres in unſrem Gottesländchen wenig geſät und noch weniger geerntet werden und gar manches Haus noch in Flammen aufgehen Prophezeit doch vox populi nach Oſtern den großen Kladderadatſch"

20. April. Riga. In der Moskauer Vorſtadt wird eine geheime Druckerei in der Wohnung eines Juden entdeckt, in der revolutionäre Proklamationen hergeſtellt wurden.

20. April. Riga. In der Fabrik von „Sellier und Bello" zu Saſſenhof ſtreiken ſämtliche Arbeiter, weil ihre Forderung der Entlaſſung verhafteter Arbeiterdelegierten aus dem Gefängnis nicht erfüllt wird.

20. April. Eſtland. Auf dem Gute Tois (Harrien) ſtreiken die Gutsarbeiter.

20. April. Mitau. Anläßlich der Unruhen und ſozialiſtiſchen Wühlereien im Lande hat der kurländiſche Generalſuperintendent Paul einen Hirtenbrief an die evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden Kurlands erlaſſen, welcher in ſämtlichen Kreiſen zur Verleſung gelangt iſt. (Abgedruckt in Nr. 31 der „Latw. Awiſe".)

21. April. Reval. Die in den Kleidermagazinen beſchäftigten Schneider und Schneiderinnen treten in den Ausſtand und ziehen in kleinen Trupps durch die Straßen.

22. April. Riga. Auf eine Abteilung Koſaken und Soldaten, die durch die Brückenſtraße marſchieren, wird aus einer kleinen Menſchenanſammlung heraus eine gußeiſerne Kugel geſchleudert. Einige Verdächtige werden verhaftet.

22. April. Riga. Zwei junge Leute erſcheinen bei einem Uhrmacher in der Marienſtraße und fordern ihn unter der Drohung, daß im Weigerungsfall ſein Magazin werde ausgeplündert werden, auf, ſich als Mitglied eines ſozialdemokratiſchen Vereins anzuſchreiben und ihnen den Mitgliedsbeitrag auszuzahlen. Sie werden verhaftet.

23. April. Riga. Mehrere Unruheſtifter überfallen in der Lieweuſtraße den Schutzmann L. Krawlſchunas und verwunden ihn tötlich durch einige Revolverſchüſſe. Er ſtirbt am folgenden Tage.

23. April. Eſtland. Auf dem Gute Taidel (bei Hapſal) wird durch Brandſtiftung die Riege und der Viehhof vernichtet. Viele Tiere verbrennen mit.

23. April. Mitau. Abends ziehen johlende Banden durch die Straßen und werfen die zur Feier des Namenstages J. M. der Kaiſerin an den Trottoren aufgeſtellten Illuminationsploſchken um und ſchließlich eine ſolche einem Schutzmann, der ſie daran hindern will, an den Kopf.

24. April. Mitau. Ein Schutzmann, der eine offenbar sozialistische Versammlung in der Taubenkapelle auseinandertreiben will, wird durch Revolverschüsse tötlich verwundet, er stirbt zwei Tage später.

25. April. Kurland. Auf dem Sackenhausenschen Beigut Schloßhof werden sämtliche Gebäude, außer dem Wohnhaus, sowie der große Kirchenkrug durch Brandstiftung eingeäschert. Alles lebende und tote Inventar wird ein Raub der Flammen.

25. April. Estland. Die Hofsknechte des Gutes Kui (bei Weißenstein) streiken und verhindern die übrigen Arbeiter gewaltsam an der Arbeit. Der Kreischef und der Kommissar lassen die Anstifter verhaften. — Auch in Rachküll streiken die Hofsknechte einen Tag lang. — In Mudbis bricht der versuchte Streik durch die Festigkeit des Besitzers zusammen.

25. April. Estland. Auf dem Gute Taps brennt eine Heuscheune infolge von Brandstiftung nieder. Der dabei unternommene Versuch, auch die Maschinenriege in Brand zu stecken, mißglückt.

25. April. Riga. In Mühlgraben kommt es zu Unruhen. Eine Rotte Hooligans zieht in drei Booten von einem Wassergarten zum andern, durchsucht die Arbeiterhäuser und fordert die Arbeiter unter Drohungen auf zu streiken. Die Beladung der Dampfer hat aufgehört, da die Arbeiter durch die Drohungen eingeschüchtert nicht zu arbeiten wagen.

27. April. Libau. Streik der Arbeiter der Eisenbahnwerkstätten und der Weichensteller der Passagierstation der Libau-Romnyer Eisenbahn. Sie versuchen den Werkstattenchef hinaus zukarren, was jedoch ihnen nicht gelingt, da dieser Widerstand leistet und eine Soldatenpatrouille dazwischen kommt. Um die Abreise des Chefs der Linie aus Libau zu verhindern, lassen die Arbeiter am folgenden Tage den Dampf aus sämtlichen Lokomotiven des Depots. Sie versuchen auch, vergeblich, die Beamten des Güterbahnhofs von der Arbeit wegzutreiben. Der am Morgen des 29. April in Libau eintreffende Zug, in dem ein Waggon für den Kommandierenden eines Armeekorps eingestellt war, wird unterwegs beschossen.

27. April. Riga. Der Obermeister der Eickertschen Spinnerei, Rosener, wird von vier Leuten auf der Straße erschossen. Die Mörder entkommen.

— — Arbeiter überfallen den Wächter der Hindusschen Sägemühle und verwunden ihn schwer durch Steinwürfe.

28. April. Zierau (Kurl.). Der Kirchenkrug brennt infolge von Brandstiftung vollständig nieder.

29. April. Libau. Der Obermeister der Eisenbahnwerkstätten wird auf Verlangen der Arbeiter entlassen.

29. April. Streik der Hafenarbeiter, wodurch die Befrachtung der Schiffe zeitweilig unterbrochen wird. — Kurzer Streik der Schiffsarbeiter und der Arbeiter auf einigen Sägemühlen in Mühlgraben.

30 April. Riga. Auf einer großen Anzahl Fabriken legen (am Sonnabendvormittag) die Arbeiter, unter denen überall darauf bezügliche lettische Proklamationen verteilt waren, die Arbeit nieder und erklären einfach, daß sie erst Dienstag wieder erscheinen würden.

30. April. Reval. Die Fabrikarbeiter stellen auch hier in Anlaß der Maifeier die Arbeit ein. — Beim Russalka-Denkmal sammelt sich eine große Menge Arbeiter, die nach dem Gesang eines revolutionären Arbeiterliedes (nach der Mel. „Ein feste Burg") einen demonstrativen Zug durch die Stadt unternehmen wollen. Sie werden durch Militär zerstreut.

30. April. Riga. Eine vorüberreitende Kosakenpatrouille wird vom Lokal des Jonathonvereins aus mit Flaschen beworfen, wobei ein Kosak verwundet wird. Die im Lokal Anwesenden werden von der Polizei auseinandergetrieben.

30. April. Mitau. Die telegraphischen und telephonischen Verbindungen um Mitau herum werden nachts zerstört. Es finden Zusammenrottungen statt, bei denen rote Fahnen entfaltet, revolutionäre Proklamationen verteilt und Reden gehalten werden. Militär muß die Haufen mehrfach mit Gewalt auseinandertreiben.

30. April. Riga. Auf dem Gute Rommenhof (bei Riga) erzwingen streikende Arbeiter die Niederlegung der Feldarbeiten.

Mai.

1. Mai. Riga. Im Wöhrmannschen Park veranstalteten eine Anzahl Leute um 11 Uhr Abends, mitten unter einer zahlreichen, der Musik lauschenden Menge mit Geschrei und Johlen einen Tumult. Als ein kleines Kosakenpiket in den Park eindringen wollte, wurde eine Bombe geworfen, durch die zwei Pferde verwundet wurden, während Menschen nicht zu Schaden kamen. In der allgemeinen Verwirrung entkam der Attentäter.

1. Mai. Libau. Im Hafen und in sämtlichen Fabriken (teils mit (!), teils ohne Genehmigung der Direktoren) wird die Arbeit eingestellt. Im allgemeinen verhalten die Arbeiter sich ruhig, doch fehlt es auch nicht an Ausschreitungen, welche die Kosakenpatrouillen zum Einschreiten zwingen. Sogar die Straßenbahn stellt für zwei Tage den Verkehr vollständig ein; auch die Droschkenkutscher werden gezwungen nicht zu fahren. Fast sämtliche Geschäfte sind geschlossen und in einigen Schulen

wird das Einstellen des Unterrichts erzwungen. Die Folge dieser Maifeier ist ein fast allgemeiner Ausstand aller Fabriken und Hafenwerkstätten

1. Mai. Mitau. Demonstranten mit roten Fahnen durchziehen die Stadt, werden aber auseinandergesagt. Abends wird der ehem. Revieraufseher Anger erstochen. Am folgenden Tage wird ein Arbeiter überfallen und durch Messerstiche schwer verwundet.
1. Mai. Pernau. Einige Arbeiter versuchen durch Drohungen, auch mit Waffen, im Hafen beschäftigte Arbeiter zur Niederlegung der Arbeit zu zwingen. Sie werden jedoch sofort verhaftet und zu 1—3 Monaten Arrest verurteilt.
1. Mai. Olai (bei Riga). Nach dem Gottesdienst nahmen ca. 15 fremde Leute mit einer roten Fahne, die eine revolutionäre lettische Inschrift trug, vor der Kirche Aufstellung. Darauf wurde der Pastor vom Kirchenvormund herausgebeten, als er die Fahne erblickte, wandte er sich an die Gemeinde und sagte ihnen, sie sollten die Fahne und ihre Träger in keiner Weise beachten. Nun wurde der Landgendarm und der Gemeindeälteste requiriert und letzterem zugleich angesagt, er möge auch die andern Gemeindebeamten zu Hilfe nehmen und die Unruhestifter entfernen. Der Landgendarm trat auf diese zu und begann mit ihnen zu verhandeln. Sie aber verlangten von ihm die Abgabe seines Säbels, welchem Verlangen von letzterem auch Folge gegeben wurde. Die selbst unbewaffnete Gemeindepolizei schritt nicht ein, weil sie voraussetzte, daß die Unruhestifter Schießwaffen bei sich hatten. Um so sicherer fühlten nun die Sozialisten sich, die ein revolutionäres Lied sangen. Einer von ihnen hielt darauf eine längere Rede, deren Inhalt wesentlich Gotteslästerung und Lästerungen des Monarchen, der Kirche und der Geistlichkeit enthielt. Als der Pastor, der während des Gesanges und dieser Rede in der Sakristei Amtshandlungen obsolvierte, die Kirche verließ, wurde die Rede nicht unterbrochen, sondern noch speziell auf die Geistlichkeit gemünzte Schmähungen ausgesprochen. Bald darauf zerstreute sich die Zuhörerschaft und die Revolutionäre zogen mit der Fahne in der Richtung zum Gute Gildenhof ab, verstärkt durch eine Anzahl Neugieriger. — Der Landgendarm wurde infolge dieses Vorganges seines Amtes enthoben.
1. Mai. Versohn (Südlivland). Eine Schar revolutionäre Lieder singender Leute rückt zum Pastorat. Vorangetragen wird eine rote Fahne. Die Leute, in deren Mitte sich bereits der orthodoxe Priester befand, drangen in das Haus und zwangen den Pastor ioel Ramolin, sich ihrem Zuge anzuschließen. Die Zumutung, daß der Pastor selbst die rote Fahne

tragen sollte, wurde auf einen Wink des Führers der Bande fallen gelassen. Vom Pastorat setzte sich der Zug nach dem Schloß Versohn in Bewegung, das nur $^3/_4$ Werst davon entfernt liegt. Der auf dem Schloß postierte Offizier zog den Anrückenden mit 15 Soldaten entgegen, hemmte ihren Vormarsch und bot dem Pastor an, sich unter seinen Schutz zu begeben. Dieses Anerbieten wurde von Herrn Pastor Ramolin abgelehnt. Die Demonstranten zogen darauf weiter an dem Schloß vorbei, ohne daß es zu besonderen Ausschreitungen gekommen wäre. Der Pastor wurde schließlich auf seine Bitte entlassen, da er noch zwei Beerdigungen zu leiten hatte. Eine große Rolle unter der Menge spielten „Angereiste“ aus Riga.

1. Mai. Ronneburg. Nach dem Gottesdienst rottet sich wieder (vgl. 17. April) eine große Menge bei der Kirche zusammen, umzingelt die dort aufgestellten Soldaten, fordert die Freilassung eines verhafteten Verbrechers, der am 30. April Prokomotionen verletzt und arretiert worden war, und geht trotz mehrfacher Aufforderung seitens des Kreischefgehilfen nicht auseinander. Erst als vom Kreischefgehilfen Matjuga mehrere Mal angedroht wurde, daß das Militär von der Waffe Gebrauch machen werde und bei Trommelwirbel erscholl, floh die Menge. Doch ca. 30 der Rädelsführer gehorchten auch dann nicht. Vielmehr trat einer dieser Menschen frech auf den Kreischefgehilfen zu und sagte, er solle doch auf sie schießen! In der Mitte dieser Leute befand sich auch eine rot maskierte Frauensperson — Hierauf zog es der Herr Kreischefgehilfe vor, statt nun von der Waffe Gebrauch machen zu lassen oder doch wenigstens mit Hülfe des Militärs die Rädelsführer auseinanderzusprengen und zu verhaften, das Militär abmarschieren zu lassen! was unter dem Gejohl, Hurrarufen und Pfeiffen der Tumultuanten geschah. Ja noch mehr. Auf Antrag des Gemeindeältesten, der sich anheischig machte, daß der tags zuvor Verhaftete sich freiwillig bei der Polizei in Wenden stellen werde, wurde dieser vom Kreischefgehilfen gegen Ehrenwort (sic!) wieder freigegeben und somit seine Entlassung erzwungen.

1. Mai. Modohn (Südlivl.) Auf der livländischen Zufuhrbahn wird der Betrieb durch Revolutionäre gestört. Auch auf der Riga-Pleskauer Bahn werden zwischen Rodenpois und Hinzenberg die Telegraphendrähte durchschnitten und die Pfasten beschädigt.

2. Mai. Riga. Beim Grieseuberge wird auf die an der Ecke der Pernauer und Feldstraße auf Posten stehenden Polizisten, einen Revieraufseher und 2 Schutzleute, eine Bombe geworfen; von letzteren wird einer getötet, der Revieraufseher schwer ver-

wundet. Der zweite Schutzmann eilte den Attentätern nach, die ihn durch 10—15 Schüsse tot niederstreckten. Die Mörder entkamen.

2. Mai. Olai (bei Riga). Eine Bande von ca. 30 Mann erschien bewaffnet und revolutionäre Lieder singend mit einer roten Fahne beim Gute Olai und veranlaßte die auf dem Felde beschäftigten Arbeiter sich ihnen anzuschließen; alsdann erschienen sie auf dem Hofe des Gutes, wo sie ihre Fahne aufpflanzten und allgemeine Arbeitseinstellung erzwangen — Hierauf begaben sie sich zur Versuchsfarm Peterhof, zogen dann ins Pastorat Daldingen und in verschiedene Gesinde, wo sie dasselbe durchsetzten.
2. Mai. Libau. Auf der Hafenpothschen Bahnstrecke zwischen Marienhof-Dubenalken wird eine Eisenbahnbrücke in Brand gesteckt. Das Feuer wird aber bald gelöscht. Auch Telegraphen- und Telephonpfosten werden auf dieser Strecke durchsägt.
3. Mai. Erlaa. Obwohl der auf den 3. Mai fallende Markt abgesagt worden war, hatten sich doch Händler und Käufer in großer Menge eingefunden. Außer dem Erlaaschen Landgendarm hatten auch vier aus benachbarten Bezirken Weisung erhalten, zu erscheinen. Um eine Kleinigkeit kam es unter der Menge zu einem Streit, in deren Verlauf der Festensche Gendarm von den Leuten bedroht und als er sich mit der Waffe zur Wehr setzte, mißhandelt wurde, man entriß ihm den Säbel, riß ihm die Achselschnüre von der Uniform und hätte ihm wohl übel mitgespielt, hätte er sich nicht aufs Bitten gelegt. Das beruhigte ein wenig die Zunächststehenden, dieses nahm ein junger Mann wahr und führte den vor Schreck halb Ohnmächtigen schnell aus der Menge weg Als man dann wieder nach ihm zu fragen begann, war der Landgendarm verschwunden. Auch seine vier Kameraden hatten sich unterdessen zurückgezogen. Da hieß es, der Gesuchte sei in das in nächster Nähe belegene Pastorat geflüchtet. „Auf zum Pastorat!“ erscholl es plötzlich. In aller Eile war eine rote Fahne hergestellt und um eine Stange gebunden. Schnell sammelte sich um sie eine kampflustige Schar, zog zur Monopolbude, dekretierte deren Schließung und stürmte darauf auch im Kruge den weiteren Ausschank des Bieres. Darauf wälzte sich, von steigender Erregung getrieben, der halbe Markt dem Pastorat zu. Dort verlangte die Menge zuerst die Herausgabe des entflohenen Landgendarms, darauf, als dieser sich nicht zeigte, das Erscheinen des Pastors Köhler. Begleitet von seiner Gemahlin und seiner Schwester, erschien der Pastor auf der Treppe und wollte einige beruhigende Worte an die Menge

richten. „Mitkommen! Mitkommen! zum Volk halten!“ scholtte es ihm entgegen, und die Menge ließ nicht eher nach, als bis der Pastor, an dessen Seite die beiden Damen verblieben, sich neben die Fahne gestellt hatte und dem Zuge voran zum Gute schritt. Immer größer schwoll der Menschenstrom an, der jetzt alle mit elementarer Gewalt mit sich fortriß. Schreiber, Lehrer, Psalmsänger — kurz, was an „Intelligenz“ auf dem Markt anwesend war — alle mußten sie mit. Unter Absingen von Chorälen mit weltlichem Text ging es die Landstraße entlang in den Hof hinein. Da der Besitzer sich augenblicklich in Riga aufhält, war nur der Bevollmächtigte, Herr Jürgensohn, auf dem Gute anwesend. Als er vom Herannahen des Zuges hörte, ließ er sich ein Pferd satteln und sprengte davon. Ein ungeheures Geschrei erhob sich infolgedessen in der Menge. Sie stob auseinander und setzte dem Fliehenden nach, um ihn zu umzingeln. Bald jedoch sahen die Verfolger das Vergebliche ihrer Bemühungen ein und sammelten sich wieder auf dem Platz vor der Freitreppe. Es wurde beratschlagt, was jetzt zu tun sei, da niemand vorhanden war, an den man sich wenden konnte. Der Pastor wurde „entlassen“. Der Gemeindeschreiber fing eine auf Beruhigung abzielende Rede an, wurde aber durch einen nach ihm geworfenen Stein, der eine Fensterscheibe zertrümmerte, unterbrochen. Darauf nötigten die Demonstranten einen Wirtssohn, von der Freitreppe eine die örtlichen Verhältnisse behandelnde Proklamation zu verlesen, die u. a. die Forderung enthielt, den Wirten sollen die durch die Mißernten entstandenen Pachtschulden gestrichen und die gegenwärtige Pacht um 30 Prozent ermäßigt werden. Außerdem wurde die Resolution gefaßt, der Bevollmächtigte müsse, da er sich durch Flucht jeglicher Unterhandlung entzogen, Erlaß verlassen. Darauf gingen die Demonstranten, ohne weitere Unordnungen zu verüben, auseinander. Es gab viele fremde Gesichter unter der Menge. (Bericht der „Rigaschen Rundschau“.)

3. Mai. Dorpat. Der „Postimees“ des Redakteurs Cand. jur. J. Tönisson richtet an die Landarbeiter einen Aufruf, in dem zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt wird.

3. Mai. Reval. Ein Trupp von einigen Hunderten Kommis erzwingt den Schluß der Läden. Einige Tumultuanten werden arretiert, jedoch vom Haufen wieder aus den Händen der Polizei befreit.

3. Mai. Estland. Auf dem Lande, in Kool, Poddes u. a. O. kommt es zu Arbeitseinstellungen der Tagelöhner. — In Paddas versucht man den Branntweinkeller in Brand zu stecken. — Auch in Rafik und in Pergel kommt es

zu Arbeiterunruhen. Nach einigen Tagen langt eine kleine Militärabteilung an. Einige von den verhafteten Unruhestiftern werden zu 1 Monat Arrest, zur Zahlung von 35 Rbl. Schadenersatz und zur Räumung ihrer Wohnungen binnen 7 Tagen verurteilt.

6. Mai. Libau. In der Nacht werden einige Brandstiftungsversuche gemacht.

6. Mai. Nonneburg. Ins Gutshaus wird eine Stinkbombe geschleudert. Das Gleiche geschah einige Tage früher in Friedrichshof, wo außerdem die Schleusenvorrichtung für eine Rieselwiese zerstört wurde.

7. Mai. Libau. Eine Schar bezechter Matrosen, von einer großen Volksmenge begleitet, überfällt eine Polizeipatrouille, der gegen die Uebermacht ein kleines Kosakenpiket zu Hülfe eilte. Die Matrosen versuchten den der Patrouille beigegebenen Schutzmann Gitis zu entwaffnen, die Kosaken zu mißhandeln und von den Pferden zu reißen. Bei diesem Handgemenge wurde ein Matrose durch einen Kolbenschlag getötet, worauf seine Genossen sich zerstreuten.

7. Mai. Sessau (Kurl.). In einem Gesinde der Sessauschen Gemeinde findet eine große Landarbeiterversammlung statt, auf der ein aus Riga angereister „Redner" die Leute zu Unordnungen animiert. Die Arbeiter ziehen unter dem Gesang revolutionärer Lieder und mit Vorantragung einer roten Fahne von einem Gesinde ins andere. — Ueberhaupt ziehen in diesen Tagen unbekannte Personen von Gut zu Gut und verbieten den Bauern die Felder zu bestellen, widrigenfalls Rache der sozialdemokratischen Partei zu erwarten sei.

8. Mai. Libau. Der Ausstand dauert noch an. Auf fünf größeren Fabriken ist die Arbeit eingestellt.

8. Mai. Riga. In der Duntenhofschen Straße werden ein Schutzmann und ein Fabrikswachter überfallen. Der Schutzmann wird lebensgefährlich verwundet, der Wächter auch verletzt.

8. Mai. Alt-Schwanenburg. Eine Korndarre wird durch Brandstiftung vernichtet. An der Kirchentür sind Drohungen angeschlagen, es werde in der nächsten Zeit noch ärger hergehn.

8. Mai. Lasdohn. Als in der Kirche Pastor Ehrmann die Kanzel bestiegen hatte, bemerkte er, daß viele Männer und Weiber mit roten Fähnchen und roten Tüchern versehen waren. Während der Predigt herrschte in der Kirche Unruhe, so daß der Pastor, der schon vorher in Erfahrung gebracht hatte, daß irgend eine Demonstration während des Gottesdienstes geplant würde, sich veranlaßt sah, seine Predigt abzukürzen. Als nach der Predigt das Schlußlied gesungen wurde, begannen die Demonstranten revolutionäre Lieder zu singen, worauf der

Organist, um diese zu übertönen, sämtliche Register der Orgel spielen ließ. Plötzlich verstummte das Orgelspiel, da ein Teil der Demonstranten den Organisten und den Balgentreter von der Orgel heruntergerissen hatte. Der Pastor trat in der Kirche auf die Leute zu und bat sie dringend, den Gottesdienst ohne Störung beenden zu lassen, worauf er sich in die Sakristei zurückzog. Unterdessen hatte ein Mann mit einer roten Larve die Kanzel bestiegen, die von mit Revolvern, Flinten und Dolchen bewaffneten Männern umringt war, um von hier aus eine in den schärfsten Ausdrücken gehaltene revolutionäre Rede vom Stapel zu lassen. Alle Ausgänge der Kirche waren versperrt und niemand durfte die Kirche verlassen. Nach der revolutionären Rede ertönte ein wüstes Bravogeschrei. Dann wurden die Kirchenausgänge geöffnet und die Demonstranten stürmten hinaus, um sich hier in großer Anzahl zusammenzurotten. Unterdessen hatten sich 5 Männer in die Sakristei begeben, wo sie den Pastor gewaltsam veranlaßten, die Kirche zu verlassen. An der Tür drückten sie ihm, nachdem sie ihm bewilligt hatten, den Talar abzulegen, eine rote Fahne in die Hand und forderten ihn auf, mitzugehen. Sein Weigern half nichts, er erhielt Schläge von hinten auf die Schulter und wurde vorwärts gestoßen. Als er unterwegs die Fahne fallen ließ, wurden ihm gegenüber unter mächtigem Gejohl verschiedene Drohungen ausgestoßen und ihm die Fahne von neuem in die Hand gedrückt. Nun ging es im Zuge unter Absingung revolutionärer Lieder zu dem 2½ Werst weit von der Kirche entfernten, beim Pastorat belegenen Waldchen, wo der Pastor von den Tumultuanten freigelassen wurde. Er fuhr in die Kirche zurück, wo er an einem dort zurückgebliebenen Brautpaar die Trauhandlung vollzog, um alsdann auf dem Kirchhof bei einer Beerdigung die Funeralien zu vollziehen. Um 2⅛ Uhr begab sich der Zug, der aus ca 1200 bis 1400 Personen bestand, nachdem aus den Gewehren eine wüste Kanonade abgegeben worden war, mit der roten Fahne weiter bis zu der Waldgrenze des Gutes Praulen und von dort zum Gemeindehause, welches die Demonstranten umstellten. Dann drangen sie ein und demolierten, was sie dort vorfanden. Selbst vor dem Kaiserbilde machten sie nicht Halt. Unterdessen war der Gemeindeschreiber geflüchtet. Von hier begaben sie sich zum Gutsgebäude Praulen, wo sich der Bevollmächtigte des Gutes, Herr v. Woedtke, zurzeit befand. Zuerst suchten sie, nachdem sie aus dem Kruge die Krugsleute gewaltsam herausgeholt hatten, nach dem Aufseher Schubbe, den sie nach ihren Aeußerungen totschlagen wollten. Als sie ihn in seiner Herberge nicht vorfanden, gingen sie zum Gutsgebäude. Unter-

dessen hatte der Bevollmächtigte das Haus geschlossen und ließ, nachdem er sich in den Park zurückgezogen hatte, durch seine Wirtin den Leuten mitteilen, daß er nicht zu Hause sei. Ein Teil der Demonstranten drang durch ein Fenster in die Wohnung ein, um das ganze Haus zu durchstöbern. Als sie den Bevollmächtigten nicht fanden, verlasen sie vor dem Hause vor den Knechten die Forderungen, die diese zu stellen hatten. Es handelte sich hiebei um eine Erhöhung des Lohnes um 45 Rbl. jährlich pro Familie. Von dort begaben sie sich zum Gute Lasdohn, wo sie ähnliche Forderungen stellten, um dann auseinanderzugehen. Am andern Tage traten die Hofsknechte in Praulen in den Ausstand, indem sie erklärten, daß sie sich vor den Gewalttätigkeiten der Masse fürchteten. Ihre Forderungen, die sie am Tage darauf auf 120 Rbl. hinaufschraubten, wurden ihnen von dem Bevollmächtigten nicht bewilligt. Diejenigen, die arbeiten wollten, wurden durch Drohungen daran verhindert.

Als der Bevollmächtigte Herr v. Waedtke von dem Treiben der Tumultuanten in der Kirche erfuhr, wollte er Militär requirieren. Der jüngere Kreischefsgehülfe ließ ihm aber sagen, es sei vor der Hand noch nichts Besonderes vorgefallen, und er wisse nicht, wozu er mit dem Militär kommen solle. Tatsächlich blieb auch bei allen diesen Ausschreitungen die Unterstützung seitens des Militärs aus.

Zu diesen Vorgängen bemerkte die „Düna-Ztg.": „Solchen Vorkommnissen gegenüber ist jedes Vertuschen und jede Schwäche ein unverantwortliches Beginnen. Gewiß sind Truppen und Polizei nicht das Fundament, auf dem sich ein Staat aufbauen kann, aber mit ihrer Hülfe muß die Ordnung aufrechterhalten und die staatliche Autorität frechen Revolutionären gegenüber gewahrt werden. Wir fragen erschüttert und empört: Quousque tandem!"

8. Mai. Smilten. Als in der Kirche eine Trauerfeierlichkeit stattfand, störte eine Anzahl Bauern, die sich zwischen dem Kruge und der Kirche befanden, die Feier durch Geschrei und Gesang auf der Straße. Der Kreischefsgehülfe gebot Ruhe, worauf die Leute mit Schimpfworten antworteten und zu Tätlichkeiten übergingen. Bei dieser Gelegenheit brachte einer der Gebrüder E. dem Kreischefsgehülfen einen Messerstich in den Nacken bei. Der Verwundete gab drei Revolverschüsse ab, die zwar nur Schreckschüsse sein sollten, und retirierte in den Krugsgarten, wo er sich einen Notverband anlegte. Unterdessen drangen durchs Krugsfenster in den Garten fünf Bauern, die Gebrüder E. und noch zwei andere, verfolgten den Flüchtenden bis auf die Kegelbahn, wo sie ihn zu Boden warfen, und während sich einer von ihnen auf den am Boden Liegenden

ſetzte, ſie alle mit Ziegelſteinen, Knütteln uſw. auf den Poliziſten einhieben. Ein Geſindeswirt mit ſeinen Knechten ſuchte vergeblich Einhalt zu gebieten. Erſt als das dort ſtationierte Militärkommando eintraf, wurde das Opfer von den Peinigern befreit. Drei von ihnen wurden ſofort arretiert, während zwei die Flucht ergriffen, doch wurde der eine von ihnen ſofort von den ihm nachſetzenden Soldaten, die ihm, um ihn nicht entwiſchen zu laſſen, einige leichte Bajonettſtiche beibrachten, feſtgenommen.

8. Mai. Fehteln (Südkivl.). Während der Predigt Paſtor Doebners in der Kirche wurde plötzlich eine Taube losgelaſſen mit einem flatternden Bande und der Aufſchrift: „Roſt ar Debneru“ (Fort mit Doebner). (Schon in der Oſternacht haben fliegende Tauben in den griechiſch-orthodoxen Kirchen der Umgegend revolutionäre Proklamationen ausſtreuen müſſen.) Zugleich mit dem Auffliegen der Taube erhoben ſich junge Leute hin und her von den Bänken in den Gängen und drängten zur Kirchentür, ſo daß die ſehr zahlreich verſammelte Gemeinde einen Augenblick in Verwirrung geriet. Es gelang dem Paſtor, ſie wieder zu beruhigen, ſo daß der Gottesdienſt weiter ungeſtört bis zu Ende geführt werden konnte.

9. Mai. Mitau. Ein Schutzmann wird durch einen Revolverſchuß nicht unerheblich verwundet. Der Täter entkommt.

9. Mai. Nordlivland. Auf den Zug der Livländiſchen Eiſenbahn wird zwiſchen den Stationen Euſeküll und Kerſel ein Attentat verübt, indem an einer Stelle ein maſſiver Stein auf die Schienen gewälzt und an einer andern ein noch größeres Hindernis von 6 Steinen errichtet war. — Auch auf andern Stellen der livl. Zufuhrbahn werden in dieſen Tagen Attentate verübt, ſo bei Madohn, wo der Bahndamm beſchädigt und am Stationsgebäude allerlei demoliert wird, und bei der Station Toiwola, wo ein großer Balken über die Schienen gelegt wird.

9. Mai. Riga. Arbeiter der Fabrik „Union“ ſtecken einen Meiſter in den Sack und karren ihn aus der Fabrik. Die Adminiſtration beſchließt infolgedeſſen die Fabrik auf unbeſtimmte Zeit zu ſchließen.

9.—16. Mai. Wittenheim-Suſſey (Oberkurland). Am 9. Mai abends erſchienen die Knechte des Gutes beim Arrendator und erklärten, ſie hätten die „Weibertage“, zu deren Leiſtung ſie kontraktlich verpflichtet ſind, abgeſchafft. Der Arrendator S. reichte daraufhin am andern Tage perſönlich bei dem Illurtſchen Friedensrichter Deſen eine Klage wegen Kontraktbruchs gegen ſieben Knechte ein. Bereits am 11 Mai wurden die Knechte zur ſofortigen Exmiſſion verurteilt. Wäh-

rend deſſen durchzog eine Geſellſchaft lärmender und johlender Knechtsweiber das Gut. In den folgenden Tagen nahm der Streik einen immer größeren Umfang an, da man an den Ernſt der Verurteilung nicht glaubte. Durch Drohungen wurden die Arbeitswilligen gezwungen, gleichfalls die Arbeit niederzulegen, und nur einige Knechte und Tagelöhner arbeiteten unter dem Schutz der Polizei weiter. Die verſchiedenſten Gerüchte von Ueberfallen mit Bomben wurden verbreitet und geglaubt. — Am 14. Mai fand durch den Kreischefgehülfen Dettlowski die zwangsweiſe Exmiſſion von zwei Knechtsfamilien ſtatt, am Tage darauf verließen noch zwei Familien freiwillig das Gut. Am 16. Mai war der Streik beendet, denn die übrigen 12 Knechte hatten die Arbeit unter den früheren Bedingungen wieder aufgenommen.

10. Mai. Mitau. Auf einen Schutzmann wird geſchoſſen, er kommt unverletzt davon.

10. Mai. Eſtland. Auf den Gütern Walling und Thuta kommt es zu Arbeitseinſtellungen, verbunden mit Gewalttätigkeiten.

10. Mai. Riga. Als zwei Schutzleute einen Verhafteten zur Polizei eskortierten, wurden ſie in der großen Moskauer Str. plötzlich von über 100 Juden überfallen, die den Gefangenen zu befreien verſuchten. Es wurde auf die Schutzleute geſchoſſen und mit Steinen geworfen, ſo daß einer von ihnen ſchwerverletzt beſinnungslos liegen blieb, der andre ſowie ein dritter zu Hilfe geeilter mußten fliehen. Der Gefangene entkam.

11. Mai. Echmes (Eſtland) Die Maſchinenriege des Gutes wird durch Brandſtiftung eingeäſchert, zwei Tage ſpäter eine Scheune in Koik.

11. Mai. Riga. Auf der gr. Moskauer Str. wird ein Schutzmann von vier Leuten überfallen; einer davon wird verhaftet.

14. Mai. Riga. In der Nähe der Paulskirche wird auf den Polizeipriſtaw Jaretzky eine Bombe geworfen, durch die jedoch weder er noch ſeine ihn begleitende Tochter verletzt wurde. Der Attentater entkam.

15. Mai. Groß-Würzau (Kurland). Während des Gottesdienſtes wird in der Nähe der Kirche ein Landgendarm hinterrücks überfallen und niedergeſchoſſen.

15. Mai. Friedrichswalde (Südlivland) Schon tagelang vorher waren Maſſendemonſtrationen angekündigt, das zum Schutz erbetene Militär aus Modohn war jedoch vom Kreischefgehülfen nicht bewilligt worden. Am 15. Mai begann programmmäßig ſich eine Menge Menſchen beim Gemeindehauſe zu verſammeln, woſelbſt der über der Eingangstür befindliche Adler herabgeriſſen und in die nahe vorbeifließende

Ewst geworfen wurde. Darauf zog die wohl 5—600 Mann zählende Menge unter Vorantragen vieler roten Fahnen zum Hof Friedrichswalde. Daselbst postierte Buschwächter wurden gezwungen, die Fahnen vors Herrenhaus zu tragen. Da der Besitzer nicht zu Hause war, traten ihnen der Verwalter und Förster entgegen. Nun wurde ersterem ein großer Wunschzettel zum Wohl der Hofs und Forstknechte vorgelegt und nach dem im Herrenhaus versteckten Landgendarm Kalnin geschrieen. Als dieser endlich heraustrat, um ein Durchstöbern des Herrenhauses zu verhindern, wurde er sofort von vielen Händen gefaßt und ihm mit diversen Püffen eine rote Fahne zum Tragen übergeben; auch Verwalter und Förster wurden hiezu gezwungen, und darauf setzte sich die Masse unter Hurrarufen und Schüssen in Bewegung. — Gegen den Verwalter richtete sich die Wut der Menge hauptsächlich deswegen, weil er einige Tage vorher eine beim Hofskruge angebrachte Fahne entfernt hatte. Bei der Forstei wurden Verwalter und Förster entlassen und hierauf ging es unter Absingen von Freiheitsliedern nach der Melodie von Chorälen zur Hoflage Saikow. Hier trat ihnen der Arrendator Meyer entgegen und fragte nach ihrem Begehr. Wiederum eine lange Forderung für Knechte und Viehpfleger (ca. 215 Rbl in bar pro Knecht zum Jahreslohn hinzu), auch das Hauspersonal sollte eine Lohnerhöhung erhalten. Vom Arrendator wurde den „Sozialisten" mitgeteilt, daß ihm eine solche Lohnerhöhung zu bewilligen unmöglich sei, worauf ihm anempfohlen wurde, sich mit seinen Leuten so gut es ginge zu einigen. Jetzt erst wurde dem Landgendarmen die Fahne abgenommen, auf seine Bitte konnte er sich entfernen. An den Arrendator Meyer wurde das Ansinnen gestellt, sich dem Zuge anzuschließen und ihm eine Fahne voranzutragen. Auf seine Erklärung, daß er solches freiwillig nicht tun werde, wurde es ihm auch nach einer kurzen Beratung der Anführer mit der Menge erlassen und unter Gesang und Abfeuern von Revolverschüssen zog die Menge wieder ab.

15. Mai. Reval. Es bricht ein Streik der Bäckergesellen und Dienstmänner aus.

15. Mai. Walmar. Abends erschien im Johannis Park eine größere Anzahl junger Leute, die demonstrativ rote Kravatten und rote Taschentücher trugen. Besonders machten sich dabei 7 Personen durch herausforderndes Benehmen bemerkbar, die wegen Teilnahme an Staatsverbrechen und öffentlicher Verhöhnung des christlichen Glaubens in Untersuchung und unter Polizeiaufsicht standen. Schon in den vorhergehenden Tagen zirkulierte das Gerücht, daß der Polizei wegen der raschen und energischen Unterdrückung des im vorhergehenden Winter

ausgebrochenen Hausknechtsstreiks „heimgezahlt" werden solle. Um Mitternacht brachen diese 7 Personen mit einigen im Park anwesenden Soldaten einen Streit vom Zaun, indem sie sie sowohl persönlich beleidigten, als auch im allgemeinen die Tätigkeit der Truppen während der Januar Unruhen in St. Petersburg kritisierten und schließlich in gröbster Weise auf die Offiziere schimpften. Den frechsten der Beleidiger hatten die Soldaten ergriffen. Als der besorgte Schutzmann den Demonstranten aus dem Park entfernen wollte, sah er sich plötzlich von einer Menge von ca. 50 Personen umringt, die die Forderung, auseinanderzugehen, unbeachtet ließ, den Schutzmann bedrohte, unter heftigem Geschrei die sofortige Freigabe des Verhafteten verlangte und sich zu dessen gewaltsamer Befreiung anschickte. Hieran jedoch wurde sie durch Militär verhindert. Die Haupträdelsführer wurden abgeführt und in Gewahrsam gebracht. — Es war dies einer der Fälle, wo die Polizei in diesen Tagen, wie die Tagesblätter auch hervorhoben, schnell und umsichtig handelte und Unruhen gleich im Keime erstickte.

16. Mai. Hohenheide. Den Verlauf eines Streiks der Landarbeiter schildert in charakteristischer Weise eine Zuschrift des Gutsherrn von Hohenheide, G. von Samson, an die „Nordlivl. Ztg.": Daß durch energisches und rasches Eingreifen der Polizei ausgebrochene Unruhen auf dem Lande im Keime unterdrückt werden können, zeigt folgender Tatbestand. Am Sonntag den 15. Mai bemerkte ich unter meinen Knechten eine bisher noch nicht beobachtete Unzufriedenheit. Am Montag den 16. früh wurde ich vom Aufseher geweckt mit der Nachricht, daß alle Knechte die Arbeit eingestellt haben. Ich begab mich daher mit ihm zu jedem Einzelnen und befragte sie nach dem Grunde der Arbeitseinstellung. Einige erklärten, sie seien krank, sie sollten daher zum Arzt nach einem Krankheitszeugnis, widrigenfalls sie der kontraktlichen Pön von 50 Kop. unterlägen; doch mit der Zeit wurden sie dreister, stellten auf ungebührliche Art Forderungen und erklärten, sie würden die Arbeit erst dann aufnehmen, wenn diese ihre Forderungen von mir erfüllt seien. Ich wies sie rundweg ab und forderte sie auf, die dringende Feldarbeit nicht zu unterbrechen. Meine Vorstellungen blieben ungehört. Der Versuch bei Streikenden, die Fütterung der Tiere zu verhindern, scheiterte an meiner Drohung, offener Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Um den Leuten Zeit zur Besinnung zu lassen und sie durch meine Gegenwart nicht zu reizen, fuhr ich nach Rauge, ermahnte sie aber vorher nochmals, die Arbeit wieder aufzunehmen. Gegen Abend erfuhr ich per Telephon, daß der Streik noch fort-

dauere, wenngleich es zu besonderen Ausschreitungen nicht gekommen sei, daß aber der abligate Schnaps gekauft sei und die Gärung weiter um sich greife. Abends kehrte ich heim, forderte am folgenden Morgen wieder die Leute auf, die Arbeit wieder aufzunehmen, fand aber jetzt bereits hohnenden Widerspruch. Die Leute schienen sicher zu sein, mich zwingen zu können, denn sie hatten in aller Frühe alle 5 Telephonleitungen zerstört und pochten anscheinend auf ihre Ueberzahl. Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als um 11 Uhr der fliegende Kreisschefsgehülfe des zweiten Distrikts, Ponomarewsky, mit 2 Landgendarmen erschien und, wie aus der Erde gestampft, noch 2 Landgendarmen, welche bereits in der Nacht angekommen, von mir aber verheimlicht waren. . . . Durch diese Ueberrumpelung waren die Streikenden entschieden etwas mutlos geworden, denn so etwas hatten sie nicht erwartet. Alle Leute wurden zusammengerufen, von H. Ponomarewsky ins Gebet genommen und aufgefordert, unverzüglich die Arbeit wieder aufzunehmen. Anfangs wollten seine Vorstellungen nicht fruchten, nachdem aber der Hauptschuldige verhaftet war, brach sich der Widerstand und die Streikgelüste schienen geschwunden zu sein. Von ihren Forderungen, welche sich auf gegen 70 Rubel pro Familie beliefen, wurde ihnen von mir absolut nichts bewilligt, im Gegenteil für den versäumten Arbeitstag ein Abzug gemacht, die Arbeit wurde dann von allen Leuten aufgenommen. Die Bitten der Knechte um Freilassung ihres arretierten Kameraden scheiterten an der Konsequenz des Herrn Ponomarewsky. Somit scheint dieser Streik beendet zu sein, und zwar nur dank dem energischen Auftreten des Herrn Ponomarewsky.

16 Mai. Stackeln (Livland). Eine Bande von 14 Mann, die mit dem Rigaer Zuge auf der Bahnstation angelangt war, begab sich zur nahegelegenen Pferdepost, wo sie unter Entfaltung einer roten Fahne dem Stationsholter Herrn Sitit die Zumutung stellte, er möge sich unter Vorantragung der Fahne ihrem Zuge anschließen. Sitit wies dieses Ansinnen mit dem Revolver in der Hand zurück, indem er den ersten, der ihm zu Leibe rücke, niederzuschießen drohte. Die Drohung veranlaßte die Bande nach einigem Hin und Herreden den Schauplatz zu verlassen, worauf sie den Weg zum Bauplatz der Irrenanstalt einschlugen, wo sie kategorisch sofortige Arbeitseinstellung forderten. Als der Obermonteur Hennig (ein Wiener) den Tumultanten entgegentrat, fielen diese über ihn her und es entspann sich ein Handgemenge, bei dem es wuchtige Hiebe setzte. Da, als Hennig, von der Uebermacht bewältigt, bereits am Boden lag, sprang der Monteur Joh. Abram

(ein Este aus dem Petersburgischen) seinem Kollegen bei, mit hochgeschwungenem Knüttel so tapfer und kraftvoll den ungleichen Kampf aufnehmend, daß die Angreifer ins Wanken gerieten. Diese Wendung der Dinge ermutigte die umstehenden Arbeiter, so daß sich nunmehr im Handumdrehen das Bild wandte und die Gudringlinge mit blutenden Gliedmaßen eiligen Laufs Fersengeld gaben, während sechs von der Bande auf dem Wahlplatz ergriffen und alsbald gefesselt nach Wnik expediert werden konnten.

16. Mai. Alt-Schwanenburg. Dem Doktor werden in der Nacht sämtliche medizinischen Instrumente, Verbandzeug, Schürzen, Handtücher gestohlen. Weder Geld noch andere Wertsachen wurden dabei angetastet.

16. Mai. Die „Nowoje Wremja" äußert sich zu der in der baltischen Presse ausgesprochenen Meinung, daß es notwendig sei die russische Gesellschaft über die tatsächlichen Verhältnisse im Baltikum aufzuklären, wie folgt: „Das Geständnis der Deutschen, daß es notwendig sei, sich an die russische öffentliche Meinung zu wenden, erscheint im Verein mit der Erkenntnis der Unmöglichkeit zu irgend einem Uebereinkommen mit den Esten und Letten zu gelangen, als ein nicht nur neues, sondern auch sehr bemerkenswertes Ereignis im baltischen politischen Leben. Es erscheint uns als der erste Wegweiser auf jenem Pfade, den die baltischen Deutschen unter dem Druck des immer stärker werdenden estnisch-lettischen Anspruchs früher oder später werden einschlagen müssen. Die deutsche Vorherrschaft im Gebiet ist jetzt bereits in ihren Grundfesten erschüttert, die estnisch-lettische Kraft wächst rasch und wird mit der unvermeidlichen Einführung weiterer Reformen einen erdrückenden Einfluß gewinnen, und den Deutschen wird nichts übrig bleiben, als vor den extremen Aeußerungen eines dieses Einflusses, der die Gerechtigkeit in den hiesigen Verhältnissen zu zerstören droht, bei uns Schutz zu suchen. So wird es unbedingt werden, und nur das Trugbild der traditionellen Anschauungen hindert noch die baltischen Deutschen, die Unvermeidlichkeit einer solchen Wendung im hiesigen Leben einzusehen, und veranlaßt sie zu der irrigen Vorstellung, daß ihre Positionen im Gebiet hauptsächlich von uns bedroht werden, während doch die Gefahr von einer ganz andern Seite heranmacht und diese Positionen völlig untergräbt. In der städtischen Selbstverwaltung hat sich z. B. der russische Einfluß nun darin geäußert, daß die Tätigkeit der Verwaltung mit dem Staatsgedanken in Einklang gebracht und die Staatssprache eingeführt wurde, während die Letten und Esten aus vielen Stadtverordnetenversammlungen die Deutschen völlig verdrängt und

ihren Einfluß vernichtet haben. Das sind nur die ersten Schritte der zunehmenden estnisch-lettischen Macht, und sie wächst voraussichtlich nicht täglich, sondern stündlich. Und es wird ein Moment kommen, wo wir wiederum als Vertreter der Gerechtigkeit werden auftreten müssen, diesmal aber nicht mehr zu gunsten der Esten und Letten, wie bis jetzt, sondern zu gunsten der Deutschen. In den Grenzmarken, wo die Nationalitäten mit einander kämpfen, ist es nun einmal unsere Rolle, die Schwächeren zu verteidigen."

Zu diesen Auslassungen äußerte die deutsche „Petersb. Ztg.": „Die baltischen Deutschen haben keine Veranlassung, von dem einzig legalen und einzig würdigen Wege abzuweichen und an ein andres Volk — und sei es das herrschende — statt an die Regierung des Gesamtreichs zu appellieren, dem die baltischen Provinzen als ein vollberechtigtes Glied angehören. Klarheit über baltisches Recht und baltische Verhältnisse wollen wir allen verschaffen, aber mit Bitten, Vorschlägen und Projekten wenden wir uns nur an die Regierung. Die Russifizierungspolitik der Regierung hat die baltischen Provinzen in ihrer natürlichen politischen Entwicklung gehemmt und an den Rand der Anarchie geführt, von der Regierung erwarten die baltischen Deutschen, daß sie durch Erhörung ihrer Bitten, durch die Billigung ihrer Vorschläge und Projekte die Herstellung gesunder Verhältnisse wieder ermögliche. Und auch bei der Regierung werden die deutschen Bitten speziell deutsche Wünsche nicht vorbringen, — alles was sie sagen und wünschen, wird und muß sich auf die Gesamtheit der baltischen Bevölkerung beziehen . . . Die baltischen Deutschen brauchen keinen künstlichen Schutz ihres Deutschtums, wohl aber verlangen sie, daß es nicht künstlich zerstört würde; oktroyierte man dem flachen Lande eine ebenso schlechte Verfassung, wie sie im Jahre 1892 die Städte erhalten haben, so müßte das mit tötlicher Sicherheit zum allgemeinen Ruin der baltischen Provinzen führen, der unmöglich im wohlverstandenen Interesse des Gesamtreiches liegen kann. Man gebe uns eine Selbstverwaltung oder akzeptiere eine von uns vorgeschlagene Selbstverwaltung, die mit den bestehenden kulturellen Verhältnissen im Einklang steht, dabei aber jeglichen kulturellen Verschiebungen auch politisch Rechnung trägt. Eine solche Verfassung bietet dem baltischen Deutschtum keinen unbedingten Schutz gegen die Verdrängung und Anfangung durch das strebsame und numerisch überlegene Esten- und Lettentum, aber den Mut muß uns als einziges, aber kostbares Gut die hinter uns liegende schwere Zeit gegeben haben, daß wir uns nicht schonen,

nur solche „Positionen" bestehen zu lassen, auf denen wir wohl vorläufig ruhen können, sondern kämpfen müssen, um nicht schmählich und völlig zu unterliegen. Wir können dann unterliegen, aber nun wollen es nicht und werden es nicht, solange noch ein Funke alten baltischen Geistes in uns lebendig ist."

Die „Düna Ztg." wies ihrerseits darauf hin, daß die „Now. Wr." von der falschen Ansicht ausgehe, daß das Verhältnis zwischen Letten und Deutschen keiner Veränderung unterliegen könne und die Kluft zwischen beiden unüberbrückbar sei. Sie weitet die Meinung, daß man in einflußreichen lettischen Kreisen davon überzeugt sei, daß ein Ausbau der baltischen Autonomie jeder oktroierten Verordnung vorzuziehen sei und sich auf dem Boden der Parität eine ehrliche Annäherung erzielen lasse. Veranlassung zu dieser Anschauung gaben 2 Konferenzen, die in diesen Tagen zwischen deutschen und lettischen Journalisten und andern Persönlichkeiten auf Anregung der „Düna Ztg." stattgefunden hatten und wo mehrere anwesende Letten sich in diesem Sinne geäußert hatten. „Steht eine solche prinzipielle Stellung", heißt es in der „D. Ztg." weiter, „erst einmal fest, so können Differenzen in Einzelheiten nicht mehr zerstörend einwirken. Mögen lettische Politiker immerhin — um ein Beispiel anzuführen — sich für die Heranziehung der landlosen Knechte zur Landesvertretung erwärmen, die doch weder in Semstwo noch in reformierten Landtage der nur die Prästandenzahler berücksichtigt, vorgesehen ist, so bleibt das eine akademische Frage, über die man wohl diskutieren, die aber als vorläufig unrealisierbar eine Einigung auf dem Boden des Möglichen nicht ausschließt. So wird es auch in vielen andern Fragen gehen. . . . Wenn das lettische Volk immer weiter kulturell erstarkt und wenn seine Intelligenz numerisch größer wird, so wird die Parität sich als der Boden erweisen, auf dem eine gemeinsame Arbeit zum Wohle des Landes möglich ist und der für leidenschaftliche nationale Fehden keine Nahrung mehr bietet. Selbstverständlich werden und müssen wir Deutsche alles tun, um wirtschaftlich und kulturell stark zu bleiben, wir wünschen aber auch unseren lettischen Heimatgenossen alle Möglichkeiten zu freier Entfaltung. Wir wünschen ihnen Anteil an Landtag und an der Kommunalverwaltung, eine freie Presse und eine freie Schule."

17. Mai. Friedrichswalde. Auf Baron Konrad Wolff und seine Gemahlin wird, als sie auf einer Fahrt in die Nachbarschaft durch den Wald fahren, ein Attentat durch zwei Schrotschüsse verübt. Baron W. wird von einigen Schrot

kommen am Hinterkopf, seine Gemahlin durch eins an der Stirn verwundet.

18. Mai. Libau. Sozialdemokratische Arbeiter versuchen eine Demonstration bei Gelegenheit der Beerdigung eines Arbeiters. Polizei und Militär unter der Leitung des Polizeimeisters Baron Wolfhoff-Scheel stellen die Ordnung jedoch bald wieder her.

18. Mai. Reval. Infolge Brandstiftung brennt ein Teil der Fabrik von Rich. Mayer nieder.

20. Mai. Libau. Trunkene Zivilisten überfallen einen Kosaken in einem Gasthause.

20. Mai. Riga. In den Eisenbahnwerkstätten wird ein dienstlich dort erschienener Gendarm von Arbeitern mißhandelt. — In der Moskauer Vorstadt wird eine geheime Typographie entdeckt, in der revolutionäre Schriften gedruckt wurden.

22. Mai. Techelfer (bei Dorpat). Das Gutsgebäude brennt infolge von Brandstiftung nieder.

22. Mai. Libau. Unbekannte Leute verbieten unter Drohungen den Milchfuhrern das Ausfahren der Milch am Sonntag.

22. Mai. Kl. St. Johannis (Kreis Fellin). Die Monopolbude wird von einigen Leuten gewaltsam demoliert.

25. Mai. Windau. Maler, Maurer, Arbeiter auf den Holzplätzen und am Elevator und auf den wenigen sonstigen gewerblichen Etablissements streiken. Auf freien Plätzen halten Arbeiter Beratungen ab, auch in den umliegenden Wäldern finden Ansammlungen mit revolutionären Reden, roten Fahnen usw. statt.

25. Mai. Mitau. Die Streikbewegung kommt nicht zur Ruhe. In der Kramerschen Spinnerei wird die Arbeit eingestellt, die Fabrik wird infolge dessen geschlossen und die Arbeiter entlassen.

25. Mai. Autenberg (Kreis Wenden). Auf den Besitzer des Gutes Autenberg, Teidoff, wird in der Nähe des Gutshauses ein Mordversuch von einem einige Jahre zuvor entlassenen Knecht L. gemacht, der Ueberfallene wird jedoch nur verwundet.

26. Mai. Alt-Salzenau (Livland). Revolutionäre Demonstrationen am Himmelfahrtstage (Bericht der „Düna-Ztg." nach Mitteilung von Augenzeugen): Konfirmation und Abendmahl hatten den größten Teil der Gemeinde versammelt. Die Kirche war übervoll besetzt. Der Hauptgottesdienst verlief ruhig. Die Kirchenbesucher nahmen aber alsbald wahr, daß sich beim Hauptportal der Kirche und bei der Sakristei fremdes Volk versammelte. Der Gottesdienst war zu Ende und nur eine Trauung noch zu vollziehen, und die Kirchenbesucher schickten sich an auseinanderzugehen. Während

Pastor F. Döbner sich in der Sakristei zur Trauhandlung vorbereitete, erschienen dort zwei unbekannte Leute und redeten ihn in höflicher Form folgendermaßen an: „Wir haben Dir im Namen der Sozialisten mitzuteilen, daß Du die Trauung ruhig vollziehen kannst und wir Dich nicht stören werden usw.“ Die Leute entfernten sich, nachdem sie sich ihres Kommissums entledigt hatten. Vor der Kirche wurde ein schwungvoller Handel mit Schriften und Büchern revolutionären Inhalts betrieben, Proklamationen en masse verteilt und eine rote Fahne gehißt, die jedoch später eingezogen wurde. Mit einem Zwischenfall aber hatten die sog. „Sozialisten“ am heutigen Tage nicht gerechnet, und hiedurch ist sowohl der Pastor als auch der Hof Alt-Calzenau vor Demütigung resp. Verwüstung gerettet worden. In der Frühe des Tages traf eine halbe Kompagnie Infanterie im Hofe Alt-Calzenau ein. Nachdem der Pastor die Situation als kritisch erkannt hatte, requirierte er das im Hof postierte Militär. Dieses erschien und nahm vor dem Hauptportal der Kirche auf ca. 50 Schritt Stellung. Dieser Umstand veranlaßte die an der entgegengesetzten Seite der Kirche, an der Sakristei sich befindenden Mitglieder der „Bande“ nach vorn zu gehen und an den Demonstrationen gegen das Militär teilzunehmen. Diesen Augenblick benutzte der Pastor, um unbemerkt die Sakristei zu verlassen und auf großen Umwegen erst nach mehreren Stunden das Pastorat zu erreichen. Sein Kutscher, den er nach seinem glücklichen Eintreffen in den Hof Alt-Calzenau entsandte, hatte sich durch Abgabe eines blinden Revolverschusses den Weg gebahnt. — Johlend zog die Menge zum Gutshof. Abermals versperrte ihnen das Militär den Zugang, und als ein Steinhagel auf dieses und die beiden Söhne des Besitzers von Alt-Calzenau niederging, wurde bloß vom Gewehrkolben Gebrauch gemacht. Die Bande zog darauf ab.

26. Mai. Serben (Liv.). Eine revolutionäre Demonstration fand am Himmelfahrtstage nach dem Gottesdienst statt. Schon morgens, lautet ein autentischer Bericht darüber in der „Düna-Ztg.“, kamen von auswärts, besonders aus Ronneburg, Scharen von fremden Leuten hergefahren, die nicht zu den hiesigen Kirchgängern gehörten. Aus ihrem Gebahren war zu entnehmen, daß etwas im Werke wäre. Schon seit längerer Zeit hieß es, daß die Ronneburgschen Aufwiegler ihre Tätigkeit nunmehr hierher verlegen würden, wo es bisher noch ruhig und friedlich herging. Der Gottesdienst war noch nicht beendet, als ein Teil der Gemeinde schon die Kirche verließ und sich draußen aufstellte, wo sich auch eine Schar von etwa 50 meist jüngeren Leuten um einen Mann

versammelt hatte, der einen mehrere Zentimeter dicken Stock in der Hand hielt. Nach Beendigung des Gottesdienstes wurde unter allseitigen Hurrarufen an diesem Stock, der im Innern eine rotumdene Fahne mit revolutionären Inschriften barg und sich in die Länge ziehen ließ, die Fahne entfaltet, und unter dem Gesang eines revolutionären Liedes nach geistlicher Melodie zog der größte Teil der Kirchengänger hinter dem Fahnenträger und seinen Gefährten zum nahe belegenen Ausstellungswäldchen. Eine Menge revolutionärer Proklamationen und Exemplare der im Geheimen gedruckten lettischen Zeitschrift „Zihna“ wurden verteilt. Der einzige Landgendarm, welcher den Zug zu hindern versuchte und die hiesigen Leute warnte, sich an den Demonstrationen zu beteiligen, wurde von den Genossen des Fahnenträgers mit Revolvern und Messern bedroht, so daß er die Flucht ergreifen und sich verstecken mußte, wobei er verfolgt wurde. Im Ausstellungswäldchen wurde hierauf von einem Nemehmer Bauern eine Rede gegen Kaiser, Regierung, Polizei und die Gutsbesitzer gehalten, die den lebhaften Beifall der unweit auf ca. 1000 Personen angewachsenen Menge fand. Es hieß dann: Fort mit dem Kaiser, der Regierung, den Gutsbesitzern, die das Land den Bauern gestohlen haben. Es wurde vom Redner anempfohlen, keine Zahlungen den Gutsbesitzern, die sich nun vom Schweiß der Bauern mästen, mehr zu leisten, die Löhne müßten auf über 300 Rbl. pro Knecht und 200 Rbl. pro Weib erhöht werden. Es wurde zur Vertreibung der Gutsbesitzer aufgefordert, die Wegereparaturen sollten nicht mehr geleistet werden. Endlich wurde eine Kollekte zum Besten der Revolution arrangiert und die Zusicherung gegeben, daß im Herbst alle drei Ostseeprovinzen völlig revolutionierl sein würden, und der Redner sprach seinen Dank für das zahlreiche Erscheinen des Publikums aus, dessen Zahl und allgemeine Zustimmung seine Erwartungen bei weitem übertroffen hätte. Nach Beendigung der Demonstration begab sich die Menge wieder zum Kruge, von wo ein Teil, zu dem auch die Rädelsführer gehörten, unter Abgabe zahlreicher Revolverschüsse auseinander fuhr. Eine Wiederholung dieser revolutionären Vorgänge in vergrößertem Maßstabe wurde versprochen. Von einem Zuge zum Gute wurde für diesmal noch abgesehen, ein solcher jedoch in Aussicht genommen, um dann dem Gutsbesitzer die Forderungen der Revolutionäre zu diktieren.

26 Mai. Tirsen (Livland). Über Demonstrationen am Himmelfahrtstage berichtet ein Privatbrief, der die typischen Vorgänge anschaulich schildert und daher wohl in der Chronik Platz finden darf: Bereits am 20 Mai hatte Pastor Rundfin

den Wunsch geäußert, daß zum 26. Mai, an dem die katholische Maidenkonfirmation in Tirsen stattfinden sollte, Sicherheitsmaßnahmen bei der Tirsenschen Kirche getroffen würden, da sich Banden gezeigt hätten und Unruhen zu erwarten wären. Am 26. Mai, 7 Uhr morgens, wurden drei Tirsensche Wachtmeister mit dem Auftrage zur Parochialschule geschickt, den Pastor auf seinem Gange mit den Konfirmanden zur Kirche zu schützen; der Arrendator ging mit einem Knecht dem Pastor auf halbem Wege entgegen und begleitete ihn bis zur Kirchentür, worauf der Knecht und die Polizeiwächter in die Kirche geschickt wurden, um in der Nähe der Kanzel und des Altars Wache zu halten. Der Arrendator blieb draußen, wo sich viele fremde Menschen angesammelt hatten, darunter auffallender Weise ca. 25 per Fahrrad angekommene Leute aus dem Sytz gegenden, einige auch aus Adlehn. Aus der Menge wurden Rufe laut: Hänke sei nichts zu machen, alle alten Gutsklepper und zu viel Polizei seien zur Stelle. Der Gottesdienst verlief ruhig, nur einige Mal hörte man an der großen Eingangstür ein Handeklatschen. Gegen 12 Uhr mittags wurde die Menge unruhig, und wandte sich dem gegenüber der Kirche gelegenen Adlehnschen Walde zu, wo eine rote Fahne gehißt wurde. Als die drei anwesenden Polizisten Miene machten dorthin zu gehen, um die Fahne zu entfernen, entstand ein Tumult, so daß jene der Ueberzahl gegenüber davon Abstand nehmen mußten. Um 1 Uhr war der Gottesdienst zu Ende, doch blieb ein großer Teil der Gemeinde zurück, da der Pastor noch Taufen und Trauungen vorzunehmen hatte. Darauf zog und ging die Gemeinde meist aneinander und der Weg bis zur großen Straße war für die Equipage des Pastors stets Lange dem Krume, oder Monopolbude und den Apotheke [illegible] Wagen, die kreuz und quer verstellt waren, sehr schwierig ein Passieren unmöglich zu machen. Auf Vorschlag des Arrendators machte der Pastor daher einen Umweg und gelangte auch glücklich ohne Störung nach Hause.

Da schembare Rufe eingetreten war, zog der Arrendator nach Hause, während im Kruge die drei Polizisten, der Kretzer, ein Tirsenscher Wachtmeister, ein Knecht und drei Lokalsche Leute zurückblieben. Gegen sie wälzte sich sehr bald, nachdem der Arrendator fort war, eine aufgeregte, bewaffnete Menge, so daß jene gezwungen waren, die Tür zu schließen. Gegen die Tür flogen Flaschen und Steine von 20 bis 30 Pfund Gewicht, und mit Mühe erwehrten sich die Eingeschlossenen, indem sie sich mit der Schulter gegen die Tür stemmten, der Angreifenden. Bis 6 Uhr abends hatte die Tür ausgehalten, dann brach die Menge mit einem Balken die Tür auf und

stürzte, einen Schuß abgebend, ins Zimmer. Die hier Befindlichen gaben aus Revolvern Schüsse in die Luft ab, worauf sich die Menge verzog, einzelne, die sich in den Weg stellten, wurden zur Seite geschleudert, und die Eingeschlossenen konnten, gefolgt von Geschrei und Steinwürfen der Menge, sich retten, indem sie ihrerseits noch sechs Schüsse abgaben, die, wie sie bemerkten, einige Tumultuanten verwundeten, worauf diese auseinandergingen.

Auf dem Gute erzählten die Geretteten, sie hätten bereits um 4 Uhr den Krüger gebeten, dem Arrendator Nachricht zu geben, sie bedürften Hülfe, der Bote war aber durch Drohungen verhindert worden, zum Hof zu gehen. Der Arrendator versammelte nun sofort in kurzer Zeit alle Hofsleute und zog, die mit Schußwaffen versehenen voran, die andern mit Knüppeln hinterdrein, der mit fürchterlichem Geschrei zum Hof ziehenden Menge entgegen, die nichts zu thun wagte, sondern stehen machte und zum Kruge zurückging. Als am Abend um 8 Uhr Baron Wolff Lysohn, der Kulturingenieur v. Transche und der Oberförster eintrafen, war bereits Ruhe eingetreten, auch beim Kruge alles leer, so daß sie fortfahren konnten. Um 11 Uhr abends hörte man bei der Kirche stark schießen, da aber auf dem Hof sämtliche Knechte als Wächter aufgestellt waren, konnte der Arrendator nicht wissen, da er den Hof schützen mußte. Am andern Morgen fand man bei der Kirche den Plotten für die Bekanntmachungen ausgerissen. Es ist wahrscheinlich, daß man den Arrendator und die Hofsleute durch das demonstrative Schießen hatte zur Kirche locken wollen, um sie vom Gebüsch aus niederzuschießen. Bis 1 Uhr nachts dauerte der Skandal bei der Kirche. Am selben Abend sandte der Landgendarm ein Telegramm an den Kreischef nach Walk, der Gendarm an den Gendarmerichef nach Riga und am 27. Mai morgens ein Telegramm an den jüngeren Polizeigehülfen nach Smilten. Am selben Abend kam der Polizeigehülfe aus Smilten an. Am 28. Mai der Kreischef aus Walk mit 35 Mann Infanteriesoldaten und ein Offizier aus Marienburg. Am selben Abend kamen 30 Kosaken aus Segewold. — Am Sonntag Morgen den 24. Mai wurden mehrere Verhaftungen durch den hiesigen Landgendarm, der von 5 Kosaken begleitet wurde, vorgenommen, drei wurden am 30. Mai mit den Fußsoldaten nach Walk abgeschickt, drei wurden entlassen. — Der Kreischef hatte von der Alt-Schwanenburgschen Gemeindeverwaltung Schießpferde verlangt, um die Soldaten nach Trisen zu führen, die Gemeindeverwaltung hatte sich geweigert. Die Alt-Schwanenburgsche Gutsverwaltung hatte die Soldaten mit Gutspferden geschickt, ebenso sind die Soldaten mit Trisenschen Hofspferden zurückgesandt.

26. Mai. Tuckum. Streikbewegung. Handwerkergesellen ziehen von Werkstatt zu Werkstatt und suchen die Niederlegung der Arbeit zu erzwingen. Eine Bande erscheint auch bei der Malz- und Zuckerfabrik von J. W. Bähr. Der Besitzer, der die allgemeine Gärung in der Stadt kannte und für alle Fälle vorbereitet war, sandte ein kleines Mädchen zur Polizei mit der Anzeige des Ueberfalls und trat alsdann der eingedrungenen Bande mit beruhigenden Worten entgegen. Er erklärte unter anderem, daß er nicht Lette, sondern ein Deutscher sei, daß er in seiner Werkstatt nur mit seinen drei Söhnen arbeite und keinen fremden Menschen, abgesehen von Dienstmädchen und Hausknecht, beschäftige. Der Sprecher und Führer der Bande, der sich selbst als solcher vorgestellt, Herr Auskalu, wiederholte seine Forderung, den Betrieb der Fabrik sofort einzustellen und sich der Sache anzuschließen, widrigenfalls alles in Feuer und Trümmer untergehen werde. Die drohenden Schwingungen seines gewaltigen Knüttels ließen dabei über den Ernst seiner Absichten keinen Zweifel aufkommen und dem allem bisherigen Besitzer war es klar, daß hier nur Gewalt gegen Gewalt noch am Platze war. Auf ein vorher vereinbartes Signal stellte sich der Hausknecht mit einer eisernen Brechstange vor die Hausthür, im selben Augenblick öffneten sich die Fenster des zweiten Stockwerks der Fabrik, an jedem Fenster erschienen die blitzenden Läufe einer Doppelflinte und der Besitzer selbst forderte darauf, zur Seite tretend und seinen Revolver ziehend, die Bande auf, sofort den Hof zu verlassen, sonst aber nach dem Kommando „drei“ auf eine Salve gewärtig zu sein. Beim Kommando „eins“ machte der hintere Teil der Eindringlinge sich zum Rückzuge auf und nach dem Kommando „zwei“ ergriffen auch die vorderen Garderotten mit ihren Führern die Flucht, so daß beim Ausgang an der Pforte ein arges Gedränge entstand. In wenigen Sekunden war der Hofraum, ehe noch das Kommando „drei“ und die angekündigten Schußsalven erfolgten, geräumt und damit unberechenbares Unglück bloß durch Umsicht und Entschlossenheit weniger Personen verhütet. Unterdessen war an der Pforte auch der Kreisschef mit einem Polizei- und Militärkommando angelangt, dessen energischem Eingreifen es gelang, den Herrn Auskalu nebst fünf Genossen nach geringem Widerstand dingfest zu machen.

28. Mai. Die revolutionäre Bewegung im östlichen Livland wird von einem aufs beste orientierten Korrespondenten der „Düna-Ztg.“ (Nr. 113 vom 28. Mai) folgendermaßen geschildert: „Die Bewegung im östlichen lettischen Livland, wie sie im Laufe des April und Mai deutlicher

hervorgetreten ist und in der Wildheit ihrer Exzesse wächst, offenbart sich immer kenntlicher als keine agrarpolitische, als welche die lettischen Zeitungen sie hinstellen, sondern als eine rein staatspolitisch-revolutionäre, die auf den Umsturz der bestehenden Regierung zielt. Solches war auch schon längst, seit etwa zwei Jahren, aus den bei jeder größeren Ansammlung der Bevölkerung, wie z. B. zu Märkten und kirchlichen Festen und schließlich fast sonntäglich auf allen Straßen ausgestreuten Proklamationen ersichtlich. Mochten sie gegen die Fabrikdirektoren, wie es hier vorgekommen ist, obgleich es hier keine Fabriken gibt, oder gegen die Gutsbesitzer, gegen Schule und Schulinspektoren oder Kirche und Pastoren gerichtet sein, der Schlußrefrain war stets: Sturz der bestehenden Staatsgewalt. Was haben auch die Gottesdienststörungen in der Osternacht in den griechisch-orthodoxen Kirchen (Martzen, Großdohn, Lasdohn), was die Störungsversuche in den lutherischen Kirchen (Fehteln, Festen, Lasdohn), von denen der in Lasdohn gelungen ist, was die Vergewaltigung der Pastoren (Erlaa, Bersohn, Lasdohn) und die Angriffe auf die Gemeindehäuser (in Praulen, wo die „Kanonade", das Kaiserbild zum Ziel gehabt, und in Friedrichswalde, wo der Reichsadler in den Fluß geworfen worden ist) mit einer Agrarbewegung zu tun? Auch die Aufschrift „Nieder mit der Selbstherrschaft" (Nost ar patwaldibu) an den roten Fahnen, die hin und her meist in der Nacht oft auf nur schwer ersteigbaren Baumspitzen befestigt werden oder zur Ueberraschung der Besitzer am Morgen von einem Hausgiebel im Hof wehen (Landohn) und bei den Umzügen in großer Zahl, bis zu achtzehn (Lasdohn), mitgetragen wurden, charakterisiert die Bewegung als eine staatspolitisch-revolutionäre, ebenso wie der Text der Lieder, die hektographiert auf den Straßen ausgestreut und bei den Umzügen mit wüster Energie gesungen werden. Freilich sind fast überall von den Knechten der Gutshöfe Petitionen den Gutsbesitzern übergeben worden, in welchen diese um Zulagen verschiedener Art, in Geld und Naturalien, zu ihrem Lohn gebeten werden. Diese Petitionen gehen aber nicht von den Knechten selbst aus, sondern sind ihnen von den Wühlern diktiert worden. Sie sind daher alle nach gleichem Schema angefertigt und es ist auf allen Gütern vorgekommen, daß sie Punkte enthielten, die für die Verhältnisse des Gutes nicht zutreffend waren, weil die Knechte das Betreffende schon genossen (wie z. B. freie ärztliche Behandlung, eigenen Kochherd, Kappfenster u. dgl.), auch hat sich dazwischen ergeben, daß die Knechte, vom Gutsbesitzer einzeln um den Inhalt der von ihnen unterschriebenen Petition befragt, ihn garnicht kannten (Alt Kalzenau). Namentlich aber in der letzten

Digitized by Google

Zeit ist es dadurch, daß die Scharen, welche viele Hundert und selbst über tausend Personen stark Sonntags Umzüge halten und einzelne Güter besuchen, die Forderung um Erhöhung des Knechtslohnes, der die Masse garnichts angeht, stellen und diejenigen Knechte, welche im Falle der Verweigerung ihre Arbeit nicht einstellen, mit Strafe bedrohen (Praulen, Friedrichswalde), besonders klar geworden, daß die Bewegung nicht von den Knechten ausgeht und die Lohnforderungen nur eine von den Urhebern der Bewegung geschickt herbeigezogenes Mittel sind, um der Unruhe und dem Aufruhr einen breiteren Boden im Volke zu schaffen. Es ist ein vergebliches Bemühen der lettischen Presse, die Unruhen als Agrarbewegung hinzustellen und deshalb lange Artikel zu schreiben, welche den Grund des Uebels in einer von ihr behaupteten schlechten Lage der Knechte und der übrigen landlosen Bevölkerung („Balt. Wehstn.", „Apskats"), ja darin die Ursache aller übrigen häufigen Verbrechen („Balss") nachweisen wollen. Der wirkliche Landwirt und Mann von Erfahrung in unsrem provinziellen Leben, sei er Groß- oder Kleingrundbesitzer, kennt die Sache besser. Wenn aber die lettische Presse dennoch mit diesen Gründen operiert, so tut sie es in leicht zu durchschauender Absicht: sie will damit die Ehre des lettischen Volkes in den Augen der Regierung und des russischen Volkes retten, und es ist ihr gelungen, die russische Presse, wie es scheint, fast ganz zu gewinnen. Ob aber nicht eine Ehrenrettung in einer andern und für das lettische Volk vorteilhafteren Weise zu erreichen wäre?

Wer schürt hier die staatspolitisch-revolutionäre Bewegung? Es wird gesagt, sie sei von außen her in unser Land getragen worden. Es ist das wahr. Die Eröffnung unsrer Schulen und unsrer Universität auch für die russische Jugend und ebenso der Besuch von Schulen des innern Rußlands durch Letten hat die treibenden Ideen der Bewegung hierher übermittelt. Ihre Träger bei uns sind aber Letten selbst. Verdummelte Studenten und verdorbene Schüler haben in dieser Richtung auf dem Lande gewirkt. Besonders bemerkbar ist das geworden seit dem letzten allgemeinen Hochschulenstreik. Sie haben, wenigstens in dieser Gegend, ein Komitee, das die Arbeit organisiert und, wie es scheint, den Namen „Trans" führt. Es beruft Versammlungen, in denen es seine Ideen zu verbreiten sucht, wobei Aufreizung gegen die Deutschen hierzulande und Verheißungen von Landverteilung eine Rolle spielen. Der Hauptgegenstand der Vorspiegelungen ist aber eine Aenderung der Staatsverfassung, die allein es ermöglichen wird, ihre Errungenschaften in Ruhe zu genießen. Wer ihnen zustimmt, muß sich durch seine Unterschrift zu treuem Festhalten an ihrer

Sache verpflichten. Die Kolporteure ihrer Flugblätter und Lieder und ihre Boten werden mit Geld belohnt, Verräter mit dem Tode bedroht. Ein solcher Drohbrief z. B. lautet in deutscher Uebersetzung: „Herr Judas! Deine Werke haben in letzter Zeit einen üblen Geruch. Für einen solchen Auswurf der Menschheit ist gegenwärtig kein Platz mehr in der Genossenschaft anständiger Leute. Deshalb erhältst Du hiemit die erste und vielleicht auch die letzte Drohung. Bereite Dich schon bei Zeiten vor, den verdienten Lohn als Spion zu empfangen — Scherz beiseite!" Unterschrieben: Auka, K Sidens, Pehrkons (Sturm, Blitz, Donner). — Dieses Komitee setzt die Termine und Versammlungsorte zur Störung der öffentlichen Ordnung und zu Ueberfällen der Gutshöfe an. Auf seinen Aufruf versammeln sich 30 bis 40 Genossen an dem bezeichneten Ort. Unterwegs schon suchen sie jeden des Weges Kommenden oder am Wege Wohnenden zum Mitgehen zu bewegen. Der Bevölkerung ist die rote Fahne eine bekannte Erscheinung, — aus Furcht geht ein Teil mit, ein andrer aus Neugier und wieder ein andrer mit der Hoffnung, daß bei der Sache doch vielleicht etwas herauskommt. Leute, die sich nicht beteiligen wollen, weichen von ferne auf weiten Umwegen der daherziehenden Schar aus. So sammeln sich Hunderte, wie in Berschon, ja selbst Tausende, wie in Lasdohn und Friebrichswalde. Es ist eine unzutreffende Beschönigung, wenn die lettischen Zeitungen meinen, die Hunderte und Tausende kämen von weitem her. Es mögen einzelne aus Riga kommen, die meisten sind im Umkreis bis zu 15 oder 30 Werst zu Hause und gut bekannt. Den Wortlaut der Lieder kennen die meisten Teilnehmer aus den ausgestreuten Liederzetteln und hat er sich seiner Absonderlichkeit wegen ihrem Gedächtnis eingeprägt. Männer, Weiber, Kinder grölen und schreien ihn bei diesen Umzügen in vollem Chor. Eine wüste, fast fanatische Ausgelassenheit bemächtigt sich aller. Bei den Verhandlungen gibt es dann einzelne Rädelsführer, die auch bestimmen, wer gewaltsam mitzunehmen und wenn er freigelassen wird. Die Lieder sind schon so bekannt, daß man auch zu andrer Zeit harmlos Betrunkene auf der Straße ihren revolutionären Text mit Plafanterung der erhabenen Choralmelodien grölen hört.

Weiter wird in dem Artikel darauf hingewiesen, daß an dieser tiefen Untergrabung des Respekts vor der Obrigkeit, der Achtung vor der öffentlichen Ordnung, der religiösen Pietät die lettische Presse sehr viel Schuld trage. Auch gegenwärtig schürt sie durch ihre Haltung die ganze Bewegung. Durch ihre Motivierung der Unruhen als berechtigte agrarpolitische beschönigt sie sie. Von Exzessen weiß sie nichts, erst in ganz letzter Zeit

hat der „Balt. Wehstn." ein paar (Erlaa, Berkohn, Lasdohn) kühl referiert. Gegen die Nachrichten der deutschen Zeitungen hatte sie aber den Vorwurf, daß es Uebertreibungen und Entstellungen in lettenfeindlichem Sinne seien. Daß der Vorwurf der Uebertreibung und Entstellung grundlos ist, weiß jeder Leser, auch der Lette auf dem Lande, er weiß selbst, daß vieles Arge, was vorkommt, garnicht einmal berichtet worden ist, — der Vorwurf der lettenfeindlichen Gesinnung zündet aber weiter. So verfahren „Balt. Wehstn." und „Apskats" und die anderen, selbst die bessergesinnten Zeitungen drucken das nach und haben kein eigenes Urteil, kein Wort ernster Mahnung. Nur die „Rigas Awise" hat von redaktioneller Seite ein solches gedracht und auch dieses haben sie erst die „Latweeschu Awises" nachgedruckt. Und doch, das lettische Volk ist nicht durchweg infiziert, es ist in seinen Hauptbestandteilen, dem eigentlichen Bauern, sei es Wirt oder Knecht, zum großen Teil noch gesund. Es fehlen ihm nur Leute, die seinen Mut anregen und stärken. An einzelnen Stellen (Fehteln, Kalzenau) hat es sich schon bewiesen und bewahrt. Wäre es nicht Aufgabe der gesamten lettischen Presse, mannhaft aufzutreten und das revolutionäre Treiben zu brandmarken? Was soll die Antwort: wir können nicht helfen? Nicht den Deutschen soll geholfen werden, sondern dem eigenen Volke. Es zu stärken, daß es diese Krisis überwindet, — das wäre seine Ehrenrettung.

28. Mai. Warwen (Kurland). Eine große Maschinenriege des dem wirkl. St.R. Golowin gehörigen Gutes wird durch Brandstiftung eingeäschert.

29. Mai. Festen (Livland). Nach Beendigung des Gottesdienstes ertönte plötzlich ein schriller Pfiff und es erklang nach einer bekannten Choralmelodie ein Lied revolutionären Inhalts. Der Pastor Karl Stoll verließ die Kirche, draußen trat ihm ein Haufe völlig fremder Leute mit einer Fahne entgegen und verlangte, daß er ihnen die Fahne voraus trage. Der Pastor weigerte sich, worauf der Anführer der Bande ihn mit geballten Fäusten vor die Brust stieß. Dieses war das Signal für die Horde, die nun auf den Pastor mit Stöcken losschlug, wobei dieser, wie der Arzt konstatiert hat, 22 Verletzungen durch Stockhiebe am Kopf und übrigen Körper erlitten hat. Sie rissen ihm die Mütze vom Kopf und warfen ihn durch einen Fußtritt zu Boden. Nachdem sie ihn so bis auf die Landstraße gezerrt hatten und dann ihr Verlangen wiederholt, was Pastor Stoll standhaft verweigerte, steckten sie ihm die Fahne hinter Rock und Talar auf den Rücken und zogen so mit ihm zum etwa ½ Werst entfernten Kirchhof, bis an das Grab eines in Gorki bei den jüngsthabten Unruhen Erschossenen.

Kurz vor dem Richtblock zogen sie die Fahne heraus und zwangen den Pastor, indem sie seine Hände fest um die Fahnenstange drückten, die schwarz-weiße Fahne zu tragen. Zuletzt ließen sie die Hände los und der Pastor mußte dann vollständig entblößt bis zum Grabe mit. Nachdem sie dort noch eine rote, mit Gold gestickte Fahne, die von der Horde im Zuge mitgetragen worden war, neben dem Grabe aufgepflanzt hatten, stellten sie daselbst an den Pastor Forderungen, Dumpfbolen und Pöchter betreffend, und verlangten das Ehrenwort des Pastors, über diese Vergewaltigung in der Kirche nicht zu sprechen, worauf der Pastor sagte, daß er in der Kirche Gottes Wort predige und nicht über seine Person rede. Darauf entließen sie ihn.

Diesen Vorgängen sah die Festentsche Gemeinde zu, ohne den geringsten Versuch zu machen, ihren Seelsorger den Mißhandlungen zu entziehen. Aus der Menge soll einigemal der Ruf: Glahbeet, glahbeet muhn unsiztapp (tottet, tottet unsern Pastor) erklungen, aber vollständig verklungen sein. Dagegen haben junge Mädchen applaudiert und Bravo gerufen. In der Horde hat man Personen bemerkt, die man an ihren Mützen als Schüler höherer Lehranstalten erkannt hat.

29. Mai. Libau. Dem Leiter der Maschinenfabrik „Phönix“ wird eine Stinkflasche durchs Fenster in die Wohnung geworfen.

29. Mai. Rouneburg (Livland). Unruhen bei der Kirche, die nach früherem Muster (vergl. 17. April, 1. Mai) von einer revolutionären Bande inszeniert werden sollen, werden durch das energische Auftreten der Polizeibeamten, die von ihrer Waffe Gebrauch machten, und der Kosaken, die aus dem nahen Wäldchen unerwartet hervorbrachen, unterdrückt.

30. Mai. Riga. Streik der Telephonbeamten.

30. Mai. Libau. Der Polier Kobober der Baufirma Ruge wird durch zwei Schüsse schwer verwundet. Der Attentäter entkam.

30. Mai. Rouneburg-Neuhof. Die mit ihnen von auswärts gebrachten Flinten und Revolvern bewaffneten Knechte, denen sich auch das übrige Dienstpersonal und ein Teil der Gesindewirte bewaffnet anschließt, umzingeln das Herrenhaus, erpressen unter Drohungen in gewaltsamster Weise Lohn und andere Zugeständnisse. Infolge dieses räuberischen Verhaltens seiner Leute, von denen ein Teil schon viele Jahre sich im Dienste befindet, sieht sich der Besitzer von Neuhof, Herr von Pander, ein weit und breit im Rufe eines humanen und freigebigen Gutsherrn stehender Mann, veranlaßt, das Gut mit seiner Familie zu verlassen.

31. Mai. Lindenruh. Eine Deputation der Pächter des Gutes Lindenruh im Rigaschen Patrimonialgebiet begibt sich um diese

Zeit nach Petersburg, um einige Erleichterungen in den Pachtverhältnissen zu erwirken. U. a. fordern die Pächter eine Verlängerung der Pachtfrist von 30 auf 100 Jahre u. dergl. — Es gibt im ganzen 1500 Pächter auf dem Gute. Sie haben zu dem zum Zweck gemeinschaftlich ca 800 Rbl. durch freiwillige Spenden gesammelt, welche Summe die Unkosten für die Deputation decken soll. Die Pächter haben in den Ausschuß 40 Mann gewählt, welche ihrerseits wieder eine Deputation aus 10 Mann entsetzt haben.

31. Mai Selsau (Livland). Die Wohnung des griechisch-orthodoxen Priesters und das Opfer einer Brandstiftung.

Juni.

1. Juni. Libau. Als Pastor Goldberg am Nachmittag um 6 Uhr im Neu-Ubauschen Bethause den Konfirmationsunterricht erteilte, stürzten 10 Mann in Arbeiterkleidung in das Gotteshaus und bedrohten mit einem vorgehaltenen Revolver den Kirchenvormund Lauder, der ihnen entgegentrat und sie bat, den Kinderunterricht nicht zu stören. Den Kirchenvormund beiseite schiebend, warfen sie sich auf Pastor Goldberg, den sie mitten im Bethause mit Stuhlbeinen niederschlugen und mißhandelten. Die erschreckten Konfirmanden zerstoben nach allen Richtungen. Inzwischen requirierte der inzwischen aus dem Bethause entkommene Lehrer Hilfe gegen die Kirchenschänder in der daneben gelegenen Feuerwehrstation, aber mit negativem Erfolge, da ein daselbst von ihm angetroffener Feuerwehrmann die erbetene Hilfe mit der lakonischen Bemerkung „kas mau par dalu" (Was geht's mich an) rundweg ablehnte. Als die darauf von Lauder von der Polizei telephonisch erbetene Hilfe (Revieraufseher Garote und ein Schutzmann mit Militär) im Laufschritt in dem Bethaus anlangte, hatten die Räuber schon das Weite gesucht und nur der am Kopfe schwer verwundete, blutüberströmte Pastor Goldberg in halb bewußtlosem Zustande aus dem Bethause nach seiner Wohnung geschafft worden.

2. Juni. Livland. Das livl. Konsistorium hat wegen Störungen des Gottesdienstes und Vergewaltigung der Prediger die Schließung der Kirchen zu Lasdohn, Kalzenau, Fehteln und Festen angeordnet.

2. Juni. Libau. Der Arbeiterstreik nimmt größere Dimensionen an. Auf fast sämtlichen Fabriken in Alt- und Neu-Libau wird gestreikt. Arbeiter durchziehen die Straßen und erzwingen die Einstellung der Arbeit. Nachts dringt eine Schar junger Leute aus dem Arbeiterstande in das Udrissche Haus

in Neu Libau ein, mißhandelt die Hausbewohner, demolirt die Möbel, Betten und Kisten, trägt das zertrümmerte Hausgeräth in einem Zimmer zusammen und zündet es an. Die Feuerwehr lokalisirt zwar den Brand in kürzester Zeit, aber sie wird mitten in der Arbeit von dem zahlreich versammelten Pöbel in den Löscharbeiten gestört und gewaltsam am Weiterarbeiten gehindert. Die Löschmannschaft muß mit der Spritze abrücken und die am Brandplatz zurückgebliebene Brandwache bei ständigen Feuerwehr ist gezwungen mit Einem das in den Zimmern noch weiter glimmende Feuer zu löschen

2. Juni. Reval. Eine Menge von 500 Arbeitern, unter ihnen eine große Anzahl Frauen, sammelt sich im Hofe der chemischen Fabrik von Rich. Meyer und verhindert jede Arbeit, spannt die Pferde aus und beginnt „die Feinde" mit Steinwürfen. Da in der letzten Zeit die Streiks sich immer von neuem wiederholt hatten, entschließt sich die Fabrikleitung alle Arbeiter zu entlassen und die Fabrik zu schließen.
3. Juni. Rigo. Auf dem alten Lagerplatz überfällt eine Bande von etwa 10 Mann einen Nachtwächter, entreißt ihm den Revolver und verletzt ihn durch Schläge schwer.
3. Juni „In den Arbeiterverhältnissen der Provinz" — so schreibt warnend die „Düna Ztg." — „dürften wieder schwerwiegende Unruhen zu erwarten sein. In verschiedenen kleinen Städten den Anfang nehmend, soll der von Petersburg und Moskau anbefohlene Generalstreik wiederum den Zweck haben, die bürgerliche Gesellschaft in Schrecken und Unruhe zu versetzen. In bemerkenswerter Weise hat diese Bewegung, vor der wir auch unsere industrielle Welt warnen möchten, in Libau den Anfang genommen, wo bereits Zustände herrschen, die jeder Beschreibung spotten. Fast alle großen Fabriken sind in den Ausstand getreten. In großen Zügen ziehen die Arbeiter revolutionäre Lieder singend durch die Stadt. Sogar der Bahnverkehr ist zeitweilig gehemmt, nachdem die Arbeiter teils freiwillig, teils durch Gewalt veranlaßt, sämtliche Werkstätten verlassen haben. Die Ortspolizei ist bei ihrem geringen Bestande vollständig ohnmächtig. Zur Illustrierung der Verhältnisse diene der Umstand, daß die Stadt mit fremden Gerüchten überschwemmt ist, die revolutionäre Reden halten und die Arbeiter in eine Erregung versetzt haben, die das schlimmste befürchten läßt. Der Polizeimeister Baron Wietinghoff Scheel ist mehreren Attentaten glücklich entgangen, hat aber keinen einzigen Detektiv zu seiner Verfügung."
5. Juni. Lennewarden (Südlivland). Tumult in der Kirche. Nachdem am ersten Pfingstfeiertag Propst Zimmermann die Predigt beendet hatte, betrat ein junger Mensch

die Kanzel und begann eine Rede sozialistischen Inhalts. Unterdessen wurde der Küster von einigen Individuen daran gehindert, die Orgel zu spielen. Der anwesende Verwalter des Gutes Lennewarden, Baron Huene, suchte als Vertreter der Gutspolizei sich durch die die Kanzel dicht umgebende Menge zu drängen, um den Redner zu hindern, während Propst Zimmermann das Schiff der Kirche zu gewinnen suchte, um dem Redner Schweigen zu gebieten und die Gemeinde aufzufordern, keinen Unfug im Gotteshause zu dulden. Der junge Mann verließ die Kanzel und verschwand mit einem Teil der Anwesenden aus der Kirche. Ein Teil der Zurückgebliebenen stürzte sich mit Knütteln und Stöcken auf Baron Huene und dessen Bruder. Es entstand ein Handgemenge, Stoßen und Schlagen mit Stöcken und Knütteln. In diesem Tumult wurde Baron Huene nicht unerheblich am Kopf verletzt und stürzte blutverlaufen zu Boden. Den vereinigten Bemühungen des Propstes Zimmermann und des inzwischen erschienenen Kirchenvorstehers Herrn v. Wulf gelang es, die sehr erregte Menge zum Verlassen der Kirche zu bewegen. Vor der Kirche gab es noch ein wildes Reden und Schreien, dann zog die Menge unter Absingung eines revolutionären Liedes und unter Voranfragung einer großen roten Fahne mit weißer Inschrift zum Gemeindehause. Die Zahl der aktiven Manifestanten wurde auf etwa 50 geschätzt, darunter sollen gegen 15 Fremde, die übrigen aber Gemeindeglieder gewesen sein. Ein Teil der Manifestanten hatte sich mit Masken und falschen Bärten unkenntlich gemacht.

5. Juni. Mitau (Südlivland). **Tumult in der Kirche.** Am ersten Pfingstfeiertag, als während des Gottesdienstes das Predigtlied begonnen hatte, stürzten mehrere junge Leute, darunter ein Schüler und ein Polytechniker (in Uniform), in die Sakristei und forderten in lettischer Sprache von Pastor Schilling, daß er ihnen seinen Talar abtrete. Auf seine Weigerung forderten sie erregt das Versprechen, er solle in der Kirche nicht sprechen zu Gemeinde. Als auch das abgelehnt wurde, zogen mehrere von ihnen Revolver aus der Tasche und drohten zu schießen, wenn der Pastor den Versuch machte, die Sakristei zu verlassen. Mit Gewalt bemächtigten sie sich eines lettischen Neuen Testaments und stürmten unter Zurücklassung des Polytechnikers, der mit dem Revolver in der Hand an der Tür stand und diese über eine halbe Stunde lang verperrte, in die Kirche hinein, wo unterdessen der Gemeindegesang ein Ende gefunden hatte. Einer aus der bewaffneten Bande bestieg die Kanzel und hielt nach Verlesung einer Schriftstelle (!) eine revolutionäre Rede, während seine Genossen mit Waffen in

den Höuden in den Göngen der Kirche umhergingen und drohten, sie würden bei dem geringsten Versuch des Widerstandes schießen. So blieb der größte Teil der Gemeinde samt den zwei Landjandarmen (!) ihnen und hörte die Rede an, bei der den Schluß samt Beifallsrufe und Händeklatschen ertönten. Draußen knallten die Revolver, drinnen veranstaltete man eine Geldsammlung und sang revolutionäre Lieder nach kirchlichen Melodien, deren Text vorgesprochen wurde. — Als die Menge sich anschickte unter Entfaltung von roten Fahnen aus der Kirche zu ziehen, verließ der Polytechniker seinen Posten. Die Demonstranten aber zogen, den Ausschuß der Gemeinde verlangend, unter Gesang und Schüssen zum Schloß Ritau.

Der Verwalter des Gutes wurde aus seiner Wohnung geholt, ihm ein Revolver auf die Brust gerichtet und an ihn die Forderung gestellt, Ritau in zwei Wochen zu verlassen, widrigenfalls sie andere Mittel gegen ihn anwenden würden. Darauf wurde wieder „Hurra" gerufen und ein revolutionäres Lied nach kirchlicher Melodie angestimmt, dann ging der Zug zum Schloß selbst.

Der Besitzer von Schloß Ritau Graf Stenbock-Fermor in Begleitung seiner Gemahlin erschien auf dem Balkon. Dem Wunsche des Sprechers der Bande, daß der Graf zu ihnen herunterkomme, wurde nicht Folge geleistet. Darauf stellte der Anführer der Bande seine Forderungen, wie Entlassung des Verwalters, Zugabe von so und soviel Korn an die Halbkörner und anderes mehr. Unter Hinweis der Gründe, weshalb diese Wünsche nicht erfüllt werden konnten, schlug Graf Stenbock alle Forderungen ab. Während dieser Unterhandlungen standen neben dem Redner zwei Leibwächter mit gespannten Revolvern. Die Fahnen wurden von wildblickenden Frauenzimmern getragen. Wieder „Hurra" und Liedergesang, und es ging zum Kruge. Hier wurde das Publikum darüber belehrt, daß sie in den Krug zum Trinken gehen konnten, nur müßte die Monopolbande gemieden werden.

Vom Kruge ging's vors Pastorat, der Pastor wurde herausgebeten, ihm auch gute Lehren erteilt, ihm gelogt, er, der Pastor, hätte bisher seiner Gemeinde anstatt Brot — Steine gereicht, als Andenken hieran und als Symbol stopften sie dem Pastor auch einen Stein in die Tasche. Hierauf zerstreute sich die Menge.

Inni Lubahn (Südlivl.). Tumult bei der Kirche. Am ersten Pfingstfeiertag konnte der Gottesdienst nicht statt finden, weil schon vorher ein revolutionärer Aufzug begann, dem sich ein Teil der bereits in der Kirche versammelten Gemeinde anschloß. Rote Fahnen wurden entfaltet mit den

Inschriften: „Nieder mit dem Kaiser!“ „Nieder mit den Gutsherren!“ „Nieder mit der Geistlichkeit!“ Proklamationen wurden verteilt und Aufrufe verlesen. Pastor Kade ließ die Kirche schließen und begab sich ins Pastorat. Nachdem die viele Hunderte zählende Menge dann zuerst im Gemeindehause und in der Ministerschule die Kaiserbilder demoliert und auf die Straße geworfen, kam sie endlich zum Pastorat, wo der Pastor ihr auf der Veranda entgegentrat. Ein maskierter Führer überreichte ihm einen Zettel mit Forderungen, darunter auch die, er solle sich verpflichten, in Zukunft nicht gegen die Sozialisten zu predigen. Unter Geschrei, Geschimpf und Drohungen wurde eine Unterschrift vom Pastor verlangt, die zu geben er sich weigerte und von der der Führer schließlich Abstand nahm. Darauf wurde er aufgefordert mitzuziehen. Als er sich weigerte, wurde er von einem Haufen, der sich ihm in den Rücken gedrängt, unter dem Ruf „Nun denn mit Gewalt“ von der Treppe hinuntergestoßen und in die Menge hineingerissen. Gewaltsam wurde er auf diese Weise etwa 1 Werst bis zum Hof Ludahn mitgenommen. Dazwischen wurde ihm die Fahnenstange an die Brust gedrückt. Selbst der maskierte Führer, offenbar ein Student des Polytechnikums, stellte sich wiederholt an jene Seite, drohte mit den Fäusten und schrie, es sei eine Schändung der roten Fahne, wenn sie jemand mit Gewalt aufgedrungen würde, desgleichen sei es ein Unrecht, ihn gewaltsam mitzuschleppen. Die Menge gehorchte ihm nicht, er sagte zum Pastor: Sie sehen es selbst, ich kann nichts dagegen tun. Als man bis zum Gutsgebäude gelangt war, trat der Pastor ein und entzog sich der Menge, die nach Erledigung ihres Programms auch dort davonzog.

5. Juni. Ascheraden (Livl.) Tumult in der Kirche. Am ersten Pfingstfeiertag verlief der Gottesdienst ruhig bis zum Schluß der Predigt. Als nun aber Pastor Savary sich anschickte das Kirchengebet nebst Fürbitte für den Kaiser zu halten, riefen drei fremde bis zur Kanzel vorgedrungene Männer ihm unter Hervorziehung von Revolvern zu „Nost u Kejsaru, nost ar patwaldibu“ (Fort mit dem Kaiser, fort mit der Selbstherrschaft). Es entstand ein heftiger Tumult, da eine große Anzahl ebenfalls mit Revolvern bewaffneter Männer sich dem Proteste wider das Kaisergebet anschlossen und den Pastor nicht mehr zu Wort kommen ließen. Die Gemeinde, von den Aufrührern bedroht, fing an die Kirche zu verlassen, wobei ein Teil durch aufgebrochene Fenster flüchtete. Einige gutgesinnte Gemeindeglieder mutmaßten jedoch den von der Kanzel herabgestiegenen Prediger, ließen die Tumultuanten nicht in seine Nähe und geleiteten ihn nach Hause. Der Gottesdienst konnte

nicht zu Ende geführt werden. Draußen wurden dann noch Brandreden gegen die Selbstherrschaft, gegen die Einberufung der Reservisten und gegen die staatliche Volksschulverwaltung gehalten, revolutionäre Lieder gesungen und Kollekten zur Anschaffung von Waffen eingesammelt. Dem Pastor wurde mitgeteilt, daß die Revolutionäre den Gottesdienst nicht hätten stören wollen, das Gebet für den Kaiser aber nicht zulassen würden.

Als der Besitzer von Schloß Römershof Landrat M. von Sivers morgens erfuhr, daß in der Kirche eine Demonstration stattfinden würde, machte er sich mit seinem Verwalter und einigen Hofleuten auf, um Ausschreitungen zu verhindern. Als er bei der sechs Werst entfernten Kirche ankangte, war die Kirchenstörung jedoch bereits vor sich gegangen.

5. Juni. **Grünhof** (Kurland). **Tumult in der Kirche.** beim Verlesen des Predigttextes am ersten Pfingstfeiertag erschienen in der Kirche fünf mit dicken Knütteln und Revolvern bewaffnete Leute und postierten sich in auffälliger Weise neben der Kanzel, verhielten sich aber während der ganzen Predigt und des Kanzelverses völlig ruhig. Im Moment jedoch, wo der Pastor im Kirchengebet den Namen des Kaisers nannte, brach ein wildes, ohrenbetäubendes Gegrohl aus: „Koll ar Keisaru! Koll ar patwaldibu!“ (Nieder mit dem Kaiser! Nieder mit der Selbstherrschaft!) und die rote Fahne wurde im Altarraum entfaltet. Der Organist, welcher das lang andauernde Gekrei durch Orgelspiel zu übertönen beabsichtigte, wurde unter Drohungen daran verhindert. Nun begann einer der Revolutionäre, neben der roten Fahne stehend, mit lauter Stimme eine Hetzrede. Zugleich sprang ein anderer mit vorgestrecktem Revolver auf die Kanzel und forderte den Pastor G. Seesemann, welcher die ganze Zeit über ruhig oben geblieben war, auf, sofort herunterzukommen. Auf dessen Weigerung, er werde von seinem Platz nicht weichen, richtete er den Revolver gegen ihn und sagte: „Geh hinunter oder ich schieße.“ „Schieß!“ antwortete der Pastor. Der Mann schoß nicht. Er entfernte sich, nachdem er vergeblich versucht hatte, den Pastor herunterzuzerren. Da sprangen drei andere auf die Kanzel und nun entspann sich ein Ringen zwischen ihnen und dem Pastor, welcher mit beiden Armen das Kanzelpult umklammert hatte und es ungeachtet der Schläge, die auf Kopf und Schultern fielen, nicht losließ. Da schlugen sie ihm die Füße unten weg, der Pastor brach zusammen und dann stießen sie ihn die Kanzeltreppe herunter. Alles dieses war von Schmähungen unflätigster Art begleitet. Unten postierte sich einer als Wache neben dem Pastor, bedrohte ihn

beständig mit dem Revolver und verbot ihm wegzugehen widrigenfalls er ihn erschießen würde. Darauf bestieg der schon erwähnte Redner die Kanzel zu einer längeren schmutzigen Rede, in der er die Gemeinde mit großer Zungenfertigkeit gegen den Kaiser und jede bestehende Ordnung aufhetzte. — Inzwischen hatte man die Gulspolizei benachrichtigen können und in diesem kritischen Augenblick erschienen als Retter der Verwalter, der Doktor und zwei zufällig anwesende deutsche Herren, alle mit Revolvern bewaffnet. Sie umringten den Pastor und konnten ihn durch die Sakristei hinausführen, obgleich mehrere Frauenzimmer ihnen den Ausgang verwehren wollten. Unterdessen hatte man in der Kirche und in der Sakristei Schüsse fallen und mehrere Männer verfolgten die ruhig fortgehenden Herren, indem sie Schüsse abgaben, welche dicht neben dem Pastor vorbeipfiffen. Es wurde ein zufällig daselbst stehender Wagen requiriert, der den Pastor und die Herren unversehrt ins Pastorat brachte. Die Gemeinde in der Kirche, welche sich bis dahin völlig passiv verhalten hatte, mußte die Hetzereien bis zu Ende anhören, da alle Kirchenausgänge bewacht waren. Darauf sangen die Aufwiegler noch in der Kirche revolutionäre Lieder und zogen nach Entfaltung einer zweifelhaften roten Fahne in den Krug, wo Reden gehalten und reiche Kollekten „für Waffen" unter steter Bedrohung durch Revolver gemacht wurden. Schließlich verschwand die Menge im Holzumbergschen Walde, der gleich darauf zu brennen anfing.

5. Juni. Durben (Kurland). Tumult in der Kirche. Am ersten Pfingstfeiertag, als Pastor Dezne in der Kirche nach der Predigt das Gebet für den Kaiser zu sprechen begann, rief jemand aus der Gemeinde: „Du Lügner, verlaß sogleich die Kanzel." Als Pastor Degne das Gebet fortsetzte, trat ein fremder Mann auf die Kanzel und verlangte, ihn mit einem Revolver bedrohend, daß er sofort die Kanzel verlasse. Pastor Dezne gab dieser Drohung nach und forderte vom Altar aus die Gemeinde auf, ein geistliches Lied zu singen, um zu verhindern, daß die Rede des Eindringlings vernommen werde. Als sich der Mann auf der Kanzel in seinem Vorhaben gestört sah, verließ er die Kanzel und trat am Altar an den Pastor heran und drohte ihn zu erschießen, wenn er nicht die Kirche verlasse. Pastor Dezne verließ nun die Kirche und begab sich in die Sakristei und von dort in ein benachbartes Haus. Die Frauen in der Durbenschen Kirche leisteten dem Pastor während des Vorgangs Schutz dagegen verhielten sich die Männer passiv. Die Gemeinde verließ nun die Kirche. Auf dem Kirchenplatz trat der Ordnungsmann den Tumultuanten entgegen, wurde aber von ihnen umringt und mit Gewalt am

wuffnet. Darauf stieg der unbekannte Mann, der in der Kirche den Aufruf verübt hatte, auf einen Wagen, zwei andere unbekannte Leute entfalteten zwei rote Fahnen und der Mann auf dem Wagen hielt eine revolutionäre Rede an die Menge. Alsdann begaben sich die Anwesenden, ca. 300 Personen, unter Aufführung des Redners und der zwei Fahnenträger durch den Flecken Duben zum Hause Freiberg, woselbst wieder Reden gegen die bestehende Ordnung unter nunmehr drei entfalteten roten Fahnen gehalten und eine Kollekte zum Ankauf von Waffen veranstaltet wurde. Vorher waren, um zu verhindern, daß die Polizei und das Militär in Grabin und Hasenpoth benachrichtigt werden konnte, die Telephondrähte durchschnitten und mehrere Telephonposten umgebrochen worden. Aus diesem Grunde konnte der Dubensche Ortsvorsteher Ruser die Polizei erst von der Station Leegen aus benachrichtigen und die Hilfe aus Grabin traf daher zu spät ein, da die Urheber des Vorfalls bereits von ihrem Eintreffen gewußt waren. Es gelang jedoch einige der Teilnehmer zu ermitteln.

5. Juni. Edwahlen (Kurl.). Tumult bei der Kirche. Der Gottesdienst am ersten Pfingstfeiertag war ohne Störung verlaufen. Als dann aber die zahlreiche Gemeinde die Kirche verlassen hatte, trat plötzlich ein junger Mann auf, der mit lauterster Stimme rief: „Nost ar patwaldibu! Nost ar policiju! Brihwiba! Brihwiba!“ (Fort mit der Selbstherrschaft! Fort mit der Polizei! Freiheit! Freiheit!), wobei er, unterstützt von seinen Komplizen, Hurra schrie und revolutionäre Proklamationen unter die Menge warf. Außerdem schwenkte er eine rote Fahne, auf der mit großen Buchstaben aus Silberpapier aufgenäht die Worte standen: „Nost ar patwaldibu! Lai dsihwo tautas brihwiba! Nost ar kapitalismu, lai dsihwo sozialismus!“ (Fort mit der Selbstherrschaft, es lebe die Volksfreiheit! Fort mit dem Kapitalismus, es lebe der Sozialismus). — Er hatte jedoch keinen Erfolg. Die versammelte Gemeinde stob eilig auseinander, während eine Anzahl herzhafter Männer, an der Spitze der Landgendarm, auf den Agitator losstürmte, um ihn zu greifen. Dieser zog seinen Revolver, zielte in unmittelbarer Nähe auf den Landgendarmen und drückte dreimal ab, alle drei Mal versagte der Revolver jedoch. Nun suchte er zu entfliehen, wurde aber sofort zu Boden geworfen und ergriffen. Er gab nun, aus Trotz zu stammen und bisher das Rigasche Polytechnikum besucht zu haben. Man fand bei ihm ein Papier mit dem Stempel in lettischer Sprache: „Windauisches Sozialistisches Komitee. Aktions-Abteilung.“ Der arretierte Agitator wurde durch hingeschickte Dragoner in's Goldingensche Gefängnis eingeliefert.

5. Juni. Setzen (Kurland). Tumult in der Kirche. Während des Gottesdienstes kurz vor der Predigt am ersten Pfingstfeiertag bestieg ein Revolutionär die Kanzel und begann eine Rede zu halten; jedoch kam er nicht weit. Ein Student des Rigaschen Polytechnikums, Sch., der Sohn des dortigen Küsters (welcher später aus Rache erschossen wurde) trat hinzu und rief ihm zur: Herunter, herunter von der Kanzel! Unter Drohungen, schießen zu wollen, tat jener das auch. Inzwischen versuchten einige seiner Komplizen, alle mit Revolvern bewaffnet, die erschreckt aus der Kirche strömende Menge zurückzuhalten. Dann machten sie sich davon, indem sie mehrere Schüsse abgebend, in ein Roggenfeld zu entkommen suchten. Einer wurde eingeholt und arretiert, doch wurde einer von den Verfolgern am Knie durch einen Revolverschuß schwer verwundet.

5. Juni. Libau. Im Gasthaus „Manopal" wird ein Mann verhaftet, bei dem ein Dolch mit der russischen Aufschrift „Tod den Feinden" gefunden wird.

5. Juni. Windau. Auf einigen benachbarten Gütern finden Demonstrationen statt, die jedoch keine größeren Dimensionen annehmen.

5. Juni. Salgalu (Kurl.). Am ersten Pfingstfeiertag kommt es in der Kirche zu revolutionären Demonstrationen. Es werden Proklamationen verteilt und ein Umzug veranstaltet.

6. Juni. Angermünde (Kurland). Tumult vor der Kirche. Am zweiten Pfingstfeiertag vor dem Beginn des Eingangsliedes forderte plötzlich am Eingang zur Kirche eine laute Stimme die Gemeinde auf, das Gotteshaus zu verlassen und draußen anzuhören, was ihr mitgeteilt werden würde. Zugleich wurde dem auf dem Orgelchor anwesenden Landgendarmen von vier unbekannten Männern der Säbel entrissen, die Uniform zerfetzt und er selbst trotz heftiger Gegenwehr aus der Kirche hinausgetragen. Vor der Kirche wurde darauf eine große rotseidene Fahne entfaltet, die die goldgestickte Inschrift trug: „Nost at patwaldibu! Lai dsihwo politiska brihwiba". (Nieder mit der Selbstherrschaft! Es lebe die politische Freiheit!) Ein Redner bestieg den die Kirche umgebenden Steinwall, stimmte nach der Melodie „Ak Jeruzalemes wahdes" ein Lied revolutionären Inhalts an, dessen Text die sich um ihn sammelnde Menge den in Massen verteilten Flugblättern entnehmen konnte. Darauf folgte eine Drohrede gegen den Besitzer und die gesamte Verwaltung des Gutes Popen, ein Schuß wurde abgefeuert gegen einen unbekannten Mann, der nach Aussage einiger Leute die ganze Szene photographieren wollte.

Unterdessen hatte die sehr zahlreich in der Kirche versammelte Gemeinde eine unbeschreibliche Panik erfaßt. Ein großer

Teil der Leute floh durch die Fenster ins Freie, ein andrer Teil durch die Sakristei. Als der Pastor, Th. Bernewitz, endlich in das Schiff der Kirche treten konnte, nachdem alle seine Bitten um Ruhe und um Verbleiben in der Kirche vergeblich gewesen waren, fand er nur noch etwa 20 Leute vor, eine Schar von etwa 100 Menschen hörte unterdessen die Reden vor der Kirche an, ein großer Teil aber floh in Wagen und zu Fuß nach Hause. Da die Kirchenbeamten vollkommen von Furcht benommen waren, stimmte der Pastor selbst, in der Mitte der Kirche stehend, das Eingangslied an. Die Tumultuanten verließen nun unter Vorantragen einer roten Fahne den Platz vor der Kirche und zogen in den nahegelegenen Wald. Dort wurden weitere Reden gehalten und eine Kollekte zum Ankauf von Waffen vermittelt. Die Aufstifter der Unruhen, ca. 11 Personen, schienen aus Doubangen und von der Station Ugahlen gekommen zu sein. Sie waren alle mit Revolvern und teilweise mit kurzen Buchsflinten bewaffnet. — Der Gottesdienst, zu dem sich schließlich gegen 400—500 Gemeindeglieder wieder eingefunden hatten, verlief demnächst ungestört.

8. Juni. Libau. In allen Fabriken, mit Ausnahme der vorm. Bockerschen Stahlwerke, ist die Arbeit wieder aufgenommen. — Mehrere Tschallen und Privatwohnungen werden von streikenden Fabrikarbeitern und andern Tumultuanten demoliert.

9. Juni. Libau. In der Nacht werden mehrere Freudenhäuser und die Fenster an den Wohnungen zweier Revolverhelden, sowie einige andre Privatwohnungen demoliert.

9. Juni. Lasdohn (Südlivland). Nachts werden von unbekannter Hand an den Kirchenwänden revolutionäre Inschriften mit Oelfarbe angebracht und einige Tage später, 11. Juni, das Altarbild und die Altardecke zerschnitten, die Orgel zum Teil zertrümmert und Silberzeug geraubt.

10. Juni. Ueber die Zustände im Wendenschen Kreise berichtet ein in der „Düna-Ztg." (Nr. 123 vom 10. Juni) veröffentlichter Brief aus dem Ronneburgschen. Der Wendensche Kreis zeichnet sich besonders aus. „Ich erinnere an die Vorgänge in Erlaa, Versohn, Lasdohn, an die Vorgänge auf der Zufuhrbahn Stockmannshof-Marienburg, endlich an die Revolutionierung der Gegend zwischen Wenden bis nach Serben und weiter, bis nach Neu-Pebalg, durch Ronneburger Bauern, die die ganze Gegend terrorisierten und in Aufruhr versetzten und in ganzen bewaffneten Scharen sich auf die Nachbargüter begaben, um dort Streiks zu erzwingen, den Sturz der Regierung, die Vertreibung der Gutsbesitzer, die Verteilung aller Güter an das Proletariat predigen, auf

den Straßen die Reisenden überfallen, die Landgendarmen vertreiben und bedrohen. Einer der Spitzführer ist auch ein Nonneburgscher Schneider, der sich besonders als Redner auszeichnet und in gefährlichster Weise gegen die Regierung und die besitzenden Klassen hetzt. Die Organisation der Revolutionäre ist eine sehr straffe, und solange die Spitzführer der Nonneburgischen Banden nicht verhaftet sind, die ihre verbrecherische Tätigkeit am hellen Tage, in Gegenwart von ganzen Gemeinden, entfalten und nur dann einstellen, wenn sie durch ihre Spione vom Erscheinen von Militär benachrichtigt werden, was stets prompt und rechtzeitig geschieht, werden die Verhältnisse sich nicht bessern. Erscheint Militär auf den mit Ueberfallen bedrohten Gütern, so wird rechtzeitig Order gegeben, die für diesen Tag festgesetzte revolutionäre Demonstration zu unterlassen und man überfällt andere Güter, wo sich kein Militär befindet. Von Gehöfte zu Gehöfte wird diese Order durch Boten, die zum Teil mit Velozipeden versehen sind, verbreitet. Die Agitatoren erscheinen dann nicht und die zum Gottesdienst erschienenen Leute verhalten sich wenigstens äußerlich ruhig, abgesehen von Hohnreden, so daß man ihnen gesetzlich nicht beikommen kann. Um so ärger geht die Agitation über los, sobald das Militär zurückgezogen ist und da es unmöglich ist, daß es stets rechtzeitig dort erscheint, wo wiederum revolutionäre Manifestationen im stillen vorbereitet sind, so finden solche dann dort statt, wo es unmöglich war, rechtzeitig Militär hinzubeordern. . . Nur Verhaftungen und Abtransportierung nach Kriegsrecht, sowie Stationierung von mehr Militär für längere Zeit in den unruhigen Gemeinden, und zwar für deren Rechnung, sowie *energisches Einschreiten des Militärs können da eine durchgreifende Abhilfe gewähren*. In den Landgemeinden die Radelsführer zum großen Teil bekannt sind, wenigstens bekannt sein müßten, von denen sie zu selbst bedroht und am hellen Tage zur Flucht gezwungen werden, so müßte es doch möglich sein, diese äußerst gefährlichen Subjekte hinter Schloß und Riegel und vors Kriegsgericht zu bringen. Die Zustände, zu denen die ganze Gegend um Nonneburg herum jetzt gelangt ist, spotten aller Beschreibung. Auf den Landstraßen werden harmlose Reisende — von gröbsten Beschimpfungen will ich schon garnicht reden — von Banden mit Knüttteln, Flinten und Revolvern bewaffneter, meist jüngerer Leute, die aus Nonneburg kamen und durch arbeitsscheue Taugenichtse und aus den Gefängnissen entlassene Strafinge verstärkt wurden, überfallen und mit Schüssen begrüßt . . . Am Abend und im Dunkeln unbewaffnet in der weiten Umgegend von Nonneburg zu fahren, ist geradezu un-

möglich gewonnen, und bei jeder Fahrt riskiert man sein Leben. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die von Romneburg her systematisch betriebene Revolutionierung der ganzen Umgegend leider bei der Landbevölkerung einen sehr fruchtbaren Boden findet und sich immer weiter verbreitet und verbreiten wird. Hier helfen jetzt nur fortgesetzt strengste Maßregeln. Die Revolutionäre rechnen richtig, indem sie in erster Linie auf die schlechtesten Instinkte der unteilsamen Menge spekulieren und ihre Begehrlichkeit entfachen. Der Menge wird die Vertreibung der Gutsherren und Verteilung von deren Hab und Gut und den Knechten unmögliche Lohnerhöhung versprochen. Kurz, jeder soll erhalten, was sein Herz nur begehrt, natürlich nur auf Kosten der Gutsherren, die alles bezahlen müssen, denen niemand mehr Zahlungen leisten soll und die man trotzdem noch vertreiben muß! So wird dem Volke ein Geist räuberischer Erpressungswut eingeflößt, der zu den gegenwärtig bei uns im Wendenschen Kreise herrschenden anarchistischen Zuständen und dem Revolverregime der Romneburgischen Aufwiegler geführt hat und sich unbedingt in noch weit schlimmeren Vorgängen entladen wird, als denjenigen, die bisher passiert sind.

Will man heilen, so muß aber eine offene Sprache geführt, offen gesagt werden, daß die Gefahr der revolutionären Bewegung von Anbeginn an vollständig verkannt und ihr mit ungenügenden Mitteln und in unrichtiger Weise mit großer Schonung entgegengetreten worden ist. In zwölfter Stunde muß radikale Umkehr gehalten werden!"

11. Juni. Libau. Tumult in der Synagoge. Als der Vorbeter der großen Synagoge das Gebet zur den Kniet zu sprechen begann, betraten etwa 10 fremde Juden das Gotteshaus und verlangten von ihm, daß er das Gebet abbreche. Als der Vorbeter sich gegen dieses Ansinnen auflehnte, entrissen ihm die Tumultuanten unter Verunglimpfungen die Tora und stießen ihn vom Betpult, das nunmehr einer der ihrigen bestieg. Gleichzeitig wurden von der Frauenabteilung aus Proklamationen aufrührerischen Inhalts in den Betraum hinabgeworfen. Die Entweihung der Synagoge durch eine revolutionäre Rede verhinderte die Gemeinde selbst dadurch, daß sie sofort das Gotteshaus verließ. Darauf verschwanden auch die Demonstranten, von denen keiner verhaftet werden konnte.

11. Juni. Riga. In der Revaler Straße wurde abends ein Schutzmann überfallen, entwaffnet und mit seinem eigenen Säbel verwundet.

11. Juni. Serben (Livl.). Auf den Direktor der Ramkauschen Puppenfabrik, A. Poetter, der nachts auf der Heimfahrt

aus Wenden begriffen war, wird aus dem Hinterhalt geschossen; der Schuß ging jedoch fehl.

12. Juni. Laudohn (Südliol). Tumult in der Kirche. Am 12. Juni sollte in der Laudohnschen Kirche die Aufnahme von 34 Personen griechisch-orthodoxer Konfession in die lutherische Gemeinde stattfinden. Zu der neuen, außergewöhnlichen Feier waren zahlreiche Kirchenbesucher erschienen. Kaum aber hatte Pastor emer. Th. Doebner sen., der für den auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Pastor Awot vikarierte, die Predigt begonnen, als man draußen von einem starken Chor den Gesang eines revolutionären Liedes hörte. Eine Panik ergriff einen Teil der Gemeinde und er strömte hinaus. Der Pastor, der während dessen eine Pause gemacht hatte, ließ die Kirchentüren schließen, und nachdem er die noch anwesende Gemeinde zur Furchtlosigkeit ermahnt hatte, ließ er das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" anstimmen. Aber die Kirchentüren taten sich wieder auf, und nach derselben Melodie einen revolutionären Text umfingend, drangen etwa 300 Personen, viele mit großen Knütteln in den Händen, in die Kirche und füllten den mittleren Gang bis zum Altar und Kanzelaufgang. Als Stille eintrat, forderte der Pastor, da zum Anhören der Predigt die Sammlung fehlte, die Gemeinde auf, wenigstens den Gemeindegliedern, die die Gemeinde um Fürbitte gebeten hätten, nach ihren Wunsch zu erfüllen, und nannte die Täuflinge. Die Eingedrungenen aber riefen: Herunter von der Kanzel! und lauter und lauter wurde das Gebrüll, so daß der Pastor in die Gemeinde hineinrief, ob denn die Gemeinde nicht diese Störenfriede zu entfernen vermöge. Aus der tobenden Schar ertönte es: Nein! und Herunter! Es hatten sich unterdessen ein paar Damen und eine Bäuerin auf die Kanzeltreppe gestellt und wehrten, der ganzen Gemeinde sichtbar, den Zutritt zur Kanzel. Der Pastor rief wieder. Sind denn keine Männer da? und wieder antworteten die Anarchisten: Nein! Unterdessen hatten je die Damen von der Kanzeltreppe weggezerrt, waren zur Kanzel hinaufgestiegen, bedrohten den Pastor mit ihren Knütteln, faßten ihn endlich und warfen ihn die Treppe hinunter. Unten faßten sie ihn dann an Füßen und Schultern und trugen ihn unter Absingen eines revolutionären Liedes zur Kirche hinaus. Hier wurde er aufgefordert „mitzugehen" und die rote Fahne zu tragen. Als er sich entschieden weigerte, wurde er unter Drohen, Stoßen und Schlagen über den Kirchenplatz und die Straße gezerrt, gezogen und getragen, zuletzt auf dem Rücken liegend durch eine Pfütze geschleift. Da erschallte der (in Wirklichkeit unbegründete) Ruf: Kosaken kommen! Sofort begann die Bande sich zu zerstreuen und ließ den

meisen Pastor liegen, der dann mit Hülfe eines Schulmeisterjohnes, geschunden, mit zerrissenem Talar und zerrissenen Kleidern, ins Pastorat gelangte. Die Gemeinde hatte sich passiv verhalten. Am Ort des Exzesses war weder Polizei noch Militär. Die Tumultuanten gehörten zu einem großen Teil der Kirchengemeinde an, speziell der Odlenschen Gemeinde.

12. Juni. Libau. Auf eine Kosakenpatrouille wird in der Sondstraße eine Bombe geworfen, die jedoch nicht explodiert.

13. Juni. Livland. Das Landratskollegium fordert Vertrauenspersonen in den einzelnen Kirchspielen auf, mit ihren Gutsnachbarn und den Gemeinden darüber zu beraten, in welcher Weise die Kirchen geschützt werden könnten. Die Anfragen bei den Gemeinden haben zum größten Teil einen negativen Erfolg. So beschließt z. B. eine Versammlung der Wirte in Romershof, die Aschenbendsche Kirche, bei der sie eingepfarrt sind, zu schützen, die Aschenbendschen Wirte dagegen, das nicht zu versuchen, da ein Schutz der Kirche undurchführbar sei. Die Wirte von Lennewarden sprechen auf einer Versammlung die Ansicht aus, daß von Beseitigung des Patronatsrechts ein Schutz der Kirche keiner Sympathie begegnen würde, eine in Klouenstein privatim einberufene Wirtsversammlung konstatiert, daß ein Kirchenschutz ohne Militär undurchführbar ist.

13. Juni. Riga. Abends wird auf der Petersburger Chaussee der Polizeiaufseher der Fabrik „Phönix" durch Revolverschüsse ermordet.

13. Juni. Hapsal. Streik der Eisenbahnarbeiter.

14. Juni. Libau. Sechs Leute versuchen nachts einen Schutzmann der Hafenpolizei zu entwaffnen. Der Ueberfall mißlingt.

15. Juni. Praulen (Südlivl.). Eine Kosakenabteilung wird auf dem Marsch von Modohn nach Friedrichsmaide aus dem Hinterhalt, als sie einen Wald bei Praulen passierte, beschossen. Der Offizier Jussow und einige Pferde werden erschossen und ein Kosak verwundet.

15. Juni. Livland. Auf der livländischen Zufuhrbahn wird ein Attentat auf einen Militärzug versucht. Auf der 168. Werst sind Balken über die Schienen gelegt und mit Sand verdeckt. Das Hindernis wurde noch rechtzeitig vom Lokomotivführer bemerkt.

15. Juni. Ludahn (Südlivland). Die aus den Kirchspielen Ludohn und Neuhau einberufenen Reservisten werden von revolutionären, bewaffneten, in den Wäldern kampierenden Banden verhindert, sich der Einberufung zu stellen und mit zerbrochenen Wagen nach Hause geschickt.

ca. 16. Juni. Praulen (Südkwl.). Auf den früheren Prauleuschen Gemeindeältesten, den Kirchenältesten Kominzki, werden nachts 7 Schüsse in sein Schlafzimmer abgefeuert. Er bleibt unverletzt, da zufällig ein Schrank vor dem Bette stand. — Der Gemeindeschullehrer, ein Schwager Kominzkis, findet an der Schultafel die Ankündigung aufgeschrieben, daß er und sein Schwager umgebracht werden würden.

16. Juni. Kokenhusen (Südkwl.). Die Gemeinde beschließt auf einer Versammlung um Schließung ihrer Kirche zu petitionieren.

16. Juni. In Unterkurland finden tagtäglich mehr oder minder umfangreiche, böswillig hervorgerufene Waldbrände statt. Desgleichen häufen sich die Fälle von böswilliger Unterbrechung des Telephonverkehrs.

16. Juni. Libau. Meuterei im Kriegshafen. In der Nacht auf den 16. Juni begann im Hafen eine bewaffnete Revolte. Die hervorgerufene Veranlassung waren Klagen über verdorbenes Fleisch. Sämtliche Marinemannschaften, die im Hafen stationiert sind, brachen in Meuterei aus. Sie eroberten ein mit Waffen und Munition gefülltes Arsenal. Das Landmilitär wurde aufgeboten und es fand eine Reihe von Kämpfen statt. Schließlich zerstreute das Militär die Meuterer und die Ordnung wurde wiederhergestellt.

16. Juni. Lettin und Stomersee (Südkwl.). Ein Haufe von Aufrührern erbricht morgens die Tür des Gutshauses von Lettin; drei Leute dringen hinein, werden aber durch den Anblick eines mit einer Flinte bewaffneten Gymnasiasten zur Flucht veranlaßt. Dann zieht die Bande nach Stomersee. Hier war der Haufe viele hundert Personen stark, Männer, Weiber und auch Kinder, die sich mit Gesang revolutionärer Lieder zum Hause des griechisch-orthodoxen Geistlichen begeben. Sie finden ihn jedoch nicht, da er rechtzeitig hatte fliehen können. Nun wollen sie den alten hinfälligen Schwiegervater des Geistlichen, einen ehemaligen Oberlehrer, zwingen, die rote Fahne zu tragen, je lange aber ob von ihm, als er sich zu schwach dazu erwies. Die Frau des Geistlichen wird nur durch die Fürsprache eines aus der Bande vor Gewalttat gerettet. Dann werden die Heiligenbilder in gotteslästerlicher Weise geschändet, besonders ein Christusbild auf die Straße geworfen und mit Füßen getreten. Von hier zieht der Haufe vor das Gotteshaus, unternimmt jedoch keine größeren Exzesse, da inzwischen Kosaken aus Dusen herbeigerufen waren, die sich bereits ganz in der Nähe befanden. — Das veranlaßte den Haufen auseinanderzugehen.

17. Juni. Alt-Kalzenau (Südliv.). Ausschreitungen von Reservisten. Ein Augenzeuge, A. v. B., berichtet über den Vorgang in der „Düna Ztg.“. „Am 17. Juni sollte der Nachmittagszug mit einer kleinen Schar Reservisten die Station Alt-Kolzenau passieren. Vorher war eine Abteilung Infanterie in Alt-Kalzenau eingetroffen, die zu jedem Zuge zur Bahnstation zu marschieren und sich hier auf etwa 150 Schritt verdeckt zu postieren hatte. Auf der Station selbst sollte nun der Landgendarm sein, der im Notfall das Militär durch ein verabredetes Zeichen herbeirufen konnte. Der mit Birken und Guirlanden geschmückte Zug kam an, aus den überfüllten Waggons drang ein brausender Gesang (eines der bekannten revolutionären Lieder nach der Melodie: „Wachet auf, ruft uns“ usw.), rote Fahnen wurden geschwenkt und Proklamationen en masse aus den Fenstern geworfen. Mein Bruder und ich hatten uns von einigen Mobilisierten der hiesigen Gemeinde verabschiedet und standen an einem Fenster in der Station. Plötzlich erhob sich ein wütendes Geschrei: „Nieder mit den B.....'s, schlagt die Spione tot!“ und die betrunkene Menge der Reservisten und wohl noch mehr ihre Begleiter stürzten aus dem Zuge und suchten die Station zu stürmen. Wir waren in eines der inneren Zimmer der Station geführt worden und warteten hier der Dinge, die da kommen sollten. Eine wilde, tobende, mit Knütteln bewaffnete Menge durchtobte das Stationsgebäude nach uns, zerschlug die Fenster und versuchte mit aller Gewalt die verschlossenen Türen zu sprengen. Der Stationschef, durch einen Teil der Bande gewaltsam verhindert, konnte nicht das Signal zur Abfahrt geben. „Nieder mit den B.....'s!“ klang es immer wütender. Wie lange und ob wir uns überhaupt hatten gegen diese entfesselte rohe Masse verteidigen können, ist zum mindesten fraglich, wir erwarteten jeden Moment die Katastrophe, und daß diese ausblieb, ist wohl nur der Geistesgegenwart einer dritten Person zu danken, die im kritischsten Moment an Stelle des Stationschefs die Glocke erklingen ließ und damit das Signal zur Abfahrt gab. Die Reservisten strömten zum Zuge, die Maschine setzte sich in Bewegung und wir waren gerettet. Es sind seitdem acht Tage vergangen, es sind Zeugen dieser Affäre vorhanden, nun sind bis zum heutigen Tage nicht von der Polizei befragt worden. Das Militär hat sich, da es kein Signal erhielt, in vollkommener Passivität verhalten.“

18. Juni. Estland. Die Gärung unter dem Landvolk, so berichtet die „Rev. Ztg.“, scheint trotz der vereinzelten umstimmigenen Streikversuche doch noch unter der Asche

spitzig stimmen, so daß es vielleicht nur eines geringfügigen Anlasses bedarf, um wieder von neuem hervorzubrechen. In vielen Fällen scheint auch von auswärts ein starker Druck auf das Landvolk ausgeübt zu werden. So wird beispielsweise aus der Wieck berichtet: Auf einem Gute wurden die Landpächter, die kontraktlich einen Teil der Pacht in Arbeit zu leisten haben, zur Kleeernte aufgerufen. Sämtliche Pächter erklärten jedoch, daß sie aus Reval die strikte Weisung erhalten hätten, sich an den Erntearbeiten des Hofes nicht zu beteiligen, widrigenfalls ihnen all ihr Hab und Gut angezündet werden würde. Auf einem andern Gute waren plötzlich zwei fremde Leute erschienen und hatten den auf dem Felde arbeitenden Knechten anbefohlen, sofort die Arbeit einzustellen, ihnen für den Weigerungsfall mit verschiedenen Strafen drohend.

18. Juni. Fickel (Estland). Unruhen von recht erheblichem Umfang. Die Bauern hatten sich zu großen Scharen, welche die Wege einfach absperrten, angesammelt. Frauenzimmer und als solche verkleidete Männer machten den Versuch, den Landgendarmen und den Verwalter „in den Sack zu stecken“. Das wurde verhindert, doch mußte sich die Polizei zurückziehen, wobei einige 40 Revolverschüsse gewechselt wurden. Im Gutshause wurde die Menge von den besseren Elementen vor Gewaltthätigkeiten, Abdeckung des Daches usw. zurückgehalten. Dem Schreiber wurden die Forderungen, die vor allem auf Erlaß aller Restanzen und Pachtermäßigung hinausliefen, diktiert. Der Ruf „die Kosaken kommen“ ließ die Leute dann auseinanderlaufen, und als 17 Mann Kosaken einrückten, fanden sie alles ruhig. Die Unruhe unter der Bevölkerung dauert jedoch einige Zeit an.

20. Juni. Libau. Eine Volksmenge zieht lärmend und einzelne Revolverschüsse abfeuernd umher, auf dem Johannisplatz wird sie durch Schutzleute zerstreut und einige Anführer verhaftet.

21. Juni. Römershof. Nach einem privaten Bericht ist „die ganze Bevölkerung der Umgegend so erregt und entweder von Furcht gebannt oder revolutionssüchtig, daß bei dem stetigen ungehinderten Fortschreiten der anarchistischen Agitation bald auf einen vollkommenen Zusammenbruch jeglicher gesetzlicher Ordnung gerechnet werden muß.“

22. Juni. Mitau. Der Wächter der Kramerschen Fabrik, der mit Eisenmaterial vom Bahnhof zur Stadt fuhr, wird nachmittags in der belebten Palaisstraße durch einen Schuß in den Kopf ermordet, ein ihn begleitender Arbeiter schwer verwundet und das Pferd des Fuhrwerks getötet. Die Täter entkommen spurlos.

23. Juni. Reval. Demonstration der Revalschen Fabrikarbeiter in Romme. Exzesse kommen dabei jedoch nicht vor.

23. Juni. Oberpahlen. Als im Dorfe Alekfel die Johannisfeuer angezündet wurden, versuchten zwei fremde Leute unter Entfaltung einer roten Fahne revolutionäre Reden zu halten. Die Bauern duldeten das jedoch nicht und verjagten die Fremden. Der Monopolverkäufer aus Oberpahlen nahm sich ihrer an. Bei ihm wird nach einigen Tagen eine Haussuchung veranstaltet, die seine Verhaftung zur Folge hat.

24. Juni Lüdern. Am Morgange wird der Landgendarm Sleede mit Knüppeln erschlagen und seine Leiche verhöhnt und geschändet (Augen ausgestochen). Die 15 Kosaken, die zur Unterstützung der Ortspolizei erschienen waren, konnten, wohl ihrer Instruktion gemäß, nichts ausrichten und entfernten sich beim Beginn des Tumults.

25. Juni. Dondangen. Der jüngere Windausche Kreisschefgehilfe Adolf Schmidt wird auf der Heimfahrt durch einen Schrotschuß aus dem Hinterhalt ermordet.

26. Juni. Behrshof (Kurland) Bei der Kirche finden Demonstrationen mit Entfalten einer roten Fahne, revolutionären Reden und Gesängen statt.

26 Juni. Felsberg (Livland) Auf den zu Bett liegenden Gemeindeschreiber Kikut wird zweimal durch das Fenster geschossen. Er wird jedoch nicht getroffen.

27. Juni. Libau. Allgemeiner Fleischerstreik. Die Forderungen sind Verabsetzung der Schlachthausgebühren und Ausdehnung des Verbots mit frischem Fleisch auf dem Markt zu handeln auf 6 Monate im Jahr. Am 29 Juni tritt eine Pause merkender Fleischer die Arbeiten in einer Wurstfabrik gewaltsam zu hindern, wird jedoch zerstreut, etwas später dringt ein Haufe ins Schlachthaus und tötet den dortigen Veterinairarzt hinnno. Am folgenden Tage hat der Streik ein Ende.

27. Juni. Riga Im lettischen Verein wird eine Abschiedsfeier für den von seinem Amt zurücktretenden livländischen Gouverneur Generalleutnant Paschkow veranstaltet, wobei seiner Tätigkeit mit großer Anerkennung gedacht wird (vgl. 29. Juni).

27. Juni. Kunda (Estl.). Unter den Arbeitern der Zementfabrik brechen Unruhen aus, die sich auch auf die Umgegend ausbreiten.

28. Juni. Riga Eine Petition lettischer Frauen an den Ministerkomitee sucht um politische, rechtliche und berufliche Gleichberechtigung der Frauen nach.

28. Juni. Riga. Der Expeditor der Firma P. Borchardt u. Co. wird überfallen und durch Revolverschüsse verletzt.

28. Juni. Kallenkack (Estland). Unruhen beim Gemeindehause. Schon morgens war eine Menge Lostreiber und Deputierten von den umliegenden Gütern zusammengekommen. Als der Schreiber aufgestanden war, drangen sie in das Gemeindehaus und verlangten vom Schreiber einen Einblick in dasjenige Manifest, in welchem Seelenland versprochen wird. Der Schreiber erklärte in Gemeinschaft mit dem Aufseher, daß ein derartiges Manifest überhaupt nicht vorhanden ist, wohl aber ein solches, welches es dem Volke gestattet, über die Verbesserung seiner Lebensverhältnisse der Obrigkeit Denkschriften einzureichen. Von Denkschriften wollten die Leute aber nichts hören, sondern forderten das Manifest, in welchem „Seelenland" versprochen worden sei. Der Schreiber sei von den Gutsbesitzern bestochen worden und wolle das Manifest dem Volke nicht zeigen. Zugleich drohten sie, falls er es nicht hervorhole, ihm einen Kopf kürzer zu machen. Disputiert und erklärt wurde einen halben Tag lang, ohne daß die Volksmenge angefangen hätte den Erklärungen Glauben zu schenken. Endlich drangten einige aus dem Haufen sich an den Schreiber heran und drohten ihn zu erschlagen. Der Schreiber entfloh aus dem Gemeindehause und nun mit knapper Not gelang es ihm sich vor den ihn wütend verfolgenden Tumultuanten im nahen Walde zu verstecken.

29. Juni. Ubdenorm (Kirchspiel Wolmar). Aus Berichten aus dem Kirchspiel geht hervor, daß die propagierten sozialistischen Ideen auch in dieser sonst ruhigen Gegend selbst bei alterprobten Knechten einigen Anklang gefunden haben. Proklamationen finden sich überall und häufig.

29. Juni. Neu-Salis. Die Hofsknechte hatten seit einigen Tagen die Arbeiten eingestellt. Als nun fremde Leute zu Arbeit eingestellt wurden, verhinderten die Gutsknechte diese daran in Gegenwart des zur Wiederherstellung der Ordnung herbeigeholten jüngeren Kreisschutzgehülfen, dem 7 Soldaten zur Verfügung standen.

29. Juni. Riga. Gelegentlich des Abschiedsdinners, welches die russische Gesellschaft dem Gouverneur Paschkow gibt, wird letzterem eine Adresse überreicht und vom Stadtrat Mierkuljew verlesen, in welcher Paschkow als „Träger des Friedens in diesem Zentrum des Separatismus und mittelalterlicher Ideale, inmitten des unaufhörlichen Kampfes für autonome und feudale Privilegien" gefeiert wird!

30. Juni. Riga. In der letzten Zeit werden immer noch massenhaft Proklamationen unter der Fabrikbevölkerung verbreitet. In einigen von ihnen werden die Fabrikarbeiter zu einem allgemeinen Ausstand aufgefordert, wobei versichert wird, daß das Militär nicht zu fürchten sei.

Juli.

1. Juli. Tuckum (Kurland). Ein Schutzmann wird von vier Männern, von denen einer ein verkleidetes Weib war, überfallen, entwaffnet und verprügelt.

2. Juli. Die allgemeine Konferenz der Kurländischen Ritterschaft in Mitau nimmt das Projekt einer Reform der Prästandenverwaltung in Kurland an.

2. Juli. Lihgat (Livland). Auf der Papierfabrik werden die Arbeiten eingestellt, nachdem die Arbeiter eine Reihe von Forderungen gestellt hatten. Am 11. Juli wird die Arbeit wieder aufgenommen.

3. Juli. Kokenhusen (Südlivland). Vor dem Gottesdienst wird ein Fläschchen mit einer Stinkflüssigkeit in die Kirche geworfen, was den Aufenthalt darin unmöglich macht. Der Gottesdienst muß daher im Freien auf dem Kirchenplatz stattfinden (vgl. 16. Juni).

3. Juli. Sessau (Kurl.). Ermordung Baron Bistrams. Da man an diesem Sonntag Unruhen in der Kirche befürchtete, begab sich der Kirchenvorsteher, Baron Hohn-Platon, dorthin. Ihm schloß sich sein Gast, Baron Alexander Bistram-Waddax an. Die beiden Herren trafen erst gegen Ende des Gottesdienstes in der Kirche ein, in der sie eine völlig ruhige Gemeinde antrafen. Sie begaben sich in die Nähe der Kanzel. Als der greise Pastor Krüger das Gebet für den Kaiser zu sprechen begann, riefen Stimmen vom Orgelchor: „Nieder mit dem Kaiser! Nieder mit der Selbstherrschaft! Es lebe die revolutionäre Sozialdemokratie!" Ihn unterbrach Baron Hahn, indem er in die Kirche hinein rief, daß die gutgesinnten Leute ihm folgen sollten, und begab sich an den einen Treppenausgang des Orgelchors, während Baron Bistram sich an den andern Ausgang stellte. Ihnen folgte jedoch niemand, da die ganze Gemeinde von Furcht erfüllt war. Nun begannen die Unruhestifter vom Chor herunterzukommen über die Treppe, an deren Ende Baron Hohn stand. Er erklärte ihnen, daß er von ihnen nichts weiter wolle, als ihre Namen konstatieren. Das gelang ihm jedoch nicht. Der eine von ihnen erhob einen Gummistock, um auf Baron Hahn loszuschlagen, doch fiel ihm Baron Hahn in den Arm. Er geriet nunmehr mit ihm in ein Handgemenge, wobei beide zu Boden stürzten. Hier hörte Baron Hahn einen Schuß fallen, sprang auf und suchte nach Baron Bistram, den er am Ausgang der Kirche fand. Jemand schoß seinen Revolver auf Baron Bistram ab, worauf Baron Hahn auf den Schießenden und sodann auf eine andere Person schoß, die auf ihn aus

einem Gebüsch zielte. Baron Wistram rief daß er getroffen sei und stürzte tot zu Boden. Außerdem hat er einen Hieb über den Kopf erhalten. Die Gemeinde, unter ihr der Eltiche Gemeindeälteste und die Kirchenvormünder, hatte sich inzwischen in panischem Schreck zerstreut und war nach allen Richtungen geflohen.

4. Juli. Suffey (Kurl.). Demonstration am Milkup-Kruge, die jedoch durch den Kreisschefgehülfen Bu. Rahden rasch beigelegt wird.

5. Juli. Mitau. Als zwei Arbeiter der Krameschen Fabrik, die im Verdacht standen, die Mörder des Wächters zu sein (vgl. 22. Juni), verhaftet werden sollen, wird der eine von ihnen bei dem Versuch, sich mit dem Revolver zu wehren, erschossen, der andere arretiert. — Die Beerdigung des Erschossenen wurde von Demonstrationen begleitet, es wurden rote Fahnen entfaltet und Reden gehalten.

5. Juli. Dsiben (Livl. Kreis Wolmar). Von auswärts gekommene Agitatoren versuchen Unruhen anzustiften, sie stoßen jedoch auf energischen Widerstand der Gemeinde, die sie verprügelte und gebunden der Obrigkeit übergab.

5. Juli. Dubbeln (Rig. Strand). Fünf junge jüdische Agitatoren versuchen das Dienstpersonal der Villenbewohner zur Arbeitseinstellung zu bewegen. Zwei von ihnen werden verhaftet.

5. Juli. Riga. In der Karolinenstraße wird ein Kontorist der Fabrik „Phönix", J. Kuktig, von einigen Leuten überfallen und durch Revolverschüsse schwer verwundet.

5. Juli. Libau. Drei Kosaken werden von einigen Personen mit Steinen beworfen. Einer der Tumultuanten wird dabei durch einen Säbelhieb tödlich verwundet.

5. Juli. Allasch (Südlivland). Die Landarbeiter stellen die Arbeiten ein. Die Telephonverbindung wird durchschnitten.

8. Juli. Riga. Auf einen Schutzmann, der in der Katholischen Straße einige Tumultuanten beruhigen will, wird mehrere Mal erfolglos geschossen.

9. Juli. Der außerordentliche Landtag der Livländischen Ritterschaft nimmt das Projekt einer Reform der Provinzialverfassung an.

9. Juli. Olai. Auf dem Rigaschen Stadtgut Olai werden 1000 Pud Heu durch Brandstiftung vernichtet.

9. Juli. Riga. Auf dem aus London eingetroffenen Dampfer „Großfürst Alexander Michailowitsch" werden eine Menge Proklamationen und revolutionäre Schriften gefunden.

9. Juli. Gawesen (Kurl.). In der Nähe des ehem. Kradsenkruges auf der Straße von Gawesen nach Tabaiken wird der Bauerkommissor W. v. Brevern, der mit dem Gawesenschen Gemeindeältesten Krüger auf einer Revisionsfahrl begriffen war, aus dem Hinterhalt durch mehrere Schrotschüsse ermordet. Sein Begleiter wurde durch einen Schuß gestreift.

9. Juli. Odensee (Südlivl.). Auf einer Gemeindeversammlung im Gemeindehause finden sich 4—5 fremde Radler ein, die aufrührerische Reden hatten und das Kaiserbild sowie den Reichsadler über der Tür vernichten. Dann werden rote Fahnen entfaltet und die Menge zieht zum Hof. Der Gemeindeälteste beteiligt sich am Zuge, der Gemeindeschreiber ist Fahnenträger. Im verschlossenen Gutshause war niemand anwesend. So wird vor dem Hause eine revolutionäre Rede gehalten, Lieder gesungen und Proklamationen an die Hofsleute verteilt. Von hier zieht der Hause nach Fehtelu, wo eine gleiche Demonstration stattfindet. Die Radler begeben sich dann in Begleitung einiger andrer Leute, die sie mitgehen hießen, nach Alt-Kalzenau, um dort auch zu demonstrieren. Hier waren jedoch Kosaken eingetroffen, die das verhinderten

10. Juli. Libau. Anläßlich der Beerdigung eines bei einer Schlägerei mit Kosaken getöteten Mannes (vgl. 5 Juli) findet auf dem Kirchhof von einer tausendköpfigen Menge eine sozialistische Demonstration statt, bei der aufrührerische Reden gehalten und revolutionäre Lieder nach kirchlichen Melodien gesungen wurden. Für die Aufrechterhaltung der Ruhe sorgten Polizei und Militärpatrouillen. Als ein dem Kirchhof gegenüber wohnender Gendarmerie-Unteroffizier in Begleitung eines Unteroffiziers der Kriegshafen-Gendarmerie aus seiner Wohnung heraustrat, wurde auf ihn hinterrücks ein Schuß abgefeuert, der ihn sofort tötete. Als der zweite Unteroffizier dem fliehenden Mörder nacheilte, wurde auch auf ihn gefeuert; die Kugel durchschlug ihm beide Wangen. Infolge dieser Schüsse brach unter der Zuschauermenge auf dem Kirchhof eine große Panik aus und sie begann zu flüchten, wobei viele Frauen und Mädchen Hüte und Schuhe und sogar ihre Röcke verloren. Eine Dragonerabteilung, die in der Nähe des Kirchhofs Aufstellung genommen hatte, zersprengte die Demonstranten, ohne von der Waffe Gebrauch zu machen.

10. Juli Baldohn (Kurl.). Eine Anzahl auf dem Zweirad anlangender Revolutionäre suchen Sonntags während des Gottesdienstes eine Demonstration zu veranstalten. Die von der Polizei rechtzeitig aufgebotene Babegesellschaft, etwa 20 bewaffnete Herren, verhindern jedoch jede ernsthaftere Ausschreitung, so daß die Exzedenten wieder abziehen.

10. Juli. Friedrichstadt (Kurl.). Als in der Synagoge eine Trauerrede für den † Dr. Herzl gehalten wird, fliegen plötzlich hunderte von jüdischen und russischen Proklamationen in die Luft, die mit der Unterschrift: „Friedrichstädtsche Gruppe der zionistisch-sozialistischen Arbeiterpartei“ versehen waren. In ihnen wird das Volk zum bewaffneten Widerstand gegen die Regierung aufgefordert. In der Synagoge entsteht eine Panik, so daß der Gottesdienst unterbrochen werden muß, mit Hurrarufen ziehen die Aufrührer darauf ab.

10. Juli. Riga. Im Hafen streiken alle Schiffsarbeiter, die Arbeiter des Zollamtes und die russischen Matrosen. Die Mehrzahl von ihnen ist zwar arbeitswillig, wird jedoch durch Drohungen und Gewalttätigkeiten der Unruhestifter gehindert. Der polizeiliche Schutz versagt. Der Streik im Hafen zieht dann Arbeitseinstellungen auch auf den Fabriken nach sich. Da die streikenden Arbeitermassen bei der herrschenden Erregung in der Stadt eine ernste Gefahr bilden, wendet sich der Börsenkomitee telegraphisch an den Oberdirigierenden der Handelsschiffahrt, den Großfürsten Alexander Michailowitsch, und an den Finanzminister und sucht um geeignete Schutzmaßregeln nach. — Gleichzeitig beschloß der Komitee, um die vielen falschen Nachrichten über die Arbeiterbewegung zu berichtigen, beim „Rig. Börsenblatt“ ein Nachrichtenbureau einzurichten, von dem aus alle Auskünfte in authentischer Form den Tagesblättern übermittelt werden sollten. Alle industriellen Unternehmungen werden aufgefordert, schriftlich oder telephonisch über alle Ereignisse auf ihren Fabriken dem Bureau Mitteilung zu machen. Das Resultat war aber ein überaus merkwürdiges: nur sehr wenige Fabriken leisteten der Aufforderung Folge, so daß das Bureau bereits nach einigen Tagen seine Tätigkeit einstellte! (Jahresbericht des Börsenkomitees für 1905. Rigaer Handelsarchiv. 1906. Heft 1, S. 11.)

11. Juli. Riga. Eine Menschenmenge überfällt und mißhandelt beim Alexandergarten einen Schutzmann.

11. Juli. St. Marlens (Estland). Zur Heuernte bestellten Pachtern wird in einem Drohbrief angedroht, daß auf sie geschossen würde, falls sie zur Arbeit gingen. Infolgedessen wagen die Leute es nicht, die Arbeit zu verrichten.

11. Juli. Arlon (Livl.). Auf den Verwalter des Gutes wird erfolglos geschossen, obgleich am Ort Kosaken stationiert sind. Die Attentäter entkommen.

11. Juli. Annenburg (Kurland). Eine Bande von ca. 50 Personen zieht von Gesinde zu Gesinde und zwingt die Knechte z. T. mit Drohungen mitzugehen. Doch finden die Agitatoren

nicht viel Anklang, da die Knechte sich möglichst bald abtrennen und noch am selben Tage die Arbeit wieder aufnehmen

12 Juli. **Fistehlen** (Südlivland). **Tumult.** Vormittags erschien vom nahegelegenen Walde her auf dem Gutshof unter Vorantragen dreier roter Fahnen mit den Aufschriften: Nieder mit der Selbstherrschaft! Nieder mit der Gutsherrschaft! Es lebe die Freiheit! — die Trägerinnen waren drei junge Mädchen, Töchter von Hofsknechten — ein Haufe von etwa 40 Mann, der allmählich, da sich ihm fast alle Fistehlenschen Knechte, eine Menge Pächter und deren Söhne, alle Hofsangestellte, sogar das Hauspersonal bis auf Köchin und Wäscherin herab anschlossen, auf über 100 Personen anschwoll. Die Bande war mit Knütteln, Flinten und Revolvern bewaffnet. Auf dem Gute war die verwitwete Baronin Frau v. Loewis mit ihren unmündigen Kindern anwesend und außer dem Verwalter noch drei Herren, die zu deren Schutz herbeigeeilt waren. Herr v. Bl., der Vormund der Kinder, hielt vor das Haus, um namens der Besitzerin nach den Wünschen der Leute sich zu erkundigen. Ihm übergaben, im wesentlichen in ruhiger Form, Knechte, Pächter, der Hofstischler, die Viehleute, die Wirtin, die Köchin und Wäscherin ihre Wunschzettel. Die Pächter verlangten Erlaß sämtlicher Rentanzen und Herabsetzung der Pachtsumme um 50 Prozent. — Unterdessen versuchte eine Anzahl von Leuten die Küchenthür einzurennen. Ihnen trat Herr B. v. Rautenfeld entgegen und drohte, jeden niederzuschießen, der die Schwelle übertrete. Da zogen sich die Leute zurück. (Vgl. B. v. Rautenfeld, Vier Monate unter den Revolutionären in Livland. Selbsterlebtes. Berlin 1906. Selbstverlag.) — Nach langer Verhandlung gelang es Herrn v Bl. die Leute mit dem Versprechen, eine Entscheidung der in diesem Fall zuständigen Vormundschaftsbehörde über die Forderungen in zweimal 24 Stunden herbeizuführen, zu beruhigen. Unter Mitnahme aller Mädchen aus dem Hof entfernte sich der Zug, der beim Auszuge ein revolutionäres Lied nach der Melodie „Ein feste Burg“ gesungen, auf dem Wege zum Gemeindehause und dann weiter nach **Taurup** zu, nachdem sämtlichen Arbeitern befohlen worden war, jede Arbeit zu unterlassen. Nur ein paar weinende Mütter wurden entlassen, um die Kinder zu nähren. Erst auf langes Zureden gelang es Herrn v. Bl. einige Viehpflegerinnen zum Melken des Viehs zu bewegen. Vor dem Gemeindehause fand man das Kaiserbild aus dem Rahmen genommen, an einen Strauch gelehnt und mit einem Schrotschuß durchlöchert. Der Bote, der nach Kalpen geschickt worden, kehrte abends mit der Nachricht zu Fuß zurück, daß er zwischen Taurup und Hohenheide von einer Bande von

30 Mann angehalten worden sei, die ihn erst nach langem Verhandeln freiließen.

In Taurup, wo der Besitzer, Landrat v. Transehe, nicht anwesend war, wurde der alte Verwalter Dannberg in brutaler Weise mißhandelt, ihm Urin in den Mund gestopft und er gewaltsam mitgeschleppt. Auch hier wurde das Kaiserbild im Gemeindehause verstümmelt. — Personen, die nach Taurup hinausgefahren waren, um die Familie des Landrats v. Tr. in Sicherheit zu bringen, hatten allenthalben verdächtige und wohlbewaffnete Banden am Waldesrande und an den Krügen beobachten können. Eine Anzahl von ihnen Gewehren war mit Bajonetten versehen, alte Militärflinten.

12. Juli. Sadsen (Livland). Revolutionäre Demonstrationen auf dem Gute, an denen sich auch die Polsleute beteiligen.

12. Juli. Riga. Ein Arbeiter beklagt sich in einer Zuschrift an eine Tageszeitung darüber, daß augenscheinlich von den Sozialdemokraten ausgehende Kollekten für die streikenden Arbeiter der Felkerschen Fabrik veranstaltet würden, wobei die, welche nicht bezahlen wollten, sogar mit dem Tode bedroht würden. Zu den Kollekten sei die nötige polizeiliche Erlaubnis nicht vorhanden, ja nicht einmal ordentliche Listen der Geber.

12. Juli. Riga. Auf der Fabrik „Phönix" wird die Arbeit eingestellt. Die Arbeiter verlangen von der Administration die Zurücknahme ihrer Bekanntmachung, nach welcher eine Belohnung von 1000 Rbl. demjenigen zugesichert wird, der die Bösewichter, welche am 7. Juli in der Karolinenstraße den Kontoristen der Fabrik Kakting durch mehrere Revolverschüsse verletzten, angeben würde. Ferner verlangten sie von der Administration die Entlassung derjenigen Arbeiter, welche als „Spione" angezeigt worden sind.

12. Juli. Orrenhof (Estl.). Auf den Verwalter des Gutes, Baron Toll, werden aus dem Hinterhalt mehrere Schüsse gethan abgefeuert, durch die er unerheblich verwundet wird.

12. Juli. Sissegal und Wattram (Südlivland). In Sissegal findet eine große Versammlung statt, zu der die Bauernwirte von den Gütern Sissegal, Wattram, Essenhof und einigen anderen entboten worden waren. Nur ein kleiner Teil wagte es, nicht zu erscheinen, ein anderer schickte seine Söhne die übrigen erschienen selbst. Nun wurde den Leuten streng anbefohlen, sofort alle und jede Arbeit auf dem Felde und in den Viehställen einzustellen und Beschwerden gegen ihre Herren vorzubringen. Ein Knecht, der erklärte, mit seinem Herrn zufrieden zu sein, wurde mit auf die Brust gesetztem Revolver gezwungen, das zu widerrufen. — Am folgenden Tage, 13. Juli, erschien ein großer Haufe von verschiedenen Leuten unter

Digitized by Google

Führung eines entlassenen Buschwächters und seines Sohnes, revolutionäre Lieder singend und mit roten Fahnen, vor dem Gutshaus in Wattram. Hier wurde Alarm geläutet und alle Arbeiter und die Hausdienerschaft herausgerufen. Die Leute ließen sich einschüchtern. Sie verlangten, der Besitzer, Herr v. Transehe, solle erscheinen, dieser war jedoch nicht anwesend. Als nun seine kranke Mutter und seine Gattin vor der Tür erschienen, wurden in rein unmenschlichem Tone gehaltene Forderungen verlautbart. Nach langem Hin und Her brach die Bande auf, um den auf dem Gute angestellten Jäger (einen Ausländer) zu ergreifen und totzuschlagen. Dieser war rechtzeitig in den Wald geschickt worden und wurde daher nicht gefunden, als die Bande in seine Wohnung drang. Tür und Fenster demolierte und 46 Rbl. und eine Waffe raubte. Gewaltsam alle weiblichen Dienstboten mit sich fortführend und den Verwalter mit sich fortzerrend, zog der Haufe mit der roten Fahne nach Fittehlen. — Die Familie des Gutsherrn verließ infolge dieser Ereignisse das Gut. — Sowohl in Sissegal wie in der Wattramschen Gemeindeschule wurde das Kaiserbild in schmutzigster Weise verunglimpft und verunstaltet. Als die Bande in Sissegal den dortigen Arzt, Dr. Gieß, zum Mitgehen und Tragen der roten Fahne bewegen wollte, erklärte dieser trocken, daß er als Arzt zum Spazierengehen keine Zeit habe, worauf sich die Leute mit einigen Rubeln zufrieden gaben.

13. Juli. Riga. Auf der Fabrik „Aetna" stellen die Arbeiter, etwa 600 Mann, die Arbeit ein. Dasselbe tun die Mannschaften der Rigaer Schleppdampfer, welche die Arbeit jedoch bald wieder aufnehmen.

14. Juli. Libau. In der Nähe des Bahnhofes feuert ein junger Bursche drei Revolverschüsse auf einen Polizei-Revier-Aufseher ab und verwundet ihn an der Hand. Der Attentäter entkommt.

15. Juli. Riga. Auf der Baltischen Waggonfabrik werden 4 Meister und 15 Arbeiter von den Arbeitern auf die Straße gesetzt. Kosaken treiben die vor der Fabrik angesammelte Menge auseinander.

15. Juli. Riga. Der Kassierer der Jutefabrik, Karl Roos, der in Begleitung seiner Gattin mit Lohnungsgeldern zur Fabrik fuhr, wird in der Nähe der Fabrik von einer Anzahl Leute überfallen und durch einen Revolverschuß getötet. Ein Teil des Geldes, 2750 Rbl., wird geraubt.

15. Juli. Morzen (Südlivl.). Bei der Station Marzen der Livländischen Zufuhrbahn wird ein Waggon mit Monopolschnaps vom Zuge losgekoppelt und in Brand gesteckt.

15. Juli. Sessau (Kurland). Der Sessausche Gemeindeälteste wird auf der Landstraße durch einen Revolverschuß aus dem Hinterhalt verwundet.
16. Juli. Alt-Bewershof (Südlivl.). Exzesse einer revolutionären Bande; eine Heuschenne wird in Brand gesteckt.
16. Juli. Kroppenhof (Südlivland). Nachdem eine Schar von etwa 40 Mann, zu einem großen Teil mit Flinten und Revolvern bewaffnet, im Gemeindehause und in der Schule die Kaiserbilder in Fetzen zerrissen, erscheint sie auf dem Gutshof vor dem Hause des Verwalters, an den Forderungen gerichtet werden, über die dieser von sich aus in Abwesenheit der Gutsherrschaft garnicht entscheiden konnte. Nun werden alle Gutsknechte gezwungen mit den Revolutionären zu gehen, so daß Vieh und Pferde unbeschickt bleiben. Der allmählich bis auf etwa 100 Mann angewachsene Haufe zog dann nach Lodemannshof, wo er vergeblich versuchte vom Besitzer Geld „für Waffen" zu erhalten.
16. Juli. Laubern (Livl.) Beim Hofskruge sammelte sich eine Menschenmenge an, darunter viele Weiber und ganz junge Söhne benachbarter Wute und Pächter, die dann zusammen mit der von Lodemannshof (vgl. o.) herziehenden Bande die ruhig arbeitenden Hofsknechte umringte und nach Hause jagte und unter Vorantragen dreier roter Fahnen mit dem Gesang revolutionärer Lieder vor der Veranda des Gutshauses erschien. Hier erwarteten sie die Besitzerin Frau v. Patmstrauch nebst Tochter und den Verwalter mit seiner Frau. 6 von Waffen strotzende Männer umringten den Verwalter und zwangen ihn, alle Flinten und Revolver sofort herauszugeben, was er in Anbetracht der großen Uebermacht und mit dem Wunsche, Blutvergießen zu vermeiden, auch tat. Die Waffen wurden später zurückgegeben. Beim Ueberblicken der Menge gewahrte man die meisten Hofespächter. Heraus trat aus der Menge ein junger Mann, der die überall bekannten Gesetze „neuer Ordnung" laut vorlas und dann die Hofsknechte befragte, ob sie mit den Löhnen zufrieden seien. Erst nach dreimaligem Auffordern wurde ein schüchternes „Nein" hörbar, in das das laute Gebrüll mancher Pächter, die im Kruge sich Kurage geholt hatten, einmischte. Im Gegensatz zu den Hofsleuten benahmen sich diese höchst ordinär. Ein übelberüchtigtes, aus der Gegend stammendes Subjekt hielt dann noch eine Rede gegen den Verwalter, worauf die Menge unter schweren Drohungen, für den Fall, daß die Forderungen nicht pünktlich erfüllt würden, nach Absenau abzog. Der Verwalter nebst Frau mußten den Zug ein Stück begleiten und unterwegs zusehen, daß einem treuen Hofsmenschen ein mit Nutz gefüllter

Sack über den Kopf gezogen wurde. Die Weiber und Mädchen des Gutes hatten sich dem Zuge nicht angeschlossen, viele von ihnen weinten. Der großen Ruhe und Besonnenheit der Besitzerin, einer 70jährigen Greisin, war es zuzuschreiben, daß alles so glatt verlief. Erfreut über das anständige Betragen ihrer Hofsleute, bewilligte sie von sich aus gleich am andern Morgen eine kleine Zulage und so wurde die Arbeit nur auf einen halben Tag gehemmt, während welcher Zeit einige treue Personen das Vieh und die Pferde besorgten. Zu bemerken ist, daß die Pachten in Lauden durchaus in mäßigen Grenzen gehalten wurden.

16. Juli. **Zu den Unruhen im Kirchspiel Sissegal** veröffentlichen Rigasche Tagesblätter einen offiziösen Bericht, dem nachstehendes zu entnehmen ist: In Anlaß der in Riga verbreiteten Gerüchte, daß eine Bande von gegen 10,000 Menschen das Kirchspiel Sissegal terrorisiere, wurde am 16. Juli der Beamte zu besonderen Aufträgen beim livl. Gouvernem., Herr P. v. Schilinsky mit Militär (einer halben Kompagnie und 2 Offizieren) dorthin abkommandiert und beauftragt, es entweder in Sissegal oder in Essenhof und Kaipen zu stationieren, aber falls notwendig, wo anders. Die Marschroute, wo der Haufe gezogen sein sollte, lautete: Essenhof, Saudsen, Ledewannshof, Kroppenhof, Lauden, Abiemm und Smusel. — Herr v. Schilinsky beschloß mit dem Militär dem Haufen nachzuziehen. Schon unterwegs konnte er feststellen, daß der Haufe nur aus 200 Personen bestand, von denen ca. 60—70 bewaffnet waren. Alle befanden sich in vollständig nüchternem Zustande. Sie waren in sämtlichen Krügen und Monopolbuden gewesen, hatten die Schilder abgenommen, die Patente abgefordert, den Handel mit spirituosen Getränken verboten und nichts demoliert. Als der Beamte nach Essenhof kam, um einen Zug dort zu stationieren, empfing ihn in Abwesenheit des Gutsbesitzers der Verwalter, der ihn benachrichtigt hat, das Militär fortzunehmen, da sämtliche Gutsarbeiter ihm erklärt hätten, sie würden nur dann die Arbeit wieder aufnehmen, falls kein Militär sich auf dem Gute befinde. Hierauf beabsichtigte der Beamte einen Zug in Sissegal oder Kaipen zu stationieren. Aber in Sissegal waren keine geeignete Quartiere vorhanden, während in Kaipen der Verwalter in Abwesenheit des Oberverwalters die Verpflegung der Soldaten nicht übernehmen konnte. In der Voraussetzung, die Bande noch in Smusel festzunehmen, wo sie laut Recherchen am 17. Juli früh erscheinen sollte, begab er sich in forcierter Eilfahrt dorthin. Hier wurde ihm vom Gutsbesitzer mitgeteilt, daß bei ihm alles ruhig sei und er kein Militär requiriert hatte. Er

fand hier jedoch mit dem Militär Aufnahme. Abends erhielt er die Anzeige von Unordnungen auf dem Gute Abjenau, 8 Werst von Smilgen. Er begab sich sofort dorthin und konnte bereits am folgenden Tage drei der Haupträdelsführer arretieren, die er sofort nach Riga abfertigte, wo sie auf Grund der Verfügung des stellv. Gouverneurs zu je 3 Monaten Arrest wegen Verletzung des Ortsstatuts verurteilt wurden.

17. Juli. Olai (Kreis Riga). Zwei Kleeschober des Gutes werden niedergebrannt. Während des Brandes hört man auf der nahen Landstraße revolutionäre Lieder singen und gleich darauf gehen auch bei einigen Olaischen Bauerwirten Heuhaufen in Flammen auf. — Am selben Tage finden auch auf Obelshof bei Riga eine Reihe Brandstiftungen statt.

17. Juli. Oberbartau (Kurl.). Einige Leute mähen dem Arrendator unreifen Roggen ab und werfen ihn auf die Landstraße.

17. Juli. Nodaggen (Kurl.). Eine Bande von 60 Mann dringt in den Gutshof, verprügelt den Aufseher und mißhandelt den Förster in seiner Wohnung. Als der Besitzer des Gutes, Herr v. Schrodels, durch den Lärm geweckt — es war früh morgens — herauseilt, entfliehen die Eindringlinge durchs Fenster. Inzwischen wurde von draußen durch die Fenster geschossen, worauf die Bande noch mehrere Hofleute verprügelte, die Hofspferde aufspannte, mit denen ein Teil von ihnen davonfuhr nach
— Meschenecken (Kurl.), wo sie etwa um 8 Uhr morgens im Gutshause erscheint, ins Schlafzimmer des Besitzers, Baron Bistrams, eindringt und an ihn Forderungen richtet. Baron Ustrama zog sich notdürftig an und begab sich mit den Rädelsführern zum Stall, vor dessen Tür er nach einem Wort wechsel plötzlich durch einen Revolverschuß niedergestreckt wurde, auf den Liegenden wurden darauf noch mehrere Schüsse abgegeben, so daß er nach wenigen Stunden seinen Wunden erlag. Die Bande, unter der mehrere Odingensche und Nodaggensche Knechte waren, fuhr darauf mit Gutspferden weiter nach
— Preekuln Assiten (Kurl.). Hier dringt sie ins Gemeindehaus, wo sie Archivalien verbrennt und das Kaiserbild zerschneidet und 700 Rbl. Gemeindegelder raubt. Von hier geht es nach
- Dienosdorf. Während der Anführer der Bande dem Verwalter seine Bedingungen stellte und drei Männer mit gespanntem Revolver ihn im Rücken bedrohten, begab sich ein Haufe von zirka 15—20 Mann auf die Veranda des Gutshauses, durch ihr Poltern an der Tür zwangen sie zwei der Bewohner zum Hervortreten. Alle bewaffnet und zielend,

empfingen sie so eine Dame und einen kamm dem Knabenalter entwachsenen jungen Menschen und verlangten unter Androhung von Gewalt die Herausgabe aller Gewehre. — Die tiefe Empörung, heißt es in einem Bericht über diesen Vorfall, und die Todesangst, in der die Dame für ihre zu schützende Jugend schwebte, verlieh ihr die Kraft, in leidenschaftlichen Worten ihrer tiefen Verachtung über die schandbare Tat, selbst Frauen und Unmündige zu überfallen, Ausdruck zu geben. — Schließlich fuhr die Bande nach

— Anbothen. Sie vereinigt sich hier mit einer Anzahl andrer Leute und durchsucht alles nach Waffen. Es werden Reden gehalten und revolutionäre Lieder gesungen.

17. Juli. Dondangen (Kurl.). Die Monopolbude sowie ein Gebäude der Forstei werden in Brand gesteckt. Ueberall werden Proklamationen verbreitet.

17. Juli. Nölkenshof (Livl.). Auf den Kirchspielsvorsteher P. Pander, den Besitzer von Nolkenshof, wird auf der Fahrt nach Hause aus dem Hinterhalt geschossen. Der Schrotschuß ging jedoch fehl.

17. Juli. Lasdohn (SLivl.). Auf dem Gute wird eine Riege nebst Maschinenhaus und Scheune in Brand gesteckt.

17. Juli. Riga. Eine Anzahl von etwa 200 Schneidern halten in einem Walde bei der Stadt eine Versammlung ab und beschließen zu streiken, falls ihre Forderungen nicht erfüllt werden.

17. Juli. Neugut (Kurl.). Die Gemeindeverwaltung stellt, nachdem sie erfahren, daß die Sozialisten die Neugutsche Kirche und den greisen 79jährigen Pastor zu beschimpfen beabsichtigten, ohne Antrag des Pastors 10 Wächter zum Schutze der Kirche.

18. Juli. Riga. Ein Streik der Maler und der Maurer beginnt.

18. Juli. Kirchspiel Ronneburg (Livl.). Durch systematische Brandstiftungen ist das Gut Horstenhof völlig niedergebrannt; sämtliche Gebäude liegen in Schutt und Asche. Die Brandstifter sind den Leuten bekannt, doch werden sie nicht verraten.

— — Während auf dem Gute Wesselshof das Heu in die Schennen gebracht wurde, näherten sich den Arbeitern zwei bewaffnete und maskierte Leute, vertrieben sie mit Flintenschüssen von der Arbeit und zündeten am hellen Tage in ihrer Gegenwart zwei Heuschennen mit dem bereits geborgenen Heu, das sie mit Petroleum begossen, an.

— — In Lubau wird der Wehling-Ring durch Brandstiftung zerstört.

19. Juli. Jürgensburg (Livl.). Eine Bande von gegen 800 Köpfen erscheint beim Hofe. Mit Mühe waren es durch Prügel und Drohungen zum Mitgehen gezwungene Knechte und Frauen aus den Gesinden der Umgegend. Als besonders wirksame Freiheitsapostel erwiesen sich Gummipeitschen und schlechte Revolver, auch Gewehre mit Bajonetten waren vertreten. Da jedoch beim Herannahen des Zuges vom Besitzer des Gutes, Professor P. Sokolowsky, aus Riga Kosaken und der Kreischefgehülfe Baron Campenhausen herbeigerufen waren, wagte der Haufe nicht auf den Gutshof zu kommen, sondern zerstreute sich, nachdem die Rädelsführer schwere Drohungen gegen den Besitzer und seinen Bevollmächtigten ausgesprochen hatten. Zwei Posten stehende Aufrührer konnten arretiert werden. — Auf dem Hofe wurden die Arbeiten keinen Augenblick unterbrochen, wohl aber auf den Gesinden, wo gerade die äußerst dringende Roggenernte in vollen Gange war. Ein Wirt hatte sich den besonderen Unwillen der Banden dadurch zugezogen, daß er sie aufforderte, ihm doch seinen Roggen abzumähen, anstatt zwecklos im Walde umherzulaufen, auf den Hof hinzusehen sie ja doch nicht. — Daß Jürgensburg nicht der Schauplatz ähnlicher Vorgänge wurde wie Wattram und Fistehlen, war vor allem dem schnellen und entschlossenen Eingreifen des neuernannten Kreischefgehülfen Baron Campenhausen zuzuschreiben.

18. Juli. Kurland. Feuerschaden infolge von Brandstiftung an verschiedenen Orten — in Waldegahlen-Scheden, in Okten, in Pahzen u. a.

19. Juli. Reval. Streikbewegung. Die Arbeiter der Fabrik „Dwigatel" legen am 18. Juli die Arbeit nieder und senden zum Gouverneur, um die Freilassung von sechs am 9. und 10. Juli verhafteten Arbeitern, Agitatoren, zu erwirken. Der Gouverneur sagt zu, deren Sache außer der Reihe untersuchen zu lassen und ihnen dann sofort Bescheid zu geben. Am 19. Juli traten die Arbeiter des „Dwigatel" dennoch in den Ausstand und suchten auch die übrigen Fabriken zum Streik zu bewegen. Ein Teil von ihnen begab sich zur Zellulosefabrik, sie wurden jedoch von der Polizei auseinandergetrieben. Dasselbe geschah bei der Popierfabrik. Ein andrer Teil begab sich zur Lutherschen Fabrik, wobei ihnen der Polizeimeister mit einem Zug Kosaken entgegentritt und erklärte, daß er sie unter keinen Umständen durchlassen werde. Nach längerem Schwanken entschlossen sie sich angesichts der Kosaken auseinanderzugehen. Um 2 Uhr begaben sich etwa 50 Arbeiter vom „Dwigatel" zur Fabrik „Wiegand", litzen den Dampf hinaus und zwangen die Fabrik zur Arbeitseinstellung. Auch die „Volta", die Metallfabrik und die Russische Fabrik wurden auf ähnliche

Weise zur Arbeitseinstellung genötigt. Dann begab sich ein Haufe von ca. 300 Mann zur Baumwollspinnerei, wo ein Teil von ihnen mit Gewalt in den Hof der Fabrik eindrang, die Fabrikpfeife ertönen ließ und alle Arbeiter heraustrieb. Ein Versuch, von der hinteren Seite in die Mayersche Fabrik einzudringen, wurde vom Polizeimeister mit Hülfe der Kosaken vereitelt. — Ungefähr um 2 Uhr nachmittags wälzte sich vom Bahnhof her eine Masse von ca. 200 Arbeitern zum Rathausplatz, sie wurde jedoch von der Polizei unverzüglich zerstreut. Gleichzeitig aber kam von der Bahnhofseite ein neuer Trupp Arbeiter angerückt, voran die Frauen aus der Baumwollspinnerei. Sie drängten sich durch und gelangten zum Rathaus, wo sie Halt machten und den eben erst auseinandergetriebenen Arbeitern vorschlugen, zur Beratung zurückzukehren, wobei sie versicherten, es würden gegen 2000 Mann zusammenkommen. Die Aufforderung der Polizeiorgane auseinanderzugehen, wurde von der etwa 600 Mann starken Menge kategorisch zurückgewiesen, die erklärte, sie würde keine Einmischung dulden, und sich zu gleich um einen Redner drängte, der die Fabrikältesten um sich auf der Rathaustreppe versammelt hatte. Auf diese Nachricht hin erschien der Polizeimeister an Ort und Stelle mit Kosaken. Bei dem Anblick liefen die meisten Arbeiter auseinander, der Rest wurde von den Polizisten unter Bedeckung der Kosaken vertrieben. Auf diese wurde unterdessen mit Steinen geworfen.

Die auseinander getriebenen Arbeiter sammelten sich nun auf den Lehnspfortenanlagen und in der Johannisstraße. Eine Abteilung Kosaken, die mit Steinwürfen empfangen wurde, vertrieb sie, wobei drei Mann verhaftet wurden. — Die Arbeiter der Lutherschen Fabrik, die im Einverständnis mit der Fabrikleitung die Arbeit eingestellt hatten, um Gewaltmaßregeln der Streikenden zu vermeiden, nahmen um 6 Uhr abends die Arbeit zur Nachtschicht wieder auf.

Der estländische Gouverneur Lopuchin erläßt einen Aufruf an die Arbeiter, in dem er erklärt, „daß alle Versuche die Ordnung zu stören, auf die allerenergischste Weise unterdrückt werden würden“ und daß das Militär bei Widerstand von der Schußwaffe Gebrauch machen werde. (Rev. Ztg.)

Am 20 Juli ruht die Arbeit auf fast allen Fabriken und wird erst am 21. Juli wieder aufgenommen.

20. Juli. Riga. Verschiedene Hausbesitzer erhalten Drohbriefe, in denen das Schmücken der Fenster an Kaisers Geburtstag untersagt wird, widrigenfalls man ihnen die Fenster einwerfen werde.

20. Juli. Lasdohn (Livl.). Zwei Kuhställe, ein Pferdestall und eine Kleescheune brennen infolge von Brandstiftung total nieder. Die Täter blieben in der Nähe und feuerten von der Flamme beleuchtet, Schüsse in die Luft ab.

Auch im benachbarten Bersohn wurden eine Klee- und die Dreschtscheune mit allen Maschinen das Opfer einer Brandstiftung. Hier hatte es bereits vergeblich früher schon (27. Juni, 10. und 16. Juli) gebrannt.

20. Juli. Lubahn. Es erscheinen etwa 8 junge Leute in städtischer Kleidung auf Fahrrädern in der Gegend. Zwei Tage später werden sämtlichen Lubahnschen Buschwächtern ihre Gewehre von maskierten kleinen Banden gewaltsam abgenommen.

21. Juli. Kurland. Auf den von der kurischen klimatischen Grenze liegenden Gütern gährt es. Die Besitzer sind genötigt den oft unsinnigen Forderungen der Knechte nachzugeben, denn große bewaffnete Rotten halten sich in den Wäldern auf, um, falls die Forderungen nicht bewilligt werden, Haus und Hof zu demolieren.

21. Juli. Behnen (Kurl.). Am Jahrmarktstage sammelt sich beim Kruge eine große Menge an, darunter viele junge Leute in roten und blauen Blusen, auch Radfahrer. Als die Polizei um 3 Uhr den Krug und die Monopolbude schließen will, beginnt die Masse zu toben. Der Pristaw, der Akzisebeamte und 5 Landgendarmen werden einfach aus dem Kruge hinausgeworfen. Dann wurde eine rote Fahne entfaltet und revolutionäre Lieder gesungen. Als dann einige Kosaken herbeigeholt wurden, stob die Menge von ihnen Hieben auseinander. Ein Haufe von 50—60 Mann jedoch blieb auf der Landstraße stehen und bewarf die Kosaken, die auf dem Felde Aufstellung genommen hatten, mit Steinen, auch einige Schüsse fielen, und ein Kosakenpferd wurd verwundet. Die Kosaken ermahnten die Schüsse nicht und zogen sich schließlich, begleitet von Hurrarufen der Menge, zurück, die sich dann gegen Abend zerstreute.

21. Juli. Friedrichshof (Livland, Ksp. Ronneburg). Der Friedrichshofsche Gehilfe wird von einem übelbeleumdeten Subjekt schwer verwundet. Der Attentäter wird verhaftet und bei ihm Revolver, Sprengstoffe und revolutionäre Proklamationen sowie falsches Geld gefunden.

22. Juli. Libau. Ein unbewaffneter Soldat wird abends auf der Straße durch einen Revolverschuß verwundet. Der Meuchelmörder wird verhaftet.

22. Juli. Sackenhausen (Kurl.). Auf den Landgendarmen Sedol werden nachts auf der Landstraße zwei Revolverschüsse aus dem Hinterhalt abgegeben, ohne ihn zu treffen.

23. Juli. Welden (Kurl. Kr. Hasenpoth). Auf den Besitzer des Gutes wird abends durch das Kontorfenster ein Schuß abgegeben, der dicht am Ohr seiner bei ihm stehenden Frau vorbeigeht.

24. Juli. Allasch (Südliv.). Demonstration in der Kirche. Dem Kirchenvorsteher zu Allasch war es zu Ohren gekommen, daß zum Bibelfest am 24. Juli eine revolutionäre Demonstration in der Kirche geplant wurde, der sich ein gemeinsamer Zug auf den Gutshof anschließen sollte. Er begab sich daher in Begleitung von 7 anwesenden Herren am Sonntag Morgen zur Kirche, während der Landgendarm mit einem Trupp Kosaken zum Schutze des 10 Werst von der Kirche entfernt liegenden Hofes daselbst verblieb. Die Herren und die Kirchenvormünder postierten sich in der Nähe der Kanzel. Während des Hauptliedes begann plötzlich ein Individuum mit lauter Stimme eine revolutionäre Ansprache zu halten, während gleichzeitig ein anderes den Organisten gewaltsam am Orgelspiel zu hindern suchte. Beide Versuche mißglückten total. Der Kirchenvorsteher trat vor den Altar und rief der Gemeinde zu, sie möge ruhig weitersingen. Hierauf ertönte der Chor mit einer Kraft, die alle weiteren Versuche des Redners zu nichte machte. Vers auf Vers wurde gesungen, bis der Freiheitsverkünder sich gezwungen sah, die Kirche zu verlassen. Hierauf begann die Predigt. Als sie fast zu Ende war, öffnete sich plötzlich die Hauptthür und unter dem Gesang einer revolutionären Hymne postierte sich eine Schar von Leuten mit drei roten Fahnen vor den Eingang und machte Miene, in die Kirche zu dringen. Der Kirchenvorsteher und seine fünf Begleiter (zwei waren außerhalb der Sakristei postiert worden) stellten sich vor die Kanzel, entschlossen, jedem gewaltsamen Vordringen mit Gewalt zu begegnen. Pastor Behrsing sprach zur Gemeinde: „Ihr seht, was draußen vor sich geht, wer von Euch mitmachen will, der möge dorthin gehen!“ Kein Mensch erhob sich. Nun zwei Jungen schlichen sich aus der Kirche. Der Pastor hatte seine Predigt mittlerweile geschlossen, verließ, nach einer Fürbitte und nachdem noch ein Choralvers gesungen worden war, die Kanzel und begab sich unter Begleitung des Kirchenvorstehers und der Kirchenvormünder in die Sakristei. Die Gemeinde sang noch einen Schlußchoral und verließ sodann durch die Sakristei die Kirche. Unterdessen hatte sich der Demonstrantenhaufe um die roten Fahnen vor dem Kirchenkings postiert. Als die Wagen mit dem Pastor, seiner Familie und den sie geleitenden Herren am Kruge vorbeifuhren, ertönte lautes Gejohl und Geschrei. Der Pastor leistete der Aufforderung des Kirchenvorstehers, sich auf den Gutshof zu begeben, keine Folge, da er sein Pastoral und seine Leute nicht verlassen wollte. Zu seinem Schutz wurden später die Kosaken hinbeordert. Der Kirchenvorsteher und seine Begleiter fuhren hierauf zur Kirche zurück, durch den sich

teilenden Volkshaufen, der fast durchweg aus ganz jungen Burschen und jungen Mädchen bestand. Wiederum gellohl, höhnisches Hurra, vereinzeltes Revolverschwenken, aber kein Versuch einer Gewalttätigkeit. Auf dem Gutshof angelangt, schickte der Kirchenvorsteher sofort die Kosaken dem Volkshaufen entgegen. Beim Kirchenkruge konnten die Kosaken nur noch feststellen, daß die Rädelsführer (wie es schien, lauter Auswärtige) verschwunden waren und ihre „Anhänger" sich zerstreut hatten.

24. Juli. Steuden (Kurland). Bei der Kirche ist auf einer Birke eine rote Fahne befestigt, und um ihre Entfernung zu verhindern, der Baum mit Teer bestrichen. In die Kirche waren durch ein Fenster Steine geworfen und auf der Landstraße eine Menge Proklamationen ausgestreut.

24. Juli. Serben (Livl.). Das Kirchhofsfest verläuft dank dem Umstande, daß die Serbenschen Wirte erklärt hatten, Ausschreitungen und Störung des Festes nicht zu dulden, vollständig in Ruhe, obwohl auswärtiges verdächtiges Gesindel, namentlich aus dem Ranneburgschen, sich auf Velozipeden und Privatdroschken recht zahlreich eingefunden hatte.

24. Juli. Riga. In der Martinskirche versuchen zwei junge Leute die lettische Gemeinde von Beginn des Gottesdienstes durch revolutionäre Rufe aufzureizen, verschwinden jedoch, da die Gemeinde ruhig bleibt.

24. Juli. Reval. Arbeiterversammlung in Nömme, die vom Gouverneur unter der Bedingung gestattet war, daß dabei keine fremden Agitatoren als Redner auftreten und daß keine Massenzüge durch die Stadt veranstaltet würden. Dennoch hielten am Versammlungssaal mehrere Agitatoren mit falschen Bärten, Perücken und Brillen aufhetzende Reden. Unter den Arbeitern wurden revolutionäre Proklamationen verteilt. Die Versammlung beschloß endlich, die Propaganda für die Freilassung der verhafteten Arbeiter nicht einzustellen, sowie auch am nächsten Morgen durch eine Deputation beim Gouverneur Fürsprache für die Verbesserung der Lage der politischen Arretierten einzulegen und dafür zu plaidieren, daß einer von ihnen freigelassen würde, um der Menge zu erzählen, wie man im Gefängnis die politischen Gefangenen behandle!

Darauf wurden 4 rote Fahnen entfaltet und der Haufe, gegen 3000 Arbeiter, zog in geschlossenem Zuge zur Stadt. Es begann schon zu dunkeln. Nachdem die Polizei einen Teil der Menge, 2—300 Mann, durchgelassen hatte, stellte sich der Polizeimeister mit Kosaken den übrigen in der Pernauschen Straße entgegen. Werber und Kinder zogen voraus. Die Kosaken ließen die Arbeiter einzeln passieren und schon war

die Menge bereit, den Ermahnungen des Polizeimeisters nachzugeben, als plötzlich ein Angriff auf die Kosaken erfolgte. Es hagelte aus der Menge von Steinwürfen, durch die einige Polizisten und Kosaken verletzt wurden. Gleichzeitig wurden aus der Menge etwa 20, nach andern Berichten gegen 40 Revolverschüsse abgegeben. Daraufhin gaben die Kosaken drei Salven ab, die erste in die Luft, die folgenden in der Richtung, woher die Schüsse kamen. Der Kosakenoffizier wurde leicht im Rücken verwundet. Der Polizeimeister, der vorgegangen war, um die Menge zum Auseinandergehen zu ermahnen, erhielt von einem Arbeiter mit einem Knüttel einen Schlag an den rechten Fuß, der an zwei Stellen brach. Auch durch mehrere Steinwürfe wurde er erheblich im Gesicht verletzt. Daraufhin wurde sehr energisch mit den Nagaiken vorgegangen und es gelang auch die Menge schnell zu zerstreuen. Doch konnte niemand festgenommen werden.

24. **Juli. Neu-Pebalg** (Livland). Schon vor Beginn des Kirchhofsfestes an diesem Tage war eine Menge verdächtigen Gesindels, viele aus der Romkauschen Gegend, erschienen. Während der Feier entfalteten die auswärtigen Revolutionäre die rote Fahne, verwundeten den beim Feste anwesenden Pastor R.... durch einen Steinwurf und zwangen den Ortspastor Ohfoling sich nach Hause zu flüchten. Durch Mannesmut hat sich der Neu-Pebalgsche Gemeindeälteste ausgezeichnet. Ganz allein trat er zur roten Fahne, ergriff und zerriß sie, konnte aber nicht mehr durchsetzen, insbesondere niemanden von den Agitatoren arretieren, da niemand ihm beistand. Schon am folgenden Tage erhielt er dafür von den Terroristen Drohbriefe schlimmster Art.

25. **Juli. Drostenhof** (Livl.) Beim Gastwirt Kruge wird der Verwalter von Schloß Serben, der in Begleitung eines Buschwächters auf der Heimfahrt von Neu-Pebalg begriffen war, von einigen Leuten insultiert und ihm beim Weiterfahren zwei Schüsse nachgesandt.

25. **Juli. Stabben** (Kurl.). Am Markttage erschien plötzlich ein größerer Volkshaufe mit einer roten Fahne vor der Monopolbude. Ein Teil drang in die Handlung ein, wo als erstes das Heiligenbild heruntergerissen und draußen zerschmettert und mit Füßen getreten wurde; darauf ging's an die Demolierung des Inventars und ans Zerschlagen der vollen Schnapsflaschen. Der angerichtete Schaden beträgt über 1000 Rbl. Die Polizei, die zur Stelle war, konnte nichts ausrichten und war schließlich gezwungen der Uebermacht zu weichen. Dennoch gelang es einen der Anführer zu verhaften.

25 Juli. Mitau. In der Nacht wird die Kirche auf dem Johannisfriedhof erbrochen und in unflätigster Art geschändet.

25 Juli. Kurland. Die revolutionäre Streikbewegung unter den Landarbeitern nimmt große Dimensionen an.

— In Brandenburg (Kr. Doblen) erscheint ein Volkshaufe von etwa 30—40 Mann, darunter auch Frauen, unter Gesang eines revolutionären Liedes und mit einer roten Fahne auf dem Gutshof. Proklamationen werden verlesen, in denen die Lohnbedingungen aufgezählt werden, welche die Knechte zu stellen hätten, falls diese Forderungen nicht erfüllt werden, soll man einen allgemeinen Landarbeiterstreik proklamieren. Den Arbeitern wird unter schweren Drohungen befohlen, sofort die Feldarbeiten einzustellen und mitzukommen. Die Bande zieht dann in die Nachbarschaft, auch in die Gesinde, wo ebenso verfahren wird. — Ganz ähnliche Vorgänge spielen sich auch auf andern Gütern, so in Paulsgnade, Elley, Rotsehden und in Sahrzen, wo die Knechte gewaltsam eine Lohnerhöhung erzwingen, ab. Ueberall wird den Leuten von den Rädelsführern bei Todesstrafe verboten, irgendwem von dem Vorgefallenen Anzeige zu machen. — An mehrere Orte, so nach Elley, Groß Eckau usw müssen zum Schutze Militärkommandos hinbeordert werden.

— In Alt-Autz werden in der Nacht mehrere Gutsgebäude in Brand gesteckt.

— In Annenburg wird die Monopolbude von einer Arbeitermenge vollständig demoliert und fast der ganze Vorrat an Branntweinflaschen zerschlogen. Niemand durfte dabei jedoch von dem Schnaps trinken.

— In Grünhof gehen eine Scheune und mehrere Getreidekusen durch Brandstiftung in Flammen auf.

— In Mesothen erschien eine Bande von etwa 200 Mann zuerst auf dem Vorhof Klein-Mesothen und zwang die dortigen Knechte die Arbeit niederzulegen und in den Haupthof mitzugehen. Mit Gesang und roter Fahne zogen sie vor das Herrenhaus und forderten den Besitzer Fürst Lieven auf, zu ihnen herauszukommen, was dieser auch tat. Nach einer kurzen Unterredung zogen sie jedoch unverrichteter Sache ab, mit der Drohung, falls Polizei und Soldaten erscheinen sollten, am nächsten Tage bewaffnet wiederzukommen. Es wurde noch eine Versammlung im Walde abgehalten, an der alle Leute durch Drohung und Vergewaltigung gezwungen wurden teilzunehmen. Einer, der kategorisch sich weigerte mitzugehen, hatte beinahe sein Leben eingebüßt. Er sollte zum Tode verurteilt werden, wurde jedoch bei der Abstimmung mit einer Majorität von

zwei Stimmen freigesprochen. In der Nacht traf in Mesothen eine bewaffnete Mannschaft der Kreispolizei ein, infolgedessen sich die Bande an das entgegengesetzte Ende des Ruhenthalschen Gebiets verzog.

— In Gemeindehause zu Alt-Bergfried erscheint in der Nacht (zum 26. Juli) eine Bande fremder Leute, demoliert das Mobiliar, das Kaiserbild und den Gerichtsspiegel, erbricht die Kasse und raubt ca. 150 Rbl. an barem Gelde, läßt aber die Wertpapiere der Witwen- und Waisenfonds, sowie alle Dokumente des Pupillenrats unangetastet. Die übrigen Papiere, Akten und Bücher der Gemeindeverwaltung und des Gemeindegerichts werden aufs freie Feld geschleppt und dort verbrannt. — In derselben Nacht werden noch 7 andere Gemeindehäuser in ganz ähnlicher Weise überfallen, nämlich in Garosen, Anneuburg, Brandenburg, Platon, Grünhof, Hofzumberge und Auermünde. Privateigentum der Gemeindeschreiber, außer Waffen, wurde dabei nicht angerührt. (Vgl. 1. August.)

26. Juli. Livland. Das Verlangen nach militärischem Schutz auf dem Lande und Organisation eines Selbstschutzes in Stadt und Land tritt immer dringlicher hervor. — Die estnische Zeitung „Postimees", die von dem Cand. jur. Jaan Tõnisson herausgegeben wird, fragt im Hinblick darauf — nach all den Morden, Plünderungen, Brandstiftungen und Kirchenschändungen —, ob es gerechtfertigt sei, in solchen Fällen die Ausgaben für den Transport und Unterhalt der Truppen von der Regierung bestreiten zu lassen? Seiner Ansicht nach müßten derartige Ausgaben in ihrem vollen Betrage von den „ängstlichen Gutsbesitzern" beigetrieben werden, die „ohne genügende Veranlassung" (!!) nach militärischem Schutz verlangten.

Hiezu bemerkte eine deutsche Tageszeitung (die „Düna Z."): „Will der „Postimees" erst obwarten, bis es ihm und seiner Redaktion an Kopf und Kragen geht und der rote Hahn auf seinem eigenen Dache kräht? Will er erst dann zur Vernunft kommen, wenn er am eigenen Leibe das erfahren hat, was gegenwärtig viele Graß- und Kleingrundbesitzer durchzumachen oder zu erwarten haben? Wird seine absichtliche Verblendung so lange andauern, bis die Früchte der vom „Postimees", von den „Pet. Awises" und deren Gesinnungsgenossen gestreuten Saat Mord und Brand über das ganze Land getragen haben?"

26. Juli. Libau. Auf einen Schutzmann in Zivil wird von zwei jungen Leuten bei der Koppelstraße geschossen. Der Schutzmann bleibt unverletzt, doch wird eine des Weges gehende Frau getroffen und sofort getötet.

26. Juli. Kurland. Von einer revolutionären Bande wird in Pankethof das Gutshaus demoliert, Waffen, Kleider usw werden fortgeschleppt, die Roggenernte vernichtet. Die Bewohner hatten sich rechtzeitig flüchten können. — In Alt-Autz sind 6 Gebäude eingeäschert worden. — In Grünhof sind vier Gebäude mit Erntevorräten ein Raub der Flammen geworden, im Gemeindehause Kaiserbild und Akten vernichtet.

— Hofzumberge war von einer Bande vollständig eingeschlossen. Der dortige Pastor ist mit seiner Familie 20 Werst durch Wälder und Felder gepflüchtet, um den Mordbrennern nicht in die Hände zu fallen. Zwischen Kosaken und Aufständischen kommt es zu einem Feuergefecht, bei dem erstere schließlich die Munition ausgeht (50 Patronen pro Mann), so daß sie sich zurückziehen müssen. — Auch in Dodien und Umgegend sind schon revolutionäre Banden aufgetaucht. Mit bewaffneter Hand hat dort ein Hause von 40 Mann zwei wegen Teilnahme von Unruhen Inhaftierte aus dem Gefängnis befreit, dem dortigen lettischen Pastor ist gedroht worden. Daß die Bewegung des vierten Standes auch eine andere Richtung nehmen kann, als gegen Regierung, Landadel und Pastoren, dafür scheint die Tatsache zu sprechen, daß in Lieven-Bersen auch ein wohlhabender Gesindeswirt total ausgeplündert wurde. Der Oberförster wird von einer Bande zur Herausgabe seiner Gewehre gezwungen.

— In Pampeln erschien am 26. Juli eine Bande von ca. 14 Personen, die zum größten Teil aus Gliedern der benachbarten Kronsgemeinde Kursieten bestand und auch von Kursieteneru geführt wurde. Sie zwangen die Hofsknechte sich ihnen anzuschließen und zogen unter Vorantragung einer roten Fahne mit den bekannten Aufschriften vors Herrenhaus. Baron Grotthuß, der Generalbevollmächtigte und Arrendator von Pampeln war nicht zu Hause, so mochten sich die gerade im Hause befindlichen bereit, einen Angriff abzuwehren. Der Hause verlangte Einlaß; als ihm der nicht gewährt wurde, wollte er die Hintertür aufbrechen. Durch das entschlossene Eintreten eines im Hofe lebenden älteren Mannes bewogen, der ihnen zurief: Was seid ihr denn, Diebe oder Einbrecher? und auch in Erwägung dessen, daß eine scharfe Salve sie beim Einbruch empfangen konnte, standen sie von ihrem Vorhaben ab und zogen auf einen Beihof, wo sie Pferde und Wagen requirierten und auch die dortigen Knechte zum Mitziehen zwangen. Der so schon stärker angeschwollene Haufen setzte sich nun in der Richtung auf Essern zu in Bewegung, zwang die Knechte in Franzhof und Kartsberg zum Mitgehen, desgleichen die Knechte aus den Essernschen Beihöfen. In Essern trat Militär der Menge entgegen und zerstreute sie.

— In Behrshof und auf den umliegenden Gesinden und Hoflagen im Mitauschen Kreise erschien ein Haufe von ca. 50 Mann, zwang alle Leute mit Weibern und Kindern, mit Ausnahme des jeweiligen Wirtes und der Wirtin, mitzugehen, so daß die Bande auf ca. 500 Menschen angeschwollen war, und zog dann zum Gemeindehaus. Hier zerstörten sie das Kaiserbild, verbrannten alle Gemeindeverwaltungsbücher, namentlich die über Steuern und Rekrutierung und begaben sich dann auf den Hof Lievenbersen, wo sie das Mobiliar zerschlagen, die wertvollen Bilder zerschnitten und zerrissen, überhaupt wie die Vandalen hausten. Gegen Abend zog dann die ganze Bande zur Monopolbude, zertrümmerte dort alle Schnaps- und Spirituosflaschen, wobei aber nichts getrunken wurde. — Am andern Morgen ging es dann zum Behrs-Ziepelhäfschen Gemeindehause, wo wieder das Kaiserbild und die Gemeindebücher vernichtet wurden, worauf die Bande von den Aufführern aufgelöst wurde.

26. Juli. Doubangen. Auf den Offizier der hier postierten Dragoner werden aus dem Hinterhalt drei Schüsse abgegeben; er wird leicht verwundet. — Aus Furcht vor den Revolutionären stellen die Hofsknechte die Arbeit ein.

27. Juli. Ahagfer (Estland). Der Verwalter des Gutes Ahagfer, v. Gebhardt, wird meuchlerisch an Brust und Unterleib verwundet.

28. Juli. Riga. Bei der Beerdigung eines Sozialisten, der bei einem Zusammenstoß mit Kosaken verwundet und daran gestorben war, werden auf dem Kirchhof auf den Kukuksbergen jenseits der Düna revolutionäre Demonstrationen veranstaltet.

28. Juli. Dahlen (Kurl.). Ueberfall des lettischen Pastorats. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juli um 12 Uhr erbrach ein großer Haufe von Revolutionären, nachdem sie das ganze Pastorat mit Wachen umstellt hatten, das Fenster von des Pastors Schreibzimmer, darauf drangen sie in das Zimmer ein, raubten sämtliche Kirchenbücher, die Privatbibliothek, alle private und offizielle Korrespondenz und verbrannten alles auf der Landstraße vor der Ausgangspforte des Pastorats. Die Knechte waren sämtlich nicht zu Hause, Kutscher und Hausknecht aber wurden mit dem Tode bedroht, falls sie zu Hülfe eilen würden. Die Tür des Schreibzimmers hatten sie abgeschlossen, um ihr Werk desto ungehinderter zu tun. Darauf raubten sie auch noch aus einem Schrank 137 Rbl. an barem Gelde. — Mit den Kirchenbüchern verbrannte auch das ganze Archiv der Pfarre, das Archiv der Pastoratswidme und das Archiv für Schulangelegenheiten.

Dies Ereignis veranlaßte den kurländischen Generalsuperintendenten zur Veröffentlichung der Depesche an die kurländischen Pastoren: „Pastoren, wahret eure Kirchenbücher!“

29. Juli. Riga. In der Matthäusstraße wird ein Schutzmann überfallen und mit seinem eigenen Säbel verwundet. Einer von den Attentätern wird verhaftet.

29. Juli. Dalbingen (Kurland). Ein Haufe von 60—70 Männern zieht von Gesinde zu Gesinde und zwingt die Bewohner mitzugehen. Die Auslieferung aller im Gesinde befindlichen Waffen wird erzwungen und Schweigen über das Vorgefallene anbefohlen. Im Pastorat Dalbingen begnügen sie sich mit einer alten Flinte, die dem Besitzer später sogar retourniert wurde. Hierauf ziehen die Demonstranten zum Peterhöfschen Gemeindehause, entfernen dort die Kaiserbilder und verbrennen Akten.

30. Juli. Libau. Um 6 Uhr nachmittags rennen plötzlich aus Johannis in die Große Straße etwa 50—60 jüdische Burschen und Mädchen im Alter von 16 bis 18 Jahren, feuern daselbst etwa 20 Revolverschüsse in die Luft ab und verschwinden dann im Laufschritt in der Helenenstraße, wo sie noch einige Schüsse abfeuern und sich dann zerstreuen. Der ganze Auftritt spielte sich mit solch einer Schnelligkeit ab, daß es der Polizei nicht möglich war, einzugreifen.

30. Juli. Riga. In der gr. Schmiedestraße 55 wird eine Versammlung jüdischer Revolutionäre aufgehoben; 30 von ihnen werden verhaftet.

30. Juli. Revat. Die Baltische Baumwollspinnerei und Weberei stellt den Betrieb ein, da die Forderungen der Arbeiter unannehmbar sind. — In den übrigen Fabriken wird gearbeitet.

30. Juli. Grafenthal (Kurl.) Eine Bande von ca. 100 Mann erscheint nachts vor dem Gutshause, zum Teil mit Flinten bewaffnet. Der Besitzer, Baron H. Klopmann, wird aufgefordert, vor die Haustür hinauszutreten, was er auch tat. Als er aber auf der Veranda von einigen Leuten mit aufgezogenen Revolvern empfangen wurde, zog er sich in das Haus zurück und wollte zur Notwehr greifen. Die Bande hatte aber unterdessen Holz und Stroh an die vier Ecken des Hauses und auf die Veranda geschleppt und drohte das Holzwohnhaus in Brand zu stecken, falls der Besitzer nicht hinauskomme. Unter diesen Umständen, und um das Leben seiner 6 kleinen Kinder zu retten, blieb Baron Klopmann nichts übrig, als hinauszutreten und auf alle Forderungen einzugehen. Er mußte den Knechten eine Lohnerhöhung versprechen, die Waffen ausliefern, sich verpflichten, kein Militär auf das Gut aufzunehmen und

100 Rbl. für die revolutionäre Bewaffnung zu spenden. Drei von der Bande nahmen auch sofort eine Haussuchung nach Waffen vor. Einer von diesen war betrunken und betrug sich wenig manierlich, wurde aber öfters von einem der Kumpane berufen. Sie nahmen, was sie an Waffen fanden, mit und verschmähten nicht einmal alte, an der Wand angehängte Säbel mitzunehmen. Nach 2 Uhr nachts fand die Haussuchung ein Ende und die Bandenführer verschwanden mit der Versicherung, daß weder dem Leben noch dem Eigentum des Besitzers von nun ab, falls er nicht Militär herbeirufe, irgend ein Leid ihrerseits angetan werden würde, auch er ruhig seine Feldarbeiten fortsetzen könne.

30. Juli. Bilderlingshof. Ein Schutzmann, der einen verdächtigen Mann arretiert hatte, wird von dessen Spießgesellen, die ihn zu befreien versuchen, überfallen und lebensgefährlich durch eine Kugel an der Brust verwundet.

31. Juli. Rodenpois. In Groß-Kangern zwingt eine Bande Ausständiger die Knechte zur Arbeitseinstellung und nimmt dem Verwalter die Waffen ab.

— In Durkaln, Großkangern und Anrepshof finden Volksversammlungen statt.

31. Juli. Hinzenberg. Eine Abteilung von Grenzwachsoldaten hat ein Rekontre mit Unruhestiftern, wobei ein Soldat durch Revolverschüsse gefährlich verwundet wird.

31. Juli. Libau. Sechs mit Revolvern bewaffnete Leute dringen in die städtische Badeanstalt und verlangen zur Wahrung der Sonntagsruhe ihre sofortige Schließung. Dieser Besuch war schon tags vorher angekündigt, trotzdem aber der Polizei davon keinerlei Mitteilung gemacht worden.

31. Juli. Alt-Kalzenau. Ein seinem Herrn bisher treuer Knecht fährt vom Hofe Alt-Kalzenau mit seiner Frau und seinem Sohne, einem Knaben, zu Verwandten zum Besuch. Auf dem Bauerwege durch das von Sozialismus verseuchte Martzensche Gebiet, den er einzuschlagen hatte, werden aus einem Gebüsch erst zwei Kugeln auf ihn abgeschossen, die vorbeipfiffen, und dann wetterhin aus einem andern Gebüsch Schrotschüsse, durch welche alle drei Personen verwundet werden.

31. Juli. Livland. In der letzten Woche werden aus vielen Gegenden Feuerschäden gemeldet, die wohl alle auf Brandstiftung zurückzuführen sind, so aus Odsen, Sawensee, Lüggen, Festen, Neu-Bewershof, Laudohn, Launekaln.

31. Juli. Peterhof (bei Olai). Die Bande, welche am 29. Juli das Pastorat Dalbingen heimgesucht hatte, hatte darauf in den Wäldern kampiert. Nachdem der Sonntag ruhig ver-

laufen war, erschien nachts eine starkbewaffnete Bande von ca. 200 Mann auf dem Hofe der Versuchsfarm Peterhof. Die ihr entgegentretenden Herren — die Damen des Hauses hatten sich eiligst zur Station Olai geflüchtet — wurden nach Waffen befragt und sämtliche Wohnzimmer des Hofes von eindringenden Menschenmassen durchsucht. Erst gegen 4 Uhr verließen die Banden unter wüstem Geschrei den Hof, verboten allen Knechten unter Androhung des Todes die Arbeit, wenn die von ihnen diktierten Lohnerhöhungen nicht bewilligt würden. Mehrere Tage noch hielten sich die Banden darauf in den umliegenden Wäldern auf, beobachteten auf das genaueste die Versuchsfarm, ließen weder Feld noch andere Arbeiten zu und belästigen und bedrohen auf der Chaussee die Kutscher und Milchfahrer.

31. Juli. Widdrisch (Livl.). Tumult auf dem Kirchhofsfest. Ein authentischer Bericht über die Vorgänge lautet: „Während des im Juli in Riga versammelten Landtages war dem Loddiger-Treydenschen Kirchenvorsteher A. Baron Maydell-Ulpisch vom Herrn Oberkirchenvorsteher die Mitteilung gemacht worden, daß am Sonntag den 3. Juli beim Gottesdienst in der Kirche zu Loddiger revolutionäre Unruhen zu erwarten seien. Auf diese Mitteilung hin begab sich der Kirchenvorsteher in Begleitung einiger Herren aus Riga am genannten Sonntag zur Loddigerschen Kirche, um dort im Verein mit noch einigen Herren des Kirchspiels die Kirche und den Pastor gegen etwaige Schändung zu schützen. An diesem wie an den drei darauffolgenden Sonntagen verlief der Gottesdienst in gewohnter Weise und fanden keine Störungen statt, doch waren, wie solches auch später noch mehrere Mal der Fall war, fremde, nicht zur Gemeinde gehörige Elemente beim Gottesdienst bemerkt worden, und man hatte samt eventuelle Störungen des Gottesdienstes zu befürchten. Daher berief noch während des Landtages der Kirchenvorsteher im Verein mit dem Vertrauensmann der Ritterschaft, Leon Baron Campenhausen, eine Versammlung der Herren Eingepfarrten des Loddiger-Treydenschen Kirchspiels, auf welcher beschlossen wurde, daß regelmäßig der Kirchenvorsteher und Vertrauensmann mit einigen der durch sie für den betreffenden Sonntag bestimmten Herren des Kirchspiels den Kirchenschutz auszuführen hätten. Dieser Beschluß ist an allen darauffolgenden Sonntagen von den Herren des Loddiger-Treydenschen Kirchspiels gewissenhaft ausgeführt worden.

Zu Sonntag, den 31. Juli, war vom Pastor loci August Spalwing ein Kirchhofsfest in Widdrisch angesagt worden, bei welchem den Schutz des Gottesdienstes nachfolgende Herren auszuführen hatten: der Kirchenvorsteher Baron Maydell-Ulpisch,

der Vertrauensmann Leon Baron Campenhausen, Erich von Hoffmann-Murritas, Gustav Rosenpflanzer, Generaldevollmächtigter für Widdrisch, und Harald Rosenfeld, Gehülfe des Herrn Rosenpflanzer. — Als diese Herren, sowie der Pastor, sich am 31. Juli gegen 10 Uhr vormittags auf dem Hofe Widdrisch versammelten, teilte ihnen Herr Rosenpflanzer mit, daß er kurz vorher erfahren habe, es sei eine Bande von 20—30 Anarchisten aus Riga in Widdrisch zum Kirchhofsfest erschienen, mit der Absicht, nach Störung des Gottesdienstes auf dem Kirchhof einen revolutionären Zug und Sturm auf den Hof Widdrisch auszuführen. Jemand hatte Herrn Rosenpflanzer erzählt, daß er in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag auf der Poststation Huzenberg mehrere fremde Männer getroffen, die er gebeten, ihn in ihrem verspännigen Postwagen ein Stück Weges mitzunehmen. Auf der Fahrt erkannte er aus ihren Reden, welchen Anschlag diese Leute planten. Beim Wäldchen in der Nähe des Hofes Koltzen bemerkte er eine Bande von ca. 20 Mann, auf deren Zeichen die Insassen des Postwagens diesen verließen, sich mit der Bande vereinigten und im Walde verschwanden. — Ein Krüger hatte das Eintreffen der Anarchisten auf dem Kirchhof von seinem Buffetkommis erfahren und sofort Herrn Rosenpflanzer darüber Mitteilung gemacht. Gleichzeitig war die Telephonleitung an zwei Stellen unterbrochen. — Da es zweifelhaft war, ob es den versammelten Herren bei ihrer geringen Anzahl gelingen würde, den in großer Uebermacht erschienenen Anarchisten erfolgreich entgegenzutreten, so requirierte der Kirchenvorsteher sofort die in Lemsal stationierte Infanterie, welche, wenn auch nicht mehr zum Schutze des Gottesdienstes, bei der weiten Entfernung von Lemsal, so doch zur Unterdrückung etwaiger Exzesse auf dem Gutshofe noch vielleicht rechtzeitig eintreffen konnte. — Darauf begaben sich die Herren mit dem Pastor zu dem ca. 20 Werst entfernten Kirchhof, wo die Gemeinde zahlreich versammelt, entschieden den Eindruck hervorrief, als ob sie die kommenden Ereignisse erwarte, ja sogar darauf schon vorbereitet sei.

Unter Vorantritt des Kirchenvorstehers und Pastors betraten die Herren den Kirchhof, wobei ersterer sofort unter der, im Kreise um die für den Pastor errichteten Kanzel, versammelten Gemeinde die Bande der Anarchisten erkannte, die, eine Schar junger Leute, durch ihre mehr städtische Kleidung sowie Stroh- und Schlapphüte erkenntlich war. Kirchenvorsteher und Pastor traten zur Kanzel in den Kreis der Gemeinde, um den durch die Anwesenheit der Anarchisten gefährdeten Gottesdienst für diesen Sonntag abzusagen, während die übrigen

Herren außerhalb des Kreises stehen blieben. Baron Maydell richtete an die Gemeinde folgende Worte: „Als Kirchenvorsteher mache ich hiedurch der Widdritzschen Gemeinde bekannt, daß der Pastor heute das Kirchhofsfest nicht abhalten kann, geht alle ruhig nach Hause.“ Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein junger Mann aus der Schar der Anarchisten auf Baron Maydell zutrat und ihn fragte, welches Recht er habe, das Kirchenfest zu stören. Baron Maydell erklärte kurz: „Als Kirchenvorsteher steht mir das Recht zu, den Gottesdienst zu inhibieren.“ „Welche Gründe haben Sie dafür“, fragte der Anarchist. Baron Maydell verweigerte darauf dem Mann jegliche weitere Auskunft, sich an den Pastor mit den Worten wendend: „Ich werde mich mit ihm doch nicht in ein Gespräch einlassen — wir haben ja nun unsre Pflicht getan, wollen wir gehen.“ — Zurücktretend zu den übrigen Herren, ermahnten Pastor und Kirchenvorsteher wiederholt dringend die Gemeinde, auseinanderzugehen. Es entstand eine gewisse Bewegung unter der Gemeinde — ein Teil flüchtete. In dem Moment bestieg der oben erwähnte Anarchist die Kanzel, sich mit folgenden Worten an die Gemeinde wendend: „Geht nicht auseinander; wenn Euer Pastor nicht reden will, so hört, was ein andrer Prediger Euch zu sagen hat“, — weiter kam der Mann in seiner Rede nicht, da die beiden anwesenden Landgendarmen auf Weisung der Herren zu seiner Verhaftung schreiten wollten. Der Agitator sprang von der Kanzel und suchte zu flüchten. Um den sich verbergen wollenden Rädelsführer den Landgendarmen genauer zu bezeichnen, lief Herr v. Hoffmann mit ihnen einige Schritte vor — im Augenblick waren sowohl Herr v. Hoffmann wie auch die Landgendarmen von den Anarchisten umzingelt, die sie mit Revolvern bedrohend, zu entwaffnen suchten, was ihnen bei den Landgendarmen auch gelang. — Fast gleichzeitig ertönten zwei Schüsse, von denen der eine Herrn v. Hoffmann in den Oberschenkel traf, während der andere dem Widdritzschen Landgendarmen durch die Mütze schlug. Im Moment der Umzingelung griffen alle Herren sofort zu ihren Waffen und der Agitator wurde durch zwei Kugeln niedergestreckt. — Die Anarchisten rückten in einer Kolonne schießend vor, wobei bemerkt wurde, daß einige von ihnen zurücktretend von neuem ihre Revolver luden, um dann sofort wieder ihre Plätze in der Kolonne einzunehmen. Es fielen von beiden Seiten eine Menge Schüsse, von seiten der Herren ca. 20, von seiten der Anarchisten über 100 Schüsse. Herr Rosenpflanzer stürzte von einem Schuß durch Leber und Lunge lebensgefährlich getroffen, zu Boden. Baron Maydell, von einer Kugel durch Unterkiefer und Schulter getroffen, sah noch

einige Schüsse ab, mußte jedoch, nachdem er das Magazin ausgeschaffen, den Kampfplatz verlassen. Da ergriff ihn einer der Anarchisten. Diesen Moment wahrnehmend, befreite Baron Campenhausen den Kirchenvorsteher aus den Händen des Anarchisten, indem er auf ihn schießend, Baron Maydell zu den Pferden geleitete und mit ihm zum Hofe Widdritsch zurückkehrte. Herr Rosenfeld und der Pastor, der am Anfang des Kampfes von einem Gemeindegliede aus der Schußlinie entfernt worden, dachten Herrn Rosenplänzer vom Kampfplatz zur Equipage und nach Hause. — Nachdem Herr v. Hoffmann, der durch die Kolonne der Anarchisten von den übrigen Herren getrennt war, den erwähnten Schuß erhalten, suchte er ringend sich seiner Angreifer zu erwehren, da streckte ihn ein Schuß in den Unterleib zu Boden. Er hat überhaupt nur zwei ganz unwirksame Schüsse abgeben können, da ihm die Hände festgehalten wurden. Liegend wurde er von den Unmenschen noch mit Füßen getreten und mehrfach beschossen, wobei noch zwei Kugeln ihn in den rechten Schenkel trafen, eine Kugel ihm durch die Mütze flog. Er wurde entwaffnet, ausgeraubt und als tot liegen gelassen.

Nachdem die viel andern Herren den Kampfplatz verlassen, räumten auch die Anarchisten das Feld, ihre Verwundeten, mehrere an Zahl, mit sich nehmend, nachdem sie noch vorher den Kirchhof mit Proklamationen bestreut.

Mit Hülfe des Laddigerschen Landgendarmen Bugailo suchte Herr v. Hoffmann sich nun zu entfernen, wurde jedoch bald von ihm im Stich gelassen. Er wandte sich an mehrere Personen aus der Gemeinde um Hülfe, die ihm jedoch von allen verweigert wurde, unter dem Vorwande der Furcht vor den Anarchisten . . (Einer versprach allerdings ein Gefährt herbeizuschaffen, dieses traf Herrn v. H. jedoch nicht mehr auf dem Kampfplatze an.) Schließlich gelang es Herrn v. Hoffmann allein sich auf Umwegen nach Hause, nach Muzikas, zu retten, wo er liegen blieb und von seinen Hofesleuten ins Haus getragen wurde.

Durch verirrte Kugeln sind zwei Widdritschische Gemeindeglieder getroffen worden, von denen der eine, der Maurer Tautels aus dem Kalu Enne-Gesinde, seinen Wunden erlegen ist, während der andere eine leichte Verwundung davontrug.

August.

1. August. Kurland. In der Nacht wird die Ihlensche Kirche, eine Filialkirche von Groß-Autz, angezündet und ausgebrannt.

— Außer im Pastorat Hofzumberge sind Kirchenbücher und Akten in dem lettischen Doblenschen und im Sollgalnschen Pastorat

vernichtet worden. Alle drei Pastorate liegen im Doblenschen Kreise. — In 25 von 32 Gemeindehäusern des Doblenschen Kreises sind Akten und Bücher, hauptsächlich Einberufungs- und Steuerlisten, vernichtet worden. Dabei sind auch die Kaiserbilder und Christusbilder zerstört worden. In einigen der Gemeindehäuser sind die revolutionären Banden mehrere Mal gewesen, um das nicht ganz zu Ende geführte Zerstörungswerk fortzusetzen. Den Gemeindebeamten ist für den Fall der Aufnahme ihrer Arbeit mit dem Tode gedroht worden. Auch sind einzelne, unter gleicher Drohung, gezwungen worden ihr Amt niederzulegen. — Auch auf den Bauskeschen Kreis erstreckt sich die Zerstörung der Bücher und Akten in den Gemeindehäusern.

— Ueberfälle und Brandstiftungen finden nicht nur in Gutshöfen, sondern auch in Gesinden statt. In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August sind von Mitau aus 7 Brandschäden auf dem Lande beobachtet worden, und von Grünhof aus nicht weniger als 13.

— Das Herrenhaus von Abgunst wird eingeäschert, indem die Brandstifter durch die Fenster einsteigen und das Haus von innen anstecken.

1. August. Riga. Ein Revieraufseher, der einige junge Leute, die im Wohrmannschen Park Proklamationen verteilt hatten, verfolgt, wird von diesen durch Revolverschüsse verwundet.

1. August. Riga. Ein städtischer Steuermann wird von zwei Agitatoren auf dem Dampfer überfallen, in einen Sack gesteckt und auf den Rankschen Damm geschleppt, wo ihm, falls er die Arbeit wieder aufnähme, der Tod angedroht und er dann frei gelassen wird.

1. August. Niederbartau. Morgens um 8 Uhr überfallen 6 Männer die Brief- und Geldpost auf dem Wege von Niederbartau nach Rutzau. Sie verhinderten den Postillion durch Stockschläge, die ihn betäubten, von seinen Waffen Gebrauch zu machen. Als der Postknecht durch ein entschlossenes Antreiben der Pferde die Post aus dem Bereiche der Räuber brachte, sandten sie dem Postwagen zwei Revolverschüsse nach, von denen einer den Postillion leicht verwundete.

1. August. Doblen (Kurl.). In der Nacht vom 1. auf den 2. August, 10½ Uhr abends, als alle Hausgenossen des deutschen Pastorats zum größten Teil in ihre Schlafzimmer sich bereits zurückgezogen hatten, wurde an mehrere Fensterläden geklopft und Einlaß gefordert. Auf die Frage eines Sohnes vom Bodenzimmer aus, wer da sei, wurde in lettischer Sprache die Herausgabe aller Kirchenbücher und Bibeln verlangt und zu diesem Zweck sofortiges Oeffnen der Tür gefordert. Gleichzeitig wurden zwei Fensterläden aufgesprengt. Die Tochter

des Hauses, die in diesem Moment allein im Saal war, trat ruhig ans Fenster und öffnete es. In demselben Augenblick wurden ihr mehrere Flintenläufe entgegengestreckt und ein Haufen junger Burschen sprang hinein. Es wurde unter Drohungen verboten, eine Nachricht dem im Flecken stationierten Militär zu senden, was auch unmöglich war, weil ein mit Flinten und Knütteln bewaffneter Haufen, wie bei dem klaren Mondschein konstatiert wurde, alle Wege und Gebüsche bewachte. Der greise Hausvater Pastor Dr. Aug. Bielenstein wurde von den Familiengliedern in seinem Schlafzimmer zurückgehalten. Unterdessen drang die Bande ins Schreibzimmer, wo man den Archivschrank öffnen mußte, um Gewalttaten zu vermeiden. Alles, was sie daselbst fanden, wurde kritiklos herausgerissen und ellenhoch hinausgeschleppt. Die große Privatbibliothek wurde durch das Dazwischentreten der Familienglieder gerettet. Hierbei sagte der Führer der Bande in lettischer Sprache: „Wir müssen alles verbrennen, sonst schießt man uns durchs Herz; lieber mögen dann diese Papiere zugrunde gehen.“ Hierauf zog der Haufe ab, um den Raub auf dem Felde zu verbrennen. Die aufsteigenden Flammen alarmierten die Dobleer und das dortige Militär, das nach ca. dreiviertel Stunden im Pastorat erschien, aber niemandes mehr habhaft wurde. — Eine Menge wertvoller Materialien zur lettischen Kultur- und Literaturgeschichte, die zu den reichen Sammlungen Pastor Bielensteins gehörten, sind bei dieser Gelegenheit vernichtet worden.

1. August. Riga. In einer Kronsbranntweinbude am Ballastdamm wird von einem jungen Mann am Vormittag das gesamte Mobiliar demoliert, während einige Komplizen draußen auf ihn warten.
1. August. Popen (Kurl.). Der Hofskrug geht durch Brandstiftung in Flammen auf. An den Löscharbeiten beteiligen sich nur die auf dem Hof eingetroffenen Soldaten. — Drei Popenschen Buschwächtern waren tags zuvor gewaltsam die Waffen abgenommen worden.
2. August. Riga. In der gr. Schmiedestraße Nr. 17 werden die Spuren einer geheimen Druckerei entdeckt. Die Einwohner waren verschwunden.
2. August. Riga. Der Reichsadler an der Thorenberger Apotheke wird demoliert, indem sorgfältig Krone, Szepter und Reichsapfel abgeschlagen werden.
2. August. Alt-Bilderlingshof (Rig. Strand). Eine Bande von vier Strolchen, die sich am sogen. Rehstande im Walde herumtrieb, wird von drei jungen Leuten aufgestöbert und nach kurzem Feuergefecht unschädlich gemacht. Ein Jahwiduum, das auf die Aufforderung „Hände hoch!“ sofort von einem Revolver

Gebrauch machte, erhielt einen lebensgefährlichen Bauchschuß und blieb auf dem Platze, ein zweites ergab sich, und die beiden andern, von denen einer verwundet war, entflohen.

2. August. Libau. Stinkbomben werden in die Freywaldsche Buchhandlung und in eine Kolonialwarenhandlung geworfen. Die Täter entkammen.
3. August. Mitau. Der Gerichtsvollzieher des Mitau Bauskeschen Friedensrichterplenums J. Weinberg wird auf der Landstraße überfallen und erschossen. Er erhielt zuerst einen Schuß in die Hand, worauf er den Wagen verließ, auf die Angreifer zutrat und sie bat, ihn zu schonen, da er doch nichts gegen sie vorhabe. Darauf ergriffen sie ihn an beiden Händen und schossen ihm so aus nächster Nähe zweimal durch die Brust. Dem Kutscher verboten sie die Leiche mitzunehmen, die Polizei möge sie selbst holen.
3. August. Pernau. Die Arbeiter des städtischen Schlachthauses stellen die Arbeit ein und demolieren ein Ventil an der Dampfleitung, um die Brühvorrichtung unbenutzbar zu machen. Sie werden durch eine fremde angereiste Person zum Streik angeregt, die verhaftet wird. Die Arbeiter erzwingen tags darauf auch die Schließung der Fleischhandlungen auf dem Markt.
3. August. Nordlivland. In der Peipusgegend macht sich wieder eine merkliche Unruhe unter dem Landvolk geltend. — Brandstiftungen an Heu- und Kleescheunen in Allazkiwwi und Kokkora.
3. August. Stackmannshof. Auf der Livländischen Zufuhrbahn wird auf der 190 Werst der hölzerne Oberbau einer Brücke in Brand gesteckt; Schwellen und Bretterbelag verbrennen. Der die Strecke passierende Zug kann rechtzeitig angehalten werden, da vor der Brücke eine rote Fahne aufgesteckt war, die in diesem Fall als Warnungssignal diente.
4. August. Riga. Der Direktor der Wolfschmidtschen Fabrik wird vor der Fabrik von einem Volkshaufen umringt und durch Schläge am Kopf verwundet, wobei ihm auch die goldene Uhr abhanden kam. Diese wurde ihm jedoch wieder zurückgeschickt nebst einem anonymen Schreiben, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß man an ihm habe Lynchjustiz üben wollen.
5. August. Livland. Da die Bibel- und Kirchhafenfeste öfters der Schauplatz von revolutionären Tumulten geworden sind, hat das Konsistorium das Abhalten dieser Feste bis auf weiteres untersagt.
5. August. In Mitau und Riga nehmen in der letzten Zeit Diebstähle und Einbrüche in außerordentlicher Weise zu.
5. August. Libau. Sozialistische Demonstration bei Gelegenheit einer Beerdigung, doch kommt es nicht zu größeren Unordnungen.

5. August. **Kurland.** In Guddeneeken sowie in Dubenalken werden die Monopolbuden von bewaffneten Leuten beraubt, die an beiden Stellen Quittungen hinterlassen mit der Unterschrift: „Libauscher sozialdemokratischer Verband".

— In Endenhof wird das Wohnhaus von Revolutionären eingeäschert. Als der auf dem Hofe in treuer Pflichterfüllung zurückgebliebene Verwalter Herr Godt (Däne) auf die Forderung der Revolutionäre, ihnen tausend Rubel auszuzahlen, erwidert hatte, daß er über nicht mehr als 40 Rbl. verfüge, ward ihm kurz und bündig zur Antwort, daß er dann sterben müsse. Dieser Drohung folgte die Tat auf dem Fuße. Man führte den Unglücklichen ein wenig auf die Seite und schoß ihm zwei Kugeln durch den Kopf und eine durch die Brust.

6. August. **Zierau (Kurland).** Nachdem in der Nacht auf den 5. August das Telephon, das Zierau mit der Nachbarschaft verbindet, zerstört worden war, was darauf schließen ließ, daß irgend eine revolutionäre Aktion geplant wurde, veranlaßte in der folgenden Nacht ein helles, in der Richtung des Bethofes Himmen aufloderndes Schadenfeuer den Oberförster v. Siebert und den Verwalter Stahlberg sich mit drei Hofsbeamten auf einer Lindendroschke vom Hofe Zierau nach der Brandstätte zu begeben. Ihnen folgten in einiger Entfernung die übrigen Hofsleute mit den Löschgeräten. Auf dem Wege nach Himmen, wo dichtes Gestrüpp bis dicht an den Weg heranträt, fielen aus diesem Dickicht dicht nach einander 10—12 Flinten- und Revolverschüsse, unter denen der Oberförster v. Siebert, sein Gehülfe Gründberg und der Stallmeister Hartmann, im Kopf getroffen, tot zusammenbrachen. Der Verwalter Stahlberg entging wie durch ein Wunder dadurch dem Tode, daß er im Augenblick des Abfeuerns des auf ihn gezielten Schusses sich ein wenig nach vorne neigte, um nach dem Feuerschein besser ausschauen zu können. Infolgedessen erhielt er nur einen Streifschuß am Hinterkopf und eine Verwundung am Oberarm. Der Oekonomieschreiber Sweze wurde an der Hand und am Fuße verwundet und außerdem noch eins der Pferde angeschossen, das am nächsten Tage getötet werden mußte. Die beiden Verwundeten schleppten sich selbst vom Orte des Ueberfalls weg. Die Toten aber blieben daselbst bis zum Anbruch des Tages liegen, weil unter dem Eindruck der Schüsse die Löschmannschaft sofort nach Zierau zurückgeeilt war und sich kein Mensch vor Tagesanbruch zu dem Schreckensort hinwagte. Die Himmensche Scheune, die Roggen im Werte von 1400 Rbl. enthielt, brannte bis auf den Grund nieder. In ihr verbrannte auch eine Dreschmaschine. — Am nächsten Morgen trafen aus Hasenpoth der Kreischefgehülfe v. Alteimayer und

der Hafeapothyche Untersuchungsrichter und aus Libau der Polizeimeister, auf dessen Anordnung ein Buschwächter nebst seinem Sohne als des Mordes verdächtig verhaftet wurden — Oberförster v. Siebert war schon längst das Todesurteil gesprochen worden und es waren auch mehrere Anschläge auf ihn gemacht worden. So wurde er einmal im Zierauschen Park abends angegriffen, wobei 5 Schüsse seinen Rock durchbohrten, ohne ihm Schaden zuzufügen. Sein durchgehendes Pferd hinderte ihn an der Verfolgung des Mörders. Trotz aller Ueberredungen war er nicht zu bewegen, Zierau zu verlassen. Das Feuer in der Akmenschen Scheune war angelegt, um ihn herauszulocken.

6. August. Preekuln (Kurl.). Eine Scheune mit Hafer wird durch Brandstiftung eingeäschert.
6. August. Windau. Proklamationen in jüdischem Idiom, in denen die Windauschen Juden aufgefordert werden, für den Aufstand Partei zu ergreifen, werden an verschiedenen Stellen ausgestreut.
6. August. Annahütte (Kurl.). Durch eine bewaffnete Bande von etwa 30 Mann werden den Buschwächtern die Flinten abgenommen. Die Telephonleitung wird auf eine Strecke von ¾ Werst zerstört.
6. August. Riga. Im „Thorensberger lettischen Hilfsverein" findet ein „politischer Abend" statt unter Leitung der beiden Brüder J. und H. Assara. Die Tagesordnung umfaßte folgende Punkte: 1) in Sachen der Reichsduma, 2) in Sachen der Kosaken, 3) in Sachen der Straßenbahnen, 4) Schulangelegenheiten. Ueber die drei ersten Punkte berichtet die „Rigas Awize" aus von ihr unabhängigen Gründen nicht. In Bezug auf den letzten Punkt der Tagesordnung wies Herr Assar darauf hin, daß das derzeitige Unterrichtsprogramm durchaus untauglich sei; es müßte daher abgeändert und einzelne Lehrgegenstände müßten vollständig ausgeschlossen werden. Es wurde beschlossen, den Religionsunterricht abzuschaffen, wer solchen wünscht, hat selbst dafür zu sorgen, daß er außerhalb des Programms erteilt werde. Zur weiteren Förderung dieser Angelegenheit wurde ein Komitee gewählt. (Vgl. 20. Aug.)
7. August. Sackenhausen (Kurl.). Eine angekündigte Kirchendemonstration wird durch rechtzeitig eintreffende Kosaken verhindert.
7. August. Dubenalken (Kurl.). Auf Baron Gotthuß-Birgmahlen wird meuchlerisch aus dem Hinterhalt im Walde geschossen, jedoch gehen die Schüsse fehl.
7. August. Medsen-Birgmahlen (Kurland). Um 2 Uhr nachmittags drangen 6 mit Revolvern bewaffnete Männer in

das Gemeindehaus. Den Gemeindeschreiber Rutkowski und seinen Gehülfen Saleneek verhindern sie unter Bedrohung mit dem Tode, militärische Hülfe herbeizuholen. Sämtliche Akten, Dokumente, Bilder, Siegel usw. werden vernichtet, mit Ausnahme der Mobilmachungspapiere, die im Geldschrank verschlossen waren, und der Postblanketts, die von der Bande mitgenommen werden.

7. August. Hasenpoth. Auf dem Wege nach Goldingen wird ein Postkutscher, der eine Kiste revolutionärer Proklamationen mit sich führte, nebst seinem Reisegefährten verhaftet.

7. August. Niederbartau (Kurl.). Ein Teil der Nutzauschen, aber besonders ein großer Teil der Niederbartauschen Bauern, durch Agitation aufgewiegelt und aufgehetzt, fühlt sich berufen, die Verwaltung der Gemeinde in seine Hand zu nehmen und demzufolge ein Budget über Gemeinde Einnahmen und Ausgaben nach seinem Geschmack aufzustellen. Noch dem von den Führern dieser Bauern aufgestellten Programm sollen nun nicht allein die Gagen der Gemeindeschreiber, sondern auch die aller übrigen Gemeindebeamten stark reduziert werden.

7 August. Mitau. Als der Direktor der Gröbnerschen Fabrik, E. Götze, gegen 12 Uhr mittags von der Kirche in seine Wohnung zurückkehrte, wurde er durch einen auf ihn abgegebenen Schrotschuß an der Brust und rechten Seite verwundet. — Der Verwaltungsrat beschließt die Fabrik auf unbestimmte Zeit zu schließen.

7. August. Groß-Platon (Kurl.). Ein Versuch das Gutswohnhaus mit Hilfe von in den Zimmern aufgehäuftem Brennmaterial in Brand zu stecken, wird durch das rechtzeitige Eintreffen von Militär aus Elley verhindert.

7. August. Domesnäs (Kurl.). Die Telegraphenstation wird nachts von einer berittenen Bande umstellt und nach Geld und Waffen durchsucht. Der Aufseher wird beraubt.

7. August. Mitau (Livl.). Dem Pächter des Bethofes Rahwit, der Lieferungen für die in Mitau stationierten Kosaken übernommen hatte, wird eine Kleeschenne niedergebrannt. Er hatte vorher Drohbriefe erhalten.

7 August. Tingern (Kurl.). Eine berittene und stark bewaffnete Bande von ca. 25—30 Mann überfällt nachts das Gut Tingern. Der Verwalter wird bedroht und gezwungen die Bande zu führen. Die Dienstboten werden aus den Betten gerissen und auch mit dem Revolver bedroht. Sodann wird das Haus nach Waffen durchsucht und mehrere Flinten usw. geraubt. Darauf zieht die Bande weiter, zunächst ins Wahze Gesinde, wo eine Flinte, dann noch Kurben, wo dem Förster Waffen und Munition geraubt werden.

7. August. Horstenhof (Livl.). Von dem Brande des Herrenhauses von Horstenhof gerettete Sachen werden, als sie nach Friedrichshof (einem andern Gut des Herrn von Preezmann) geführt werden, von Bewaffneten angehalten und unweit der Landstraße verbrannt.
7. August. Livland. Brandstiftungen in Ronneburg-Neuhof, Friedrichshof, Weißenstein, wo Scheunen niedergebrannt werden.
7. August. Ellern (Kurland). Demonstration in der Kirche. Es hatten sich, um eine wohlvorbereitete Störung des Gottesdienstes in Szene zu setzen, 10—12 fremde Leute, in Begleitung einiger Saudenscher Wirtssöhne, in der Kirche eingefunden. Auch aus andern Nachbargemeinden waren als Sozialisten bekannte Leute erschienen. Als der Pastor nach der Predigt die Fürbitte abzuhalten begann, und der Name des Kaisers genannt wurde, brachen plötzlich wie auf Kommando die Fremdlinge in die bekannten Rufe: „Fort mit dem Kaiser, fort mit der Selbstherrschaft, es lebe die Revolution!“ aus, was von den einheimischen Sozialisten mit Applaus akzeptiert wurde. Die entsetzte Gemeinde begann sich zur Kirchentür hin zu drängen, und eine Katastrophe war zu befürchten, denn es waren besonders viel Gemeindeglieder erschienen. Es gelang jedoch dem Pastor die Leute zu beruhigen. Sie verblieben auf ihren Plätzen und von vielen Seiten erschallten die Rufe: „Herons mit den Bösewichtern, werft euch auf die Heiden!“ Schleunigst verließen darauf die Sozialisten das Gotteshaus, während einige von ihnen sich unter den Gemeindegliedern zu verbergen suchten. Die Kirchentür wurde geschlossen und der Gottesdienst konnte fortgesetzt und mit der Verabreichung des heil. Abendmahls geschlossen werden. Auf dem Kirchenplatz sangen die Sozialisten, hielten Reden, sammelten und empfingen Geld und fuhren schließlich mit ihrer roten Fahne fort. Einige Zeit später erließen sie eine Proklamation, in der der Tod allen angedroht wird, die in der Untersuchung etwas gegen die Sozialisten aussagen werden.
7. August. Walk. Proklamationen, russisch abgefaßt, fordern die Arbeiter der Eisenbahnwerkstatt zum Streik auf. Sie tragen die Ueberschrift: Walk, 7 August 1905. Die Gruppe der Sozialdemokraten.
8. August. Das Gouvernement Kurland wird als im Kriegszustande befindlich erklärt und das Amt eines Generalgouverneurs dem General v. Böckmann übertragen.
8. August. Rigo. Abends gegen 10 Uhr traten drei fremde Menschen auf den an der Ecke der Säulen- und Sprenkstraße postierenden Schutzmann Anton Wottkalis zu und gaben auf

ihn ohne jegliche Veranlassung mehrere Schüsse ab. Durch 8 Schußwunden tödtlich verletzt brach der Schutzmann zusammen und verschied bald darauf.

8. August. Riga. Auf den Materialverwalter der Wolfschmidtschen Fabrik, H. Zahn, werden aus einer kleinen Gruppe unbekannter Fabrikarbeiter- und Arbeiterinnen zwei Revolverschüsse abgegeben, die der Angegriffene durch ebenfalls zwei Schüsse erwidert. Getroffen wird niemand. Als einige der auf der genannten Fabrik postierten Kosaken erscheinen, waren die Attentäter schon verschwunden, so daß nur eine Arbeiterin festgenommen werden kann.
8. August. Libau. Brandstiftung im Verwaltungsgebäude der Libauer Molkereigesellschaft.
9. August. Perkuhnenhof (bei Libau). Ein Viehstall wird in Brand gesteckt; das Feuer greift auch auf ein Nebengebäude und auf das Gemeindegerichtshaus hinüber. Das Telephon zur Stadt war durchschnitten worden.
9. August. Paulsgnade (Kurl.). Der Bahnwächter Jaeger wird aus dem Hinterhalt erschossen.
9. August. Libau. Abends als der Kondukteur der elektrischen Bahn, Scheel, an der Endstation der Alexanderstraße die Stange umlegte, wurden auf ihn von mehreren unbekannten Individuen 4 Revolverschüsse abgefeuert. Tödtlich getroffen brach er zusammen und verschied bald darauf.
9. August. Petersburg. Die „Peterburgas Awise", ein lettisches revolutionäres Hetzblatt schlimmster Sorte, das sehr bezeichnender Weise zwei Brandfackeln im Titelkopfe führte, wird bis zur endgültigen Entscheidung des Senats sistiert.
9. August. Milau. Im Waffenmagazin von Uckicke werden mittelst Einbruch ein großer Teil der Gewehre und Revolver geraubt.
9. August. Libau. Die Direktion der Libauer Elektrizitätswerke teilt mit, daß in Berücksichtigung der unsicheren Verhältnisse auf der Alexanderstraße die Wagen der elektrischen Bahn nach Einbruch der Dunkelheit nur bis zum Bahnhof verkehren werden.
9. August. Ugahlen (Kurl.). Die Gutsknechte streiken. Der Besitzer bewilligt jedem eine Zulage von 5 Rbl. an bar und außerdem 2 Lof Roggen. Als sie sich hiermit nicht zufrieden erklären, müssen Dragoner requiriert und die Streikenden vertrieben werden.

Auch in Witzaln (Kr. Tuckum) streiken die Knechte, nehmen jedoch die Arbeit sofort wieder auf, als ein Landgendarm mit einigen Dragonern erscheint.

10. August. Mitau (Livland). Nachmittags ritt eine Kosakenpatrouille von 5 Mann von Jürgensburg nach Mitau. Ungefähr

3 Werst von Jürgensburg führt der Weg durch einen Wald mit dichtem Unterholz. Als die Kosaken hier eine Brücke passiert hatten, wo der Weg von zwei tieferen Gräben begrenzt wurde, fielen in ihrem Rücken von beiden Seiten des Weges gleichzeitig 6—8 Schüsse. Ein Schrotschuß und 2 Kugeln trafen 2 Pferde, eine Kugel streifte den Mantel eines Kosaken. Die Kosaken gaben nach der Richtung, aus welcher geschossen wurde, eine Salve ab. Terrainschwierigkeiten machten aber eine sofortige Absuchung des Waldes unmöglich.

10. August. Tolamo (Nordlivl.) Abends wird der auf dem Heimwege befindliche Branntweinbrenner Aug. Rägo durch einen Nahpostenschuß, den ein Mann auf offenem Felde in der Nähe des Hofes auf ihn abgab, schwer verwundet.

11. August Bahnus (Livl.) Ein dicht am großen Viehstall gelegener Schweinestall wird in Brand gesteckt. Nur dank der Windstille können die Scheunen, Ställe und Kleeten gerettet werden.

12. August. Felixberg (Kurland). Nachmittags, als die Gemeindeverwaltung eben ihre Sitzung beendet hatte und nur der Gemeindeschreiber Rickin und der Gehülfe des Gemeindeältesten Adam Strauling noch anwesend waren, betrat der örtliche Volksschullehrer, angeblich um Zeitungen zu lesen, das Lokal der Gemeindeverwaltung. Ihm folgten auf dem Fuße zwei mit Revolvern bewaffnete Burschen, die auf den Schreiber je zwei Schüsse abfeuerten und dann dem anwesenden Gehülfen des Gemeindeältesten die Schlüssel von der Gemeindekasse abforderten. Da aber der Gemeindeälteste diese mitgenommen hatte, so feuerten die Burschen noch je zwei Schüsse auf den Gemeindeschreiber ab und verließen dann das Gemeindehaus. Inzwischen bewachten drei ebenfalls junge Genossen der Räuber den Eingang zum Gemeindehause. Nach der Tat begaben sich dann alle fünf über die Landstraße nach Windau. — Der Schreiber starb nach 4 Tagen an seinen Wunden. Der Lehrer, der im Walde geheime Zusammenkünfte gehabt haben sollte, wurde als mutmaßlicher Komplice der Mörder in Haft genommen.

13. August. In Dahlen, Dreilingsbusch und Weißensee (bei Riga) drangen Terroristen in die Gemeindehäuser und fanden die auf die Mobilisierung bezüglichen Papiere.

13. August. Riga. Um 3 Uhr morgens steigen etwa 6 Männer über den Zaun der Korrektionsabteilung des Zentralgefängnisses in den Hof und zerstören die Telephonleitung. Es gelingt nicht, sie zu ergreifen; auf der Flucht schießen sie auf ihre Verfolger.

13. August. Liban. Ein jüdischer Agitator wird beim Verteilen revolutionärer Proklamationen verhaftet.

13. August. Meyris (Estland). Als der kürzlich vom Kriegsschauplatz heimgekehrte Dorpater Professor Zoege v. Manteuffel und Herr G. Zoege v. Manteuffel-Meyris in der Nacht auf der Fahrt aus Ralle nach Meyris in einer offenen Postequipage das Awandussche Dorf Kukko passierten, wurde der Professor durch einen Steinwurf aus dem Hinterhalt am Hinterkopf verletzt.

13. August. Popen (Kurl.). Der Popensche Bierführer wird von einer bewaffneten Bande überfallen, arg mißhandelt und um 56 Rbl. beraubt.

14. August. Riga. Nachts werden von unbekannten Tätern die Scheiben in mehreren Fenstern der Martinskirche eingeworfen.

14. August. Bockenhof (Livl.). Abends dringen vier Leute in die Wohnung des in B. stationierten Landgendarmen und verwunden ihn schwer durch Messerstiche.

14. August. Illien (Kurland). Die Libausche Polizei, verstärkt durch Militär, umzingelt und verhaftet im Illienschen Walde 58 Personen, die daselbst eine Sitzung des Libauschen sozialrevolutionären Komitees abhielten. Der Platz, auf welchem die Mitglieder des Komitees verhaftet wurden, war mit bereits verdorrten Zweigen bedeckt, mit Papyrosstummeln und zerrissenen lettischen Zeitungen beworfen und derart zertreten, daß man annehmen konnte, daß er schon lange zu den geheimen Sitzungen des Komitees benutzt worden war.

14. August. Liban. Ein Milchmann und eine Milchfrau werden auf der Grodmer Chaussee von einer Schar junger Burschen angehalten und durch Bedrohung mit Revolvern zur Rückkehr gezwungen, nachdem ihre Milchgeschirre von den Burschen in den Chausseegraben ausgegossen worden waren. Die Ueberfallenen müssen sich verpflichten, am Sonntag keine Milch mehr ihren Kunden zuzuführen.

14. August. Pobuschen (Kurl.). Von einer Bande von 18 Mann wird das Gutshaus überfallen, die Schlösser erbrochen, Mobiliar zertrümmert und verschiedenes geraubt. Ein Teil der Bande, die ursprünglich größer an Zahl gewesen, hatte sich nach dem Erwahlenschen Beihof Dreimannshof begeben und raubte daselbst einen Revolver.

14. August. Kr. Friedrichstadt (Kurl.). Aus einem Bericht über die Lage im Kreise: Seit dem Frühjahr arbeitet hier in unsrer Gegend die revolutionäre Agitation mit Hochdruck, aber im ganzen mit sehr wenig Erfolg. Bei uns ist vorläufig dafür wenig Boden vorhanden, daher auch alle revolutionären

Digitized by Google

Unternehmungen hier Fiasko gemacht haben. Die am 7. August versuchten Demonstrationen in Setzen und Ellern an den Kirchen sind völlig gescheitert, wobei die Demonstranten direkt aus der Kirche herausgeworfen wurden. Auch zwei in Sonnaxt geplante Demonstrationen in der Kirche kamen, dank organisiertem Kirchenschutz und Polizei, nicht zustande. Am 7. August frühmorgens wurde in Erfahrung gebracht, daß eine Demonstration geplant sei, daß zu diesem Zweck eine Menge „leeli runataji un augsti sozialistu wadoni" (die großen Redner und sozialistischen Führer) aus Riga und Mitau gekommen wären, die sich zu hunderten im großen Setzenschen Walde aufhielten und den Plan hätten, nach der Demonstration in der Kirche die Höfe Sonnaxt-Pastorat und Wahrenbrock (Kreismarschall Georg v. Behr) zu plündern. Es wurden Maßregeln ergriffen, Militär, das jedoch weder bei noch in der Kirche postiert wurde, requiriert, so daß genannte Sozialisten es für ratsamer hielten, nicht zu kommen, weder zur Kirche noch in die Höfe, die stark bewacht wurden. Aber am Abend fand in einem Groß-Sonnaxtschen Gesinde ein großes Grünfest statt, auf dem Reden gehalten wurden von Männern mit Masken, Lieder gesungen ꝛc., und zum Schluß die ganze Versammlung aufgefordert wurde, an einem „sozialistu und revolutionaru salmau swehtki" (sozialistischen und revolutionären Grünfest) teilzunehmen, welches am 14. August in einem Pixternschen Gesinde gefeiert werden sollte. Zu diesem Fest sind später noch geschriebene und gedruckte Einladungen ergangen. Der äußere Verlauf soll sehr großartig gewesen sein. Männer in roten Mänteln, roten Schärpen mit Troddeln ꝛc. Reden, Gesang ꝛc., und zum Schluß sollten sich die Anwesenden durch Unterschrift verpflichten, an dem Plünderungszuge nach Wahrenbrock und Sonnaxt-Pastorat teilzunehmen. . . Der Kreischef Fr. v. Voigt (dem es überhaupt zu danken war, daß es im Kreise nicht zu größeren Ausschreitungen kam), hatte von diesem Unternehmen gehört und war mit einer Abteilung Dragoner plötzlich auf dem Festplatz erschienen, leider eine halbe Stunde zu früh, denn die Reden hatten noch nicht begonnen. Zuerst große Verwirrung und Versuch zu fliehen, was natürlich den Haupträdelsführern gelang, die Hauptmasse aber brachten die Nagaiken zum Stehen. Da fiel ein und noch ein Schuß aus dem Hinterhalt und den anliegenden Gesinden, worauf die Dragoner mehrere Salven abgaben. Gefallen ist wohl niemand, mehrere aber schwer verwundet worden. Wo letztere aber geblieben und wer sie sind, weiß kein Mensch — sie sind beiseite gebracht worden. Dieses geschah um 11 Uhr abends, es war stockfinster, so daß weder in den Büschen noch in den Gesinden Haussuchung

gemacht werden konnte, weil aus dem Dunkel immer noch Schüsse fielen. Einige 20 sind aber gefangen genommen . . .

Die „augitee wadoni und leelee runalaji“ (die hohen Führer und großen Redner), die jetzt unschädlich gemacht oder verduftet sind, sind von hiesigen Wirten oder Wirtssohnen von den Stationen abgeholt worden. Einige hundert Menschen haben im Setzenschen Walde 2—3 Wochen kampiert, einige Ueberfälle auf der Landstraße ausgeführt und Fahrende gebrandschatzt

Juli — August. Riga. Arbeiterbewegung und Streik.

Am 16. Juli stellten die Arbeiter der Fabrik „Phönix“ die Arbeit ein und veranstalteten eine Straßendemonstration, indem etwa 2000 Mann auf der Chaussee und durch die Alexanderstraße marschierten, Straßenpassanten und andere Arbeiter, so die von „Pirnitz u. Ko“, zum Mitgehen zwangen und vor der Fabrik „Aetna“ rote und schwarze Fahnen mit revolutionären Inschriften entfalteten und Lieder sangen. Auf der Alexanderstraße verhinderten Polizei und Kosaken den Weitermarsch. Sie zogen dann zum Griesenberg, wo sie sich endlich verliefen. — Auch auf der Schiffswerft Lange und Sohn wird die Arbeit eingestellt, der Direktor dabei tätlich insultiert. Auf dem Schuppendach weht eine rote Fahne, die erst abends entfernt werden kann. — Eine rote Fahne war auch auf dem Turm der Maschinenfabrik Mantel gehißt. Da die Arbeiter hier bereits drei Tage nicht zur Arbeit erschienen waren, wird die Fabrik für geschlossen erklärt. — Eine Demonstration veranstalteten am 16. auch die Arbeiter der Fabriken Eickert, Mündel und Holm, indem sie auf dem Hagensberger Marktplatz rote und schwarze Fahnen mit revolutionären Inschriften entfalteten und vom Dach einer Verkaufsbude aufrührerische Reden hielten. Die Schutzleute waren ihnen gegenüber von vornherein machtlos.

Am 18. Juli morgens strömten die feiernden Arbeiter zum Elektrizitätswerk „Union“, um die dortigen Arbeiter zur Arbeitseinstellung zu veranlassen, und beabsichtigten auch nach andere große Betriebe, wie die Jutemanufaktur, aufzusuchen und eine grandiose Straßendemonstration zu inszenieren. Der just um diese Zeit in mehreren Anlagen niederströmende Gewitterregen kühlte jedoch die erregten Gemüter ab, und um 2 Uhr nachmittags waren nur noch einige kleine Arbeitergruppen hinter dem „Phönix“ zu sehen.

In den nächsten Tagen finden nun täglich in Fabrikhöfen und auf der Petersburger Chaussee Versammlungen der streikenden Arbeiter statt. Die Streikbewegung greift immer mehr

um sich. Es feiern um diese Zeit ca. 15,000 Arbeiter, von denen beinahe die Hälfte den beiden großen Waggonfabriken, der „Baltischen“ und dem „Phönix“ angehört, die übrigen andren größeren Fabriken, so Mantel u. Ko., „Textil“, „Union“, Bartuschewitz, Nadelfabrik, Leutner, „Motor“, Jutefabrik, Eckert, Lange u. Sohn usw.; außerdem streiken die Schlosser in den Werkstätten der elektrischen Straßenbahn (seit dem 19. Juli, denen sich am 21. auch die Wagenführer und Maschinisten anschließen, so daß der Verkehr stockt, vgl weiter unten), die Maler, Maurer, Hafenarbeiter, die Arbeiter auf dem Zollamt und Güterbahnhof und die Schiffsarbeiter in Neu Mühlgraben. So am 22. Juli streiken sogar die Totengräber, so daß einen ganzen Tag lang keine Beerdigungen stattfinden können. — Die Verhandlungen mit den Arbeitgebern sind jedoch sehr erschwert und führen zu keinem Resultat, da die Arbeiter unerfüllbare Forderungen stellen und darauf beharren.

Auf den Versammlungen bemühen sich die Agitatoren in stundenlangen Reden die Arbeiter womöglich zu einem Generalstreik fortzureißen und sie zum Ausharren zu bewegen, bis ihre Forderungen von den Fabrikverwaltungen angenommen werden, und durchzusetzen, daß ihre Interessen durch Delegierte in der Stadtverwaltung, bei den Landesversammlungen usw. vertreten werden, daß auch den Frauen alle Rechte eingeräumt und Streikkassen gegründet werden. Außer Lohnerhöhungen usw. fordern die Arbeiter auch für sich das Recht der Annahme und Entlassung von Arbeitern und Meistern, sowie einen Anteil am Reingewinn der Fabriken. — Am 21. Juli spalteten sich Agitatoren und Arbeiter in zwei Parteien. Die eine wollte zur Erreichung der vorgesteckten Ziele durch gewaltsames Vorgehen mit den Waffen in der Hand operieren und durch Aufreizungen die Polizei und das Militär zum Eingreifen provozieren. Die Oberhand behält jedoch die andere, größere Partei, die ein besonneneres Verfahren einhalten will, zumal so manche Arbeiterfamilie bereits in die bitterste Not geraten ist, da auch die Lebensmittelhändler, mit der Möglichkeit rechnend, daß die Fabrikverwaltungen den Forderungen der Arbeiter nicht nachgeben und die Fabrik ganz schließen können, wie das in einigen Betrieben schon geschehen, den Arbeitern den bis jetzt gewährten Kredit nicht mehr gewähren wollen.

Inzwischen kommt es dennoch mehrfach zu Demonstrationen und Unordnungen. So zieht am 19 Juli eine Menge von etwa 200 meist recht jungen Arbeitern und Arbeiterinnen singend durch die Revaler und Nikolaistraße. Bei der Hülfsstraße werden sie von 5 berittenen Schutzleuten mit

Nogatkahleben zersprengt und stieben in panikartiger Flucht auseinander — Auch bei der Jutemanufaktur kommt es an selben Tage zu einem Zusammenstoß zwischen Polizei und Arbeitern. Ein Polizeiwachtmeister stürzt dabei mit seinem durch Steinwürfe erschreckten Pferde und wird am Bein erheblich verletzt.

Am 20. Juli erscheint ein Haufe mit Revolvern bewaffneter Männer im Hof des Matteugeschäfts „Atlas“ an der Moskauer Str., zerschneidet im Kontor die Telephondrähte und verbietet den Arbeitern weiter zu arbeiten.

Am 22. Juli umringte eine Menge von ca. 3000 Mann die Kanzlei des Polizeidistrikts Schreienbusch, aufrührerische Reden wurden gehalten, bis die Menge schließlich zerstreut wurde — Am selben Tage zogen einige hundert Tumultuanten von der Schiffswerft Lange u. Sohn über die kleine Holzbrücke nach Hagensberg. Vor dem Kassengebäude des Hagensberger Dampfbootsteges nahmen sie die Nationalflagge, die in Anlaß des Namensfestes J. M. der Kaiserin Maria Feodorowna dort ausgehangt war, herab, zerrissen sie in Fetzen und traten sie mit Füßen. Dann zogen sie zur Dreifaltigkeitskirche und zertrümmerten das vor der Kirche befindliche Heiligenbild. Plötzlich hieß es: „Die Kosaken kommen!“ Sofort stob die Menge nach allen Richtungen hin auseinander. Als die Straße sich geleert hatte, war das Pflaster von hunderten faustgroßer Steine und ebenso großen, möglichst zackig gebrochenen Gußeisenstücken übersät.

Am 23. Juli erzwingt ein Haufe von etwa 20 Mannern in der Theaterstraße die Schließung der Buden, etwa 600 Arbeiter versuchen in der Friedensstr. eine Versammlung abzuhalten, werden aber bald von Kosaken zerstreut.

Am 25. Juli, als die „Phönix“-Arbeiter zur Auszahlung auf dem Fabrikhof erschienen, drängten sich mit ihnen viele hundert junger Juden und Jüdinnen hinein, so daß der Fabrikdirektor unter solchen Umständen eine Unterredung mit den Arbeitsdelegierten nicht führen wollte und die Arbeiter bat dafür zu sorgen, daß diese unerwünschten Gäste entfernt würden. Das taten die Arbeiter auch, sie drängten die Juden auf die Straße hinaus, wo sie später von Kosaken auseinandergetrieben wurden. — Abends versammelt sich ein vielhundertköpfiger Haufe von Arbeitern (von der Starckschen und der Halmschen Fabrik) bei der Eickerschen Fabrik, wo aufrührerische Reden gehalten und Lieder gesungen werden und allerlei Unfug in Szene gesetzt wird. Beim Erscheinen von 10 Kosaken stiebt die Menge jedoch eilig auseinander. Ein Teil davon versammelt sich zwar wieder auf dem Grauenhofschen Markt, wird

aber auch hier bald von den Kosaken auseinandergejagt. — In der Pohleschen Fabrik versuchten fremde Arbeiter einen Streik zu veranlassen, sie werden aber von den Arbeitern selbst hinausgedrängt. Dennoch weht am 27. Juli von dieser Fabrik eine rote Fahne, als vorüberreitende Kosaken von Steinwürfen getroffen werden, geben sie Schüsse ab, durch die 2 Arbeiter verwundet werden.

Am 26. Juli vormittags drang ein Tumultuantenhaufe in die Fabrik „Glower" an der Petersburger Chaussee, um die Arbeitseinstellung zu erzwingen. Herbeigeholte Kosaken versuchten sie zu verjagen, wobei von beiden Seiten mehrfach Schüsse abgegeben werden; drei Leute werden verwundet, worauf der Haufe sich zerstreut. — Nachmittags um ½1 Uhr erschienen fremde Gesellen beim Fleischermeister Marienfeld in der Alexanderstraße und verlangten, daß die Arbeit eingestellt werde. Sie forderten sowohl Marienfeld als auch seine Gesellen auf, ihnen zur Beratung über den eingeleiteten Fleischerstreik zu folgen. Marienfeld rief jedoch die in der Nähe stehenden Kosaken und den Schutzmann herein, um die fremden Gesellen zu entfernen. Aber nun überfielen diese mit aus dem Straßenpflaster herausgerissenen Steinen die Kosaken und den Fleischermeister. Es versammelte sich bald eine riesige Menschenmenge, die den Fleischergesellen half, den Schorren zu demolieren. Während dieser Szene wurden aus der Menge einige Revolverschüsse abgegeben; die Kosaken und der Schutzmann schossen gleichfalls. Während dessen wurde durch eine verflogene Kugel der Sohn des Fleischermeisters Scheffler, der die Szene von dem gegenüberliegenden Hause aus, wo er auf ein Nebengebäude gestiegen war, beobachtete, tödlich durch die Brust getroffen, so daß er auf der Stelle verschied. Im Verlauf dieser Vorgänge, welche fast bis zum Abend dauerten, wurde auch ein Kosak gefährlich durch einen Schuß verletzt. Mit Hülfe des gegen 7 Uhr abkommandierten Unteroffizierbataillons gelang es endlich die wütende Menschenmenge zu zerstreuen. Die ganze Gegend wurde in der Nacht von Soldaten und Kosaken bewacht, weil die Polizei in Kenntnis gesetzt worden war, daß eine bewaffnete Tumultuantenbande hier die Häuser überfallen wolle. Der Schmiren und die Wohnung von Marienfeld nebst allen Einrichtungen, Möbeln usw. wurde vollständig demoliert.

Am 28. Juli findet in der Nähe des „Phönix" eine Massenversammlung von ca. 9000 Arbeitern statt, die sich jedoch zerstreuen, als Militär erscheint.

Am 29. Juli kommt es in der Nähe der Jutemanufaktur zu einem Zusammenstoß zwischen Kosaken und Arbeitern, die einige gefangene Agitatoren befreien wollten. Auf Seiten der

Arbeiter werden mehrere durch Schüsse verwundet. — Bei der Beerdigung des erschossenen jungen Scheffler (ngl. o.) kommt es auf dem Kirchhof zu Exzessen. Es werden Proklamationen geworfen und revolutionäre Lieder angestimmt, bis endlich Kosaken eingreifen und die Tumultuanten auseinandertreiben.

Inzwischen griff die Streikbewegung auch während des August-Monats immer weiter um sich und zog nach und nach eine sehr große Anzahl Betriebe und Gewerbe in Mitleidenschaft. Von der Bewegung im Januar „unterschied sie sich dadurch, daß sie zwar langsamer um sich griff, aber dafür länger andauerte, weniger emit auftrat, dafür aber einen chronischen Charakter anzunehmen drohte" (Jahresbericht des Rig. Börsenkomitees, S. 12). Eine Reihe von Fabriken sieht sich genötigt den Betrieb auf unbestimmte Zeit ganz einzustellen, so z. B. die „Balt. Waggonfabrik" (26. Juli), die Schiffswerft Lange u. Sohn (15. August) usw. usw. Fast täglich finden Versammlungen der Arbeiter statt zur Beratung ihrer Angelegenheiten. U. a. wird denen der Baltischen Waggonfabrik gestattet, sich in einer Anzahl von nicht mehr als 500 gleichzeitig zu versammeln unter Ausschluß politischer Reden. Das wird doch nicht immer eingehalten, so daß z. B. am 11. August eine Ansammlung von gegen 4000 Mann durch Kosaken zerstreut werden muß, da auch von Agitatoren, die unaufhörlich die Masse bearbeiten, Proklamationen unter sie verteilt werden. — Es streiken in dieser Zeit, bald länger, bald kürzer andauernd, auch viele Handwerker und Gewerker, so die Zunahtmacher, die Gärtner der Stadtgartenverwaltung, die Fischhändler, die Arbeiter im städtischen Schlachthaus, die Maler, Fleischer, Maurer, Bäckereien, die Schleppdampfer usw. Nicht immer geht es dabei ohne Gewalttätigkeiten ab. So wird das Fleisch in den Schwemmen mit Petroleum begossen (28. Juli, 2. Aug.), Leute, die Nahrungsmittel zur Stadt fuhren, überfallen und ihre Waren vernichtet oder geraubt, Brot auf dem Markt in den Straßenkot geworfen (3. August) rc.

Tief in das Handelsleben einschneidend war der Streik der Hafen- (seit dem 19. Juli) und Güterbahnhofsarbeiter. Es sammelten sich im Hafen zahlreiche Schiffe an, die ihre Ladung nicht löschen oder einnehmen konnten. Am 21. Juli mußte die Annahme von Gütern auf den Stationen der Riga-Oreller Bahn sistiert werden. Ende Juli lagerten schon für 2 Millionen Rbl. zum Versand verpackte Butter und Eier, die nun dem Verderben ausgesetzt waren, so daß der Börsenkomitee sich genötigt sah am 26. Juli an den Kommunikationsminister zu telegraphieren und um einige hundert Soldaten zum Verladen zu bitten. Am 28. Juli erst erreichte

der Streik sein Ende, nachdem durch die Vermittlung der Firma Gerhard u. Hey zwischen der Bahnverwaltung und den Bahnarbeitern eine Einigung erzielt worden war, nach welcher die Arbeiter fortan 25 Rbl (statt 21) monatlich oder 1 Rbl. (statt 70 Kop.) als Tagesarbeiter erhalten sollten.

Von Gewaltthätigkeiten begleitet war auch der Streik der Angestellten der elektrischen Straßenbahn und die noch lange andauernden Nachwehen davon. Als die Zeitung „Baltische Post" die „wirtschaftlichen" Forderungen der Straßenbahner einer klaren Beleuchtung unterzog und ihren Zusammenhang mit politischen Umtrieben nachwies, wurde dem verantwortlichen Redakteur W. Sawitzky am 8. August ein „Todesurteil" zugestellt, einige Tage darauf, am 11 August, ein mißglückter Ueberfall auf seine Strandwohnung versucht und am 12. August er selbst vor seiner Wohnung in der Stadt überfallen und beschossen. Am selben Tage explodierten mit großer Gewalt zwei Bomben, die an eiserne Träger der elektrischen Leitungsdrähte angelegt worden waren und sie beschädigten — eine beim Gebäude des Friedensrichterplenums, die andere beim Stadttheater. — Nachdem der Verkehr vom 3. August an gänzlich gestockt hatte, wurde mit neuangeworbenem Personal am 11 August der Betrieb auf der Alexanderstraße unter polizeilichem und militärischem Schutz — auf der Plattform jedes Wagens zwei Schutzleute und auf der Straße Kosaken- und Dragonerpatrouillen — wieder aufgenommen, zunächst bis zur Nikolaibrücke, dann am 14. August auf der ganzen Ringlinie, nachdem den Kondukteuren eine Gage von 35 Rbl., den Maschinisten von 25 Rbl. monatlich nebst freier Wohnung und einigen Diensterleichterungen bewilligt worden war. Am 16. August folgte dann die Aufnahme des Verkehrs auf der Simeonow-, am 18. auf der Moskauer, am 20. auf der Marienstraße und endlich am 22. auch auf der Thorensberger Linie. — Die von entlassenen Angestellten und ihren Anhängern inszenierten Gewaltthätigkeiten hören jedoch noch lange nicht auf. Am 14. August wird in der gr. Moskauer Straße auf einen Waggon der elektrischen Straßenbahn geschossen. Die Kugel durchschlägt eine Scheibe, trifft jedoch keinen Menschen. — Am 16. August müssen 103 entlassene Angestellte verhaftet werden, da sie sich weigern, ihre bisherigen Dienstwohnungen zu räumen; sie werden in ihre Heimat ausgewiesen. — Am 17. August wird in der Revaler Str eine an einem eisernen Leitungsträger befestigte Bombe noch rechtzeitig entdeckt. — Am 22. August erfolgt an der Ecke der Säulen- und Sprenkstraße ein Bombenattentat auf einen Straßenbahnwagen. Der Passagier Friedrich Weide wird ge-

tötet. Der Revieraufseher Kochanowski und ein Schutzmann werden schwer verwundet. Ein Schüler erhält leichte Verletzungen. — Am 24 August explodiert bei der Fabrik „Aetna“ eine auf die Schienen der Straßenbahn gelegte Petarde und am 25. an der Ecke der Alexander und Mühlenstr. in einem Straßenbahnwagen eine Höllenmaschine, ohne indessen Schaden anzurichten. — Am 26. August wird auf einen Wagen beim Alexanderviadukt eine Bombe geworfen, die auf dem Straßenpflaster explodiert und 3 Schutzleute verwundet, darunter einen tödlich. Zwei zufällig vorübergehende Arbeiter werden ebenfalls verwundet, einer von ihnen erliegt bald darauf seinen Verletzungen. Herbeieilendes Militär schießt auf das Publikum und verwundet 3 Privatpersonen, darunter eine schwer.

Auch im Laufe des Septembers hatten die mit dem Straßenbahnerstreik in Zusammenhang stehenden Gewalttätigkeiten noch nicht auf. (Vgl. zum 5. Sept.)

15. August. Mitau. Durch Maueranschlag wird eine Verordnung des Generalgouvernements bekannt gemacht, die unter Androhung von 3000 Rbl. Strafe oder 3 Monaten Arrest jegliche Volksansammlungen, das Velozipedfahren und Tragen von Waffen ohne polizeiliche Erlaubnis, Beschädigung der Telegraphen- und Telephonleitungen und gewaltsame Erzwingungen von Arbeitseinstellung verbietet. Es wird bekannt gemacht, daß man bei Straßenansammlungen sofort, ohne vorhergehende Warnung, schießen werde, ebenfalls auf die Velozipedisten, wenn sie auf die erste Aufforderung hin nicht anhalten. Es werden besonders „Dworniki“ eingeführt. Die Pforten und Außentüren müssen um 9 Uhr abends geschlossen werden, die Hotels, Restaurants und Buffetts um 8 Uhr. Personen, die sich Ueberfälle auf Amtspersonen schuldig gemacht haben, werden von einem Kriegs-Feldgericht abgeurteilt werden.

15. August. Mitau. Durch die fortwährenden Streiks veranlaßt schließen auch die beiden Flachsspinnereien „Westermann und Döring“ die Fabriken auf unbestimmte Zeit.

15. August. Riga. Brandstiftung auf dem Höfchen Mourepos bei Riga, bei 7 Gebäude (Ställe, Kleeten usw.) zum Opfer fallen.

15.—18. August. Riga. Überfälle auf Kronsbranntweinbuden. Als sich die Arbeiter der Fabrik „Phönix“ aus der Fabrik zu Mittag begaben, überfielen sie, ungefähr 2000 Mann, eine Kronsbranntweinbude an der Petersburger Chaussee, zerschlugen die Branntwein- und Spiritusflaschen, warfen den Verkaufstisch um und schlugen die Scheiben sämtlicher Fenster ein, worauf sie sich weiter begaben. — An dem-

selben Tage, nachmittags, drangen etwa 150 Personen in die Kronsbranntweinhandlung in Schreitendusch, vernichteten die Getränkeflaschen und demolierten das Lokal — Ferner wurden am 17. wie auch am 18. August 4—5 in den Vorstädten belegene Monopolduden demoliert.

15. August. Kloppenhof (Livland). Die Monopolbude in Kloppenhof wird aufgebrochen und dort ca. 500 Rbl. Kronsgelder geraubt.

16. August. Riga. Brandstiftungsversuch auf der chemischen Fabrik von Pychtau.

16. August. Libau. Generalstreik. Aus Opposition gegen die Mobilmachungsorder, die am 15. August nachmittags durch Maueranschlag in Libau bekannt gegeben wurde, wird am 16. im Laufe des Vormittags von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei ein Generalstreik in Szene gesetzt, der sich in wenigen Stunden auf sämtliche Fabriken der Stadt und auf den Hafen ausdehnt. Die Arbeitseinstellung erfolgt ohne größere Ruhestörungen. Nur dem Fahrpersonal einiger Wagen der Straßenbahn gegenüber wurden Drohungen, die von Steinwürfen unterstützt wurden, angewandt, um die Einstellung des Straßenbahnverkehrs zu veranlassen. Der Abgang des Morgenzuges wurde durch einige unbekannte Personen verhindert, die den Maschinisten mit Revolvern bedrohten und ihm verboten, seinen Dienst zu verrichten. Der Zug konnte infolgedessen erst mit Verspätung unter Führung des Gehülfen des Depotchefs, der von zwei Matrosen begleitet wurde, abgelassen werden. Die andern fälligen Züge konnten nicht abgelassen werden, erst am 18. August verkehren die Passagierzüge wieder regelmäßig, während der Güterverkehr erst später wieder aufgenommen werden konnte. — Von der Eisenbahnwerkstätte aus werden am 16. August auf einen Kosakenoffizier einige Schüsse abgegeben, die jedoch fehlgehen. Ebenso wird auf den Polizeipristaw Malygin ein Revolverschuß abgefeuert, er bleibt unverletzt.

16. August. Schuien (Livland). Die Monopolbude wird von einer Bande von etwa 12 Mann um 220 Rbl. beraubt, worüber die Räuber namens des sozialdemokratischen Komitees eine Quittung ausstellen.

16. August. Kokenkau (Livl.). Durch Brandstiftung werden 9 Gebäude eingeäschert, darunter der Viehstall mit 104 Stück Rindvieh und etwa 30 Pferden und Kolbern.

17. August. Riga. In allen größeren Fabriken werden die Arbeiten eingestellt. Die Arbeiter erklärten, daß sie ihre durch Mobilmachungsorder einberufenen Kameraden zu begleiten wünschten. Tags darauf wird die Arbeit wieder aufgenommen.

17. August. Riga. Die Telegraphen- und Telephonverbindung zwischen Riga und Mitau wird unterbrochen, da bei Olai 40 bis 50 Leitungspfosten abgesägt sind.
17. August. Conrnal (Estl.). Durch Brandstiftung wird ein großer Strohschuppen niedergebrannt.
17. August. Riga. Der beim Kaiserlichen Garten dejourierende Schutzmann wird von mehreren Menschen überfallen, die ihm seinen Säbel und Revolver entreißen.
— Fünf bewaffnete Leute rauben vormittags in der Waffenhandlung von Nicklas mehrere Revolver und andere Waffen.
17. August. Kreis Friedrichstadt. Zwischen Militär und einer revolutionären Bande kommt es zu einem Gefecht, bei dem mehrere Leute aus letzterer erschossen werden.
18. August. Reval. Streik. Mittags tritt ein Teil der Arbeiter von der Fabrik „Volta“ in den Ausstand, bald schließen sich ihnen die Arbeiter der benachbarten Fabriken an, denen ein Besuch mit der Forderung der Arbeitseinstellung abgestattet wurde. In den Räumen der Aktiengesellschaft Franz Krull kommt es zu einigen Ausschreitungen. Es werden Fenster eingeschlagen usw. Als aber Infanterie anrückt, zerstreut sich die Menge, doch werden 9 Rädelsführer verhaftet, bei denen Steine und Waffen vorgefunden werden. Einige Herren im Zylinder entkommen über den Zaun.
— Arbeiter, die sich im Hofe der Fabrik Rottermann ansammeln, müssen durch Kosaken vertrieben werden.
18. August. Kokenhusen. Der Zug, welcher die zum aktiven Dienst einberufenen Reservisten von den Stationen Stockmannshof usw. nach Riga zu bringen hatte, sollte in Kokenhusen eine Partie Reservisten aufnehmen. Diesen aber gefielen die für Militärtransporte eingerichteten Güterwaggons nicht, sie verlangten Passagierwaggons 3. Klasse und weigerten sich nicht allein diese Waggons zu besteigen, sondern zwangen auch die bereits im Zuge befindlichen Stockmannshofer Reservisten, die Waggons zu verlassen und in Kokenhusen auf bessere Transportgelegenheit zu warten. Da weder Zureden noch Bitten halfen, so war die Eisenbahnadministration genötigt, den aus leeren Wagen bestehenden Zug nach Riga abzufertigen.
18. August. Kartsberg (Kfp. Pallist, Livl.). In der Nacht wird dem Wirt des Judu-Gesindes sämtliches Vieh, 7 Haupt, im Stall durch Messerstiche abgeschlachtet.
18. August. Rodenpois (Livl.). Eine Scheune mit fast der gesamten Kleeernte des Gutes wird durch Brandstiftung eingeäschert.
18. August. Ringmundshof (Livl.). Ein großer Volkshaufe erzwingt gewaltsam den Eingang in die Kronsmonopolbude,

Google

das Mobiliar, Flaschen usw. werden zertrümmert, der Schnaps teils ausgegossen, teils ausgetrunken. Die Telegraphenleitung nach Riga war unterbrochen worden, so traf Militär erst ein, als die Tumultuanten sich bereits zerstreut hatten.

19. August. Libau. Ende des Arbeiterstreiks. Auf allen Fabriken und im Hafen wird die Arbeit wieder aufgenommen.

19. August. Reval. Eine Zusammenrottung von Arbeitern bei der Wiegandschen Fabrik wird von Kosaken zerstreut, von einem Arbeiter wird dabei auf einen Kosaken geschossen. Dieser reißt sofort sein Gewehr herunter und feuert zwei Schuß auf den sich flüchtenden und sich versteckenden Arbeiter. Da die Kugeln ihr Ziel verfehlen, sprengt er in den Haufen hinein und ergreift mit sicherer Hand den Attentäter, der nach wenigen Augenblicken gebunden und gefesselt ist. Der Ergriffene erwies sich als Arbeiter der Fabrik „Dwigolel". — Der Ausstand dauert fort.

— Die Revaler Tonwerkfabrik wird infolge von Brandstiftung teilweise eingeäschert.

19. August. Dewen (Kiol.). Auf den Besitzer des Gutes O. v. Brummer, der mit seiner Gattin auf der Heimfahrt begriffen war, werden nachts aus dem Hinterhalt zwei Schüsse abgegeben, die jedoch nicht treffen. Den Nachtwächter des Gutes findet man mit den Beinen nach oben am Gartenzaun angebunden. Mehrere Leute hatten ihn überfallen, ihm die Flinte abgenommen und dann so unschädlich gemacht. Kurze Zeit vorher waren in Dewen mehrere Brandstiftungen ausgeführt und die Bienenstöcke mitsamt den Bienen vernichtet worden.

19. August. Libau. Die Mobilmachung war bis zur Abfahrt der Reservisten ruhig verlaufen. Am 19. August gegen 7 Uhr abends marschierte die erste Partie der Reservisten, 670 Mann, begleitet von vielen Bekannten und weinenden Frauen, nach dem Bahnhof ab. Die ursprüngliche Absicht, die Reservisten in der Teehalle des Kurotoriums mit Tee zu bewirten, wurde in Anbetracht der unruhigen Stimmung unter der Arbeiterbevölkerung fallen gelassen. Von der Stadtbrücke an wurde der Zug zu beiden Seiten von Kosaken eskortiert und die zum Bahnhof führenden Nebenstraßen, sowie der Bahnhof selbst, waren abgesperrt. Infolgedessen unterblieben während des Marsches jegliche Ruhestörungen. Erst am Bahnhof kam es zu Demonstrationen von seiten der Sozialisten, die sich in großer Menge dort eingefunden hatten. Unter lebhaften Hurrarufen wurde ein großer, mit Aufschriften versehener grellroter Papierbogen entfaltet und in einzelnen Gruppen wurden Redner hochgehoben, die auf die kommende Menge einredeten. Aus der Mitte der Volksmenge fiel ein Schuß und Steine flogen

gegen die Polizeibeamten und das Militär. Der Polizeimeister Baron Behr wurde durch einen Stein an der Brust und der Polizeiwachtmeister Sinkewitsch an der Seite getroffen. Erst als die Truppen Befehl zum Chargieren erhielten und das Kommando zum „Anlegen" schon gegeben worden war, stob die Menge in wilder Panik auseinander. Kosaken säuberten dann vollständig den Platz. — Vor dem Polizeiamt in der Bahnhofstraße hatte sich eine Menschenmenge angesammelt. Etwa 5—6 Burschen warfen mit Steinen auf die vor dem Polizeirevier stehenden Polizisten und Soldaten. Eine in die Luft abgefeuerte Salve machte sofort den Exzessen ein Ende.

19. August. Wendenscher Kreis. Die revolutionären Bewegungen nehmen ihren Fortgang und die Banden suchen möglichst viel die Besitzlichen zu schädigen. Brandstiftungen sind auf der Tagesordnung; jeden Abend kann man, wie aus Meiran gemeldet wird, 3—6 Feuerscheine sehen. Der Hof Berfohn, Sawensee und andere Güter noch sind fast aller Wirtschaftsvorräte entblößt. Klee und Heu, Korn auf dem Felde wird erbarmungslos niedergebrannt, vielfach auch Bade-, Jagd- (so am 19. August in Meiran) und Arbeiterhäuser.

19. August. Wesselshof (Livl.). Auf den aus Wenden mit der Equipage Baron Campenhausens-Wesselshof heimkehrenden Kutscher wird aus dem Hinterhalt ein Schrotschuß abgegeben, durch den das aufgeschlagene Wagenverdeck durchschossen, der Kutscher zwar getroffen, doch nicht verletzt und ein Pferd verwundet wird. Der Attentäter glaubte vermutlich, daß jemand im Wagen säße.

19. August. Kurland. Über die zugespitzte Lage in Westkurland lautet ein Bericht aus Popen wie folgt: Seitdem in Popen von den Revolutionären der Krug niedergebrannt worden ist (vgl. S. 134, 1. Aug.), haben sich die Verhältnisse auf das äußerste zugespitzt. Die Verhängung des Kriegszustandes und die Ankündigung strengster Strafen für Verbrechen gegen Eigentum und Leben scheinen, zunächst wenigstens, nicht den geringsten Eindruck auf die unruhigen Elemente ausgeübt zu haben. Immer dreister treiben sie ihr Unwesen bei Tag und Nacht. Bewaffnete Banden durchziehen den Wald, halten offen ihre Versammlungen und Uebungen ab Schießen, auch im Salvenschießen, ab, zerstören fast täglich von neuem die Telephonleitung und verbieten harmlos ihres Weges fahrenden Leuten die Fahrt in die Stadt. Unbedingt wird ihnen gehorcht. Wie weit die Leute bereits terrorisiert sind, beweist folgende Tatsache: An dem dem Aushebungstermin vorhergehenden Tage erscheint bei einem der Strandwächter ein bewaffneter Mann und befiehlt ihm, unver-

zügtich den übrigen am Strande wahnenden Wirten im Namen des sozialdemokratischen Komitees zu melden, daß sie sich mit Fuhrwerken am folgenden Tage in Papen einzufinden haben, um am Sturme auf das Gut teilzunehmen. Dem Befehl wird gehorcht und am bestimmten Tage macht sich der größte Teil der Strandbauern in 20—30 Wagen auf den Weg, kommt freilich nur bis zum Angermündeschen Kruge, da sie dort die Nachricht erhalten, daß aus dem beabsichtigten Sturm aus unbekannten Gründen nichts geworden ist. Wie weit die Leute freiwillig solchem Befehl gehacht, wie viele von ihnen sich dazu nur durch die ihnen für den Widersetzungsfall angekündigten Drohungen mit Mord und Brandschatzung haben zwingen lassen, entzieht sich natürlich genauer Beurteilung. — Ein Teil der einberufenen Aeltesten war gewaltsam daran verhindert worden, sich am bestimmten Termin in der Gemeindeverwaltung einzufinden.

Auch in der Nacht sind in letzter Zeit verschiedene Höfe, Buschwächtereien und Gesinde durch den Besuch bewaffneter Banden heimgesucht worden. In der Nacht auf den 20. August erzwangen sich etwa 10—15 mit Revolvern und Pikaten bewaffnete, bis zur Unkenntlichkeit maskierte Leute den Eingang ins Pastoral und verlangten auch dort Auslieferung etwaiger Waffen, begnügten sich aber, da solche nicht vorhanden waren, mit einem Montechristo. Von einer Vernichtung der Kuchenbücher nahmen sie schließlich auf an sie ergehende dringende Vorstellungen von seiten des Pastors hin Abstand. Von dort begaben sie sich in die Mühle und, da sie auch dort trotz verschiedener Drohungen keine Gewehre erlangen konnten, weiter nach Anzen. Dort mußte ihnen ein Revolver mit 50 dazu gehörenden und 100 leeren Flintenpatronen ausgeliefert werden. Nachdem sie noch verschiedene Forderungen in Bezug auf Lohnerhöhung der Knechte und Länge der Arbeitszeit vorgebracht hatten, verschwanden sie im Dunkel . .

Ob eine Untersuchung in dieser Angelegenheit angestellt worden ist, schließt der Bericht, ist nicht bekannt. Daß aber dadurch der Mut dieser Leute und mit ihm der Respekt der schon ohnehin Terrorisierten vor ihnen immer mehr wächst, ist nur allzu erklärlich.

19. August Riga. Zu Anfang August war im „Regierungs-Anzeiger" eine ausführliche Mitteilung des Polizeidepartements über die Unruhen in Kurland und Livland erschienen. Hierin hieß es. „Die soziale Bewegung unter den Letten des baltischen Gebiets, die sich im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts besonders verstärkte, hatte bisher einen fast ausschließlich wirtschaftlichen Charakter und beschränkte sich auf das Streben, der

lettischen Bevölkerung Rechte im Gebiet der örtlichen Selbstverwaltung zu gewinnen. Seit dem Jahre 1903 jedoch begann an diesem friedlichen Kampfe die in den 80er Jahren entstandene „lettische sozialdemokratische Partei“ offen teilzunehmen, und in einer Reihe mit dieser, wenngleich unabhängig von ihr, trat eine „sozialrevolutionäre Organisation“, die sich den Namen „Lettischer Arbeitsverband“ beilegte, mit ihrer schädlichen Tätigkeit hervor.“

„Unter dem Einfluß der verstärkten Agitation, welche von den Vertretern der erwähnten Parteigruppen sowohl unter der städtischen als auch unter der ländischen Bevölkerung betrieben wurde, fing die soziale Bewegung im baltischen Gebiet in letzter Zeit in vielen Fällen an, einen scharf revolutionären und häufig offenkundig anarchistischen Charakter anzunehmen und verkehrte sich in ein zügelloses Zerstören aller Stützen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, womit völlige Verachtung der Religion, des Lebens der Mitmenschen und des privaten Eigentums Hand in Hand ging.“

Es folgt darauf eine eingehende Schilderung des Anwachsens der Bewegung seit Beginn des Jahres 1905 und namentlich seit dem März und April, besonders im Wendenschen und Haseapothschen Kreise. Zum Schluß hieß es dann: „Nach Ansicht der örtlichen Administration wird die verbrecherische Bewegung von revolutionären Agitatoren geleitet, die ihren Sitz in Riga haben .. Die in vorstehender Publikation dargestellten Ereignisse bezeugen die von den revolutionären Parteien bewirkte vollständige Desorganisation des örtlichen kommunalen und politischen Lebens im Gouvernement Kurland und die systematische Verletzung der Staatsordnung, begleitet von Verbrechen gegen Person und Eigentum der Bewohner. Die Folge davon war die Verhängung des Kriegszustandes über das Gouvernement Kurland, in Gemäßheit des Allerhöchsten Befehls vom 6. August dieses Jahres.“

Die baltische Presse sah in dieser Mitteilung ein unzweideutiges Anzeichen eines Umschlages in der Beurteilung baltischer Angelegenheiten. So schrieb die „Düna-Zeitung“ (19. August Nr. 180):

„Der erste Schritt auf der neuen Bahn wurde durch die für unsere Verhältnisse so vitalen Resolutionen des Ministerkomitees getan. Was bis dahin als ein Unterfangen galt, das durchaus strafbar sein sollte, — der Unterricht in der Muttersprache, — wurde nicht nur freigegeben, sondern mit

einer vernichtenden Kritik der bisherigen Maximen und einer freimütigen Darlegung des Fiaskos begleitet. Die Mitteilung des Polizeidepartements über die Umtriebe im Baltikum haben eine nicht minder große Bedeutung, wenn diese auch in andrer Richtung liegt. Fast ein Menschenalter hindurch wurde offiziös und fast in der gesamten russischen Presse das Lied von der Unterjochung der Letten und Esten durch die bösen Deutschen gesungen. Die Städte mit ihren „mittelalterlichen" Gilden und Zünften, die angeblich jede Entwicklung unterbanden, die Ritterschaften, die feudalen „baltischen Ritter und Barone", die den armen Bauersmann aussaugten und selbst in Palästen wohnten und Millionen zusammenscharrten, während der unglückliche Leibeigene mit seinem Weib im Schweinekoben zusammenhauste und ein freudloses Dasein vertrauern mußte, und sie alle, die Städter und Landbewohner, die Barone, Patrizier, Literaten und die Pastoren, die nach der Art von katholischen Pfaffen den Witzblättern nur von ihren Mägen dochten und das Volk verdummen ließen, um es in Unterwürfigkeit zu halten, waren umgeben von der Wolke des baltischen „Separatismus", bereit jeden Augenblick Koser und Reich schnöde zu verlassen.

Wie ist dieser Odikmanismus mit einem Mal verflogen! Wie wissen die russischen Blätter nach dem Regierungskommuniqué sich nicht genug zu wundern über die wahre Lage in den Ostseeprovinzen. Jetzt erinnern sie sich der Sisyphusarbeiten der Deutschen, die in den Memorialen und Broschüren, mit statistischen Zahlen aller Art für den Blinden überzeugend nachzuweisen gesucht hatten, wie ganz anders die Wirklichkeit ist, als jene Karikatur. Jetzt dämmert in diesen Kreisen ein Verständnis für die schweren Bedrängnisse auf, in die wir durch die Grenzpolitik gekommt sind und die uns Deutsche nicht um einen Schritt aus der Bahn überlieferter Tradition der Loyalität haben drängen können. Gewiß, wir haben uns unser Haut gewehrt, wie wir nur konnten, wir haben, immer in der Hoffnung, es werde der Tag kommen, wo auch uns Recht wieder zuteil werden würde, versucht unser Volkstum zu stützen, die Schwachen und Halben, deren es auch in unsren Reihen mehr denn genug gab, zu stärken und mit uns zu ziehen, wir haben, soweit das möglich war, die neuen Institutionen uns anzupassen, den alten Wein in die neuen Schläuche zu gießen uns bemüht. Aber der legale Boden wurde nie verlassen.

Daß die baltischen Deutschen nicht an eine exklusive Stellung denken, — die ja auch völlig undenkbar ist — sondern sich nur nicht aus der ihnen gebührenden Stellung heraus-

drängen lassen wollen, ist ebenso unbestreitbar wie die Tatsache, daß sie, wie die Landtagsreform und die von ihnen stets angestrebten Kompromisse bei den städtischen Wahlen beweisen, das aufrichtige Streben haben, die lettische und estnische Bevölkerung nach Maßgabe ihrer Bildung und ihres Besitzes, resp. ihrer Steuerkraft an der Verwaltung von Stadt und Land teilnehmen zu lassen und ihnen jedes Zugeständnis zur Pflege ihres Volkstums von Herzen gönnen, das ihnen selbst gemacht wird. Die Regierung ist darüber aufs genaueste unterrichtet. Man kann nur aufrichtig wünschen, daß im Anschluß an das durch das Kommuniqué angefachte Interesse an den baltischen Fragen auch die russische Presse die öffentliche Meinung in objektiver Weise informiert. Man spricht dort so viel von baltischer Reserve russischen Bestrebungen gegenüber. Woher soll die heiße Liebe herkommen, wo man uns so wenig wahres Verständnis entgegengebracht hat? Zuneigung muß billigerweise gegenseitig sein. Darüber hat schon Scheremetjew namens Peters d. Gr. 1710 wahre Worte gesprochen. Es will scheinen, daß wir auf dem Wege der Annäherung sind, die auf Verständnis beruht. Uns soll es freuen!" — —

Wenn mit der Mitteilung des Polizeidepartements beabsichtigt war, auch die Landbevölkerung über das Wesen und die Tragweite der revolutionären Bewegung aufzuklären, so wurde ein solcher Zweck infolge der Haltung der lettischen und estnischen Presse nicht erreicht. Von den lettischen Blättern war es eigentlich nur die „Rigas Awize", die klar und bestimmt dazu Stellung nahm; von den estnischen gab nur der Revaler „Eesti Postimees" einen genügenden Auszug aus jenem wichtigen Dokument wieder. Der „Postimees" des Land. jur. J. Tomson druckte nur folgendes Telegramm der „Pet. Tel.-Agentur" ab: „Petersburg, 13. August. Das Polizeidepartement gibt bekannt, daß die Bewegung unter den baltischen Letten im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts, die bis jetzt angedauert hat, einen durchaus wirtschaftlichen Charakter getragen hat. Das Lettenvolk strebt nach Erlangung von Rechten in der örtlichen Selbstverwaltung. Seit dem Jahre 1903 fing die in den 80er Jahren entstandene lettische sozialdemokratische Partei an, in die Bewegung mit einzugreifen. Die Führer dieser Partei verrichteten eifrig Hetzarbeit. Sie richteten im örtlichen Leben Wirren an, die Verbrechen im Gefolge hatten. Darum mußte in Kurland der Kriegszustand in Kraft gesetzt werden" — Das war alles, aber auch alles, was der „Post" seine Leser von diesem historischen Dokument unsrer Zeitgeschichte wissen zu lassen für gut befunden hat.

20 August. Riga. In einem Artikel über „die veränderte Lage" schrieb die „Düna Ztg." (Nr. 181):

„Als die Unruhen auf dem flachen Lande einen revolutionären Charakter anzunehmen begonnen, wandte sich die deutsche Presse mit einem warmherzigen Appell an die lettischen Zeitungen zu gemeinsamer öffentlicher Arbeit gegen den Terror. „Wir können nicht helfen!" tönte es uns entgegen. Verblendung über die wahre Sachlage und Abneigung gegen die Deutschen vereinigten sich zu dieser überraschenden und bedauerlichen Ablehnung. Bei dieser Stellung sind die meisten lettischen Zeitungen leider geblieben. Von den „Latw. Awises" abgesehen, hat die „Rigas Awise" in entschiedener Weise gegen Mord und Kirchenschändung Front gemacht, der sich in letzter Zeit die „Tehwija" anzuschließen begonnen hat. Von einer scharfen Opposition ist sonst wenig oder garnichts zu spüren, umsonst sind die treuherzigen Worte des Lettenfreundes August Bielenstein, umsonst der Hirtenbrief des kurländischen Generalsuperintendenten gewesen, ohne Eindruck scheinen die vortrefflichen, von tiefem sittlichen Ernst und heißer Liebe zu seinem Volk erfüllten Broschüren A. Needras zu verflattern, zumal weite und einflußreiche lettische Kreise ihre Verbreitung sichtlich nur ungern sehen und ein Teil der lettischen Presse nichts tut, um sie zu unterstützen. So ging denn das Verhängnis seinen Weg. Das Volk, das sich einem verbrecherischen Terror gegenübersah, blieb in dieser bedrohten Lage, wo Widerstand immer schwieriger wurde, so gut wie ohne Führer, die ihnen den Weg zu entschlossener Gegenwehr gewiesen hätten . . .

Es ist offenbar auf die Beziehungen lettischer Journalisten zur russischen Presse zurückzuführen, daß in dieser, die doch einen einflußreichen Faktor russischen Lebens darstellt, die revolutionäre Bewegung im Baltikum in tendenziöser Beleuchtung dargestellt oder völlig totgeschwiegen wurde. Irren wir nicht, so haben weder „Now. Wremja" noch „Russj", weder „Slowo" noch „Nascha Shiznj" und die andern den baltischen Vorgängen eine andere Beurteilung geschenkt, als die abfällige Kritik des angeblich feudalen Deutschtums. Es ist recht bezeichnend, daß die „Now. Wremja" jetzt, wo das amtliche Kommuniqué der Regierung über die Unruhen in Liv- und Kurland vorliegt, direkt erklärt: „Die Mitteilungen geben ein so grelles Bild der Langmut der Regierungsbehörden, daß man unwillkürlich verblüfft ist." In diesen Zeilen ist in der Tat ein wichtiger Punkt berührt worden. Heute, wo die Verhältnisse sich in so erfreulicher Weise in der Richtung energischer Maßnahmen seitens der Regierungszentrale und der örtlichen Provinzialbehörden geändert haben, wo in Livland neue tatkräftige

Persönlichkeiten sich des Ernsts der Lage bewußt sind, wo in Kurland durch Proklamierung des Kriegszustandes weiteren verbrecherischen Vorgängen hoffentlich ein Riegel vorgeschoben worden ist, muß es offen ausgesprochen werden, daß die „Langmut" eine perniziöse gewesen ist. . . .

Es ist ein schweres Schuldkonto, das in dieser trüben Zeit ein Teil des lettischen Volkes auf sich geladen hat. „Gewogen — und zu leicht befunden", so wird das Urteil der Geschichte über so manchen von denen lauten, die als Führer des lettischen Volkes nicht ihre Pflicht diesem gegenüber erfüllt haben, sondern es aus Deutschenhaß und kurzsichtigem politischen Radikalismus, aus Unreife und Spekulationen auf einen allgemeinen Zusammenbruch in eine Lage gebracht haben, die einer Katastrophe nicht unähnlich sieht. Wie hoch gingen doch die Pläne lettischer Politiker! Keine Grenze schien ihnen zu weit, kein Widerstand zu groß. Schon sahen sie sich als Erben der Deutschen, der moribund, schon ratschlagten sie mit den russischen Radikalen in Kongressen. Alle Einwohnungen zur Besonnenheit, zum Frontmachen gegen das Uebermaß, zur Wahrung des Blickes für die Realitäten des politischen und sozialen Lebens, von wem sie auch kommen mochten, wurden in den Wind geschlagen. Vergebens hat Fr. Weinberg in der „Rigas Awīse" gewarnt und wieder gewarnt, man verhöhnte ihn und wollte ihm nicht glauben, wenn er sagte, die radikalen Letten fraternisierten an ihrem Volke und verdürben ihm die Zukunft. Daß . . . auch für uns das Kaiserliche Wort, das in Bezug auf die Bauernrevolten im Saratowschen gesagt worden ist: „Es ist an der Zeit, daß die revolutionäre Bewegung aufhört!" Geltung haben könnte, schienen die Agitatoren garnicht in den Kreis ihrer Erwägungen gezogen zu haben, und auch die, welche aus der Bewegung ihr nationales Schäflein ins Trockne bringen wollten, naiver Weise nicht recht geglaubt zu haben. . . . Der Satz in dem Aufruf des kurländischen Gouverneurs wird Tatsache werden: „Ordnung und Ruhe werden wiederhergestellt werden, welche Strafen und Opfer es auch kosten möge." Dann aber wird es nicht leicht werden, das so tief erschütterte Vertrauen zu dem lettischen Volke bald zu restituieren. Die Unschuldigen werden mit zu leiden haben, was die Revolutionäre verbrochen. . . .

Zu unserem schmerzlichen Bedauern sind wir Deutschen in diesem Jahre um so manche Erfahrung trüber, deprimierender Art reicher geworden. Gewiß wird auch die Erinnerung an das Revolutionsjahr allmählich in den Hintergrund treten, oder heute klafft der Riß tiefer, als jedem lieb sein muß, der weiß, daß wir alle, die diese Scholle bewohnen, auf einander ange-

wiesen sind. Gebe daher Gott, daß im lettischen Volk die Ueberzeugung sich Bahn breche, daß Reformen nur auf dem Wege der Ordnung zu erreichen sind und daß weder die Regierung noch wir Deutschen im Lande uns Konzessionen, die wir für unzeitgemäß halten, mit Gewalt abtrotzen lassen. Wenn diese Ueberzeugung wieder allgemeiner wird, wenn das Volk erkennt, daß der Weg, auf den es verbrecherische Agitatoren oder weltfremde Phantasten gedrängt haben, ein falscher ist, so wird sich im Provinziallandtag, in der Fürsorge für Kirche und Schule, im wirtschaftlichen Wetteifer wieder der Boden finden, um gemeinsam zu arbeiten und dieses böse Jahr allmählich vergessen zu machen. Daß diese Ueberzeugung immer allgemeiner werde und die wirklichen Freunde des lettischen Volkes wieder mehr zu Wort kämen, das wird jeder wünschen, der die baltische Heimat lieb hat." — — —

Zu diesem Artikel bemerkt die „Rigas Awise" (Nr. 181): „Es sind 37 Jahre vergangen, seit mit der Gründung des Rig. Lett. Vereins die nationale Bewegung begann. Während dieser ganzen Zeit gelang es den Deutschen kein einziges Mal eine begründete Anklage über die nationale lettische Bewegung einzureichen. Sie hielt sich immer auf gesetzlicher Grundlage, pflegte ebenso die Angelegenheiten des lettischen Volkes wie die Reichsinteressen und lehrte die Letten dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Dadurch wuchsen sie von Jahr zu Jahr an Kraft und Bedeutung und waren gegen böse Gerüchte gesichert. Dieser verdiente gute Ruf war so stark, daß die Regierung auch in diesem Jahre den unter ganz anderen Umständen eingereichten Klagen keinen Glauben schenken wollte. Jetzt, nach 37 Jahren, ist deutscherseits der Regierung eine begründete Anklage übermittelt worden. Zum ersten Mal haben Letten in politischer Hinsicht Dinge vollbracht, deren sie sich schämen müssen, die sie nicht verantworten können. Zum ersten Mal haben sie sich als unsinnige Aufrührer erwiesen. Obgleich die Scheußlichkeiten nur von einem kleinen Teil des Volkes vorbracht worden sind, wird doch die Verantwortung dem ganzen Volk zugeschoben, weil ein großer Teil der lettischen Presse nicht gebührend gegen die Unordnungen aufgetreten ist, sondern mit ihrem Stillschweigen sie indirekt vertreten oder entschuldigt hat (wobei ein Organ, die „Peterb. Awises", ganz direkt die revolutionäre Bewegung unterstützt hat). — Der an der jetzigen Unehre mitbeteiligte Teil der lettischen Presse hat, wie wir kürzlich nach gewiesen haben, auch jetzt sein Verhalten nicht geändert, und auch außerhalb der Presse setzt die radikale Partei ihr Vernichtungswerk fort."

In einem andern Artikel sagt dasselbe lettische Blatt (Nr 178) „Das Verhalten einiger lettischer Zeitungen hat in zweifacher Weise irregeführt. Erstens hat es die Regierung dupiert und zweitens einen Teil des lettischen Publikums, welches, *da die Regierung schwieg, den Schluß zog, daß die Bewegung keine böse sei*, sondern daß sie eine Basis und Zukunft habe. Wäre die ganze lettische Presse von Anfang an gegen sie mit Entschiedenheit aufgetreten, so hätten die Unordnungen bald aufgehört"

20. August. Riga. Als eine Partie der einberufenen Reservisten zum Güterbahnhof abgefertigt wurde, werden von den den Zug begleitenden Leuten, meist halbwüchsigen Jungen, in der Suworow- und Säulenstraße sämtliche Laternen zertrümmert und viele Fenster eingeschlagen.

— Im Keller eines Juden in der Moskauer Str. Nr. 29 wird ein Lager revolutionärer Druckschriften entdeckt, mehrere tausend Proklamationen in russischer, lettischer und hebräischer Sprache. Nach einer besonderen „Abrechnung", die im Besitz des Kellerinhabers gefunden wurde, hatte er im Laufe des August bereits gegen 25,000 Proklamationen verteilt.

— Nachts erfolgt bei einem jungen Juden in der Dorpater Str. Nr 26 eine Explosion, durch die er schwer verletzt wird Die Wohnung gehörte zwei Frauenzimmern, von denen die eine, Behufe mit Namen, als Korrektrize an der lettischen Zeitung „Mahjas Weefis" beschäftigt war

20. August. *Spiegelfabrik Katharina* (Nordkurl.). Der Landgendarm wird aus dem Hinterhalt durch einen Flintenschuß verwundet.

20. August. *Libau. Straßenkampf zwischen Militär und Revolutionären.* Zur Vermeidung von Ruhestörungen beim Abgang des zweiten Reservistentransports (vgl. 19. August) waren weitgehende Sicherheitsmaßregeln getroffen worden, Militär auf den Straßen postiert und der Bahnhofsplatz abgesperrt. Bald nach 6 Uhr abends marschierten die Reservisten, von Truppen eskortiert, unter den Klängen einer Musikkapelle vom Alleeplatz ab, wo sie zum Abschied bewirtet worden waren Im Gegensatz zu der Beförderung des ersten Reservistentransports kamen diesmal keine Ungehörigkeiten vor. Das Hoch auf S. M. den Kaiser wurde mit Begeisterung aufgenommen und ebenso das Hoch, das die Reservisten auf den Festungskommandanten als Ausdruck des Dankes für die ihnen zuteil gewordene Bewirtung ausbrachten. Bezeichnend für die ruhige und vernünftige Haltung der Reservisten war auch der Umstand, daß die 200 Mann, die vom ersten Reservisten-

transpol unbefugterweise zurückgeblieben waren, sich sämtlich freiwillig wieder gestellt hatten.

Ohne Ruhestörungen gelangte der Zug bis hinter den Johannisplatz. Dort drängte sich ein Haufe Sozialisten, Männer und Weiber, in die Reihen der Reservisten und suchten das Ende des Zuges aufzuhalten und zum Umkehren zu bewegen. Sie wurden jedoch schnell von Kosaken und Dragonern auseinandergetrieben. Aus einem Haufen Tumultuanten in der Bahnhofstraße wurde ein Stein geworfen, der einen Dragoneroffizier am Kopf verwundete, und fast gleichzeitig wurde hinter einem Bretterzaun hervor ein Revolverschuß auf einen Dragonerposten abgefeuert. Aus dem Hause Forster, in welches sich eine Anzahl Sozialisten von der Straße aus geflüchtet hatte, fielen 10—12 Schüsse auf die Truppen in der Bahnhofstraße. Die dort aufgestellte Infanterieabteilung erwiderte diese Schüsse mit einigen Salven auf das Haus. Polizeimannschaften und Soldaten rissen in wenigen Augenblicken den erwähnten Bretterzaun nieder, drangen in die Gärten und Höfe ein und machten sich an die Verfolgung der aus dem Hause Flüchtenden. Dies war der Beginn eines regulären Feuergefechts zwischen dem durch diese Ueberfälle erbitterten Militär und den Revolutionären, die aus den Fenstern und von den Dächern einer Reihe von Häusern in der Bassin-, Bahnhof- und Rigaschen Straße auf die Truppen feuerten. Nach etwa 1½ Stunden war die Ruhe wiederhergestellt. Im Laufe der Nacht und des Sonntags wurden 8 Tote, darunter ein Schutzmann, und 20 Verwundete, darunter 2 Frauen, im städtischen Krankenhause eingeliefert. Außerdem gab es eine Anzahl Leichtverwundeter. Die 8 Toten wurden auf der Straße vor dem Hause Forster gefunden; wie viele jedoch im Hause, sowie in den umliegenden Gärten und Höfen gefunden wurden, ist offiziell nicht mitgeteilt worden. Ein beteiligter Dragoneroffizier gab mit Bestimmtheit 69 Tote an. — 122 Personen wurden verhaftet. Auf seiten der Polizeimannschaften und der Truppen wurde außer dem Dragoneroffizier und dem Schutzmann nur noch ein Festungssoldat verwundet. Bis in die späte Nacht hinein wurden alle Straßen in Neu-Libau von starken Truppenabteilungen besetzt gehalten. — Der erschossene Schutzmann begleitete einen Reservisten, seinen Verwandten, zum Bahnhof, als er plötzlich hinterrücks von einem Manne durch drei Revolverschüsse ermordet wurde. Als er bereits leblos auf der Erde lag, trampelte der Mörder noch mit Füßen auf den Kopf des Toten. Darauf entfernte er sich, nachdem er noch den Säbel des Schutzmanns zerbrochen und die untere Hälfte seinem Kumpan abgegeben hatte. Es gelang jedoch ihn zu verhaften.

20. August Riga. Im „Jonathan-Verein" wird wieder ein „politischer Abend" abgehalten (vgl 6. August). Die Sitzung wurde von dem Administrator der „Baltijas Wehstnesis", Arned Berg, eröffnet, der zum Präsidenten Herrn Buschewitz vorschlug. Das Protokoll führte Herr Assar II. Vor allem wurde das Schicksal der „Peterburgas Awise" besprochen. Das auf der vorigen Sitzung gewählte Komitee berichtete zu dieser Angelegenheit, daß es sich nicht empfehle, das beabsichtigte Gesuch um Rehabilitierung der „Pet. Awises" an kompetenter Stelle einzureichen, denn ihr Herausgeber, Rahwusch, habe gesagt, daß ihm das nichts nützen würde. Auf die Frage, warum eigentlich die „Pet Aw." beim Senat verklagt seien, erklärte Herr Assar, es sei deshalb geschehen, weil 1) einige Uebersetzungen aus dem Russischen in etwas entstellter Form gebracht worden seien, und 2) hauptsächlich, weil das Blatt Opposition gegen den „Rigaschen Lettischen Verein" gemacht habe. Nach Monatsfrist werde das Senatsurteil erfolgen und das Blatt dann wieder erscheinen. Herr Berg beantragte, daß bei der bevorstehenden Senatorenrevision in den baltischen Provinzen das „Bureau" (d. h. das geschäftsführende Komitee bei der von Assar gegründeten Institution) eine Petition in Betreff aller baltischen Angelegenheiten, wie Preise, Streiks, Reichsduma 2c einreiche. Der nächste Abend soll am 3 September im Lokal des „Ruseklis" stattfinden.

20. August Doudangen (Kurl). Der Viehführer des Gutes wird unterwegs von einer Bande überfallen und beraubt. — Revolutionäre Proklamationen sind auf dem Windau Dondangenschen Wege überall ausgestreut. — In diesen Tagen wird auch auf dem Beigut Wehden von einer Bande nach Waffen gefahndet und dem Pächter, der keine zu besitzen versicherte, der Tod angedroht, falls sich bei wiederholtem Besuch nach vier Wochen herausstellen sollte, daß er doch welche besitze. — Ein ganz ähnlicher Vorgang spielte sich beim Müller in Augermünde ab. Die Banden erscheinen gewöhnlich berittet und immer maskiert, und nur nachts, also nicht mehr mit so offenem Visir, wie noch kurz vorher. Auch mehreren Förstern in dieser Gegend statteten sie dieser Tage, nach Waffen suchend, Visiten ab.

20. August. Woisek (Nordliv.). Der Landgendarm Melecki wird auf einem Ausgang überfallen und durch drei Schüsse lebensgefährlich verwundet. (Es ist seit Beginn des Jahres der vierte Mord in der Gegend.)

21. August. Reval. Ein Schutzmann im Fischgraben wird von einem Kerl attackiert. Die sich um die beiden ansammelnde

Menge fängt anscheinend an für den Angreifer Partei zu ergreifen. Da dieser Auflauf einen ernsteren Charakter anzunehmen droht, wird eine Kosakenpatrouille requiriert, welche, nachdem einige Schüsse aus den umliegenden Häusern abgegeben worden waren, die Menge zerstreut.

21. August. Libau. Ein Schutzmann auf Posten wird von einem Riegrandenschen Bauern mit einem Messer überfallen; er verhaftet den Attentäter

— Schülern und auf Befehl des Generalgouverneurs das Betreten der Straßen nach 9 Uhr abends verboten.

21. August. Estland, Kr. Wieck. Über bedrohliche Symptome berichtet eine Korrespondenz des „Revoler Beobachters“: „Mit der zunehmenden Dunkelheit nimmt auch die Unsicherheit auf dem Lande erschreckend zu. Es vergeht kaum eine Nacht, wo man nicht hier oder da einen großen Feuerschein sieht, ja gewöhnlich sieht man sogar mehrere auf einmal. So erzählt der Lechtigalsche Postbote, daß er in der Nacht vom 16. auf den 17. August auf seinem Wege von Lechtigal nach Hapsal an 9 Stellen Feuerschäden gesehen habe. Sobald irgendwo eine Riege mit Korn oder eine Scheune mit Klee gefüllt ist, wird sie sofort ein Raub der Flammen. Die Brandstifter sind bisher nach nirgends entdeckt worden. Auch nächtliche Ueberfälle kommen vor. . . Wie die Leute erzählen, sollen auch schon in einigen Kirchen in der Landwieck Unruhen geplant, aber bisher immer noch im letzten Moment von der estnischen Gemeinde selbst verhindert worden sein. Alles dies deutet darauf hin, daß auch bei uns in Estland die Saat zu revolutionären Unruhen reichlich gestreut wird. Hoffentlich wird sie durch ein energisches Vorgehen der Regierung im Keim erstickt und nicht so lange gewartet werden wie in Kurland.“

ca. 21 August. Reval. In der estnischen Zeitung „Walgus“ bricht sich anscheinend eine der Stellung der „Rigas Awise“ analoge Haltung verständiger Art Bahn. Sie reproduziert u. a. warnende Artikel des estnischen Blattes und spricht sich in einem längeren Leitartikel für die Annahme der Vorlage zur Reform des Landtages aus, obgleich sie bedauert, daß die Landlosen nicht vertreten sind und daß der Vorsitzende eo ipso ein Vertreter des Adels ist.

22. August. Reval. Die Streikbewegung ist im Rückgang begriffen. Eine Arbeiterversammlung, die im Konvent stattfinden sollte, kam nicht zustande, da die etwa 80 Arbeiter, die ein hingeschicktes Kosakenpikett nachmittags dort antraf, sofort auseinandergingen, ohne daß es zu einem Konflikt gekommen wäre. — Am folgenden Tage dringt ein entlassener Arbeiter in die

Fabrik „Volta“ und sucht die Arbeiter zur Einstellung der Nachtarbeit zu bewegen. Seine Absicht mißlingt jedoch völlig. Als er nun hinterrücks einen Meister überfällt und die Mitarbeiter schreiend auffordert, ihn in einen Sack zu stecken sowie die Maschinen zu demolieren, rührte sich kein Mann. Er wird verhaftet.

23. August. Revel. Ein Kosak wird auf der Straße durch einen Steinwurf am Kopfe leicht verletzt. Der Täter entkommt. — Ein Schutzmann wird überfallen; er streckt den Angreifer durch einen Schuß nieder.

23. August. Erwahlen (Kurl.) Ein Herr G. wird nachts auf der Landstraße, in der Nähe der auf dem Gute Popermahlen stationierten Dragonerpatrouille, von etwa 15 „bartigen“, mit Flinten bewaffneten Männern überfallen und nach Waffen und Wertgegenständen durchsucht.

23. August. Riga. In der Werkstatt von Resewsky an der Petersburger Str. versuchen mehrere Leute die Arbeitseinstellung zu erzwingen. Als der Eigentümer ihnen entgegentritt, feuern sie auf ihn mehrere Revolverschüsse ab und entfliehen.

23. August. Riga. In der „Rigas Awise“ erörtert ein Letten-Artikel (des Redakteurs J. Weinberg) die Frage, wovon das Schicksal des lettischen Volkes gegenwärtig abhänge. Er weist zunächst darauf hin, daß die radikale Agitation mit ihren Umordnungen und Gewalttaten, wie das aus der Publikation des Polizeidepartements hervorgehe, das ganze lettische Volk mit Schmach bedeckt und das Vertrauen zerstört habe, welches die Letten sich früher bei der Regierung erworben hatten. — „Die Letten werden jetzt als ein Volk angesehen, das von einer revolutionären, ja sogar anarchistischen Bewegung ergriffen ist. Zwar wird anerkannt, daß das Gros der Bevölkerung durch Drohungen oder Gewaltakte und Morde terrorisiert worden sei; dennoch hat das indolente Verhalten der großen Mehrheit den Unruhen gegenüber, resp. die Duldung der Unruhen, die überdies manche Zeitungen durch wohlwollendes Stillschweigen direkt unterstützt haben, einen dunklen Schatten auf das ganze lettische Volk geworfen.“ Weiter betont das Blatt, daß in einer wichtigen Aera der Reformen, wo von der Einführung der Selbstverwaltung in unserer Heimat die Rede gewesen sei, der gute Ruf der Letten zugrunde gerichtet und ihre Hoffnung auf Verwehrung ihrer politischen Rechte zunichte gemacht sei. Das Deutschtum werde jetzt wieder in die Höhe steigen und das Lettentum zur Seite gedrängt werden. Dennoch seien die Rechte, die man gewähre oder nehme, und der Standpunkt, den man einem Volke anweise, etwas Aeußeres, wovon das Schicksal des Volkes nicht abhänge. Ungünstige äußere

Umstände könnten nur für eine gewisse Zeit die Lage eines Volkes herabdrücken; nach einiger Zeit könne sie sich wieder ändern. Das, wovon das Schicksal eines Volkes abhänge, sei etwas Inneres. — Zu den inneren Fehlern nun, welche ein Volk verderben und zugrunde richten können, gehöre der sozialrevolutionäre oder anarchistische Geist, der sich bei uns im letzten Jahr offenbart habe in Unordnungen und groben Gewalttaten. Aber man müsse anerkennen, daß dieser Fehler dem wahren Kern des Volkes fremd sei und fremd bleiben werde. Die Keime dazu seien von außen eingeschleppt worden, ebenso wie eine Seuche durch fremde Bazillen entstehe. Diese können auch in einen gesunden Körper eindringen. Das Auftreten von Sozialisten und Anarchisten unter den Letten beweise daher noch nicht die Verderbtheit des lettischen Volkes. Die entscheidende Frage sei nun die: wie verhält sich der gesunde Körper des Volkes gegen jene Krankheit? Reagiert er dagegen und widersetzt er sich in genügendem Maße der Seuche? „Das ist es, wovon in Wahrheit das Schicksal und die Zukunft des lettischen Volkes abhängen. Alles andere kann mit der Zeit wieder repariert werden; aber wenn der Kern des Volkes, den wir die lettische nationale Partei nennen, unfähig und untauglich zur Ausstoßung des Krankheitsstoffes aus dem Volkskörper ist, so ist die Sache der lettischen Nationalität dem Untergang geweiht." — Das Blatt des Herrn Weinberg hofft nun, daß dem lettischen Volke der Untergang erspart bleiben wird, aber man müsse zugestehen, daß zurzeit der lettischen nationalen Partei, von der die Zukunft des lettischen Volkes abhänge, noch viele Mängel anhaften. Sie sei noch lange nicht so stark, wie sie sein müsse, um das Schicksal des Volkes zu lenken. Der Artikel schließt mit einem Appell an die lettische nationale Partei, in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen.

24. August. Riga. Frühere Arbeiter der Baltischen Waggonfabrik wollen die Anstellung neuer Arbeiter verhindern. Die angesammelte Menge muß schließlich durch Kosaken auseinandergetrieben werden.

24. August. Mitau (Livl.). Brandstiftung auf dem Pastorat. Drei Gebäude brennen nieder. Auf der Veranda des Wohnhauses war auch Stroh angehäuft und mit Petroleum übergossen; das angelegte Feuer war jedoch von selbst erloschen.

24. August. Kurland. In den Kreisen Grobin und Hasenpoth wurden von der Polizei im Laufe des Sommers 135 Flinten, Revolver und Pistolen und 25 Fahrräder konfisziert.

25. August. Riga. Der Wächter der Sägemühle von Schaje Berlin wird von mehreren Bewaffneten überfallen und seiner

Waffen beraubt. Die Polizei verfolgt die Banditen und verhaftet einen von ihnen, worauf die übrigen ihn vergeblich zu befreien versuchen und dabei 10—15 Schüsse abgeben, ohne jemand zu treffen. Der Arretierte war ein junger „Phönix“-Arbeiter.

25. August. Riga. In Hagensberg explodiert in einem Bäckerladen eine Art Bombe, die ziemlich großen Schaden anrichtet und von einer fremden Person daselbst niedergelegt war.

— In der Moskauer Str. wird abends ein Schutzmann durch mehrere Revolverschüsse ermordet.

25. August. Riga. Die Unsicherheit auf der Landstraße veranlaßt die zur Stadt fahrenden Landleute nur in größerer Anzahl zu Stadt einzufahren und diese auch nur in langer Wagenreihe wieder zu verlassen.

25 August. Lubessern (Kurl.). Auf Baron Hahn-Lubessern wird in seinem Park aus dem Hinterhalt ein Buchsenschuß abgegeben, der jedoch fehlgeht. (In Lubessern war bereits am 9. August eine große Riege in Brand gesteckt worden.)

25. August. Wilkenhof (Livland). Der Wirt des Wahwul-Gesindes schießt einen fremden Agitator nieder, der zwischen ihm und seinem Knecht „vermitteln“ wollte. Dieser Wirt wird verhaftet.

26. August. Wennefer (Estl.). Nachts wird eine Dreschscheune niedergebrannt. Es ist hier bereits die fünfte Brandstiftung. Schon im Mai und Juni waren eine Kiefernschonung und ein Blockhaus im Walde, dann am 14. August eine große Heuscheune und am 20. August wieder zwei Scheunen in Brand gesteckt worden. „Das böseste ist nun das, heißt es in einer Korrespondenz aus der Gegend, daß keine Leute mehr zum Bewachen zu haben sind, weil sie einfach zu feige dazu sind oder vielleicht auch andere Gründe haben.“

26. August. Riga. Ein abends auf der Marienstraße gehender Kosak wird überfallen und durch Revolverschüsse ernst verletzt.

26. August. Mitau (Kurl.). Eine Feldscheune wird in Brand gesteckt. In ihr hatten im Juni und Juli Kosaken gestanden.

26. August. Riga. Nachmittags dringen etwa 8 Bewaffnete in eine Monopolbude in Mühlgraben, berauben die Kasse und werfen die Flaschen in den Garten.

26. August. Popen (Westkurland). Dem Oberförster in Anzen werden von einer berittenen und bewaffneten Bande die Buschwächter-Flinten abgenommen, eins seiner eigenen Gewehre wird ihm übriggelassen, doch muß er versichern, daß weiter keine mehr vorhanden seien.

26. August. Saaremois (Kfp. Tarwast, Livl.) Nachts erschienen drei Bewaffnete bei der unweit des Leprosoriums gelegenen Bude. Der Bruder des Budeninhabers, namens Jakobson, ein eben vom Kriegsschauplatz zurückgekehrter Soldat, öffnete die Haustür, wurde aber sofort mit einem Schuß in die Brust empfangen, so daß er lautlos zusammenbrach. Als der Budeninhaber sich sodann auf der Türschwelle zeigte, erhielt er einen Schuß, der ihm die Kinnlade zerschmetterte; er fand gerade noch Zeit, sich in seine Wohnung zurückzuziehen, als von außen her ganze Salven von Schüssen auf das Haus abgefeuert wurden. Mittlerweile hatte der Ueberfallene seine Flinte geladen und sich gegen seine Angreifer auf die Lauer gelegt. Beim Aufleuchten eines von den Banditen entzündeten Streichholzes gab er einen Schuß ab, der sein Ziel nicht verfehlte. Dies bewog die Banditen mit ihrem verwundeten Spießgesellen das Weite zu suchen.

27. August. Riga. Eine Anzahl Streikagitatoren versuchen die beim Kanalbau in der Moskauer Str. beschäftigten Arbeiter zur Einstellung der Arbeit zu zwingen, indem sie die tief unten beschäftigten Leute mit großen Steinen bewerfen. Sie werden jedoch von diesen stark verprügelt und dann von der Polizei verhaftet.

27. August. Riga. In der Jakobstädtschen Str. wird ein Schutzmann von mehreren Leuten überfallen; er verwundet einen von ihnen durch einen Schuß. — Auf einen zweiten Schutzmann wird in der Moskauer Str. von drei jungen Leuten einige Mal ohne Erfolg geschossen, der Schutzmann erwidert das Feuer und verwundet einen schwer.

27. August. Poperwahlen (Kurland). Auf den Gutsbesitzer Baron Schilling wird im Walde von mehreren Leuten ein Attentat versucht. Er befand sich auf dem Wege zu seiner Fasanerie, als er am Waldesrande einen mit einer Flinte bewaffneten Mann erblickte. Als Baron S., durch ein Dickicht schleichend, sich auf ihn anzupürschen versuchte, erblickte er hinter einem großen Stein einen zweiten Mann, der auf ihn angelegt hatte. Baron S. riß seinen Dreiläufer an die Wange und die Schüsse knallten a tempo. Die Rehposten aus der Flinte des Gauners schlugen in einen Baum, neben dem Baron S. stand. Dem Attentäter flog die Mütze vom Kopfe, er ließ sein Gewehr fallen und taumelte, offenbar am Kopf erheblich verletzt, in den Wald. Im selben Augenblick sprang ein drittes Subjekt hinzu, raffte Flinte und Mütze seines getroffenen Komplicen auf und verschwand, während auf Baron S. noch zwei Kerle mit bereit gehaltenen Gewehren zukamen. Beide bekamen Feuer — der eine auf 45 Schritt

einen Schrotschuß in die Brust, während der andere wahrscheinlich mit dem Büchslauf gefehlt wurde. Beide verschwanden im Dickicht.

27. August. Doubangen. Der Lehrer der Gemeindeschule in Newejen Danziger und der Gemeindeschreiber Saulesskaln werden wegen „Aufreizung der Bevölkerung gegen die Regierungsgewalt" verhaftet. — In der Nacht werden auf einem Doubangenschen Beigut zwei gefüllte Getreidescheunen in Brand gesteckt.

27. August. Windau. Auf dem alten lutherischen Kirchhof findet man fünf Grabkreuze abgebrochen und andere Grabschändungen ausgeführt. — Dem Pastor der lettischen Gemeinde, Glöser, wird durchs Fenster ein Fläschchen mit einer stinkenden Flüssigkeit in die Wohnung geworfen.

27. August. Blieden (Kurl.). Auf den Bevollmächtigten des Gutes, Fürsten Lieven, werden auf einer Fahrt aus dem Hinterhalt mehrere Schüsse abgegeben, nur der Kutscher erhält dabei leichte Streifwunden.

28. August. Lechts (Estl.). Auf den Chef der V. Sektion der Baltischen Eisenbahn, den Ingenieur G. Baron Hoyningen-Huene, wird bei der Station Lechts hinterrücks geschossen; die Kugel streift dicht an seinem Ohre vorbei. Der Attentäter war der Sohn eines Eisenbahnbediensteten. Er wird von der Eisenbahngendarmerie verhaftet, doch trieb er sich, wie die „Rev. Ztg." berichtete, schon wenige Tage später „aller Fesseln ledig wieder fröhlich am Attentatsort herum. Möglicherweise ist er nur zeitweilig „auf Ehrenwort" entlassen worden oder aber der Herr Ingenieur hat sich gänzlich geirrt und nur eine Bremse größeren Kalibers für eine vorüberfausende Flintenkugel angesehen."

Die verhetzte Stimmung der Bevölkerung illustriert ein Fall, der sich in Johannis (Jerwen) in diesen Tagen ereignete. Die Baronin S. kam auf einer Fahrt an der Bierbude vorüber, wo eine hundertköpfige Menge versammelt war. Da versuchte ein Haufe Angetrunkener, den Wagen umzustürzen. Sie hoben ihn auch schon in die Höhe, gaben dann jedoch aus irgend welchen Gründen ihr Vorhaben auf.

28. August. Kaltenbronn (Estl.). Nachts werden 4 gefüllte Heu- und Getreidescheunen und die Maschinenriege niedergebrannt.

28. August. Versohn (Livl.). Der Landgendarm wird aus dem Hinterhalt durch einen Schuß mit gehacktem Blei am Kopfe verwundet.

— In Lasdohn wird die Monopolbude, die zwei Wochen zuvor bereits einmal demoliert worden war, niedergebrannt.

28. August. Pernigel (Livl.). Einige Heuschober, Getreide und Flachs wird niedergebrannt, auch an der Riege (erfolglos) Feuer angelegt. Es sind die ersten Vorkommnisse dieser Art in der Gegend.

28. August. Katzdangen. Der Arrendator von Jegen und Allaschen, R. Bertz, wird auf der Rückfahrt von Hasenpoth von seinem eigenen Vorarbeiter überfallen und durch Messerstiche schwer verwundet.

28. August. Estland „Über die Zustände im Hapsalschen Kreise, heißt es in einem Bericht des „Rev. Beob.", sollte man sich ja nicht täuschen. Dunkle Gerüchte über bevorstehende Schandtaten sind im Umlauf. Die Polizei kann den an sie gerechterweise gestellten Anforderungen nicht genügen, deshalb gelangt auch nicht aller Unfug zur Anzeige. Nachdem Unsummen allmählich in Flammen aufgehen und der gerötete nächtliche Horizont zum gewohnten Anblick geworden, ist bisher noch kein Fall bekannt, daß ein Brandstifter, Wegelagerer oder Drohbriefschreiber ergriffen und ein Exempel statuiert worden sei. Zu den Schrecken des Feuers gesellen sich nunmehr die nächtlichen Ueberfalle (vielfach durch Steinwürfe oder durch über die Straße gespannte Stricke) auf der Landstraße. In der Nacht kann niemand mehr fahren, und man richtet es jetzt so ein, daß man Nachtfahrten vermeidet, oder wenn es sein muß, sich bis an die Zähne bewaffnet."

30. August. Südost-Livland. Zahlreiche Brandstiftungen kommen fortwährend vor. Sehr groß ist auf den Gütern Odsen und Sawensee der Verlust an Heu und Klee durch Brandstiftungen, so daß für die Pferde der dort stationierten Kosaken bereits das Futter fehlt und gekauft werden muß. Besonders umfangreich ist das Verbrennen von Getreide in Sawensee auf dem Felde. Ein großer Teil Roggen ist durch Feuer vernichtet worden und es beginnt jetzt auch das Vernichten andrer Getreidegattungen.

30. August. Mohrzen (SOLivl.). Auf den Longendorm wird auf einer Dienstfahrt aus dem Hinterhalt eine Salve von Schüssen (wohl aus Militärflinten) abgegeben, durch die aber bloß sein Pferd verwundet wird.

31. August. Livland. In Karkus wird die Maschinenriege niedergebrannt, in der Neu-Salisschen Hofloge Plettenberg eine Kleescheune, in Posendorf der Holzstapel des Gutes.

31. August. Dubenaiken (Kurl.). Die streikenden Knechte sollen ermittiert werden. Zehn von ihnen hatten sich ursprünglich am Streik nicht beteiligt. Diesen wurden in einer Nacht die Fenster eingeschossen, worauf auch sie die Arbeit niederlegten.

„Die Hasenpothsche Gegend steht sichtlich unter dem Druck der Libauschen sozialdemokratischen Agitation, während im Norden und Osten Kurlands mehr die Aufwiegler aus Riga ihr Wesen treiben.“

Ende August. **Kurland. Die Verhältnisse in Kurland** werden in der Zuschrift eines kurländischen Edelmanns an die „Kreuzzeitung“ beleuchtet. Es heißt darin u. a.: In den Ostseebädern von Ostpreußen sieht man unter den Gästen viele Familien, die aus den Ostseeprovinzen, größtenteils aus Kurland geflüchtet sind. „Die kurischen Großgrundbesitzer bringen ihre Familien auf deutschem Boden in Sicherheit, um dann selbst wieder auf ihre Besitzungen zurückzukehren, die meisten mit einem, manche auch mit zwei Todesurteilen der anarchistischen Partei in der Tasche. Aus jedem Strauch, aus jedem Waldesdunkel kann sie die tödliche Kugel treffen, aber ebenso auch auf ihrem Hofe, im eigenen Hause. Begreiflich ist es da, daß die Zurückbleibenden in banger Sorge den Gatten, Vater oder Sohn wieder ins Heimatland zurückziehen sehen, wissen sie doch nicht, ob es nicht das letzte Mal ist, daß sie ihnen ins Auge gesehen, ihnen die Hand gedrückt haben.

Bisher hat man im Auslande wenig Interesse und Teilnahme für diese Vorgänge gehabt. Allgemein herrscht in Deutschland die falsche Auffassung, die deutschen Besitzer hätten es dort nur mit einem gewöhnlichen Arbeiterstreik zu tun, mit einem Handvoll Bauern, Arbeitern, die nur eine Verbesserung ihrer Lebenslage, ihres Lohnes suchen und hin und wieder etwas energisch ihre Wünsche ausdrücken. Man denkt, es hänge nur von der Gutwilligkeit einzelner Gutsbesitzer ab, die Sache sofort zu bessern zu ändern, sobald sie die gerecht erscheinenden Forderungen erfüllen. Die russische Presse, die wirklichen Verhältnisse nicht kennend, den Ernst der Situation nicht in seiner ganzen Bedeutung erfassend, spricht gar frohlockend von dem erwachenden Selbstbewußtsein der Letten und Esten. Wenn das Selbstbewußtsein der Völkerschaften sich Bahn bricht durch anarchistisches Getriebe, durch Zerstörung des Staatsregiments, durch Gefährdung des einzelnen Menschen an Gut und Leben, wenn das erwachende Selbstgefühl und die Kulturgelüste sich neue Wege bahnen wollen durch anarchistische Bewegung, durch Brand und Mord, durch völliges Zerstören des Bestehenden, wenn alles, was Moral und gute Sitte zum Gesetz macht, mit Füßen getreten wird, wenn die revolutionären Banden die Gemeindehäuser mit dem gesamten amtlichen Material zerstören und ihre revolutionären Redner selbst wagen, die geheiligte Person des Kaisers anzugreifen und dessen Bilder zu zerreißen, ja dann muß ein auf solchen Wegen sich bekun-

bendes Selbstbewußtsein mit allen zur Hand stehenden Mitteln energisch unterdrückt werden, denn dann handelt es sich eben um einen gefährlichen Auswuchs, der in einem geordneten Staate nicht geduldet werden darf. Die Ansicht ist völlig irrtümlich, daß es sich hier nur um eine rein lettische oder estnische Bewegung handelt, die Sache hat einen viel tieferen Untergrund, die Aufwiegler, die Aufführer sind ganz international, es sind unter ihnen Deutsche, Belgier, Franzosen... Unter den Aufführern hört man oft französisch und deutsch sprechen, die Organisation ist eine ganz zielbewußte, sie rührt von Leuten her, die nur gekommen sind, um Schritt für Schritt das Netz ihrer anarchistischen Propaganda weiter zu spannen. Geld spielt bei ihnen keine Rolle, die Aufwiegler kommen sogar auf Automobilen angefahren und stellen ihre Anforderungen an die Gutsbesitzer, während ihre Emissäre auf Fahrrädern das Land durchsausen, Reden haltend, die Leute aufwiegelnd, Proklamationen verteilend."

September.

1. Sept. Kappo (Estl.). Zwei Feldscheunen mit Futter werden durch Brandstiftung eingeäschert.
1. Sept. Eckau (Kurl.). Nachts wird einer von den von der Eckauschen Gemeinde zur Bewachung der Moskau-Windauer Bahnlinie angestellten Wächtern angeschossen.
2. Sept. Libau. In Neu-Libau wird in der Lagarewstr. ein geheimes Waffenlager entdeckt, in dem 45 Flinten, 42 geschliffene Bajonette, 3 Kisten Munition gefunden werden — Eine Agitatorin, die russische revolutionäre Proklamationen an Soldaten verteilte, wird verhaftet.
2. Sept. Riga. Der Pristawsgehülfe Plikatus wird nachmittags bei der Kleinschen Fabrik in der Krumpenhoffschen Straße von einem Mann überfallen und durch drei Dolchstiche lebensgefährlich verwundet, so daß er abends verschied.
2. Sept. Kurland. Auf den Gütern Medsen, Meldsern, Aistern und Kerklingen werden Scheunen durch Brandstiftung eingeäschert.
2. Sept. Kerklingen (Kurland). Der Wirtschaftsgehülfe des Gutes wird auf einer Fahrt von vier mit Flinten bewaffneten Leuten beschossen, er bleibt unverletzt.
2. Sept. Uhla (Livl.). Eine Riege mit der ganzen Kleeernte des Jahres wird durch Brandstiftung eingeäschert.

Anfang September Dorpat. Der Redakteur des „Postimees", J. Tönissjan, sendet Sammler in die deutschen Häuser, um für den projektierten Neubau des estnischen Nationalhauses

Theaters Spenden zu sammeln. Die „Nordlivl. Ztg.“ erhebt dagegen Einspruch, indem sie schreibt: „Eine moralische oder sonstige Pflicht für die Deutschen zu einer Unterstützung dieses Unternehmens liegt unseres Erachtens in keiner Weise vor, auch wenn nun grundsätzlich nach so sehr für ein friedliches Zusammengehen der beiden Nationalitäten eintreten mag. Hier handelt es sich nicht um irgend einen Notstand, sondern um die Befriedigung eines Luxus- und Prestigebedürfnisses in majorem gloriam der Tömissonschen Richtung, welcher in direkter Feindseligkeit gegen unser Deutschtum rastlos und unversöhnlich arbeitet. Wir haben keinen Grund, der estnischen Kunst ein gutes Theatergebäude zu mißgönnen, aber erst recht keinen Grund, dem Prestigebedürfnis der unentwegten Tonisson Partei von uns aus zu einem Triumph zu verhelfen.“

Hiergegen protestiert dann J. Tönisson im „Postimees“: man habe es hier durchaus nicht mit einer windigen Hochstapelei zur Verherrlichung einer politischen Partei unten den Esten zu tun. „Wenn man deutscherseits in engherziger nationaler Ueberhebung und unter dem Einfluß altthergebrachter Vorurteile es mit Fleiß darauf angelegt hat, weiteren Kreisen des Volkes den Weg zum kulturell wichtigen künstlerischen und musikalischen Genießen usw. zu verlegen, soll das estnische Theater und Kanzerthaus gerade durch die Größe der Anlage die Bühne als ein kulturelles Institut und eine „moralische Anstalt“ und die Musik als echte Volksbildnerin weitesten Kreisen zugänglich machen. Daß dabei zugleich an die Festigung der nationalen Existenz durch solche Kulturmittel gedacht worden ist, — wer von wahrhaften Freunden der Kultur sollte solches dem estnischen Kleinvolk, dem alle Machtmittel zur nationalen Selbstbehauptung fehlen, verdenken wollen?! Vielmehr dürfte es als billig erscheinen, daß auch das kulturell wohlsituierte deutsche Element, dem auch Schreiber dieses gern eine Berechtigung in unser Heimat zuerkennen möchte, sofern es sich als wahres Kulturelement betätigte und aufhalte in der Sphäre des sozialen und kommunalen Lebens, der Landesverwaltung usw. die Herrschaft auszuüben und anzustreben, solchen Bestrebungen aufrichtiges Wohlwollen und Verständnis entgegenbrächte.“

Die „Nordl. Ztg.“ hebt demgegenüber die „Dreistigkeit“ des cand. jur. J. Tönisson hervor, „daß er in einem Augenblick, wo er seine Sammler in die deutschen Häuser zum Erbitten von Gaben für den von ihm „zur Festigung der nationalen Existenz“ in seinem Sinne zu errichtenden Prachtbau aussendet, noch von „engherziger nationaler Ueberhebung“ unserer Deutschen zu reden wagt.“

Ueber die Haltung mancher deutscher Kreise in Dorpat schreibt A. v. Tidebohl in der „Nordlivl. Ztg.“: „Es klingt kaum glaublich, ist aber tatsächlich wahr, daß gleich bei Beginn der Spendensammlung Jan Tonisson und seine Leute wirklich die Stirn gehabt haben, sich an hiesige deutsche Kaufleute und Literaten zu wenden und — bei einzelnen von ihnen wahrhaftig Gegenliebe gefunden haben! — — Diesem Manne wird von seinen insultierten deutschen Gegnern nicht die Tür gewiesen, nein, er erhält, was er wünscht, und wird noch überdies als „Idealist“ gepriesen!! Man weiß wirklich nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über die sich übergipfelnde Dreistigkeit — oder über die perverse „Humanität“ der von ihm Angebettelten! Haben denn jene Herren die letzten Jahre verschlafen und verträumt, muß ihnen immer noch erklärt werden, daß keine einzige der Tonissonschen Unternehmungen unpolitischer Natur ist, daß auch ein Theaterbau, gegen den ja natürlich im Prinzip, und wenn er sich in bescheidenen Grenzen hielte, absolut nichts einzuwenden wäre, sobald er von Tönisson unternommen wird, so wie die Dinge heute liegen, nichts weniger als eine neutrale, rein humane Kulturaufgabe darstellt . . .“

3. Sept. Riga. In einem Hause an der Ecke der Suworow- und Mühlenstraße findet ein Bodenbrand statt. In der nächstfolgenden Zeit wiederholen sich die Bodenbrände an vielen Stellen der Stadt in sehr auffallender Weise so oft, daß an absichtlichen Brandstiftungen nicht zu zweifeln war. Schließlich gelingt es der Polizei der Brandstifterbande (meist Halbwüchslinge) habhaft zu werden.

3. Sept. Aruppen (Kurl.). Auf den Wächter des Gutshauses werden nachts drei Revolverschüsse abgefeuert, die jedoch fehlgehen.

4. Sept. Estland. In Engdes brennt eine und in Pastfer 3 Heuschennen nieder.

4. Sept. Ksp. Seßwegen (Livland). In einer Korrespondenz aus der Gegend heißt es: „Allnächtlich lodern Flammen gegen den Himmel und Tausende von unersetzbaren Werten werden sinnlos und ruchlos vernichtet. Enorme Futtervorräte an Klee, Heu, Stroh, Körnern, — eine Unzahl an nötigen Wirtschaftsgebäuden fallen anarchistischen Räuberbanden zum Opfer, die Viehzucht der Provinz wird ruiniert und damit der wirtschaftliche Zentralquell unterbunden, und es will nicht gelingen, die Schuldigen dem strafbaren Arm der Gerechtigkeit auszuliefern.“ So brannten z. B. am 30. August in Butzkowsky gleichzeitig 3 Heuschennen, am 4. September in Sawensee und Lindenberg Kornschennen und in Alt Kalzenau auf

dem Felde Saatklee usw. — Auch im Sissegalschen Ksp. brennt es, so in Wattram 5 Scheunen und in Laubern 1 Scheune.

4. Sept. Meiran (Livland). Den Buschwächtern werden von einer mit falschen Bärten maskierten Bande die Gewehre abgenommen und die Telephonapparate geraubt. Der Atwasein-Buschwächter hatte sich fast 1½ Stunden gegen die Kerle gewehrt, von seiner Waffe aber keinen Gebrauch machen können, seine Kräfte waren endlich erlahmt, und da keine Hülfe von den anwohnenden Forstknechten gekommen war, mußte er sein Gewehr loslassen. Außer ihm, seinem kleinen Kinde und seiner alten Mutter war niemand im Zimmer gewesen. Wie es sich herausgestellt, hatten an der Tür und unterm Fenster im Garten 2 Mann Wache gehalten. Jeden, der ins Zimmer der Buschwächterei hat kommen wollen, haben sie gedroht niederzuschießen. Der ganze Hof ist von Bewaffneten umstellt gewesen.

4. Sept. Lubahn (Livl.). Die Monopolbude wird demoliert und dem Lehrer an der Ministerschule sowie dem Landgendarmen die Fenster eingeschossen. Nachts verlangte ein als Offizier verkleideter Mann beim Landgendarmen Einlaß und schoß auf ihn, als er öffnete, die Kugel ging jedoch fehl.

4. Sept. Fistehlen (Livland). Abends um 8 Uhr wird im Fistehlenschen Kapschekrug der Krüger Andr. Kalning und seine Frau erschossen. Ueber den Vorfall berichtet der sogleich herbeigerufene Kreischefsgehülfe B. v. Rautenfeld (Vier Monate unter den Revolutionären in Livland. Berlin 1906. Selbstverlag. S. 23 ff.): Als er in den Krug trat, saßen in der hell erleuchteten großen Schenkstube 33 zechende Personen, zum Teil schwer montiert, hinter dem langen, fast die ganze Breite des Zimmers einnehmenden Schenktische, wo das Krugpersonal und namentlich der Krüger selbst vermutet werden mußte, befand sich niemand. „Wo ist der Krüger? Was geht hier vor?" rief ich in die Menge hinein. Alles blieb stumm, keiner rührte sich. Ich befahl den Soldaten mit je zwei Mann die drei Ausgänge zu besetzen und nicht eine Menschenseele hinauszulassen, bei dem geringsten Versuch, den Ausgang zu erzwingen, aber von den Waffen sofort Gebrauch zu machen, und betrat die zweite, sog. Honoratiorenstube. Hier saßen um einen Tisch 9 Personen mit Trinken beschäftigt, von diesen 5 Gemeindebeamte. Dicht neben dem Schenktisch stand ein Bett, in welchem der Krüger lag, zwar noch atmend, jedoch im letzten Stadium der Agonie. In dem daran stoßenden Wohnzimmer war die bewußtlose Frau des Krügers gebettet; ihr Lager umstanden weinend und jammernd ihre beiden Töchter im Alter

von 10 und 14 Jahren. . . . Das Verhör der Anwesenden, eine Prozedur, die 12 volle Stunden in Anspruch nahm, war völlig ergebnislos und brachte nicht mehr Licht, als wie aus der Befundaufnahme zu schöpfen war. Wie das Einmaleins plapperte Mann für Mann fast wörtlich übereinstimmend seine Aussage her: er wisse von nichts, habe niemanden gesehen, nur zwei rasch hintereinander fallende Schüsse gehört und die Eheleute zusammenbrechen gesehen. Einige wollten nicht einmal das Schießen vernommen haben. . . Die Untersuchung ergab folgendes: Der Plan zu Untat war jedenfalls in der schräg gegenüber dem Kruge belegenen Bude zur Reife gelangt, denn schon eine Stunde vorher waren zwei Personen hin- und hergewandert, offenbar zur Feststellung der günstig erscheinenden Augenblicks. Eine nicht unwesentliche Rolle hatten hierbei einer der Gemeindebeamten und drei junge Mädchen übernommen. Zur Ausführung war eine Droschke benutzt worden, welche, von der Bude kommend, in leichtem Trabe, ohne anzuhalten, am Kruge vorüberfuhr und an der Ecke Aufstellung nahm. Beim Passieren des Einganges war der Mörder abgesprungen, hatte mit wenigen Sätzen die in die Schankstube führende Tür erreicht, selbige aufgerissen und von dieser Stelle aus durch zwei wohlgezielte Schüsse in wenigen Sekunden zwei Menschenleben vernichtet, sodann die Droschke erreicht und war mit dieser davongejagt. Ueber das Motiv war jeder Zweifel ausgeschlossen, denn an der Eingangstür fand sich ein an die Adresse des ermordeten Krügers gerichtetes, vom Revolutionskomitee unterzeichnetes, mit Blei flüchtig, zweifellos kurz vor der Tat in der Bude abgefaßtes Schreiben, inhalts dessen dem Krüger für eine nur über eine Brandstiftung gemachten Anzeige, der Frau aber für die den Kosaken gemachten Handleistungen der Tod formlichst angezeigt und und jedem „Spion" eine gleiche Strafe angedroht wurde.

5. Sept. Riga. In der Russisch baltischen Waggonfabrik werden nach wochenlangem Stillstand die Arbeiten wieder aufgenommen, jedoch im Laufe des Tages von neuem eingestellt, da die Arbeiter die Forderung stellen, daß alle von der Streikzeit auf der Fabrik beschäftigt gewesenen Arbeiter wieder zur Arbeit zugelassen werden sollen.

5. Sept. Pankelhof (Kurl.). Der Gesindevoirt Schlindel wird aus Rache dafür, daß er der Wahrheit gemäß auf Befragung ausgesagt, daß seine beiden Knechte sich freiwillig den streikenden Banden angeschlossen hatten, von einer Bande überfallen. Da er selbst abwesend war, wird seine Frau erschossen.

5. Sept. Rigascher Kreis. Lindenruh (oder Koltzen?). Alle noch auf dem Felde befindlichen Getreidestapel des Ge-

meindeältesten Sch. sowie seine Heuscheune (die ganze Ernte und alles Viehfutter) wird nachts in Brand gesteckt.

6. Sept. Riga. Eine Monopolbude in Mühlgraben wird von bewaffneten Leuten beraubt.

— Der Meister der Cassellaschen Fabrik, H. Weide, wird in der Dünamündeschen Str. überfallen und durch Messerstiche gefährlich verwundet.

6. Sept. Fistehlen (Livland). Der greise griechisch-orthodoxe Priester J. Lihzit wird abends, als er mit seiner Familie bei Tische sitzt, mit zwei Schrotschüssen in den Kopf, die durchs Fenster abgegeben werden, ermordet. Nach dem ersten Schuß hob der Mörder das Rouleaux in die Höhe, um sich von der Wirkung zu überzeugen, worauf er den zweiten Schuß abfeuerte. — Lihzit war der Verfasser der 1868 von J Samarin veröffentlichten „Memoiren eines rechtgläubigen Letten" (Indrik Strannik)

6. Sept. Estland. Der Schmiedsche Postknecht wird auf dem Wege zwischen St. Martens und Röthel durch einen Schuß aus dem Hinterhalt lebensgefährlich verwundet. Der Attentäter, der erkannt worden war, wird verhaftet, aber in Haft, obwohl die Polizei ihn schuldig befand, sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt.

— Die Raubüberfälle und Brandstiftungen nehmen auch in Estland zu. Täglich berichten die Revaler Blätter von Brandstiftungen auf Gütern, namentlich an Heu und Getreidescheunen (so am 5. Sept. in Odenwald, am 6. in Waimara, ferner in Sastama und Aiama, am 14. auf den Gütern Walk, Wenden und Kirrimäggi usw.).

6. Sept. Meiran (Livland). Eine Bande von ca. 30 Mann erschießt 30 dem Arrendator Hirsch gehörende Stärken auf dem Heuschlag und brennt dann einen Heustapel nieder.

7. Sept. Riga. Die Feuerwehr, welche zu einem Brande in Sassenhof ausrückt, wird auf dem alten Lagerplatz von einer vielköpfigen Menge durch Steinwürfe und Drohungen mit Waffen zur Umkehr gezwungen, und das Löschen des Brandes so verhindert.

7. Sept. Muiemoise (Livl.) Aus der Gemeindeverwaltung wird ein Teil des Archivs, Paßblanketts, Siegel, Stempel, Mobilisierungsakten geraubt und auf der Landstraße verbrannt. — Auch in dem Gemeindehause in Daugelu werden die Gemeindebücher geraubt und das Kaiserbild verunglimpft.

7. Sept. Riga. Abends werden die Direktoren der Cassellaschen Fabrik Dr. O. Gall und Dr. M. Schmidt auf der Heimfahrt in der Schlockschen Straße aus einem Hinterhalt von mehreren Leuten beschossen. Sie bleiben unverletzt, eine Kugel

durchbohrt den Hut Dr. Schmidts. Doch wird der Kutscher durch eine Kugel am Kopfe tödtlich verwundet und stirbt wenige Stunden später. — Das Attentat galt wahrscheinlich dem Dr. Schmidt

7. Sept. Riga. Einbruch ins Zentralgefängnis und gewaltsame Befreiung von Verbrechern. Morgens um 2 Uhr drang ein Haufe von mehr als 50 Mann, alle bewaffnet, mittelst Nachschlüsseln durch die Hauptpforte in den Hof des Zentralgefängnisses und von dort in die Abteilung für Einzelhaft, welche sich im 3. Stockwerk befindet. Dort schlugen sie an zwei Zellen das Glas der Guckslöcher aus, schnitten dann aus den Türen große Löcher aus, durch welche 2 politische Verbrecher, die der Anfertigung von Bomben angeklagt waren, flüchteten; dasselbe taten sie auch bei der dritten Zelle, in welcher sich der politische Verbrecher Orlow befand, der sich jedoch weigerte, seine Zelle zu verlassen. Hier trat ihnen der Aufseher des Gefängnisses Semen Woronow entgegen, den die Strolche entwaffneten und durch einen Revolverschuß schwer verletzten. Infolge dieses Schusses lief der Aufseher Woldemar Grikis hinzu und eilte, als er den Ueberfall bemerkte, auf den Hof, wo sich auf seine Alarmsignale der Chef des Gefängnisses, seine Gehülfen und ca. 60 Aufseher und Wächter versammelten. Unterdessen waren die Einbrecher gleichfalls auf den Hof gekommen, wo es zwischen ihnen und den Aufsehern zu einem blutigen Kampfe kam. Es wurden hierbei erschossen 2 Aufseher und 2 schwer verletzt. — Hierauf versperrten die Einbrecher von außen die Pforte und warteten auf ihre Verfolgung. Als die Aufseher sich auch daran machten, den Einbrechern nachzueilen, wurden sie mit Schüssen empfangen, worauf sie sich zurückziehen mußten.

Um dieselbe Zeit standen 2 Schutzleute in der Tulaschen Straße auf Posten. Als sie die Schüsse vernahmen, riefen sie sogleich auch einen Nachtwächter hinzu und begaben sich eiligst zum Zentralgefängnis An der Ecke der Tulaschen und Kalugaschen Str. begegneten sie 5 Mann, die vom Gefängnis gelaufen kamen. Als sie diese ergreifen wollten, sprangen die 5 Mann in bereitstehende Fuhrmannswagen und fuhren davon. Die Schutzleute nahmen gleichfalls Fuhrleute an und verfolgten sie. Als der eine Schutzmann eine Fuhrmannsequipage in der Jaroslowschen Str. einholte, schoß der Verfolgte auf ihn mit einem Revolver. Der Schutzmann wurde getötet, doch gelang es dem andern Schutzmann, dem Nachtwächter und dem Fuhrmann, den Mörder in der gr. Bergstraße zu ergreifen. Ein andres Individuum wurde von ihnen an der Ecke der Katholischen und großen Moskauer Str. arretiert. Der erstere gab

sich als ein gewesener Arbeiter der Fabriken „Union“ und „Pohle“ aus, der andere war ein 19 Jahre alter Jude.

7. Sept. Kurland Zwischen dem 2. und 7. Sept. werden zweimal Versuche gemacht, durch auf die Schienen gelegte Balken Zugentgleisungen auf der Moskau-Windauer Bahn herbeizuführen.

8. Sept Riga. In eine Monopolbude an der Petersburger Chaussee wird eine Stinkbombe geworfen

— Abends wird ein Schutzmann an der Bauskeschen Straße überfallen und schwer verwundet.

9. Sept. Riga. Der Lederhändler O. Glaeser wird durch einen Revolverschuß ermordet Er war mehrere Tage hindurch von Arbeitern um Unterstützung angegangen worden, die er ihnen einige Tage hindurch verabfolgt hatte. Schließlich hatte er die Leute abgewiesen, wobei einer von diesen beim Hinausgehen ihm mit der Faust gedroht und ihm zugerufen hatte: er werde daran schon denken.

9. Sept. Wolmar. Der Stationshalter der Pferdepost, seine Gattin und sein Kutscher werden auf einer Fahrt auf der Laubstraße vom Walde aus beschossen und verwundet

9 Sept Fickel (Estl.). Am Markttage kommt es zu erheblichen Exzessen. Der Akziseamte Gumm, der über den verbotenen Branntweinhandel ein Protokoll aufnehmen wollte, wurde zu Boden geworfen und derart malträtiert, daß er schwer verletzt wurde. Die Polizei mußte nach einem regelrechten Feuergefecht den Kampfplatz räumen und suchte in einem festen Gebäude Schutz, wo sie sich mit blanker Waffe gegen die Anstürmenden verteidigen mußte.

9. Sept. Petersburg Im Gebäude des Bezirksgerichts, in welchem sich auch der Appellhof befindet, entsteht in rätselhafter Weise eine Feuersbrunst, durch die u. a. die Akten über die Unruhen in den Ostseeprovinzen vernichtet werden.

10. Sept Riga. In dem Hause Nr. 12 an der Mühlenstraße wird eine verbotene Versammlung aufgehoben und 16 Personen dabei verhaftet.

10. Sept. Laubohn (Livl.). Die Monopolbude wird niedergebrannt. Charakteristisch waren dabei die begleitenden Umstände. Die Monopolbude befand sich in einem früheren Krugsgebäude, in dem auch der Pächter des Krugslandes und noch andere Leute wohnten. Schon seit längerer Zeit war es bekannt, daß diese Monopolbude niedergebrannt werden sollte. Als einige Wochen zuvor an einem Sonntag der Gemeindeälteste eine Versammlung der „landlosen Leute“ berufen hatte, fürchtete man, es könne der Monopolbude Gefahr drohen; indeß eine Kosakenpatrouille, die sich rechtzeitig eingefunden

hatte, überwachte die Versammelten, die dann auch ruhig nach Hause gingen. Als die Gefahr nun immer drohender wurde, wandte der Monopolverkäufer sich an die Kreispolizei mit der Bitte um beständigen Schutz. Die Kreispolizei beauftragte die Gemeinde, Wächter hinzuzustellen. Die Brandstifter aber sahen diese als kein Hindernis an, sondern schickten ein paar Tage vor dem Brande den Bewohnern des Hauses anonyme Briefe zu mit der Aufforderung, daß sie ihre Habe herausnehmen sollten, weil die Monopolbude abgebrannt werden solle. Die Briefe sind der Gemeinde- und Gutspolizei mitgeteilt worden und jeder räumte, was er herausnehmen konnte. Als eine Strohhütte noch in der Nähe des Gebäudes stehen geblieben war, baten die Brandstifter den Tag vorher, auch diese zu entfernen, wenn der Besitzer nicht Schaden erleiden wolle. So war denn am 9. abends alles in Sicherheit gebracht. In der Nacht um ½2 wurde mit einem Flintenschuß das Signal gegeben, die Stadollpforte wurde aufgebrochen und Feuer hineingetragen, und bald brannte das ganze Gebäude. Löschen durfte niemand, die Brandstifter drohten jeden, der sich dazu rühre, zu erschießen. Um ihren Drohungen Nachdruck zu geben, wurde dazwischen auch immer geschossen. Erst als es nicht mehr möglich war, die Flammen aufzuhalten, wurden fruchtlose Rettungsoperationen des Gutsarbeitspersonals zugelassen.

10. Sept. Nitau (Livland). Pastor Karl Schilling wird ermordet. Um Mittagszeit klopfte ein Mann an das Arbeitszimmer des Pastors. Auf das „Herein" des letzteren trat ein Unbekannter ein und überreichte ihm einen Brief. Als Pastor Schilling sich abwandte, um den Brief zu öffnen, feuerte der Unbekannte fünf Revolverschüsse auf den ihm den Rücken zuwendenden Pastor, der, auf den Tod getroffen, zusammenbrach und nach 10 Minuten verschied. Als der Mörder die Treppe hinabstieg, trat er ein Dienstmädchen, das er mit vorgehaltener Waffe zum Schweigen zwang, und mit den Worten „Der ist fertig!" auf einen auf der Bank vor dem Pastorat sitzenden Kumpan zuging, mit dem zusammen er verschwand. — Bereits im März hatte Pastor Schilling einen lettischen Drohbrief erhalten, in dem es u. a. hieß: das sei die erste Glocke! Er werde am 31. März erschossen werden, wenn er nicht alle Forderungen des lettischen sozialdemokratischen Komitees auf Erlaß der Pachten, Akzidentien usw. sofort erfülle. Im Juli erhielt er einen zweiten Drohbrief: „Das ist die zweite Glocke! Passen Sie jetzt auf, die dritte wird bald erklingen." Pastor Schilling sind dann noch viele Briefe zugegangen, die er aber, da sie sämtlich unfrankiert waren,

Digitized by Google

nicht angenommen hat. — Pastor Schilling hatte mit seiner Gemeinde niemals irgend einen Konflikt gehabt.

In der lettischen Presse sagte die „Rigas Awise“: „Wenn eine Nation ruhig Mordtaten duldet, dann kommt deren Fluch über das ganze Volk. Das ist ein Gesetz von Ewigkeitsbedeutung. Und ist das nicht ein Dulden der Mordtaten, wenn diejenigen, deren Pflicht ist, das Volk durch Schriften zu belehren, stillschweigen? Wenn diese kein Wort zur Verdammung der Bewegung, die diese Mordtaten verursacht, finden? Nein, diese sind moralisch Mitschuldige.“ — Der „Baltijas Weetneesis“ tat nur mit dürren Worten des Geschehnisses Erwähnung, aber fügte seinerseits kein Wort hinzu. Desgleichen brachte die „Deenas Lapa“ nur die nackte Tatsache.

10. Sept. Durben (Kurland). Die Telephonverbindung von Durben nach Preekuln und Ligutten wird in einer Woche mehrere Mal durchschnitten.

— In Preekuln wird die Kasse der Monopolbude von vier bewaffneten Männern beraubt, über das Geld quittierten sie im Namen des lettischen sozialdemokratischen Bundes. Sie zertrümmerten außerdem mit Stöcken zahlreiche Flaschen mit Branntwein.

10. Sept. Riga. Bei einem Hausbesitzer in Solitude und einem Kaufmann ebendaselbst erpreßt eine Bande von 6 Mann durch Drohungen Geld, über dessen Empfang sie mit dem Stempel der sozialdemokratischen Partei versehene Quittungen ausstellt.

— In der Altonaer Straße wird ein Schutzmann durch zwei Revolverschüsse getötet.

10. Sept. Wolkscher Kreis. Die Telephonlettung der livländischen Zufuhrbahn wird an zwei Stellen zerstört.

10. Sept. Mitau. Dragoner verfolgen den der Ermordung eines Gerichtsexekutors und des Ueberfalls auf Gemeindeverwaltungen verdächtigen Bauern Lindermann. Dieser verbirgt sich im Gebüsch, beginnt zu schießen und verwundet einen Landpolizisten. Darauf wird er durch Schüsse der Dragoner getötet.

10. Sept. Grünhof (Kurl.). Im Leel Spurge Gesinde wird durch Polizei und Militär eine Haussuchung gemacht und dabei zwar nicht die dort vermuteten Waffen, aber doch einige Munition und Proklamationen gefunden. Der Wirt wird verhaftet; sein Sohn, ein Polytechniker, der als Hauptschuldiger galt, war entflohen, der zweite Sohn, ein Realschüler, saß schon seit längerer Zeit im Gefängnis.

11. Sept. Riga. In der Marienstr. wird abends der Gefängnisaufseher Mironow von zwei jungen Leuten durch Revolverschüsse

ermordet. Als man dann die Leiche fortbringen will, wird aus der angesammelten Menschenmenge auf die Polizei mit Steinen geworfen

— Nachts wird ein Wächter der Konfiskationsarbeiten von drei Leuten überfallen und mit Steinen schwer verwundet.

11. Sept. Sunzel (Livl.). Nachts werden von eingedrungenen Tumultuanten in der Monopolbude zahlreiche Flaschen zerschlagen.

11. Sept. Alt-Schwanenburg (Livl.). Kirchendemonstration. Der Sonntags-Gottesdienst, zu dem eine zahlreiche Gemeinde versammelt war, verlief in ungestörter Ruhe bis zum Schluß der Predigt. Kaum aber hatte der Pastor die Kanzel verlassen, als eine Taube mit roten Fähnchen losgelassen wurde, die Gemeinde begann in größter Aufregung aus der Kirche zu laufen. Es gelang dem Pastor jedoch, indem er vom Altar aus sie aufforderte zurückzukehren, die Ruhe wieder herzustellen. Die Kirche füllte sich wieder, trotz des furchtbaren Geruchs, den zwei mit stinkender Flüssigkeit gefüllte und an den Eingängen hingeworfene Fläschchen im ganzen Raum verbreitet hatten. Türen und Fenster wurden geöffnet. Das Dankgebet für den Frieden, die Fürbitte für den Kaiser und das Abendmahl konnte ruhig stattfinden.

12. Sept. Riga. In der Revaler Str. wird abends ein Kosak durch vier Revolverschüsse ermordet.

12. Sept. Wihzemhof (Livl.). Die Futterscheune wird niedergebrannt. Ein Versuch, auch den Pferdestall anzustecken, wird durch den Kutscher vereitelt.

12. Sept. Ringmundshof (Livl.). Zwei Heuscheunen werden in Brand gesteckt und drei Tage später das Riegengebäude, das mit der ganzen Klee-, Gerste und Haferernte und der Dreschmaschine niederbrennt.

13. Sept. Koltzen (Livl.). Die Koltzensche Gemeindeversammlung beschließt 9 Personen, die sich an 30 in der nächsten Umgebung im letzten Jahre begangenen Verbrechen nach allgemeiner Ueberzeugung beteiligt haben, als ermittelte Verbrecher zu betrachten und den Gouverneur zu bitten, sie verhaften zu lassen und der gesetzlichen Strafe zu übergeben.

13. Sept. Totoma (Nordlivl.). Auf der Hoflage Lichtenhof wird eine Scheune mit der ganzen Gersten- und Hafterernte in Brand gesteckt.

13. Sept. Pernau. Aus der Zintenhoffschen Apotheke werden starkwirkende Gifte gestohlen, während alle andern Waren und sogar die Kasse unberührt bleiben.

13. Sept. Libau. Die Kondukteure und Wagenführer der Straßenbahn treten in den Ausstand. Am Abend vorher wird

ein Bohnwagen auf der Alexanderstraße mit Steinen bombardiert und dabei mehrere Scheiben zertrümmert und der Schaffner verletzt. — Der Verkehr wird eingestellt und sämtliche Angestellte entlassen.

14. Sept. Dorpat. Eine Studentenversammlung („Schodka") berät über Aufnahme oder Nichtaufnahme der Studien. Mit 547 gegen 5 Stimmen sprechen sich die Studierenden für einen Aufschub der Kollegia vorläufig bis zum 20. September aus. Dies wird der Universitätsobrigkeit mitgeteilt. Am 15. Sept., dem von der Universitätsobrigkeit festgesetzten eigentlichen Termin des Beginns der Vorlesungen, machen nur einige Studenten den Versuch, mit den Kollegia zu beginnen, sie geben diese Absicht jedoch nach einer Besprechung mit den betr. Dozenten wieder auf.

14. Sept. Poperwahlen (Kurl.) Auf einen vor den Fenstern des Herrenhauses nachts wachenden Buschwächter wird aus dem Hinterhalt geschossen. Er bleibt unverletzt. — In derselben Nacht werden in dem in der Nähe liegenden Garten des Pastorats Erwohlen 30 Obstbäume boswillig vernichtet.

14. Sept. Hapsal. Auf den Gutsbesitzer v. K. wird, als er auf der Landstraße zu Wagen den Weißenfeldschen Ring Wolgemutha passiert, ein Revolverschuß abgefeuert, der aber fehlgeht.

15. Sept. Dubenalken (Kurland). Die Monopolbude wird nachts von 4 Leuten beraubt und die Flaschen zertrümmert.

15. Sept. Station Marienhof (Kreis Hasenpoth, Kurl.). Der Stationschef Rumschewitz wird ermordet. Er hatte im Stationskontor 2 Männer bemerkt, die sich an der Kasse zu schaffen machten. Auf seine Frage, was sie bei der Kasse suchen, feuerte der eine Eindringling aus unmittelbarer Nähe einen Schuß ab, der ihn an der Schulter und seine hinter ihm stehende Frau am Arm verwundete. Nun flüchtete er mit seiner Frau und suchte vom Hof aus in seine Privatwohnung zu gelangen. Die ihm nachgefeuerte zweite Kugel ging fehl. Inzwischen war der zweite Verbrecher auch auf den Hof gelangt und feuerte von dort aus einen dritten Schuß ab, der den Stationschef im Rücken traf. Der Getroffene fiel tot nieder. Die Frau suchte Rettung in einer unweit belegenen Wächterhütte. Ehe Hilfe erlangt werden konnte, beraubten die Mörder die Kasse, wälzten den Ermordeten auf den Rücken, um ihm noch die Taschen zu durchsuchen, zertrümmerten die Fenster und Laternen des Stationsgebäudes und suchten dann das Weite.

15. Sept. Alt-Ottenhof (Livl.). Im Rauschegesinde wird eine Scheune mit der ganzen diesjährigen Ernte in Brand gesteckt, einem andern Wirten wird nachts aller Saatflachs vernichtet.

15. Sept. Bersohn (Livl.). Einige Schüler der Bersohnschen Schule waren eifrig damit beschäftigt, die in nächster Nähe der Schule vorbeiführende Telephonleitung zu zerstören, während der Schulmeister der Arbeit der ihm anvertrauten Jugend zusah, als plötzlich Kosaken erschienen und dem „Idyll" ein jähes Ende bereiteten.
16. Sept. Nordlivland. In Repshof werden nachts vier Wirtschaftsgebäude niedergebrannt und in derselben Nacht in Terrastfer eine Miege mit Stroh.
16. Sept. Riga. Die lettische Zeitung „Mahjas Weefis" wendet sich in einem Artikel gegen die anarchistischen Untaten und verurteilt sie scharf. Nach einer Bemerkung der „Rigas Awise" tritt jetzt die ganze lettische Presse ernstlich gegen die Unruhestifter auf, mit Ausnahme dreier Blätter: des „Balt. Westn.", der „Deenas Lapa" und des „Apkats"
16. Sept. Gothensee (Nordlivl.). Durch Brandstiftung wird eine Scheune mit der Sommerkornernte und der Dreschmaschine eingeäschert.
16. Sept. Bersohn (Südlivl.). Ein nach Bersohn fahrender Herr wird auf der Straße von einer Anzahl halbwüchsiger Jungen überfallen, sein Pferd angehalten und er selbst mit Knütteln und Steinen bedroht. Er befreit sich durch einige kräftige Faustschenhiebe.
16. Sept. Kegel (Estl.). Auf der Landstraße wird der Bauer Lutland hinterrücks ermordet. Es liegt ein Racheakt vor.
17. Sept. Libau. Von den sechs jüdischen Stadtverordneten legen vier ihr Mandat nieder, da sie nicht von der Bevölkerung gewählt, sondern von der Administration ernannt seien, und da sie es in jetziger Zeit nicht mehr mit ihren Ueberzeugungen vereinbaren könnten, an den Arbeiten der Stadtverordneten-Versammlung teilzunehmen. Es sind das: die Herren Ehasberg jun., Nachmann, Sotomonowitsch und Behrmann.
17. Sept. Grünhof (Kurl.). Das Jaunsem-Gesinde wird von 3 Bewaffneten überfallen, die 2 Schüsse durchs Fenster abgeben, ohne jedoch jemand zu treffen. — Einige Stunden später wird auch das Gudrik-Gesinde überfallen. Hier werden, als der Wirt nicht öffnen wollte, 4 Schüsse durchs Fenster abgegeben, durch die der Wirt nicht unerheblich verwundet wird. — In derselben Nacht wird in der Nähe des Beigutes Deggenhof der Kutscher des Gr.-Eckauschen Kreischefgehütfen von 3 Kerlen überfallen und beraubt. — Viele gutgesinnte Leute der Umgegend erhalten Schmäh- und Drohbriefe und die streng untersagten Versammlungen beginnen bereits wieder vielfach stattzufinden.

17. Sept. Lemburg (Livl.). Zwei gutgekleidete Männer erzwingen in der Monopolbude die Auslieferung der Kasse und stellen über den Empfang des Geldes eine Quittung aus.

17. Sept. Riga. Auf den Straßen werden die Passanten in diesen Tagen durch Polizei und Soldaten nach Waffen durchsucht. Es werden viele Personen festgestellt, die ohne Erlaubnis Waffen bei sich tragen.

— Eine Monopolbude in der Revaler Str. wird von einer Anzahl anscheinend dem Arbeiterstande angehörigen Personen beraubt.

17. Sept. Kroppenhof (SKwl.). Zwei Heuscheunen werden niedergebrannt und zwei Tage später noch eine Scheune mit fast der gesamten Getreideernte

18. Sept. Riga. Das „Rig Tagebl." schreibt in einem Artikel: „Die Bekämpfung der Revolution ist jetzt viel schwieriger, als es noch vor mehreren Monaten der Fall war. Hierzulande hat die Bewegung weite Kreise gezogen, die Zahl der Anhänger der Anarchisten ist schnell gewachsen und der Glaube an das baldige Bevorstehen einer allgemeinen Revolution hat sich in den Köpfen vieler festgesetzt. Jetzt bedarf es eines sehr viel schärferen Vorgehens, als zu Beginn der Bewegung, und unbeugsamer Strenge, wenn die Revolutionäre und ihre Anhänger wirklich zur Ueberzeugung gelangen sollen, daß es der Regierung mit ihrer Bekämpfung ernst ist und daß es keine Revolution geben soll. Wenn aber die erforderliche Energie dargangesetzt und vor außerordentlichen Maßnahmen nicht zurückgeschreckt wird, dann wird der Erfolg schließlich nicht ausbleiben. . . . Die bloß dekorative, auf Drohung allein berechnete Verwendung des Militärs hat ja sogar in dem Anfangsstadium der Bewegung nicht den geringsten Effekt gemacht, ebensowenig hatte es einen Wert, daß man sich damit begnügte, die Banden nur zu zerstreuen. Wo aber Revolutionäre dingfest gemacht und überführt sind, da muß die ganze Strenge des Gesetzes walten. Anarchistische Meuchelmörder haben vor allem keinen Anspruch auf Milde, und an ihnen, denen ein Menschenleben nichts gilt, muß ein Exempel statuiert werden, damit ihre Anhänger nicht im Zweifel bleiben können, daß wirklicher Ernst gemacht wird. Verurteilung etwa zu Zwangsarbeit würde einen sehr viel geringeren Eindruck machen, nicht abschreckend genug wirken: man hofft auf jener Seite doch auf die allgemeine Revolution, man rechnet auf gewaltsame Befreiung, auf Flucht, auf Amnestie — kurz, die Sache nimmt sich nicht so ernst aus, als es sein müßte. . ." — —

Unter den Verfügungen des temp. kurländischen Generalgouvernements finden sich in der „Kurl. Gouv.-Ztg." vom 6. Sept. u. a. folgende verzeichnet: Ein mit einem Revolver bewaffneter

Bauer hatte beim Irrlaufschen Kruge rastende Reservisten aufzuwiegeln gesucht; er wird einer Gefängnishaft von 2 Monaten unterzogen und der Revolver konfisziert. — Zwei Leute hatten in einem Trakteur in Griwa die Bekanntmachungen des Generalgouvernements abgerissen; sie erhalten dafür eine Gefängnishaft von 3 Monaten. — Drei Bauern hatten auf dem Jahrmarkt zu Zabeln die Menge zum Widerstand gegen die Polizei und die Soldaten aufgestachelt; sie erhalten dafür einen Monat Gefängnis.

18. Sept. Grobin (Kurl.). Auf der Libau-Hasenpother Bahn sind in der Nähe Grobins Schwellen und Balken auf die Schienen gelegt. Eine Zugentgleisung wird durch die Aufmerksamkeit des Maschinisten verhütet — Ein ähnlicher Vorfall wiederholt sich am 22. Sept. Das veranlaßt die Bewachung der Linie durch Militär.

18. Sept. Mahrzen (Livl.). Hinter der Station Mahrzen sind Bolken über die Schienen der Zufuhrbahn gelegt. Der fällige Zug wird jedoch noch rechtzeitig zum Stehen gebracht.

18. Sept. Soguitz (Nordlivl.). Die Kirchentüren erweisen sich gesperrt durch in die Schlüssellöcher eingeschlagene Nägel.

19. Sept. Riga. Auf Bitten älterer Arbeiter begann die Wiederaufnahme der Arbeiter. Das Ausscheiden fand in den Bureaus im Gewerbeverein statt, wurde jedoch unterbrochen, da unter die wartenden Leute eine Stinkbombe geworfen wurde.

19. Sept. Reval. In der Waggonfabrik „Dwigatel" findet ein Krawall statt. Gegen 200 Arbeiter aus der Schmiede wollen den Meister A. Timmermann „in den Sack stecken". Er flüchtet vor ihnen in den Wasserturm, wird verfolgt und muß die Angreifer durch Schüsse abwehren. Er wird schließlich durch den Fabrikdirektor und einige Beamte gerettet.

20. Sept. Schlock (Kr. Riga). Eine Bande von ca. 6 bewaffneten und maskierten Leuten überfällt die Monopolbude, beraubt die Kasse, zerschlagt die Flaschen und demoliert die Fenster. Dann entfernen sie sich mit dem Versprechen, über das empfangene Geld eine Quittung zu senden.

20. Sept. Uexküll (SKivl.). Der ehemalige Lehrer und Gemeindeschreiber P. Peterson wird in seinem Gesinde Tamma durch einen Schuß durchs Fenster getötet.

20. Sept. Jewe (Estland). Als ein Schutzmann einen Bauern wegen groben Unfugs verhaften will, widersetzt sich dieser, zwei andre eilen ihm dabei zu Hilfe. Der Schutzmann wird dabei durch Knüppelschläge und Messerstiche verwundet.

21. Sept. Weißenfeld (Estl.). Die Maschinenriege mit fast der ganzen Getreideernte und eine Feldscheune werden das Opfer einer Brandstiftung.

22. Sept. Libau. Ende des Streiks der Straßenbahn-Angestellten. Die als unruhige Elemente Entlassenen werden nicht wieder angestellt. Da die übrigen von diesen bedroht sind, so wird den fahrenden Wagen militärischer Schutz beigegeben.

22. Sept. Kirchsp. Koddafer. Auf dem Jaegelschen Beigut Mekkart wird eine Riege mit der ganzen Ernte an Sommerkorn und Stroh niedergebrannt.

22. Sept. Altenwoga (SEstl.). Die Monopolbude wird von mit Mauserpistolen und Browningus bewaffneten Leuten überfallen, die Flaschen zertrümmert und die Kasse beraubt. Der Verkäufer wird mit dem Tode bedroht, falls in dem Lokal künftig noch Schnaps ꝛc. verkauft würde.

22. Sept. Ueber die revolutionäre Bewegung in Kur- und Livland äußert sich ein Herr Bodisco in den „Mosk. Wedomosti" wie folgt: „Ich kenne Libau und das baltische Land schon lange. Vor zwei Jahren war ich veranlaßt, mich hier zwei Monate aufzuhalten, und ich konnte nicht umhin, über die Ordnung und Ruhe zu staunen, die in diesem Jahre im Vergleich mit dem zentralen Rußland herrschten, was ich denn auch damals vielen Personen gegenüber aussprach, mit denen ich bekannt wurde und die die Richtigkeit der von mir gewonnenen Eindrücke bestätigten. Freilich waren auch einige Klagen und Hinweise darauf zu vernehmen, daß die Ordnung gestört zu werden beginne, als auf die Ursachen hieran wiesen Deutsche wie Letten auf das milde, liberale Gericht hin, das Verbrechen nicht bestraft und in ihnen die Ueberzeugung der Straflosigkeit erweckt. Man wies auch auf den entsittlichenden Einfluß der russischen Lehrer der Gymnasien hin, die in der Mehrzahl Atheisten und Antimonarchisten sind, man war erstaunt sowohl über die lockeren Sitten (распущенность) der russischen Beamtenschaft, als namentlich über die Kurzsichtigkeit der Zentralbehörden, die sich so nachlässig gegenüber dem sittlichen Niveau der Jugenderzieher verhielten. Ich registriere diese Bemerkungen Ortseingesessener als ernsteste Aufmerksamkeit verdienend, als auf die Ursachen hindeutend, die die gegenwärtige traurige Lage des Landes und seine Zersetzung zur Folge gehabt haben. Das liberale Gericht und das russische atheistische Lehrerpersonal haben im baltischen Lande den Boden dafür bereitet, was in der Sprache der modernen Psychopathen „Fortschritt" genannt wird, in der Sprache gesunddenkender Leute aber Unordnung, Zersetzung, Anarchie heißt."

23. Sept. Dorpat. Die „Nordl. Ztg." veröffentlicht einen Appell an alle in Liv-, Est- und Kurland lebenden Menschen, in dem es heißt. „Was um euch geschieht, seht und hört ihr

täglich. Erkennet also, daß ihr jetzt zuerst eine einzige Aufgabe zu erfüllen habt, vor der alles andere zurücktreten muß. Haltet es daher nicht nur für frivol, im Taumel der Zerstreuungen das eine zu vergessen, was zuerst abgemacht werden muß, sondern laßt überhaupt alles andere beiseite: Predigtsynoden, Haushaltungskurse und landwirtschaftliche Ausstellungen. Sonst wird bald kein Geistlicher mehr am Leben sein, sich zu versammeln; kein Haus wird zu bestellen und nichts für die Landwirtschaft wird mehr auszustellen sein. Mit alledem könnt ihr euch nachher noch rechtzeitig befassen; jetzt aber gibt es für alle und jeden nur eine einzige, in brüderlicher Einigkeit zu vollziehende Aufgabe: die anarchistischen Mörder, Diebe und Brandstifter aufzuspüren und zu bestrafen. Lernt von ihnen! Denn die Kinder der Finsternis sind bis jetzt klüger als die Kinder des Lichts. Sie sind einig und daher stark; einem einigen Bunde kann nur ein einiger Bund gegenübertreten. Sie tun nichts weiter als das eine. Tut ihr auch nichts weiter als das eine! — Nicht mit Reden und Beschlüssen und Zeitungsaufrufen, wie dieser hier, saubern mit der Tat. Denkt einstweilen nicht an „moralische Beeinflussung", sondern seid praktisch. Denn bis die moralische Beeinflussung wirken könnte, ist niemand mehr da, ihre Früchte zu genießen."

23. Sept. Riga. Die Russisch-Baltische Waggonfabrik nimmt ihren Betrieb mit etwa 2000 Arbeitern wieder auf.

23. Sept. Libau. Ein Meister der Eisenbahnwerkstätten, der bereits 26 Jahre lang sein Amt bekleidet hatte, wird von den Arbeitern in einen Sack gesteckt und aus der Werkstatt hinausgefahrt.

24. Sept. Reval. Ein Beamter der Wiegandschen Fabrik wird durch einen durchs Konturfenster geschleuderten Stein erheblich verletzt.

ca. 25. Sept. In Zierau und Dserwen (Kreis Hasenpoth) werden zwei Bahnwachten von Bewaffneten mit Gewalt Flinten und Munition abgenommen.

25. Sept. Libau. Eine Geheimdruckerei des Libauschen sozialdemokratischen Komitees wird von der Polizei aufgehoben.

25. Sept. Riga. Nachts überfallen 4 Leute in der Wilnaschen Straße zwei Schutzleute und verwunden einen von ihnen durch einen Messerstich.

ca. 25. Sept. Jakobstadt (Kurl). Ein Volksschullehrer D., der sich stets von den sozialistischen Umtrieben ferngehalten, hatte sich infolgedessen viele Feinde zugezogen, die ihn schließlich bei der Gemeinde um seine Stelle brachten. Zum 1. Oktober sollte er das Schulhaus räumen. Da erscheint einige Tage vorher ein fremder Mann in der Wohnung, findet aber den

Lehrer nicht zu Hause. Die Frau D.'s empfängt den Fremden, redet eine Zeitlang mit ihm, worauf sie ihn bis zur Tür geleitet. Da kehrt der Mensch sich plötzlich um und gibt zwei Schüsse auf die nichts Ahnende ab, die sie sofort hinstrecken. Als der Gatte heimkehrt, findet er seine Frau tot am Boden liegen, ihr zu Häupten aber sitzt weinend sein kleines Gjähriges Töchterchen, der einzige Zeuge der scheußlichen Untat.

25. Sept. Libau. Bei der Verfolgung dreier verdächtiger Personen in der Feldstraße wird ein Schutzmann von einem von diesen durch 2 Revolverschüsse ermordet.

26. Sept. Nitau (Livl.) In einem Kruge bei Nitau erscheinen zwei bewaffnete Männer, nehmen dem Krüger die Patente ab und verbieten ihm unter Drohungen den weiteren Handel mit Getränken.

26. Sept. Kersel (Kiwl.). Eine Heuscheune wird niedergebrannt und der mutmaßliche Brandstifter ergriffen.

26. Sept. Südlivland. In einem schon Ende August geschriebenen Briefe eines lettischen Aufsehers in Selgowsky (Kis Vorsohn), der von der Tagespresse veröffentlicht wird, heißt es u. a.: „Bei uns kommt es auf den Gütern zu den verschiedensten Verwüstungen und allnächtlich künden Feuerflammen den Brand von Gesinden an. Von den Leuten hört man sagen, daß die Güter niedergebrannt und die Habe der Gutsbesitzer geraubt werden müsse. Wer damit nicht einverstanden ist, muß als Spion erschlagen oder seine Habe muß gleich der des Gutsbesitzers geraubt oder verbrannt werden. Das ist bei uns in Selgowsky, wo der Herd und Hauptsitz der Demokraten sich befindet und wo von keiner Seite Schritte zum Schutz getan werden, zu hören. Klubs werden in Ordnung gebracht, Ueberfälle werden vorbereitet, nachts kommt es zu Versammlungen, auf welchen neue Unternehmungen beraten werden."

27. Sept. Salisburg und St. Matthiae. Eine Bande Revolutionäre überfällt Gemeindehaus und Monopolbuden. Die Leute waren am hellen Tage mit der Bahn in Wolmar eingetroffen, hatten dann auf der Pferdepost zwei Equipagen bestellt und waren nach St. Matthiae und von dort nach Salisburg und weiter nach Papendorf gefahren, indem sie die Poststrechte mit dem Revolver in der Hand immer wieder zum Weiterfahren zwangen. — Ein Augenzeuge berichtet über den Vorfall wie folgt:

Gestern um 1/28 Uhr abends wurde nach Salisburg aus Matthiae telephoniert, eine fremde revolutionäre Bande, die aus Wolmar in zwei Equipagen eingetroffen wäre, habe dort die Monopolbude demoliert und beraubt. Ein Mann der

Bande habe beim Kaufmann Kilhon den Telephonapparat zerstört, daraufhin verhaftet, sei er im Gemeindehaus interniert, von seinen Komplicen jedoch wieder befreit worden, worauf die Bande die Akten des Gemeindegerichts in Brand gesteckt und das Kaiserbild durchschossen hatte. Den ihnen hierauf begegnenden oben erwähnten Kaufmann hätten sie mit 3 Schuß niedergestreckt und sich dann zur nahe gelegenen Telephonzentrale, die sie völlig demolierten, begeben. Auf diese Nachricht hin fuhr ich mit Herrn v. E. nach Bauenhof zum Schutz. Unterwegs erfuhr ich, daß zum Glück die Telephonverbindung zwischen den Nachbargütern noch nicht zerstört war, daß die Bande Bauenhof passiert und die Richtung nach Saksburg eingeschlagen habe. Herr v. G. folgte der Bande auf dem Fuß. Nach kurzer Zeit begegneten wir einem geschlossenen Vierspänner und einem offenen Dreispänner. Wir ließen sie passieren, um uns mit Herrn v. G. zu vereinigen. Unterdessen trafen auch die uns nachgefahrenen Landgendarmen ein, die sich uns nun bei der Verfolgung anschlossen. Kurz vor Mitternacht trafen wir im Flecken Saksburg, wo uns Baron B. mit einigen Hofesleuten erwartete, ein. Wir eilten durch Gärten vor die Monopolbude und postierten uns in ausgedehnter Kette ihr gegenüber. Als die Bande gleich darauf knapp vorfuhr, wobei 3 Mann vorausgingen und sich zum Demolieren der Bude anschickten, wurde ihnen von unserer Seite ein Halt zugerufen. Im selben Augenblick entwickelte sich von beiden Seiten ein heftiges Gewehr- und Revolverfeuer, es fielen mindestens 50 Schuß. Die Bande sprang auf die Wagen und jagte denselben Weg zurück, wie wir später konstatierten, in der Richtung nach Breslau. Die Verwundungen der Bande ließen sich nicht konstatieren, auf unserer Seite wurde der Bauenhofsche Hofschmied durch eine Kugel in den Hals schwer verwundet, Herrn v. G. ging eine Browningkugel dicht an der Hüfte durch Rock und Paletot, Baron B. erhielt eine leichte Kontusion am Schienbein. Die Stärke der Bande belief sich auf zirka 12—14 Mann, auf unserer Seite beteiligten sich nur 9 Mann am Kampf. — Am andern Morgen passierte ein fremder Mann den Mittelhofschen Prahm, nachdem er sich nach der nächsten Eisenbahnstation erkundigt hatte und damit renommierte, am Ueberfall in Matthias beteiligt gewesen zu sein. Mit Hülfe der Saksburgschen Landgendarmen und telegraphisch aus Breslau herbeigerufener Kosaken gelang es diesen Mann dingfest zu machen. Ein Schrotschuß, der ihn getroffen, bei seiner starken Bekleidung (3 Hemden, ein seidenes, und stark wattierter Oberkleider) ihn jedoch nur leicht an der Hand verletzt hatte, bewies, daß er auch in Saksburg gewesen war.

Wie er später gestand, war er bei der eiligen Flucht nicht mehr auf den Wagen gekommen und hatte sich die Nacht verborgen gehalten. Die vollkommene Ortsunkenntnis des Verhafteten (er hatte sich beim Prahm nach Ramoschky erkundigt) ließ vermuten, daß es sich um eine kurländische Bande handelt, was sich bei Festnahme des Uebeltäters auch bestätigte. Leider konnte nach dem nächtlichen Kampf eine Verfolgung der Flüchtenden Bande nicht aufgenommen werden, da die Straßen plötzlich von Einwohnern des Fleckens stark belebt waren und sich in der Dunkelheit Freund und Feind nicht unterscheiden ließ.

27. Sept. In Dondangen (Kurl.) sind in der letzten Zeit eine Anzahl revolutionärer Agitatoren arretiert worden, unter ihnen der Lehrer Danziger, der Schreiber Sauleskalns und Dr. Buschewitz, der administrativ nach Archangelsk verbannt wurde.

— Einer Anzahl Buschwächtern wurden Scheunen mit Heu und Getreide in Brand gesteckt, einem eine Stute mitsamt dem Fohlen getötet.

27. Sept. Riga. In der Alexeistraße wird eine Monopolbude von mehreren gutgekleideten Leuten überfallen und die Kasse beraubt.

27. Sept. Libau. In die Wohnung des Direktors der Libauschen Molkerei dringt ein Mann ein, raubt Geld und beschädigt oder zerschneidet das Mobiliar mit einem Messer.

— Nach der „Kurl. Gouv.-Ztg." sind seit Ende August in mehr als 20 Fällen Beschädigungen der Telephonleitungen ausgeführt worden. — Von den 90 Monopolbuden in Kurland sind bisher 12 zerstört worden, davon eine (in Dondangen) durch Niederbrennen.

27. Sept. Grünhof (Kurl.). Im Auermündeschen Tschirne-Gesinde brennt eine Scheune mit einer Dreschmaschine nieder. Es liegt ein Racheakt vor gegen den Besitzer der von dem Gesindewirt gemieteten Maschine, der zu den besseren Elementen der Grünhofschen Gemeinde gehörte.

28. Sept. Riga. Eine Monopolbude an der Mitauer Chaussee wird von drei gutgekleideten Leuten überfallen und die Kasse beraubt.

28. Sept. Reval. Im Gouvernementsgefängnis bricht unter den Arrestanten eine Revolte aus. Sie brechen in einer Zelle die Eisenstäbe an der Tür heraus und dringen in den Korridor, wo ihnen die Wächter entgegentreten. Die Arrestanten löschen die Lampe aus, worauf die Wächter in der Dunkelheit einige Schüsse abgeben, durch welche drei Arrestanten verwundet werden. Damit hat die Revolte ein Ende.

28. Sept. Berſohn (SLivl.). Eine bewaffnete Bande raubt dem Buſchwächter auf dem bei Neu-Kalzenau gelegenen Berſohnſchen Streuſtück Arron „im Auftrage der ſozialdemokratiſchen Partei“ die Flinte und einem benachbarten Geſindewirt 100 Rbl.

— Auf den Beſitzer von Schloß Berſohn, v. Berens, und ſeine Schweſter wird auf einer Fahrt ein Mordverſuch ausgeführt, indem aus dem Hinterhalt 6 Schüſſe auf ſie abgefeuert werden, die jedoch fehlgehen. — Am ſelben Tage wird das v. Berensſche Erbbegräbnis auf dem Berſohnſchen Kirchhof demoliert, indem eine Urne vom Poſtament geriſſen und ein eiſernes Kreuz abgebrochen werden.

28. Sept. Rutzau (Kurl.). Der Rutzauſche Landgendarm wird auf der Landſtraße von 4 Leuten, die ſich kurz zuvor in einem Geſinde für Agenten des ſozialdemokratiſchen Komitees ausgegeben hatten, durch Revolverſchüſſe ermordet.

29. Sept. Seßwegen (SLivl.). Der Selſauſche Landgendarm, der zum Marktlage erſchienen war, wird mit Knütteln und Steinen niedergeſchlagen und tötlich verwundet.

29. Sept. Oberbartau (Kurl.). Der Verkäufer der Monopolbude wird ermordet. Bereits am 19. Sept. war auf ihn ein Ueberfall verſucht worden, der aber mißlang. Diesmal erſchienen 4 Leute — dieſelben, die tags zuvor den Rutzauſchen Landgendarmen ermordet hatten — in der Bude und verlangten namens der ſozialdemokratiſchen Partei die Kaſſe und die Bücher „zur Reviſion“. Als der Verkäufer die Herausgabe verweigerte, töteten ſie ihn durch 8 Schüſſe, bemächtigten ſich der Kaſſe (die jedoch nichts enthielt) und der Bücher und demolierten die Getränkeflaſchen.

29. Sept. Waſſalem (Eſtl.). Eine große gefüllte Kleeſcheune ſowie ein Mühlengebäude werden niedergebrannt.

29. Sept. Taurup (SLivl.). Auf einem Geſinde werden zwei gefüllte Futterſcheunen niedergebrannt.

29. Sept. Dondangen (Kurl.). Ein Gutsknecht wird auf der Landſtraße hinterrücks erſchoſſen.

ca. 29. Sept. Piſſen (Kurl.). Im Maſchinenraum des Piſſenſchen Leuchtturms werden Waffen, Patronen und 40 friſche Rehfelle gefunden.

30. Sept. Kokenhuſen. Auf das Kluſche Geſinde wird nachts ein Ueberfall von bewaffneten Leuten verübt und der Wirt durch Drohungen zur Herausgabe einer Geldſumme gezwungen. Eine Magd, die um Hülfe rufen wollte, erhält einen Schuß in den Arm.

Sept./Oktober. Dorpat. „Streik"-Bewegung an der Universität. Nachdem bereits mehrfach studentische Versammlungen darüber beraten hatten, ob die seit dem Januar unterbrochenen Studien (vgl. zum 25., 26. Januar) wieder aufgenommen werden sollen oder nicht, findet am 20. September um 2 Uhr mittags zur Entscheidung der Frage in der Universitätsaula eine allgemeine Studenten „Schodka" statt. Es waren 1041 Studenten anwesend, fast ausschließlich russische und jüdische, während von den Korporellen nur vereinzelte hingekommen waren. Eine neue Erscheinung war dabei, daß auf der Galerie auch ca. 300 fremde Personen sich eingefunden hatten, meist Veterinäre und Damen, aber auch sogar Schuljungen. — Nachdem zunächst ein „Bureau der Studierenden" erwählt war mit dem stud. Sambikin als Präses, wurde über die zwei Punkte der Tagesordnung verhandelt: die gegenwärtige politische Lage und die Stellung der Studenten dazu. Das Reden dauerte bis 9 Uhr abends, viele sprachen sich für die Wiederaufnahme der Vorlesungen aus, betonten dabei aber alle, daß solches nur zwecks einer noch größeren Kampfbereitschaft der Studenten zu geschehen habe und das Studium dabei Nebensache sei. Andre waren für Fortsetzung des Streiks, da man sich gegenwärtig im Innern des Reiches nützlicher machen könne als in Jurjew. Die sodann vorgenommene Abstimmung ergab, daß 868 Studenten für die Eröffnung der Universität und 156 für die Fortsetzung des Streiks waren. Die 868 Stimmen repräsentierten allerdings drei verschiedene Gruppen, es waren nämlich darunter, wie eine Spezialabstimmung an einem der nächsten Tage ergab, solche, die dafür gestimmt hatten, um sich ausschließlich mit dem Studium zu beschäftigen — 149; solche, die dadurch die Möglichkeit erlangen wollten, sich noch intensiver mit Politik zu beschäftigen — 154; solche, die Studium und Politik treiben vereinigen wollten — 454. — Nach der Abstimmung am 20. Sept. wurde bei Versammlung ein schriftlicher Antrag des Chargiertenkonvents überreicht, daß die 425 Stimmen der Korporellen und Wilden, die außerhalb der „Schodka" ebenfalls für die Eröffnung der Universität gestimmt hatten, den 868 Stimmen der „Schodka" zugezählt werden möchten. Die Versammlung beschloß jedoch nach langen Debatten, in denen es nicht an gehässigen Bemerkungen über die Korporationen fehlte — ein heftiger Angreifer sollte sogar auf Beschluß der Versammlung seine Entschuldigung machen —, diese 425 Stimmen nicht den andern zuzuzählen, sondern sie als Separatvotum zu behandeln.

In den nächsten Tagen fanden dann noch mehrfach Versammlungen in der Aula statt, auf denen über eine Reihe

einzelner Fragen verhandelt wurde, so über freies Fachstudium ohne „Kurse“, über die Stellung der Studenten zu einzelnen Professoren usw. Stets war dabei auch fremdes Publikum auf der Galerie. Während einer „Sachodka“ am 29 Sept. lief nun eine Eingabe ein über die einige Tage zuvor erfolgte Verhaftung von 8 Studierenden (7 vom Veterinärinstitut und 1 von der Universität). Die „Sachodka“ beschloß das Professoren-Kollegium zu ersuchen, Schritte zu tun, um die Freilassung der Arretierten zu erwirken und einstweilen den Besuch der Vorlesungen einzustellen. Ein Teil der Anwesenden war jedoch mit dieser Lösung der Frage nicht einverstanden. Als nun dieser Haufe mit Gesang revolutionärer Lieder die Universität verließ, stieß er gleich bei der Universität auf ein Aufgebot von Polizisten, was viele veranlaßte über den Damm hin sich zu entfernen. Ein Teil der Demonstranten blieb jedoch zurück und aus ihrer Mitte fiel ein Schuß, durch den ein Schutzmann verwundet wurde. Der Studierende, der geschossen hatte (ein Veterinär), wurde sofort verhaftet. — Inzwischen war der Rektor der Universität, Prof. E. Passek, in der Aula erschienen. Er teilte der Versammlung mit, daß er auf den nächsten Tag eine Sitzung des Konseils in Sachen der letzten Vorgänge einberufen habe. Darauf gingen die Versammelten auseinander, wobei außerhalb der Universität wieder revolutionäre Lieder angestimmt wurden. Der Vorgang vor der Universität veranlaßte jedoch den Rektor noch am selben Tage anzukündigen, daß die Kollegia und Praktika an der Universität temporär sistiert seien.

Auf der Konseil-Sitzung am 30. September wurde beschlossen, daß die Universitäts-Inspektion nun auf ausdrückliche Aufforderung des Rektors in den Universitätsräumen in Funktion treten dürfe, und ferner, darum nachzusuchen, daß die auf administrative Verfügung verhafteten Studierenden freigelassen würden und zu diesem Zweck an den Kurator ein entsprechendes Gesuch zur Weiterbeförderung an das Ministerium einzureichen. Der Rektor reiste in dieser Angelegenheit dann persönlich nach Riga. —

In den nächsten Tagen wurden dann in der Tat die Verhafteten bis auf 2 freigelassen. — Am 3. Oktober fand wiederum eine von etwa 1000 Studenten und vielen andren Personen jeglichen Standes und Alters besuchte „Sachodka“ in der Aula statt. Hier erschien auch der Rektor persönlich und verlas folgendes Telegramm des livländischen Gouverneurs Swegintzew: „Habe den Polizeimeister beauftragt, die auf Grund der Bestimmungen über den verstärkten Schutz arretierten Studenten aus der Haft zu entlassen, und hoffe, daß die

Studentenschaft diesen Akt des Vertrauens gebührend würdigen wird." Im Anschluß daran sprach der Rektor die Erwartung aus, daß die Studenten nun ungesäumt den Besuch der Vorlesungen wieder aufnehmen würden. — Die Versammlung war jedoch der Meinung, daß zur Wiedereröffnung der Universität ein besonderer Beschluß der „Sschodka" erforderlich sei, worauf der Rektor zusagte, eine Mitteilung darüber abwarten zu wollen, worauf er die Aula verließ. Die „Sschodka" beschloß sodann die Frage am folgenden Tage zu besprechen, jedoch jedenfalls nicht früher, als bis die freigelassenen Studenten persönlich vor der Versammlung zu erscheinen in der Lage seien. Bald darauf erschienen nun auch letztere, mit lautem Applaus begrüßt, und berichteten über ihre Erlebnisse.

Am 4. Oktober fand abermals eine „Sschodka" statt, auf der über die Frage der Wiederaufnahme des am 29. Sept. unterbrochenen Studiums beraten wurde. Fast alle Redner sprachen sich dafür aus, den Streik erst dann zu beenden, wenn auch die beiden noch inhaftierten Studenten freigelassen wären, einige wollten sogar den Streik ohne weiteres für den ganzen Rest des Semesters proklamiert wissen. Die endlich vorgenommene Abstimmung ergab, daß 560 Stimmen für die Wiederaufnahme des Studiums und 516 für den Streik waren. Daher beschloß man auf einer neuen „Sschodka" nochmals zu ballatieren.

Diese Abstimmung fand am 6. Oktober statt. Zur Versammlung waren etwa 1300 Studierende erschienen, von denen 733 für die Wiederaufnahme des Studiums stimmten und 549 für die Fortsetzung des Streiks. Vorher hatte die Versammlung beschlossen, die Stimmen der Korporationen nicht anzunehmen, wenn sie wieder nachträglich en bloc abgegeben werden sollten, weil die Korporationen früher einmal erklärt hätten, daß sie die Beschlüsse der „Sschodka" als für sich nicht verbindlich erachteten und sich ihnen nur gezwungen unterwerfen konnten und daß sie sich laut Komment nicht mit politischen Dingen beschäftigten. Den „Wilden" wurde jedoch nach einigen Debatten die Teilnahme an der Abstimmung gestattet. — —

Auch die Studierenden des Veterinärinstituts hielten in dieser Zeit mehrfach Versammlungen ab. Am 25. Sept. beschloß die Majorität, die Studien fortzusetzen. Auf einer weiteren Versammlung am 27. Sept. sprachen sich dann nach viele Stunden langen Debatten 160 Stimmen für Fortsetzung der Vorlesungen und 120 für einen Streik aus, wobei die Minorität erklärte, daß sie ihren Protest auf das energischste zu Geltung bringen werde. Im Institut wurden dann nach dem Vorfall bei der Universität gleichfalls die Vor-

lesungen temporär eingestellt. Am 6. Oktober wurden sie jedoch auf Beschluß des Kollegiums wieder aufgenommen.

September/Oktober. Riga. Im Polytechnikum sollte der Unterricht nach der Unterbrechung im Januar am 1. September wieder aufgenommen werden, wofür auch von seiten der Studierenden selbst unter sich zustimmende Unterschriften gesammelt wurden. Die Eröffnung verzögerte sich jedoch, weil einige Einzelheiten des Lehrplans 2c. nicht rechtzeitig geregelt werden konnten (vgl. Kuppfer, Aus der jüngsten Vergangenheit des Rig. Polyt. Instituts. Riga 1906, S. 52 ff.). Der Beginn wurde sodann auf den 12. Sept. festgesetzt. Drei Tage zuvor hatte das Lehrkomitee sich mit einem Aufruf an die Studentenschaft gewandt, der die ernste Mahnung und Bitte enthielt, sich nun nicht „mit Dingen zu befassen, die keine unmittelbare Beziehung haben zum akademischen Leben." — Allein schon am 12. Sept. wandte sich eine Gruppe Studierender an den Direktor mit der Bitte, den Beginn des Unterrichts aufzuschieben, bis eine allstudentische Versammlung diese Frage „im Zusammenhang mit der allgemeinen Lage im Reiche" erörtert und entschieden haben würde. Der Direktor warnte vor den Folgen eines solchen Schritts; die „Temporären Regeln" vom 27. August, durch welche den Professorenkollegien besondere Vollmachten gewährt würden, seien noch nicht auf das Rigasche Polytechnikum ausgedehnt, die Entscheidung darüber aber stehe in nächster Zeit zu erwarten; danach werde das Lehrkomitee wahrscheinlich in der Lage sein, die Rechte der Studenten zu erweitern. Tags darauf kündigte er durch Anschlag an, daß nach den bis jetzt noch geltenden „Regeln" studentische Versammlungen unzulässig seien.

Indessen, bereits am 15. Sept. fand dennoch eine solche Versammlung, die von etwa 300 Studierenden besucht war, statt, auf der über „die gegenwärtige Lage Rußlands" und das Verhalten der Studenten zu ihr verhandelt wurde. Es sprachen nicht weniger als etwa 50 Redner. Drei Gruppen traten dabei hervor: die eine war schlechthin für den Streik; die zweite war für die Eröffnung des Instituts, aber hauptsächlich um Meetings zur Beratung über die politische Lage zu veranstalten; die dritte und größte Gruppe war für die Wiederaufnahme der Studien. Die Abstimmung über eine Resolution fand auf einer zweiten Versammlung am 16. Sept. statt, an der ca. 700 Studenten teilnahmen. Mit überwältigender Majorität wurde die vom „Koalitionsrat" (den Vertretern verschiedener geheimer studentischen Organisationen, zu denen also die Korporationen in keinerlei Beziehungen standen) vorgeschlagene Resolution, die Studien wieder aufzunehmen, angenommen.

Ferner wurde über das Verhalten einiger Studenten debattiert, das „mit dem Namen eines Studenten nicht vereinbar sei.“ Es handelte sich dabei speziell um die Teilnahme zur Korporation „Baltica“ gehörender Studenten am „Selbstschutz“ auf dem Lande zur Verteidigung des Lebens und Eigentums von Verwandten und Freunden gegen Angriffe revolutionärer Banden. Die Versammlung erwählte eine besondere Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit.

Am 17. Sept. wurden nun die „Temporären Regeln“ vom 17. August auch auf das Rigasche Polytechnikum ausgedehnt und das Lehrkomitee wählte daraufhin aus seiner Mitte eine „Temporäre Kommission“, welche die Beziehungen der Studierenden zum Lehrkörper regeln, bei der Organisation von studentischen Versammlungen usw. mitwirken sollte. Diese Kommission trat am 22. Sept. in Aktion. Die ersten, die sich an sie wandten, waren zwei Studenten, die darum nachsuchten, daß ihnen das vom Direktor beantragte Anschlagen einer Bekanntmachung gestattet werde, in der den Studenten mitgeteilt wird, daß sie etwaiges „Material über gewisse die Studentenschaft kompromittierende Begebenheiten“ der erwähnten Kommission (vgl. o.) in einem bestimmten Auditorium übergeben könnten. Die Professoren-Kommission gestattete den Anschlag mit der Einschränkung, daß darin nicht auf die illegale Versammlung vom 16. Sept. Bezug genommen werden durfte.

Am 23 und 24. Sept. fand dann mit Genehmigung der Temp. Kommission die erste legale Versammlung statt, die von etwa 800 Personen besucht war. Darunter befanden sich auch, trotzdem die ausschließliche Anwesenheit von Studierenden zur Bedingung für die Erlaubnis zur Versammlung gemacht war, eine Anzahl Nichtstudenten, zu denen sogar, wie sich später herausstellte, einer der Instigatoren, der jüdische ehemalige (seit dem Januar ausgetretene) Student Leiser L. .... gehörte. In der „Resolution“ dieser Versammlung hieß es: „Indem die Versammlung die Schließung des „Bureaus“ (so für Arbeitsnachweis für Studenten, das vom Ministerium geschlossen wurde) für einen Akt grober Vergewaltigung der Studentenschaft von seiten der Direktion ansieht“, — verlangt sie seine sofortige Wiederherstellung, widrigenfalls sie sich „das Recht freien Handelns“ vorbehalte. Punkt 2 verlangt die Aufhebung der Beschränkungen bei der Aufnahme ins Polytechnikum (für Juden und andre Nationalitäten und solche, die kein Zeugnis über politische Zuverlässigkeit vorlegen können), und Punkt 3 verwarf die von der Professoren-Kommission festgesetzten Regeln über Versammlungen, und „erklärt“, daß das Einberufen und „der Charakter der Versammlungen vollständig dem Ermessen

der Studentenschaft angeeignet ist und daß die Administration des Instituts nur behufs der Anweisung eines Raumes benachrichtigt werden soll."

Schon am 27. Sept. fand wiederum eine Versammlung statt, zu der vorher keine Genehmigung eingeholt worden war, die jedoch nachträglich gewährt wurde. Auf dieser Versammlung waren auch gegen 40 fremde Personen anwesend. Eine Gruppe Studierender forderte deren Entfernung, was jedoch mit 3—400 gegen ca. 200 Stimmen abgelehnt wurde, worauf diese ca. 200 Studenten unter Protest den Saal verließen und die Professoren-Kommission um einen Raum baten, um gesondert beraten zu können. — Die Zurückbleibenden teilten dem auf ihre Bitte erschienenen Direktor mit, daß 2 Studenten, die sich als Glieder der Kommission in der Selbstschutz-Angelegenheit zu Recherchen nach Rumerhof begeben hatten, dort verhaftet seien, und ersuchten ihn, Schritte zu ihrer Freilassung zu tun. Das versprach der Direktor und die beiden Inhaftierten wurden schon tags darauf entlassen.

Am 28. Sept. beschloß das Lehrkomitee die Zweckmäßigkeit des Arbeitsnachweisbureaus anzuerkennen, ferner die Bildung studentischer Organisationen im Institut unter Mitwirkung der „Temp. Kommission" zuzulassen, und endlich studentische Versammlungen, jedoch ohne die Anwesenheit fremder Personen und mit Genehmigung der „Temp. Kommission" zu gestatten.

Es begann nun unter der Studentenschaft eine lebhafte organisatorische Tätigkeit; die „Wilden" beschlossen sich zu organisieren, eine „akademische Gruppe" war in der Bildung begriffen usw. Da fand am 4. Oktober eine Versammlung statt, die eine Gedächtnisfeier für den am 29. September † Moskauer Professor Fürsten S. N. Trubetzkoj sein sollte. Zu dieser Versammlung hatten sich jedoch auch ca. 100 Nichtstudenten, darunter Schüler und sogar auch Schülerinnen eingefunden. Ein Vorschlag der korporierten Studenten, diese zu entfernen, wurde abgelehnt, worauf die Antragsteller den Saal verließen, die Gedächtnisfeier gesondert abhielten und sodann im Namen von 665 Studierenden gegen das Verhalten jener Versammlung bei der „Temp. Kommission" einen Protest einlegten.

Zum 5. Oktober hatte nun eine Gruppe Studenten, die sich Gesellschaft „Aurora" nannte, ohne vorhergehende Genehmigung eine Versammlung einberufen „zur Beratung über die Veranstaltung eines Vollsmeetings im Institut". Infolgedessen sollten die Türen des Polytechnikums auf Anordnung des Lehrkomitees am 5. Oktober geschlossen bleiben. Von 1 Uhr an begannen zahlreiche Studenten an diesem Tage sich vor dem

Institut zu versammeln und drangen dann, nachdem die Tür von Kameraden von innen aus gewaltsam geöffnet war, ins Restaurant hinein, mit ihnen auch viele fremde Personen. Hier wurde das Mittagessen des Portiers gestohlen, das Telephon verdorben und endlich ein Auditorium mittelst Nachtschlüssel geöffnet, wo dann eine Versammlung abgehalten wurde, welche der Stud. Nik. Zyganko leitete. Diese Versammlung beschloß, nunmehr die politische Tätigkeit über die akademische zu stellen und ihre Beschlüsse, wenn es nicht anders gehe, auch mit illegalen Mitteln durchzuführen. Zugleich faßte sie die Resolution, daß sie in der Schließung des Instituts am 5. Oktober „einen Wortbruch des Lehrkomitees" sehe und bei Wiederholungen „jegliche Beziehungen zur Professoren kommission abbrechen werde."

Nun beschloß das Lehrkomitee, das Polytechnikum zeitweilig zu schließen und die Behörden um Schutz der Gebäude für diese Zeit zu ersuchen. — Am 6. Oktober sammelte sich eine Menge von ca. 200 Studenten und fremden Personen vor dem Polytechnikum und begehrte stürmisch Einlaß. Die Polizei war zur Stelle, doch brauchte sie nicht einzugreifen, da die Ansammlung auf die Aufforderung der Institutsleitung auseinanderging. Eine ähnliche Ansammlung am folgenden Tage wurde durch die Polizei vertrieben, die auch an den folgenden Tagen solche nicht zuließ. Da man gerüchtweise erfahren hatte, daß am 9. Oktober im Polytechnikum ein Volksmeeting veranstaltet werden sollte, so erklärte das Lehrkomitee durch Anschlag, daß es ein solches nicht zulassen könne und die Verantwortung für etwaige Folgen eines Versuches dazu ablehne. — Inzwischen bemühten sich korporelle und verschiedene Gruppen nichtkorporeller Studenten um einen Zusammenschluß aller Elemente, die für eine Fortsetzung des Studiums waren. Sie beschlossen daher auch an den allgemeinen Versammlungen („Sschodken") teilzunehmen, um womöglich durch ihre Stimmzahl die Beschlüsse dieser zu beeinflussen. Nun erfolgte aber am 12. Oktober die Erlaubnis zu öffentlichen Volksversammlungen bei Einhaltung einer gewissen Ordnung. Aber nach dieser Maßregel wuchs überall die Unruhe und Gährung, auch unter den Studierenden des Polytechnikums. Und das änderte sich auch nicht nach dem Allerhöchsten Manifest vom 17. Oktober.

CANCELLED
OCT 1 '76H
SEP 10 '76H